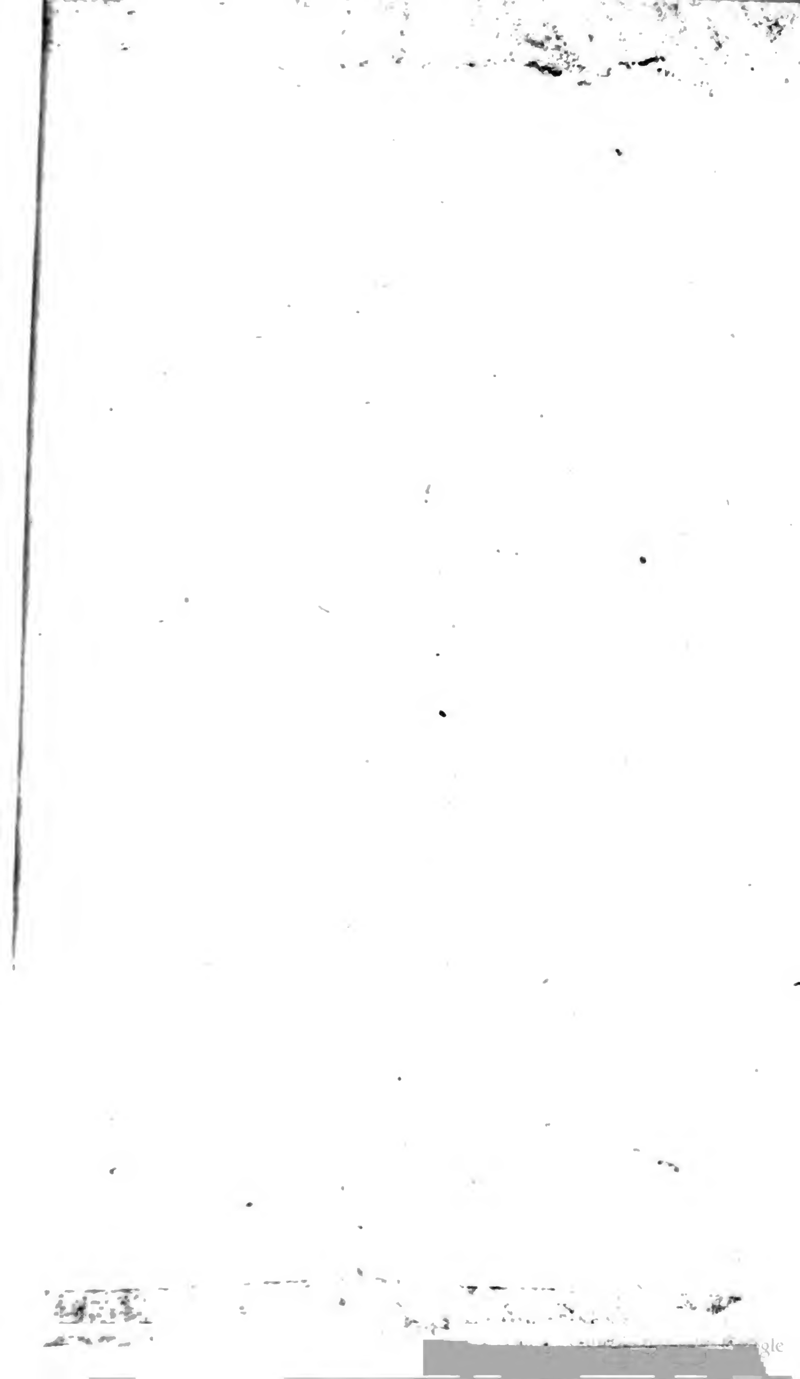




S. 812, 813 ist von einem sehr gut unterrichteten [illegible] der Zustand der niedern Classen [illegible] Landmann's [illegible] Zustand der Menschheit geschildert. [illegible] bestimmt zu [illegible] Stand derselben in Sachsen.

Heidelberger

JAHRBÜCHER

der

Literatur.

Vierzehnter Jahrgang.

Siebentes Heft. July.

Heidelberg,

in der Universitäts-Buchhandlung von August Oswald.

1821.

Die

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur,

erscheinen fortdauernd wöchentlich zu anderthalb Bogen, oder in zwölf Heften zu 6 und 7 Bogen. Diejenigen Professoren aus den verschiedenen Facultäten der hiesigen Universität, welche die Redaction seither übernommen hatten, werden dieselbe auch ferner besorgen, und dadurch das dem Institute in seiner bisherigen Dauer bewiesene Vertrauen auch für die Zukunft sichern. Ohne von dem bestandenen Plane im Wesentlichen abzuweichen, sind von dem Jahre 1821 an, statt der früheren deutschen Typen, lateinische gewählt, um die mannigfach gesuchte Lecture im Auslande zu erleichtern. Ueberdiefs ist seit 1821 durch compresseren Druck der Inhalt vermehrt, und es sollen aufser den ausführlichen Recensionen für jedes Heft verhältnifsmäfsig auch kürzere Anzeigen aufgenommen werden, um dadurch eine möglichst vollständige Uebersicht der gesammten neuesten Literatur zu geben.

Das Intelligenzblatt wird ferner wie bisher aufser der Chronik der Universität 1) *literarische Nachrichten jeder Art*, 2) *Anticritiken*, 3) *Anzeigen des Buch- und Kunsthandels*, aufnehmen, um auch von dieser Seite den Ansprüchen an ein

Allgemeines literarisches Institut

möglichst zu genügen.

Die unter No. 1, 2, 3, erwähnten Gegenstände des Intelligenzblattes bezahlen für die mit kleiner Schrift gedruckte Zeile 1 gr. sächs. oder 4 1/2 Kreuzer rhein.

Sollten Schriftsteller oder Verleger einer baldigen beurtheilenden Anzeige wegen die neuerschienenen Werke einsenden wollen; so wird gebeten, dieselben vermittelst Buchhändler-Gelegenheit unter der Addresse

An die Redaction
der
Jahrbücher der Literatur
in
Heidelberg

der unterzeichneten Verlagshandlung gefälligst zugehen zu lassen.

Der Druck und die Expedition werden prompt und pünktlich besorgt, und letztere posttäglich durch die hiesige löbliche Zeitungsexpedition an alle löblichen Postämter und monatlich durch alle Buchhandlungen statt finden.

Der Preis bleibt der gedachten Erweiterung ungeachtet für den Jahrgang

11 Fl. rhein. oder 6 thlr. 16 gr. sächs.

Vorausbezahlung, und bitten wir, die Bestellungen beym Beginn des Jahrs möglichst zu beschleunigen, da jedes Heft immer mit Anfang des treffenden Monats versendet und die Fortsetzung dadurch in regelmäfsigem Gang gehalten werden soll.

Heidelberg, den 1. December 1820.

August Oswald's
Universitäts-Buchhandlung.

Nro. 40. 1821.

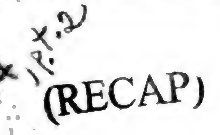
Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Untersuchungen über den Bau und die Functionen des Gehirns, der Nerven und der Sinneswerkzeuge in den verschiedenen Classen und Familien des Thierreichs. Von GOTTFRIED REINHOLD TREVIRANUS, der Med. Doctor und Professor zu Bremen. Bey Heyse in Bremen 1820. 168 S. in 4. Der vermischten Schriften anatomischen und physiologischen Inhalts Dritter Band.

Das Gehirn und Nervensystem, diese das organische und geistige Leben so innigst verkettenden und vermittelnden Gebilde, deren Bau und Verrichtung unter allen Theilen der thierischen Organisation noch am meisten in Dunkel gehüllt ist, sind ohnstreitig diejenigen, deren Erforschung den Arzt, wie den Philosophen, gleich mächtig anzieht. Die Lehre von dem Nervensystem, wenn gleich die wichtigste in der gesammten Physiologie, zeigt sich bey der Bearbeitung aber auch als die schwierigste, denn die Untersuchung seines Baues führt den Physiologen nicht so unmittelbar zur Erkenntnifs der Verrichtungen der Nerven und des Gehirns, wie dies bey andern Organen der Fall ist, wo er schon aus ihrer Structur und Anordnung die Function zu errathen vermag. Das Agens ferner, welches sich in dem Nervensystem wirksam zeigt, wenn es gleich auf alle Lebensäusserungen des Thier-Organismus mehr oder weniger influirt, thut sich weder dem Beobachter durch sichtbare Bewegungen der lebenden Nerven kund, noch ist es dem Chemiker bisher geglückt, Veränderungen in denselben während ihres Wirkens nachzuweisen. Aeusserst schwierig also ist es die Thätigkeitsäusserungen des Nervensystems aufzufassen, und sie in ihrem Wirken zu ergründen.

Was wir bis jetzt Erhebliches über den Bau und die Verrichtungen des Hirns und der Nerven wissen, verdanken wir vorzüglich den vergleichend anatomischen und physiologischen Forschungen. Erwiesen ist es, dafs das Nervensystem im gesammten Thierreich nach einem gewissen Haupttypus organisirt erscheint, und dafs es allmählig im Aufsteigen von den niedern und einfacher gebildeten Thieren zu den höhern im Baue zusammengesetzter und verwickelter ist, in gleichem Grade, wie sich die Erscheinungen des physischen und Seelen-Lebens vervielfältigen. Ferner nehmen wir unverkennbar gewisse Bezie-



hungen zwischen dem Baue des Gehirns und dem Hervortreten der Sinnesorgane wahr. Jenes zeigt sich in den verschiedenen Thierklassen um so zusammengesetzter, und je mehr diese an Zahl und Ausbildung zunehmen, je mehr sich die Berührungspunkte vervielfältigen, durch welche die verschiedenen Qualitäten der Aussenwelt auf das Nervensystem einwirken. Erwiesen endlich ist es, dafs der Mensch, in dem die Nerventhätigkeit nicht blos auf die Erhaltung des Individuums und der Gattung, wie bey den Thier-Organismen, gerichtet ist, sondern wo selbst die Psyche ihr eigenes Wesen zu erforschen strebt, das am meisten zusammengesetzte und ausgebildete Hirn besitzt. Alles dies berechtigt uns also zu dem Schlufs, es existirt eine gewisse Beziehung und ein gewisser Zusammenhang zwischen der Hirn-Organisation und den Thätigkeits-Aeusserungen der Psyche.

Die Richtigkeit dieser Folgerung wird noch durch die Untersuchungen deutscher Anatomen über die Bildung des Hirns im Embryo und Foetus bestätigt. Ihnen zufolge erscheint das Gehirn in den ersten Perioden des werdenden Menschen sehr einfach gebildet und schreitet allmählich zu einer höhern Bildung und Entfaltung fort, wobey es die verschiedenen Organisations-Stufen, ihrem Haupttypus nach durchläuft, auf denen das Gehirn der verschiedenen Classen der Wirbelthiere das ganze Leben hindurch gehemmt erscheint. Wenn sich bey der successiven Bildung des Hirns im Foetus die verschiedenen Hirngebilde nicht entwickeln, die Halbkugeln des grofsen Hirns zu klein bleiben, die grofse Hirn-Commissur getrennt ist, das hintere Horn des Seiten-Ventrikels fehlt u. s. w., so ist damit angeborner Blödsinn und ein gänzliches Unvermögen der psychischen Ausbildung verbunden, wie sich aus den in neuerer Zeit angestellten anatomisch-pathologischen Forschungen ergiebt.

Endlich sprechen noch die bey Verwundungen und manchen Krankheiten eintretenden Veränderungen in der Hirn-Organisation und die damit verbundenen Störungen in den psychischen Thätigkeits-Aeusserungen für die Abhängigkeit der Manifestation des geistigen Lebens von dem Zustande des Hirn-Baues. Fragen wir aber nach der Bedeutung der verschiedenen im Gehirn vorkommenden Gebilde, und nach dem Antheil, den sie im Leben an der Seelenthätigkeit haben, so vermögen wir darüber noch wenig Gewisses zu bestimmen. Nur soviel ergiebt sich aus den bis jetzt angestellten Untersuchungen und Beobachtungen, dafs das grosse Hirn mit seinen Gebilden vorzüglich den höheren psychischen Thätigkeits-Aeusserungen vorstehen müsse, weil wir dasselbe im Menschen im Verhältnifs zur Grösse der

Nerven und zum Rückenmark am gröſsten beobachten, und weil wir wahrnehmen, daſs es verhältniſsmässig in gleichem Grade in den Thieren in Abnahme begriffen ist, wie die Sphäre der Seelenthätigkeiten beschränkter erscheint. Ferner nehmen wir wahr, daſs sich das Gehirn des Menschen durch die zahlreichsten Windungen und die tiefsten Furchen auszeichnet, wodurch eine genaue Verkettung mit dem Blutgefäſssystem bewirkt, und der mit den Lebensäusserungen des Hirns verbundene Wechsel der Materie gesteigert wird, und eben dadurch auch dessen Action an Intensität gewinnt. Durch das Rückenmark werden die Athmungs-Bewegungen erregt, so wie die Bewegungen der Glieder, welche letztere jedoch, wenn sie geregelt und willkürlich erfolgen, wieder durch den Einfluſs des Gehirns bedingt sind. Auch die auf die Erhaltung des individuellen Organismus abzweckenden Triebe mögen zum Theil durch das Rückenmark vermittelt seyn. Das gangliöse Nervensystem endlich scheint vorzüglich die Blutbewegung und die übrigen automatisch erfolgenden Bewegungen, so wie die mit der Ernährung und Absonderung verbundene vital-chemischen Prozesse zu reguliren.

Ueber die Art und Weise wie das Nervensystem im Leben wirkt und über die innern Vorgänge bey seinen Thätigkeitsäusserungen ist durchaus nichs gewisses bekannt. Mehr als wahrscheinlich ist es indeſs, zufolge neuerer Versuche und Beobachtungen, daſs im Nervenſystem, vorzüglich in den grösseren Nervenstoffmassen, dem Gehirne, dem Rückenmark und den Nervenknoten, ein imponderables Agens erzeugt werde, das in seinem Wirken theils der galvanischen Electricität, theils dem Lichte ähnlich zu seyn scheint.

Die Wege, welche dereinst bey weiterer Forschung zur Kenntniſs der Verrichtungen und Bedeutung der verschiedenen Gebilde des Hirns und Nervensystems führen werden, sind die vergleichende Anatomie und Physiologie, die Pathologie und pathologische Anatomie. Durch vergleichend anatomische Untersuchungen müssen wir die verschiedenen Bildungsstufen des Nervensystems in den verschiedenen Thierklassen, Ordnungen, Gattungen und Arten auszumitteln, und deren Beziehung zur übrigen Organisation, zu den Organen der Sinne, der Bewegung, der Verdauung, des Athmens, des Kreislaufs des Blutes, der Absonderung, der Ernährung und Zeugung zu ergründen suchen. Durch Versuche an Thieren müssen wir die Abhängigkeit der verschiedenen Verrichtungen von dem Nervensystem und seinen grössern Massen zu erforschen streben. Beobachtungen über die an Thieren wahrzunehmenden psychischen Erscheinungen in Vergleichung mit ihrem Hirnbau, werden

die wechselseitigen Beziehungen zwischen beiden ins Licht setzen. Durch anatomisch-pathologische Untersuchungen des Nervensystems und des Gehirns im krankhaften Zustande und bey Geisteszerrüttung werden wir zu der Kenntnifs des Causal-Verhältnisses gelangen, das zwischen der abnormen Thätigkeit des Nervensystems und des Gehirns und den Abnormitäten in der Organisation dieser Gebilde im krankhaften Zustande obwaltet. Die Bedingungen und Gesetze nach welchen die Lebenserscheinungen des Nervensystems erfolgen, können möglicher Weise durch fortgesetzte vergleichende anatomische und physiologische, so wie durch pathologische Forschungen und Untersuchungen aufgefunden werden, wenn uns auch gleichwohl das Ansich, der letzte Grund ihres Wirkens für immer ein Räsel bleiben wird. Glückte es indefs nur, die Gesetze und Bedingungen des Nervenlebens zu erforschen, so sind die grossen Fortschritte kaum zu berechnen, die daraus für die Naturkunde der Thier-Organismen, die Psychologie und Heilkunde entspringen werden. Solche Forschungen müssen jedoch auf eine gründlichere und wissenschaftlichere Weise angestellt werden, als die, so Gall zu Markte gebracht hat, denn seine Behauptung, man könne aus der blossen Schädelform die Kräfte des Hirns und Geistes erkennen, ist doch wirklich so absurd, als wenn jemand behaupten wollte, er könne aus der Gestaltung einer Kapsel, die einen Demantring einschliefst, die Güte und den Werth desselben bestimmen.

Der berühmte Verf. vorliegenden Werkes, der sich in seiner trefflichen Biologie, die allein dieses Namens würdig ist, als ein Mann von den umfassendsten Kenntnissen im Gebiete des naturwissenschaftlichen Wissens und als ein ausgezeichneter Critiker bewährte, seit geraumer Zeit mit den Untersuchungen des Gehirns, des Nervensystems und der Sinneswerkzeuge in den verschiedenen Thierklassen beschäftigt, theilt hier in mehreren Abhandlungen einige Früchte seines Forschens mit, die uns um so willkommener seyn müssen, weil sie aus der Natur selbst geschöpft sind. Die erste Abhandlung, über die Verschiedenheiten der Gestalt und Lage der Hirnorgane in den verschiedenen Classen des Thierreichs, enthält in fünf Capiteln eine gedrängte Angabe und Vergleichung des Hirns und Nervensystems der Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische und wirbellosen Thiere mit dem des Menschen. Die Angaben der Vorgänger sind hin und wieder berichtigt und viele neue Beobachtungen hinzugefügt.

Am Hirn aller, mit einem wahren Rückenmark versehenen Thiere, läfst sich, wie der Verf. richtig bemerkt, die Schaale und der Kern unterscheiden. Jene ist eine aus Hirnsubstanz

bestehende Decke, von den Hirnhäuten überzogen, die nicht an allen Stellen mit dem Kern in Verbindung steht, daher Räume, die so genannten Hirnkammern, zwischen ihr und dem letztern vorhanden sind. Der Kern ist eine, mit dem verlängerten Mark, oder mit den Fortsätzen desselben verbundene Reihe von Organen, die theils frey liegen, theils von der Schaale bedeckt sind.

Der Vrf. bringt die Säugethiere nach der Bildung der Schaalen in drey Abtheilungen. Die erste begreift diejenigen, deren grosses Hirn drey Hauptlappen hat. Hiezu gehören der Mensch und die Affen. Bey beyden sind auch einfache Geruchsnerven ohne Riechfortsätze vorhanden. Der Mensch hat sehr zahlreiche, tiefe und unsymmetrische Windungen. Am grossen Hirn der Affen dagegen sind zufolge der vom Verf. bey *Simia egula, capucina* und *paniscus* angestellten Untersuchungen weniger zahlreiche und symmetrische Windungen zugegen. Die Richtigkeit dieser Angabe kann Rec. durch die Untersuchungen des Hirns von *Simia sabaea, apella, nictitans, rhesus, nemestrina* und *cynomolgos* bestätigen. Bey den Pavianen ist die Zahl der Windungen, besonders auf dem hintern Hirnlappen weit geringer, als bey den übrigen Affen.

Zwischen diese und die folgende Abtheilung stellt der Ver. die Seehunde, die wahre Geruchsnerven besitzen, deren Hemisphären bedeutend grofs sind, und zahlreiche unsymmetrische Windungen wie der Mensch haben. Die dritte Abtheilung begreift alle übrigen Säugethiere in sich, welche nur einen vordern und mittlern Hauptlappen des grossen Hirns besitzen. Sie zerfällt wieder nach dem Vorhandenseyn der Riechfortsätze in zwey Gruppen. Mangel der Riechfortsätze zeigt sich allein bey den Wallfischen, die fadenförmige Geruchsnerven haben. Ihre Hirnwindungen sind, wie bey dem Menschen und Robben, zahlreich und auf beyden Hirnhälften unsymmetrisch.

Mit Riechfortsätzen versehen, sind sämmtliche Thiere des Geschlechts der Bären, Hunde, Katzen und Wiesel, die Nager, Fledermäuse, der Igel, der Maulwurf, die Spitzmaus, die schweinsartigen Thiere, die Wiederkäuer und Einhufer, und nach des Rec. Untersuchungen, die Makis, das Faulthier, die Rüsselträger, der Waschbär, die Fischotter, die Beutelthiere, die Ameisenfresser und die Gürtelthiere. Bey den zahlreichen Säugthieren, die Riechfortsätze besitzen, giebt es grosse Verschiedenheiten in Betreff der Windungen des grossen Hirns. Diese fehlen gröstentheils bey den Nagern, den Fledermäusen, dem Maulwurf und dem Igel. Rec. kann dazu noch zählen, die Beutelthiere, die Gürtelthiere und Ameisenfresser. Die Windungen zeigen sich bey den auf den Zehen gehenden fleischfres-

senden Raubthieren, doch haben sie nur erst wenige und auf beiden Hemisphären sehr symmetrische Windungen. Dies ist ebenfalls der Fall bey den Makis, und bey dem Faulthier, so auch bey dem Rüsselträger und Waschbären. Zahlreicher sind die Windungen bey den auf den Fufssohlen gehenden Carnivoren, den Pachydermen, den Wiederkauern und den Einhufern, und hier sind gewisse Hauptwindungen auf beyden Hemisphären symmetrisch, die Nebenwindungen hingegen von unähnlicher Bildung.

Ueber die äussere Gestalt des kleinen Hirns und seiner Abtheilungen bey den verschiedenen Säugethieren stellt der Verf die Behauptung auf, dieselben seyen bey den Thieren symmetrisch, wo die Windungen beyder Hemisphären des grossen Hirns sich gleich sind, und unsymmetrisch, wo diese Gleichheit fehlt. Von jener Art seyen sie bey den Affen, den auf der Zehen gehenden Raubthieren, den Fledermäusen, dem Igel, dem Maulwurf, der Spitzmaus und den Nagethieren; von dieser bey dem Menschen, dem Bären, mehreren Wiederkäuern, dem Schwein, dem Pferd, der Robbe und dem Delphin. Die meisten der hier angegebenen Beyspiele sprechen für diese Behauptung, allein hinsichtlich der auf den Zehen gehenden Raubthiere und der Nagethiere, ist die Aussage zu allgemein. Rec. fand das kleine Hirn des Löwen, der Katze und des Hundes im mittleren Theil durchaus unsymmetrisch, ob gleich die Hemisphären und Windungen des grossen Hirns eine auffallende Symmetrie zeigten; dasselbe bemerkte er bey dem Stachelschwein, dem Aguti und dem Murmelthier. Eine auffallende Gleichheit in der Bildung der beyden Hälften des kleinen Hirns nahm er aber bey den Makis, dem Rüsselträger, Waschbären, Bieber, Beutelthier, Gürtelthier, Ameisenfresser und Faulthier wahr.

Was der Verf. über die Lappen und Abtheilungen des kleinen Hirns äussert, fand Rec. bey seinen Untersuchungen in der Hauptsache bestätigt; die Mandeln jedoch, die er nur dem Menschen zugesteht, kommen auch bey den Affen vor. Die von dem Verf. ebenfalls nur dem Menschen zugeschriebene Markstreifen der vierten Hirnhöhle, sah Rec. ebenfalls bey mehrern Affen. Bey den Säugthieren findet sich zu beyden Seiten der Pyramiden, gleich hinter der Brücke eine viereckige Lage von parallelen, queerlaufenden, zur Gegend des Ursprungs der Hör- und Antlitz-Nerven gehenden Markfaseren, deren Willis zuerst erwähnt hat, und die der Verf. sehr passend mit dem Namen Trapezium bezeichnet. Vollkommen richtig ist die Behauptung, dafs diese Körper bey den niederen Säugthieren immer mehr an Grösse zunehmen. Unverkennbar stehen sie mit dem

Ursprung des Gehör- und Antlitz-Nerven in nächster Beziehung.

Mit den Angaben des Verf. über das verlängerte Mark, die Pyramiden, den Hirnknoten, die Hirnschenkel, die weissen Hügelchen, den Trichter sind die Untersuchungen des Rec. übereinstimmend. Hinsichtlich des gerollten Wulstes (*Pes hippocampi*) machte er die neue und richtige Bemerkung, daſs die Grösse desselben bey den verschiedenen Säugthieren in genauer Beziehung mit der Grösse der Riechnerven und Riechfortsätze steht, und daſs die mit letztern versehene Säugethiere einen ungleich grösseren gerollten Wulst besitzen, als der Mensch, die Affen und der Delphin, bey denen nur blosse Riechnerven vorkommen.

Ausserdem fügt er noch folgende allgemeine Bemerkungen bey: der Balken und die durchsichtige Scheidewand verkürzen sich und werden zugleich immer dünner in der Reihe der Säugthiere vom Menschen zu den Affen, den Wiederkauern, dem Schwein, dem Delphin, dem Seekalb, den Raub- und Nagethieren, dem Igel, dem Maulwurf und den Fledermäusen. Das Gewölbe verkürzt sich in demselben Verhältniſs. Die gestreiften Körper werden schmäler, ohne immer an Länge abzunehmen. Die vordere Commissur bleibt bey allen Säugethieren von ziemlich gleicher Gestalt und auch fast von derselben relativen Grösse, nur erstreckt sie sich bey den Säugethieren, die Riechfortsätze haben, bis zum äussersten Ende dieser Theile, also weiter nach vornen als beym Menschen, was Rec. bestätigen kann. Die Zirbel ist bey den meisten Säugthieren länglicher und bey den Raubthieren kleiner, hingegen bey den Robben und bey Wiederkäuern grösser, als beym Menschen. Die Vierhügel haben zusammen genommen bey dem Menschen und den Affen weit weniger Masse in Vergleichung mit dem ganzen Hirn, als bey den übrigen Säugthieren. Mit denselben vergrössern sich auch bey den letztern die beyden, an den Seiten der Hirnschenkel liegenden äusseren knieförmigen Körper.

Im *zweyten Capitel* wird das Gehirn der Vögel betrachtet, und hier zeigt der Verf., daſs dasselbe nach einem einfachern Urbilde geformt sey, als das der Säugthiere, und daſs die Anordnung der Theile und die Form der einzelnen Hirnorgane manche Verschiedenheiten von dem letzteren zeigen.

Die Haupttheile, die bey der Betrachtung der Aussenseite des Vogelgehirns auffallen, sind: zwey vordere symmetrische Massen, aus welchen die Geruchsnerven entspringen; zwey, hinter diesen liegende, kugelförmige Hervorragungen, die nach innen durch längliche Fortsätze mit dem übrigen Gehirn zusammenhängen; die Grundfläche, auf welcher sich die Sehner-

ven vereinigen, das kleine Hirn und das verlängerte Mark. Die beyden vorderen Massen nennt der Vrf. vordere Hemisphären, die beyden kugelförmigen Hervorragungen hintere Hemisphären, und die beyden Fortsätze der letztern Schenkel derselben. Die vorderen Hemisphären des Vogelhirns bestehen aus den vorderen Lappen und einem Theil der hintern Lappen des Gehirns der Säugthiere; die Geruchsnerven sind den vorderen Abtheilungen der Riechfortsätze der Nagethiere analog; der die Hemisphären nach vorn verbindende Markstrang ist einerley mit der vorderen Commissur der Säugthiere. Die übrige innere Substanz der vorderen Hemisphären, eine einförmige, graue Masse, die gewöhnlich für die gestreiften Körper der Säugthiere gehalten wird, sey nur zum Theil diesen, der gröste Theil aber denjenigen Organen zu vergleichen, die bey dem Säugthiergehirn die hinteren Abtheilungen der Riechfortsäte bilden. Die strahlige Scheidewand hält er mit *Malacarne* für ein Rudiment des Balkens. Die beyden, unmittelbar über der vorderen Commissur liegenden Wulste, in welche der untere, markige Theil der strahligen Scheidewand übergeht, seyen die beyden Halften des Gewölbs der Säugthiere, und die beyden markigen Fortsätze desselben, die man aus der Basis des Gehirns, oder der Vereinigung der Sehnerven findet, die vorderen Säulen des Fornix.

Die hinteren Hemisphären, welche einige Anatomen irrigerweise für die Sehhügel, andre neuere für die Vierhügel hielten, beschreibt der Verf. sehr genau und bemüht sich darzuthun, dafs sie dem hinteren Theile der Sehehügel des Säugethiergehirns entsprächen. Eine markige, die hinteren Hemispären verbindende Querbinde hält er für das Analogon der Vierhügel. Seine Schenkel der hinteren Hemisphären kommen mit dem vorderen Theile der Sehehügel bei den Säugethieren überein. Rec. kann dieser neueren Ansicht nicht beitreten, weil die vom Verf. hintere Hemisphären genannten Theile, eine ungleich grössere Aehnlichkeit mit den Vierhügeln, als mit den hinteren Theilen der Sehehügel bei den Säugethieren haben; dagegen hält er jene Theile für eine Masse, welche die Vierhügel und die knieförmigen Körper darstellt. Der Hirnanhang ist klein; die weifslichen Hügel sind kaum angedeutet; der Hirnknoten fehlt; die Pyramiden und strickförmigen Körper sind vorhanden. Das kleine Hirn besteht fast ganz aus dem mittleren Theil, und aus zwey kleinen zapfenartigen Massen, welche die Seitentheile andeuten. Die Fortsätze des kleinen Hirns zu den Vierhügeln sind sehr dünn, und die zur Brücke fehlen.

Das *dritte Capitel* handelt vom Hirn der Amphibien, wel-

welches sich im Baue noch einfacher zeigt als das der Vögel, indem das Gewölbe und die Querbinde der hinteren Hemisphären verschwinden, die Halbkugeln unmittelbar an einander treten, die Schenkel derselben sich zu einer einzigen Masse vereinigen, das kleine Gehirn sich in ein blosses gewölbtes Dach des vierten Ventrikels verwandelt, und alle Höhlungen des Gehirns noch weit mehr als bei den Vögeln an Ausdehnung zunehmen. Die vom Verf. als hintere Hemisphären des Hirns beschriebenen Theile haben indeſs bei den Amphibien unverkennbar die gröſste Aehnlichkeit mit den Vierhügeln des Säugethier - Gehirns.

Im *vierten Capitel* werden die Eigenthümlichkeiten des Hirnbaues der Fische angegeben. Gleich im Eingange macht der Verf. die sehr wahre Bemerkung: Wer das Gehirn der Fische untersucht, ohne die ganze Reihe der Veränderungen verfolgt zu haben, welche dieses Organ vom Menschen an bis zu den untersten Amphibien erleidet, wird entweder gar keine, oder unrichtige Aehnlichkeiten zwischen dem Gehirn der Fische und des Menschen erkennen. Wer aber die mittlern Glieder untersucht und verglichen hat, wird finden, daſs auch das Gehirn der Fische bey allem Anschein von gänzlicher Verschiedenheit dennoch von einerley Prototyp mit dem der übrigen Wirbelthiere abstammt.

Das Gehirn der Fische zeigt zwey Haupt-Modificationen. Bey einigen Fischen ist die Ausdehnung der Schaale des Gehirns vermehrt, die Masse des Kerns aber vermindert, und es findet hier Vergrösserung der Vertrikel statt; bey andern hat das Gehirn eine Schaale von geringerer Ausdehnung und Höhlen von geringerer Weite, indem entweder die Masse des Kerns oder die Dicke der Schaale relativ vergrössert ist. Zu den ersteren gehören vorzüglich die Rochen und Hayen, zu den letzteren die sämmtlichen Grätenfische. Den Uebergang von jenen zu diesen machen die Stöhre und Lampreten.

Die Rochen und Hayfische, die in jeder Rücksicht den Amphibien nahe verwandt sind, haben auch im Bau des Gehirns sehr viele Uebereinstimmung mit den letztern. Die Rochen besitzen sehr ausgedehnte vordere Hemisphären und ein kleines Gehirn, das nicht nur die ganze vierte Hirnhöhle bedeckt, sondern auch noch mit gewundenen Seitenanhängen versehen ist. Aber jene Hemisphären haben gar keinen Kern und das kleine Gehirn ist nur eine gefaltene Decke von geringer Masse. Bey den Hayfischen enthalten die vordern Hemisphären zwar einen Kern, dieser ist indeſs sehr klein, und von einer, nur wenig ausgedehnten Schaale umgeben.

Bey den übrigen Fischen treten folgende Modificationen der Haupttheile des Gehirns ein: die vordern Hemisphären sind ungemein klein, enthalten keine Ventrikel, sondern sind solide Massen und blosse Seitenanhänge der Hirnschenkel. Die von dem Verf. hintere Hemisphären genannte Theile bleiben, wie bey den Amphibien, mit einander vereinigt, und die Sehenerven haben nicht mehr in ihnen, sondern, wie die Geruchsnerven, in den Hirnschenkeln ihren Hauptursprung. Indem diese Hemisphären ihre Beziehung auf die Sehnerven verlieren, entwickeln sich in ihnen wieder Organe des Säugethiergehirns, wovon bey den Vögeln nur noch geringe Ueberbleibsel und bey den Amphibien auch solche nicht mehr vorhanden waren, als ein solches Organ betrachtet der Verf. die markigen Kerne, welche Haller Torus nannte. Da ihr innerer Bau sehr zusammengesetzt ist, und die in ihnen befindlichen Theile mit Gebilden des grossen Hirns der höheren Thiere Aehnlichkeit haben, so sieht sie der Verf. als dem grossen Hirn entsprechend an, während er die vorderen Hemisphären der Fische für blosse Reste der Riechfortsätze hält. Auf der Basis des Gehirns erscheinen wieder die weiſslichen Hügel der Säugethiere, als eine, bey einigen Fischen einfache, bey andern der Länge nach getheilte, markige Anschwellung. Mit ihr sind Anhänge verbunden, die zusammengenommen dem Hirnanhang der höhern Thiere gleichen. Die Zirbel kommt bey den Grätenfischen vor, während sie den Rochen fehlt. Am verlängerten Rückenmark giebt es noch Pyramiden; aber nicht bey allen sind noch strickförmige Körper vorhanden. Dagegen zeigen sich am oberen Theile des verlängerten Marks bey den Kehlflossern und Brustflossern zwey bis drey starke Anschwellungen, die in der Mitte, über der vierten Hirnhöhle, zum Theil mit einander verbunden sind. Bey den Triglen gibt es ausserdem noch eine Reihe von halbkugelförmigen Anschwellungen zu beyden Seiten der obern Fläche des Rückenmarks. Diese Hügel stehen mit dem stärkeren Hervortreten einzelner Nervenpaare des Rückenmarks in Verbindung. Die Ausbildung der strickförmigen Körper bey den Fischen entspricht der Bildung ihres kleinen Gehirns. Bey den Rochen und Hayen, wo jene noch ziemlich hervorstechend sind, ist auch noch ein sehr ausgedehntes, obgleich nach Verhältniſs des Umfangs wenig Masse enthaltendes, kleines Gehirn vorhanden. Die Lampreten haben keine strickförmigen Körper aber auch kein kleines Gehirn, sondern an dessen Stelle blos ein häutiges Blatt. Der Stöhr besitzt strickförmige Körper und zugleich ein kleines Gehirn von sehr ausgezeichneter Bildung. Bey den Grätenfishen ist das kleine Gehirn kurz, schmal und von sehr einfacher

Bildung, aber weit dicker als bey den Knorpelfischen. Bey den meisten Amphibien sind noch dieselben Hirnnerven wie bey den Säugethieren und Vögeln vorhanden; bey Fischen ist deren Zahl aber vermindert, denn der Antlitznerve, der Beynerve und die Zungenfleischnerve fehlt.

Das *fünfte Capitel;* von dem Nervensystem der wirbellosen Thiere, beginnt mit der richtigen Bemerkung, dafs zwischen den Thieren, die ein inneres, gegliedertes Gerippe besitzen, und denen der niederen Classen in Hinsicht auf die Bildung des Nervensystems eine weit grössere Kluft als in Betreff der übrigen Organisation bemerkbar sey. Der obwaltenden Verschiedenheiten ohngeachtet sey es Bedürfnifs der Vernunft, das Gehirn der niederen Thiere von derselben Urform, nach welcher dasselbe bei den Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fischen gebildet ist, abzuleiten. An dem Gehirn der wirbellosen Thiere lassen sich drey Haupttheile unterscheiden, nämlich der, welcher hinter der Oeffnung liegt, durch welche die Speiseröhre geht; ferner die vor dieser Oeffnung befindliche Masse, und endlich der Theil, wodurch diese mit jenen zu beiden Seiten verbunden ist. Der hintere Theil kömmt seiner Gestalt nach, wie der Verf. meint, mit dem verlängerten Mark überein. Die Seitentheile des Gehirns der wirbellosen Thiere, seyen den Schenkeln des verlängerten Marks zu vergleichen, und der vordere Theil entspreche der, vor dem Trichter liegenden Masse des Gehirns der höheren Thiere. Die aus den Seitentheilen und dem Vordertheil des Gehirns der Mollusken, Insekten und Würmer hervortretenden Nerven vergleicht er den Zweigen des fünften Nerven-Paares der höheren Thiere. Dasjenige grosse Nerven-Paar, welches bei den Mollusken auch aus dem Gehirn entspringt, und das unter dem Herzen ein Geflecht bildet, von welchem die Nerven der Eingeweide ausgehn, hält er mit Weber für ähnlich dem herumschweifenden Nerven. Dagegen vergleicht er den Nerven, der bei den Insekten Zweige zu dem Nahrungskanal schickt, mit dem Kopf- und Hals-Theil des sympathischen Nervens. Die längs dem Bauch liegende, und durch Faden verbundene Nervenknoten hält der Verf. für entsprechend den Ganglien der Rückenmarks-Nerven, nicht aber für das Rückenmark selbst.

In der zweyten Abhandlung, über das wechselseitige Verhältnifs der Theile des Gehirns und Nervensystems auf den verschiedenen Stufen des Thierreichs, vergleicht der Verf. die Hirntheile unter sich und mit den aus denselben entspringenden Nerven, und bemüht sich die Gesetze über dem Verhältnifs aufzustellen. Rec. hebt nur einige Resultate der schätz-

baren Forschungen und Vergleichungen des scharfsinnige Verfassers aus, indem gewiſs kein Physiolog und denkende Arzt diese Abhandlung ungelesen lassen wird.

Im Eingange zeigt der Verf. daſs sich die Wirbelthier in nevrologischer Hinsicht von den Thieren der niederen Clas sen durch das verlängerte Mark, welches unmittelbar in ei wahres Rückenmark übergeht, unterscheiden. Mit dem ver längerten Marke, als dem eigentlichen Mittelpunkt des vege tativen Lebens, vergleicht er nun die übrigen Hirntheile, un deren Grössen- und Bildungs-Verhältnisse auszumitteln. Hie wird denn als erstes Gesetz aufgestellt, daſs die Masse des Ge hirns im Verhältniſs zu dem verlängerten Marke von den nie deren bis zu den höheren Wirbelthieren und dem Menschen zunimmt. Die Zunahme der Masse erstreckt sich sowohl au auf das kleine als grosse Gehirn, jedoch wächst letzteres au den höheren Stufen der thierischen Organisation mehr als er- steres. Ferner wird das Verhältniſs des kleinen Hirns zu de Varols-Brücke und den strickförmigen Körper ausgemittelt.

In Beziehung auf das grosse Hirn wird das Gesetz aufge- stellt, der Balken entwikelt und vergrössert sich in gleichem Verhältniſs, wie die Seitentheile des kleinen Gehirns, und die Brücke zunehmen. Je grösser nach allen Dimensionen der Balken ist, und je zahlreicher und stärker die aus den gestreif- ten Körpern und den Sehhügeln in die Hirnwindungen über- gehenden Markbündel sind, desto grösser ist die Schaale des Gehirns. Hinsichtlich der Vierhügel äussert der Verf., ihre Masse nehme vom Menschen bis zu den Nagethieren im Ver- hältniſs gegen die Hirnmasse zu, was allerdings richtig ist. Bey einer Vergleichung dieser Körper aber mit der Grösse des ver- längerten Marks ergibt sich nach des Rec. Untersuchungen, daſs die Vierhügel im Menschen ungleich grösser sind, als bey ir- gend einem anderen Thier. Der Aeusserung des Verf., bey den Nagethieren, sey das vordere Paar der Vierhügel immer grösser, als das hintere, kann Rec. nicht beystimmen, denn er fand dies nur bey denjenigen Nagethieren, deren Augen und Sehenerven sehr groſs sind, wie bey dem Haasen, dem Kanin- chen, den Cavien und dem Murmelthier! bey andern Nagern, deren Augen und Sehenerven sehr klein sind, wie beym Sta- chelschwein, Biber und Hamster ist offenbar das vordere Paar viel kleiner als das hintere. Mit dem Resultat der Beobachtungen des Vf., daſs die Wasserthiere einen grössern Hirnanhang und eine grössern Zirbel im Verhältniſs zum übrigen Gehirn als die Landthie- re haben, stimmen die vom R. angestellten Untersuchungen überein.

Was die Beziehung der Nerven zu dem Gehirn betrifft, so fand der Vrf, das von Sömmerring aufgestellte Gesetz, der

Mensch habe das gröſste Gehirn, im Verhältniſs zur Masse aller Nervenstämme zusammen genommen, im Allgemeinen bestätigt. Dagegen aber bemerkt er sehr richtig, daſs im Verhältniſs der einzelnen Nerven gegen das ganze Hirn und dessen Theile bey ähnlichem Gehirn und ähnlichem Verhältnisse desselben gegen das verlängerte Mark eine grosse Verschiedenheit unter den verschiedenen Thieren herrsche. Beym Menschen ist das System der Hirnnerven gleichförmiger als bey allen übrigen Thieren ausgebildet, was denn mit der sehr gleichmässigen Entwickelung nnd Bildung der Sinnes- und Bewegungs-Organe übereinstimmt. Mehrere andere neue und treffliche Bemerkungen des Verf. über das Verhältniſs der verschiedenen Nerven zu ihren Ursprungstellen im Gehirn müssen wir hier übergehen.

Die dritte Abhandlung handelt von den Hirnorganen und Nerven des vegetativen und sensitiven Lebens und deren wechselseitigen Verbindung. Im Eingange äussert der Verf., bey den Thier-Organismen seyen alle Lebens-Aeusserungen, und selbst die vegetativen, das Wachsthum, die Ernährung, die automatischen Bewegungen und die Zeugung durch das Nervensystem vermittelt. Dann zeigt er die allmählig in dem Thierreiche eintretenden Verschiedenheiten zwischen dem Nervensystem des sensitiven und vegetativen Lebens. Das grosse Gehirn betrachtet er mit Recht als das eigentliche Organ der sensitiven Sphäre. Der sympathishe Nerv und das herumschweifende Nervenpaar stellte das Nervensystem der vegetativen Sphäre dar; ersterer sey als die Hauptquelle der von dem Blutlaufe abhängigen, und letzterer als die Quelle der mit dem Athemholen verbundenen Bewegungen zu betrachten. Durch diese Nerven würden auch alle Secretionen entweder unmittelbar, oder durch die Verflechtung mit andern Nerven bewirkt und unterhalten. Die Verbindung der vegetativen Sphäre mit der sensitiven geschieht durch das verlängerte Mark und das Rückenmark, besonders durch die Stelle, wo sich die Stränge der Pyramidalkörper kreuzen, welche er den Mittelpunkt des thierischen Lebens nennt. In der engsten Verbindung mit diesem Centrum stehe das kleine Gehirn. Je grösser dieses Organ in Vergleichung mit dem verlängerten Marke sey, und je zahlreichere Lappen an demselben vorkommen, um so enger zeige sich die Verbindung der vegetativen Sphäre mit der sensitven und desto geringer sey die Tenacität des Lebens.

Hinsichtlich des grossen Hirns bemerkt der Verf., daſs immer mit zahlreichen nnd ausgebildeten Sinnesorganen grosse Mannigfaltigkeit der verschiedenartigen Theile dieses Eingeweides verbunden sey, und daſs wo intellectuellen Fähigkeiten

mehr entwickelt sind, auch immer eigene Organe vorhanden seyen, welche die verschiedenen Theile des grossen Hirns verbinden. Die verbindenden Organe seyen alsdann Commissuren und Radiationen. Die verschiedenen Commissuren und Radiationen werden nun aufgezählt, und die Verbindungen nachgewiesen, welche sie unter den verschiedenen Organen des Hirnes hervorbringen. Endlich handelt der Verf. noch von dem Ursprunge der Hirnnerven aus den verschiedenen Theilen und Radiationen des Gehirns. Der mitgetheilten neuen Untersuchungen und Ansichten sind hier so viele, daſs Rec. nicht vergönnt ist, bey dem beschränkten Raum dieser Blätter sie alle aufzuzählen. Er hält dies auch für unnöthig, da seine Absicht bey dieser Anzeige blos ist, die Physiologen und Aerzte auf diese gehaltreiche Schrift aufmerksam zu machen, und sie zum Lesen derselben aufzumuntern.

Die vierte Abhandlung liefert eine Beschreibung des gerollten Wulstes, oder des Hippocampus. Da die Grösse dieses Theils bey den Thieren unverkennbar mit der Grösse der Riechnerven im Verhältniſs steht, was auch Rec. bey seinen Hirn-Untersuchungen fand, so ist die vom Verf. aufgestellte Hypothese, daſs er bey einer Function des höheren geistigen Lebens, vielleicht bey der Erinnerung mitwirken möge, die durch Eindrücke auf den Geruchssinn so sehr geweckt wird, nicht unwahrscheinlich.

In der fünften Abhandlung wurde der Antheil des fünften Nerven-Paars an den Sinnes-Verrichtungen einer Untersuchung unterworfen.

Die sechste Abhandlung enthält schätzbare Beyträge zur vergleichenden Anatomie und Physiologie der Sehewerkzeuge. In Beziehung auf die Augen der Insekten zeigt der Verf., daſs die Faden der Sehenerven bey ihrer Endigung hinter den Facetten der Hornhaut mit einem Pigment bedeckt sind, welches aber bey den Nachtinseckten fehlt, und an dessen Stelle sich eine dem Glaskörper analoge Materie findet. Dann folgen mehrere Bemerkungen über das Auge der Sepien, der Fische und der Vögel.

Wir schliessen die Anzeige dieser ungemein gehaltreichen Schrift mit dem Wunsche, daſs es dem geistreichen und unermüdet thätigen Verfasser gefallen möge, recht bald seine weiteren Untersuchungen und Forschungen in diesem noch so dunkelen Gebiete unseres Wissens mitzutheilen.

Tiedemann.

Tafeln um Barometerstände, die bey verschiedenen Wärme-Graden beobachtet worden sind, auf jede beliebige Normal-Temperatur zu reduciren. Von C. L. G. Winckler, Observator an der Königl. Univers.

Sternwarte zu Halle. und vortragendes Mitglied der dasigen naturforschenden Gesellschaft. Halle 1820.

Rec. freuete sich sehr, als er diese Tabellen zu Gesicht bekam, welche dem praktischen Beobachter des Barometers bey eigenen und fremden Beobachtungen die unangenehme und zeitraubende Mühe des Reducirens der Barometerstände auf eine gewisse Normaltemperatur überheben; denn so leicht auch solche Reductionen anzustellen sind, so wendet man doch in unzähligen Fällen ungern die Zeit an diese an sich unbedeutenden Rechnungen. Die vorliegenden Tabellen erleichtern und verkürzen diese Arbeit ungemein, indem ihnen die drey wesentlichen Bedingungen, nämlich Richtigkeit, Bequemlichkeit und Vollständigkeit nicht abgehen. Rücksichtlich des Ersteren hat der Verf. die von Dülong und Petit aufgefundene Ausdehnung des Quecksilbers bey verschiedenen Wärmegraden zum Grunde gelegt, deren Vorzug vor den verschiedenen früheren Bestimmungen er ausführlicher als nöthig war, erörtert. Die Richtigkeit der Rechnung selbst hat Rec. im Einzelnen nicht geprüft, inzwischen läfst sich dieselbe in Folge der beym Rechnen beobachteten Methode voraussetzen. Bequem sind die Tafeln sehr, indem sie die erforderliche Correction ohne Interpolation unmittelbar angeben, und da sie die Barometerstände von 276 Lin. bis 348 Lin. für einzelne Linien mit Proportionaltheilen für 0,1 Lin., und die Thermometergrade von 1 bis 10 für alle Zehnthelgrade mit Praportionaltheilen für 0°,01 umfassen, (eine fast übertriebene Ausdehnung), die Correctionen aber bis fünf Decimalstellen enthalten; so ist dieses ein höherer Grad der Vollständigkeit, als man in der Regel verlangt. Voran steht auf 44 S. eine Erläuterung, wie und nach welchen Principien die Tabellen berechnet sind, nebst einer ausführlichen, dem Sachverständigen entbehrlichen Anweisung zum Gebrauche derselben. Den Tabellen selbst, welche 46 S. einnehmen, ist noch eine Reductionstabelle der Fahrenheitschen Grade auf Reaumürsche von 0° bis 90° F. und der Centesimal-Grade auf achtzigtheilige von —20° bis 40° C. beygefügt. Rec. nimmt auch diese mit Dank an, und wünschte nur, dafs hauptsächlich die erstere bis 212° F. gehen möchte. Die letzte Tabelle, welche die Berechnung des Einflusses der Ausdehnung einer, der Quecksilbersäule parallelen messingenen Scale berechnet, konnte für den allgemeinen Gebrauch füglich weggelassen werden; denn da man, wie auch hier geschehen ist, nahe genug richtig die Ausdehnung des Messings zu 0,1 der Ausdehnung des Quecksilbers annehmen kann, so darf man nur allezeit 0,1 der beobachteten Temperatur abziehen, und hierfür die Correction aufsuchen, welches leicht im Kopfe ge-

rechnet werden kann, und zudem werden die Beobachtungen häufiger auf 0° der Temperatur, als wie hier geschehen ist, auf + 10° R. reducirt.

Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale. Ein Wegweiser für Reisende und Freunde dieser Gegenden. Von HELMINA *von* CHEZY. Zweyte Auflage mit 24 Ansichten, 4 Planen und 1 Charte. Ausgabe für 1821, mit Zusätzen und Verbesserungen bis zum 1. Januar. Heidelberg, bey Joseph Engelmann.

Der Werth dieser Schrift ist mit Recht anerkannt, um so mehr als die einzelnen historischen und statistischen Theile derselben von sachkundigen Männern, die durch langen Aufenthalt in diesen Gegenden eine genauere Kenntniſs sich angeeignet, ausgearbeitet sind. Eben diese Theile haben daher in dieser Ausgabe weniger Berichtungen und Zusätze erhalten, was bey andern Punkten weit mehr der Fall ist; besonders bey Allem dem, was Personale, Einrichtungen, Anstalten u. dgl. in den verschiedenen Städten betrifft, Gegenstände, die ihrer Natur nach, leicht Veränderung nnd Wechsel ausgesetzt sind. Hierhin rechnen wir, was S. 5. ff. der Berichtigungen, über die Veränderungen an hiesiger Universität und Gymnasium u. dgl., bemerkt ist. Insbesondere haben die Bemerkungen über Mannheim reichliche Zusätze und Verbesserungen erfahren, Seite 16 statt Graf von *Luxenburg*, muſs es wohl heissen Graf von *Luxburg*. So hoffen wir, soll diese neue Ausgabe ein willkommenes Geschenk für Vaterlandsfreunde, wie für Alle Fremde, welche die reizenden Neckargegenden besuchen, werden. Darum hat auch der Verleger es nicht unterlassen, eine genaue Charte, Pläne der Hauptorte, wie freundliche Ansichten einzelner schöner Punkte dem Werke beyzufügen. Die Charte, welche alle Oertchen, alle Post- und Landstrassen u. s. w. enthält, hat zu ihren südlichsten Punkten Stuttgart und Baaden, zu ihrem nördlichsten Oppenheim und Darmstadt. Der äusserste Punkt gegen Osten ist Würzburg, in Westen das Haardtgebirge. Die 4 genauen Pläne, stellen Heidelberg, das Heidelberger Schloſs, Mannheim und den Schwetzinger Schloſsgärten dar. Die 24 Ansichten enthalten verschiedene ausgezeichnete Punkte des Heidelberger Schlosses, der nächsten Umgebungen von Heidelberg, des Schwetzinger Schloſsgartens, einige Ansichten von Mannheim, Hirschhorn, Neckargemünd, Dilsberg, Neckarsteinach, Otzberg, Breuberg u. s. w. Für weniger bemittelte Leser wird indessen auch um billigeren Preis eine Ausgabe ohne diese 24 Blätter abgegeben, die übrigens gleich schönen Druck und Papier, wie die andere hat, überhaupt ganz dieselbe ist.

B.

No. 41. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Neues Archiv des Criminalrechts. Herausgegeben von G. A. Kleinschrod, L. G. Konopak und L. J. A. Mittermaier. Halle bey Hemmerde u. Schwetschke. Zweyter Band, viertes Stück (S. 515—672. 8.) 1818. Dritter Band, erstes bis viertes Stück (692 S.) 1819. 1820. Vierter Band, erstes bis drittes Stück, 484 S.

Es ist von dem Rec. der frühern Hefte dieses Archivs (H. J. B. Febr. 1819. No. 10, 11.) bemerkt, wie der gegenwärtigen Zeit eine politische und technische Bearbeitung des Criminalrechts Noth thue; die erstere: um die Strafgesetzte mit den Grundsätzen der bürgerlichen Freyheit in Einklang zu bringen; die zweyte: um in einer Zeit der Verstandesherrschaft, in welcher Willkür und Unbestimmtheit verbannt, und doch auch nicht zu einer dem Gefühle widersprechenden, rein objectiven Würdigung der Uebertretungen zurückgekehrt werden soll, die Aufgabe zu lösen, wie die Bestimmtheit und die ihr hinderliche Berücksichtigung der subjectiven Gründe und Abstufungen der Strafbarkeit mit einander zu einem befriedigenden Ganzen verbunden werden können. Den Herausgebern und Mitarbeitern dieses Archivs wurde damals zum Vorwurf gemacht, daſs sie für diese hochwichtige Aufgabe der Zeit bis jetzt nichts gethan, vielmehr sich bemüht haben, dem Buchstaben des alten unteutschen und abgestorbenen Rechts wieder geltend zu machen, und die Umwandlungen, welche wegen veränderter Sitten und Verhältnisse durch den Gerichtsgebrauch herbeygeführt wurden, als ungesetzlich, und darum schon als unstatthaft darzustellen.

Dagegen hat sich *Mittermaier* (N. Arch. B. IV. St. 1. S. 82.) beschwerend erhoben. Er sagt, für jeden Theil der Rechtswissenschaft, und besonders für das Criminalrecht bilde sich eine zweyfache Aufgabe. Einmal sey das Bestehende aus der Vergangenheit zu uns Gekommene, *noch Geltende* klar zu erkennen, der Sinn desselben durch historische Bestrebungen zu erforschen, und eine richtige Anwendung nach dem Geiste der Quellen zu begründen; dann aber habe man auch, nicht ängstlich klebend an dem Alten, vorwärts zu streben, die Forderungen der Zeit und ihre Bedürfnisse sich klar zu machen, die Mittel, welche zu Gebote stehen, zu prüfen, und auf dem

Wege des heilsamen Reformirens manche Fessel des Alten n
Besonnenheit abzuschütteln.

So wenig dieses auf den obigen Vorwurf geht, der vo
nicht mehr geltenden redet, und vom legislativen Standpunkte au
geht, eben so wenig läfst sich die Richtigkeit des Gesagt
verkennen. Eine doctrinelle und eine legislative Bearbeitung d
Rechts sind im hohen Grade Bedürfnifs. Es kommt nur da
auf an, den richtigen Gesichtspunkt nicht aus den Augen
verlieren.

Rec. kann die *historischen* Bestrebungen, wie sie jetzt i
Civilrechte an der Tagesordnung sind, an und für sich n
loben. Er verkennt gar nicht, dafs sie zu besserem grün
licherem Verstehen der Gesetze führen, und dafs, wenn einm
eine Nation das Unglück hat, sich mit ausländischen, der Ma
se des Volks unverständlichen oder veralteten Gesetzen behe
fen zu müssen, gründliche Kenntnifs dieser Gesetze zur Lind
rung des Uebels beytragen könne. Dabey glaubt er, dafs ge
rade auf diesem Wege sich am sichersten ergeben müsse, w
sich von diesem Rechte auf fremde oder veraltete Staats- un
Gerichts-Verfassung, Sitten, Gewohnheiten, Sprache, Zeiten un
Menschen stüzte, und was im 19ten Jahrhundert und im jetzige
Teutschland keine oder nur gezwungene Anwendung finde
könne. Er glaubt, dafs gerade auf diesem Wege die Lücke
und das Theilweise unpassende des Bestehenden sich hervor
heben, und das Bedürfnifs des Neuen und eigenen sich aus
sprechen werde, ohne dafs er deswegen, besonders im Römi
schen Rechte, den grossen Schatz an allgemein Gültigem, über
all und zu allen Zeiten Anwendbarem verkennt.

Leider hat Rec. ein solches Resultat bisher vergebens er
wartet. Die Hauptsachen, die Anknüpfung des historisch be
gründeten an das Leben, wird entweder übergangen, oder di
Zulässigkeit präsumirt; sonst könnte man die im Röm. Recht
neu entdeckten Antiquitäten den Gerichten unmöglich empfeh
len. Zwar weifs sich Rec. diese Erscheinung psychologisc
zu erklären, (so wie ungefähr die Philologen sich ins alt
Athen zurückwünschen, ob sie es gleich nicht einen Tag lan
dort aushielten), auch mag ein solches Rückschreiten Manche
in der gegenwärtigen Zeit nicht unwillkommen seyn; abe
ihm haben es die Juristen der neueren Zeit zu danken, daf
sie die Stimme der Völker gegen sich haben.

Das Criminalrecht ist in Rücksicht der historischen Bear
beitung weit hinter dem Civilrechte zurückgeblieben. Auc
hier hält Rec. dieselbe für nützlich, aber nur, wenn, (was je
doch der Anfang nicht verspricht) die Vergleichung und An
wendung auf die gegenwärtigen Verhältnisse nicht unterbleibt

Gerade diese Unterlassung ist Schuld daran, dafs die Gerichte, welche die Grausamkeit, Despotie und Bigotterie der alten Gesetzgebungen nicht anwenden konnten, zuerst auf ungesetzliche Milderungsgründe, und dann in eine gänzliche Willkür verfielen, und eine beliebige Praxis constituirten; ein Zustand, der selbst nach dem Zeugnifs der Gesetzgebungswidersacher Abhülfe durch neue Gesetze erfordert. Im Civilrechte ist das Gewissen der Richter weiter. Hier verliert man seinen Procefs mit Recht, weil man die Subtilitäten der römischen Servituten nicht kannte; hier können die geliebtesten Verwandten eines Erblassers leer ausgehen, weil in seinem Kopfe etwas von: *pro parte testatus, pro parte intestatus nemo decedere potest* nicht stünde. Aber im Criminalrechte kommt man bey Anwendung von Gesetzen, die sich selbst überlebt haben, mit der Staatsverfassung, mit dem empörten eigenen Gefühle, mit dem viel wärmeren Antheil, den das ganze Volk nimmt, ins Gedränge. Gleich hallt es im ganzen teutschen Lande wieder, wenn irgendwo einmal die Tortur, eine Hinrichtuug mit der Keule zum Vorschein kommt.

Darum ist es ein vergebliches Bemühen alten, den jetzigen Staaten und Menschen widersprechenden Strafgesetzen das verlorne Ansehen wieder verschaffen zu wollen, blos weil sie Gesetze sind und bessere fehlen. Darum mufs die historische Bearbeitung, wenn sie Nutzen stiften soll, vorzugsweise hier den praktischen Weg einschlagen. Zwar scheint derselbe mitunter deswegen vernachlässigt zu seyn, weil so sehr vieles im Crim. R. unpraktisch geworden sey, aber Rec. glaubt, dafs gerade die Entwickelung, auf welchem Wege es unpraktisch wurde, grössere Ausbeute gewähren und die legislative Ausbildung des Criminalrechts weiter fördern dürfte, als das Aufbauen luftiger philosophischer Theorien. In wie fern nun das neue Archiv die angedeuteten Forderungen erfüllt habe, was für die doctrinelle und legislative Bearbeitung des Criminalrechts, was für die politische Forderungen gethan wurde, welche die bürgerliche Freyheit an das Cr.R. macht, mag das Nachfolgende zeigen.

Zum Gebiete der *Criminalgesetzgebung* gehören nachfolgende Aufsätze: *Ueber die neuesten Entwürfe eines russischen Criminalgesetzbuchs, mit Bemerkungen. III, 1. Nr. 3.* In diesem Aufsatze, der besser unter die Recensionen gesetzt worden wäre, werden Auszüge und kurze Bemerkungen über 2 Gesetzesentwürfe mitgetheilt. Der eine erschien officiel im Jahre 1813 und 1814 in russischer Sprache und wurde unter dem Titel: »Criminalcodex für das russische Reich, von der kaiserlichen Gesetzgebungscommission entworfen, Halle 1818.« von dem

Sohne des Staatsraths von Jacob in das Teutsche übersetzt. D
zweyte ist vom Staatsrathe v. Jacob selbst, nach einem ih
im Jahre 1810 vom Director der russischen Gesetzgebungsco
mission, Speransky, gewordenen Auftrage verfaſst, jedoch
der Folge von dieser Behörde verworfen, und 1818 von de
Verf. in Halle herausgegeben. — *Die neuesten militairisch
Strafgesetze für die königlich Würtembergischen und die Kurhes-
schen Truppen. Im Auszuge mit Bemerkungen. III. 2. Nro. 11.* Zu
würtemb. Militairstrafgesetzbuche vom 26. Jul. 1818, dem ein
ge Stellen aus den hessischen Kriegsartikeln v. 30. Nov. 181
beygefügt sind, wird unter vielen Lobsprüchen und Protest
tionen wegen der guten Absicht des Vfs. bemerkt, daſs da
selbe zu sehr definire, Vieles vom zufälligen Erfolge abhäng
mache, sich Härte und Unbestimmtheit zu Schuld komme
lasse. Dies contrastirt freylich sehr mit dem gespendeten L
be, und ist hie und da nicht einmal ungegründet, obgleich d
Verf. eine schlechte Meinung für sich erregt, wenn er de
Gesetzbuche vorwirft, es heisse eine Handlung Verräthere
welche die Merkmale des Verraths, nämlich 1) eine speciel
Pflicht zur Treue und Bewahrung des Geheimnisses, und
das Verrathen eines amtlich bekannt gewordenen Geheimni
ses (wie kommt der Verf. dazu?) *nicht* an sich trage. Verge
sen ist, daſs das würtemb. Gesetzbuch einen wahren Wider
spruch enthält. Es soll nämlich der Diebstahl an dem Eige
thume der Militairpersonen oder an Kriegsbedürfnissen mit
bis 8järigen (Art. 81. 82.) Freiheitsstrafe belegt, wenn ab
ein solcher Diebstahl zum 2ten Male begangen werde, di
sonst verwirkte Strafe mit einem Zusatze geschärft aber nic
über 8 Jahre erstreckt werden. Wie nun, wenn die sonst ve
wirkte Strafe eine 8jährige wäre? — Allgemeineres giebt *Mi
termaier über die neuesten Fortschritte d. Criminalgesetzgebung in Teutsch
land. IV. 2. Nr. 7.* Das baier. Strafgesetzbuch wird hier gegen eine
ihm in der früheren Recension dieses Archivs (J. B. 1819. S. 152
gemachten Vorwurf in Schutz genommen, daſs nämlich di
vielen unmittelbar nachgefolgten Novellen grösstentheils fo
melle Vorschriften für die mit dem Geiste der Gesetzgebun
noch nicht vertrauten Richter enthalten. Eben so wird di
dort gemachte weitere Bemerkung, daſs das baier. Gesetzbuc
in Oldenburg mit Ausnahme eines einzigen Artikels angenom
men worden sey, berichtigt und die ziel zahlreicheren Abwei
chungen angegeben. Sonst erfahren wir noch, daſs in Wür
temberg, dem Herzogthume und dem Königreiche Sachsen
in Hannover und in Hessen-Darmstadt an neuen Criminalg
setzbüchern gearbeitet wird, daſs in den beyden ersten Länder
das baierische Gesetzbuch zur Grundlage dienen soll, und da

in Würtemberg am 31. Dec. 1818. ein Organisationsedikt über die Rechtspflege in den untern Instanzen erschien, von dessen Lobe aber, der Verwicklung der Strafbehörden wegen, wohl etwas abgehen dürfte. Ueber das Verhältnifs der preussischen Rheinlande, und über den neuen Gesichtspunkt die gesetzliche bürgerliche Freyheit, Verfassungen und Stände für das Criminalrecht eröffnen, sind nur wenige Andeutungen geliefert. — Besondern Dank verdient der Aufsatz: *Ueber die neuesten Fortschritte der Criminal-Jurisprudenz in Frankr. III. 4. Nr. 27.* fortgesetzt IV, 2. Nr 11. von *Mittermaier*, der fernere Fortsetzungen und Auszüge aus den bessern Werken verspricht. Mögen auch hier die Teutschen von den Franzosen lernen, dafs es mit der blossen Cathederwissenschaft im Criminalrecht nicht gethan ist, möge man auch bey uns zu der Ueberzeugung gelangen, die *Berengar*, einer der geachtetsten französischen Schriftsteller, ausspricht: *la legislation criminelle devrait être le complement du droit public d'un état.* Hieran schliefst sich an: *Befugnisse der Geschwornen bey Beurtheilung von dolus und culpa. Durch einen Rechtsfall erläutert vom Staatsprocurator von Oppen zu Coblenz.* IV, 3. Nro. 18. — *Ueber die Verwaltung der Criminaljustiz in England.* IV 3. Nr. 20. Hier wird ein Auszug aus dem bekannten Werke von: *Cotta de l'administration de la justice criminelle en Angleterre et de l'esprit du Gouvernement anglais. Par. 1820.* (übersetzt 1821 von Hornthal) geliefert, und weitere Nachrichten aus andern, besonders englischen Schriftstellern versprochen. Wir bedauern dabey nur, dafs der Zusammenhang des englischen Criminalrechts und Processes mit den andern Staats-Institutionen nicht genauer angegeben wurde, besonders da am Ende das Urtheil gefällt ist, dafs die Teutschen zu Einführung der Geschwornen noch nicht reif seyen. Rec. glaubt den Wunsch der meisten Leser des n. Arch. dahin aussprechen zu dürfen, dafs künftig der englischen Criminalgesetzgebung, Rechtsgelehrsamkeit und Rechtsverwaltung eine eigene Rubrik gewidmet werde. — *Ueber Stimmenmehrheit in Criminalsachen, von Dr. Spangenberg*, III, 4. Nr. 30. Ein Auszug aus einem Aufsatze des Grafen Barbaeori, Exkanzler des Ex-Fürstenthums Trient: *de la pluralité de suffrages dans les jugements criminels*, abgedruckt in seinen *Opuscules appartenants à la science de la legislation. Milan. 1818. Vol. I.*

Alle übrigen Aufsätze gehören ihrem Hauptinhalte nach zum Gebiete der *positiven* teutschen Criminalrechtswissenschaft. An die Spitze gehört: *über den neuesten Zustand der Criminalrechtswissenschaft in Teutschland*, von *Mittermaier* IV. 1. Nr. 4. und IV. 3. Nr. 17. Eine dankenswerthe, noch nicht beendigte, der Ordnung des Feuerbach'schen Lehrbuchs folgende Zusammen-

stellung der Resultate, welche sich aus den neueren Schrifte für die einzelnen Lehren des Crim. R. ergeben.

Aus dem *allgemeinen* Theile des *Crim.R.* sind: *Wie dacht die Alten über das Strafrecht des Staats von L. C. v. Dabelow.* II 4. Nr. 28. Nachdem der Verf. der neueren Philosophie i Verbindung mit der Aftercivilisation Schuld gegeben, dafs die Ge schichte durch sie zum Namen, die positive Jurisprudenz zu Philosophem, und die Naturwissenschaft zur völligen Irrede g worden sey, nachdem er in seiner bekannten Manier von Dacl stubentheorien geredet, und über die Ansichten der Alten, d ren Beweis er sich vorbehält, allerhand zum Besten gegebe hat, theilt er eine »ganz natürliche« Entwicklung des Stra rechts des Staats mit, die als ein Beleg gelten kann, wie es i seinem Dachstübchen aussieht. Aus dem juristischen Katechi mus des Verf. mag folgendes hier stehen: »1) Welches ist de »Zweck des Strafrechts des Staats? Kein anderes, als Rechts »verletzungen zu vergelten. 2) Wie wird dieser Zweck erreicht »Dadurch, dafs dem Staate völlige Freyheit in der Ausübun »dieses Rechts gelassen, und er blos auf die mit der Politi »vermählbare Ethik verwiesen wird. 3) Ist denn das Strafrech »des Staats nicht durch das Strafgesetz bedingt? Nein!.... blo »durch die Rechtsverletzung. 4) Welches ist der Zweck de »Strafgesetze? Von der Begehung der Rechtsverletzungen abzu »schrecken. 5) Wann fällt dieser Zweck für ein Individuun »weg? So bald es sich nicht hat abschrecken lassen, sondern.. »doch das Verbrechen begieng. 6) Was folgt daraus? Dafs e »dem Strafrechte des Staats anheim fällt, als wenn das Stra »gesetz gar nicht vorhanden wäre. 7) Ist es denn nicht de »Politik und Ethik in ihrer Gesammtvermählung angemesse »nur die gesetzlich angedrohete Strafe zur Anwendung zu brin »gen? Nein: der Politik ist das vielmehr ganz zuwider, welch »eine härtere Bestrafung fordert, und die Ethik mufs auch die »sem Postulate beytreten. Die Vernunft sogar fordert eine här »tere Bestrafung, als die ist, welche das Strafgesetz ausspricht. Doch damit genug. Es scheint nach dem letzteren Satze, al ob des Verf. Ethik und Politik Nichts mit der Vernunft z thun hätten! Auch zu dessen Theorie mufs sich das röm. R hergeben. Der Vrf. meint dann noch; im Collisionsfalle geh die Politik vor, weswegen hie und da auch der Unschuldig und Imputationsunfähige *gestraft* werde, (und doch Vergeltung! und es bliebe der Staatsgewalt überlassen, härter als bisher z strafen, ohne erst ein neues Strafgesetz zu geben; denn L. 20 *C. de poenis* spreche nicht einen Satz der Despotie, sonder des alten *juris gentium Italici* aus. Welche Ansicht mag woh der Verf. von bürgerlicher Freyheit und von dem *legitimen* Ur

prung der Gesetze haben? Wir glauben jedoch, daſs Hr. von Dabelow ein Schalk ist, der die Despotie durch scheinbarrechtliche Vertheidigung in ihrem grellsten Lichte zeigen wollte! — *Ueber den Unterschied vollendeter und versuchter Verbrechen und über die Grade des Versuches von Mittermaier.* IV. 1. Nr. 1. Wenn man ja eine Gradation haben wolle, so könne man einen *entfernten* Versuch annehmen, wenn die wirkliche Ausführung des Verbrechens, aber die Haupthandlung noch nicht begonnen hatte *nächster* Versuch seye entweder *crimen perfectum,* oder wenn die Haupthandlung vorgenommen, jedoch noch nicht so geendigt sey, wie die Gesetze es verlangen. Aufgefallen ist uns noch der Satz: »bey Verbrechen, die durch eine gewisse rasche Handlung verübt werden, z. B. Kinderaussetzen, Todtschlag, oder auch vor dem Verbrechen gleich wieder gut gemacht werden können, z. B. Unterschlagung, gebe es *gar keinen* strafbaren Versuch«; eine Verwechslung der Theorie mit dem gewöhnlich in solchen Fällen schwierigen Beweise! — *Ueber den Anfangspunkt der Strafbarkeit der Versuchshandlungen, von Mittermaier.* II, 4. Nr. 33. »Nur der Versuch sey strafbar, der durch äussere Handlungen und im Anfange der Ausführung des Verbrechens sich an den Tag lege, und wo der Erfolg nur durch zufällige, vom Willen des Handelnden unabhängige Umstände vereitelt werde, vorausgesetzt, (wie jetzt der Verf. Bd. IV. S. 104 behauptet) daſs die Unternehmung die Gestalt des Verbrechens an sich trage. Alle blos die Ausführung vorbereitenden Handlungen, z. B. Ausspähen der Gelegenheit, Anschaffung der Werkzeuge etc. (der entfernte Versuch) seyen straflos«. Weder die allgemeinen, noch die gesetzlichen Gründe des V. haben uns hier befriedigt. Wenn man die Frage in den Proceſs verweist, ob aus einer Handlung, mehr oder weniger, die Ernstlichkeit und Festigkeit eines widerrechtlichen Entschlusses erwiesen werden können, und bedenkt, daſs jede Handlung blos durch ihre Richtung auf eine Rechtsverletzung, durch den Angriff des fremden Rechts, strafbar werde, wohin sogar das Todtschiessen gehört (das ja auch gesetzlich verrichtet werden kann), so erklären sich die Gesetze von selbst, namentlich auch die vom Verf. anders ausgelegte L. 1. *in. f. D. ad* 69. *Pomp. de parric.* (48 9). Oder straft der Verf. das Dingen eines Banditen nicht? Oder ein Complott, wenn sich die Verbündeten erst über die Mittel zum Umsturze des Staats bereden? *Ueber das vollendigte Verbrechen (delictum perfectum) und dessen angemessene Bestrafung, von Obertribunalrath Weber in Stuttgart.* IV. 1. Nr. 2. Lauter bekanntes. Der Verf. entscheidet sich nach dem baierischen Gesetzbuche für eine geringere Strafe, als, die der Vollendung, wie er schon früher I. S. 373 geäussert hatte. — *Ue-*

ber den Begriff, die Arten und die Strafbarkeit des (intellectuellen Urhebers. Von Mittermaier III. 1. Nr. 6. Zu weit geht der Verf in diesem übrigens lobenswerthen Aufsatze, wenn er physisch oder psychologische Nöthigung des Thäters, oder daſs diese vorher gar kein Interesse am Verbrechen gehabt habe, zum Be griffe des intell. Urs. verlangt, und wenn er die culpose in tell. Urheberschaft ganz übergeht. Oder was ist wohl einFör ster, der (wie dem Rec. selbst vorkam) seinen 9jährigen Kna ben auf die Jagd schickt, wenn dieser statt eines Wildes einen Menschen todt schieſst? doch nicht straflos? Ferner geht de Verf zu weit, wenn er nur den Befehlenden, oder Zwingende mit der Strafe des Thäters belegen will. — *Versuch eines Be weises, daſs es sowohl nach positiven Gesetzen, als nach allgemeine Grundsätzen in Ansehung der Strafbarkeit keinen Unterschied zwische dem Urheber des Verbrechens und dem Gehülfen bey demselben geb Hr. v. Schirach* III. 3. Nr. 17. Hier muſs der gute Schwarzen berg im Art. 177. P. G. O. gesagt haben, der Gehülfe soll bey einem Verbrechen anders, als bey einem anderen (Verbre chen) bestraft werden, beym Morde anders, als bey der Inju rie, beym Hochverrathe anders als bey der Fälschung, abe immer gleich mit dem Urheber! — *Kann bey einem Com plotte der Verschworne, welcher bey der Vollziehung der That ab wesend war, mit der ordentlichen Strafe belegt werden? Von Klein schrod* IV. 3. Nr. 14. Den Abwesenden treffe nur die Straf des entfernten Versuchs, wenn er Nichts zur Vollziehung durc seine Abwesenheit beytrug; dabey scheint jedoch stillschweigen vom V vorausgesetzt zu seyn, daſs die übrigen auf seine Gegen wart gerechnet haben. Die Worte des Art. 148 der P. G. O So — einander Hülfe und Beystand *thun* (nicht blos *versprechen* sind übrigens deutlich genug — *Ueber den Begriff und die Merk male des bösen Vorsatzes, von Mittermaier.* II. 4. Nr. 28. De Verf. unterscheidet zwey Grundbegriffe des Worts *dolus;* 1) de zu Begründung eines strafwürdigen Verbrechens *überhaupt* noth wendigen, zurechenbaren (*bösen*) Willen. In diesem Sinn umfasse *dolus a)* das Daseyn eines imputationsfähigen Zustan des *überhaupt*, und *b)* den Antheil des bösen Willens *überhaupt* welcher der Grund der Bestrafung einer unerlaubten That ist in diesem Sinne seye auch der *culpos* handelnde *in dolo?* In engeren Sinne, als Gegensatz von *culpa* sey *dolus* (verbrecheri scher Vorsatz) der Vorsatz zu Begehung einer als strafwürdige Verbrechen erkannten Handlung, oder der Vorsatz, eine als un erlaubt erkannte Handlung als ein Mittel, zu Erreichung gesetzlic vergönnter Zwecke vorzunehmen. Dazu gehören *a)* das Bewuſstsey aller Merkmale, wodurch die Handlung, welche der Verbrecher vor nimmt, als eine verbotene, strafwürdige ihm erscheint, (*sciens dol*

sale); *b)* die bestimmte Richtung des Willens, die als gesetzwidrig erkannte Handlung doch zu verüben. Der Raum dieser Blätter verbietet uns, näher ins Einzelne einzugehen; doch mag folgendes hier stehen: ad 1. *a)* ist der böse Wille, die Bedingung der Strafe (die Feuerbachsche Ansicht) so läfst sich nicht einsehen, wie man auch den *culpose* Handelnden bestrafen will, der das Bewufstseyn eines rechtswidrigen Erfolgs aus seiner Handlung *nicht hatte, blos haben konnte.* ad 2. Zu dem Bewufstseyn der Merkmale soll gehören α) die Kenntnifs der Rechtswidrigkeit der Handlung *überhaupt*, β) die Kenntnifs der Merkmale, wordurch die an sich sonst rechtlich erlaubte That zur verbotenen und gesetzwidrigen werde, γ) die Kenntnifs von der besonderen Beschaffenheit der Mittel, deren Anwendung das Verbrechen ausmache, z. B. Giftmord. Den letzten Satz wird nun der Verf. zurücknehmen. Bd. IV. S. 105, da auch mit vermeintem Gifte der Versuch eines Giftmords begangen werden kann, die beyden ersten aber sind undeutlich. Denn wahrscheinlich sollte gesagt werden, der Handelnde müsse nicht nur die Rechtswidrigkeit einer Handlung, z. B. des Ehebruchs oder seiner Requisite im Allgemeinen, sondern auch das Vorhandenseyn dieser Requisite im einzelnen Falle kennen etc. Wollte der Verf. aber sagen es gebe Handlungen,' die überhaupt nicht strafbar seyen, es erst durch besondere Merkmale werden, so gilt das von allen Verbrechen, sogar vom Tödten. — Sehr aufgefallen ist dem Rec. die Behauptung, *dolus* gehöre *niemals* zum Thatbestande. Der Verf. hätte sich leicht aus dem 48. Buche d. Pand. vom Gegentheile überzeugen können. Oder straft er auch culpose Injurien? Aber der *animus lucri faciendi* beym Diebstahl, die Absicht des Geschlechtsgenusses bey der Entführung, gehören nicht zum *dolus.* Uebrigens verlangt der Verf. mit Recht die Erinnerung an die Rechtswidrigkeit im Augenblicke der Handlung nicht zum *dolus*, nur hätte er Erinnerung und Bewufstseyn genauer unterscheiden sollen. — *Ueber den Einflufs des Mangels am Thatbestande auf das Strafurtheil von Mittermaier.* III. 3. Nr. 16. Mit überwiegenden Gründen wird gezeigt, dafs der Mangel an einem oder mehreren Merkmalen des Thatbestandes weder nach der Natur der Sache, noch nach gemeinem Rechte ein Milderungsgrund sey, oder dafs der Richter nicht berechtigt sey, für einzelne Merkmale des Thatbestandes einen Theil der vollen gesetzlichen Strafe zuzuerkennen. Wir vermissen nur das an dem gediegenen Aufsatze, dafs der Begriff des Thatbestandes nicht genauer festgestellt wurde. So heifst es S. 412 Nr. 1.: »Ist in Ansehung eines Merkmals des Thatbestandes rechtliche Ungewifsheit da, während die übrigen vollkommen erwiesen sind, und dasselbe ist als Erfordernifs

»des Thatbestandes der Gesetze wirklich bestimmt, so fällt da »Verbrechen völlig zusammen. Z. B. lebendige Geburt des Kin »des beym Kindermord. Ist das Merkmal nicht wesentlich noth »wendig, so tritt kein mangelhafter, sondern voller Thatbestan »ein; z. B. beym Meineid die *certioratio.*« Offenbar hat de Verf. die nothwendigen factischen Voraussetzungen, um einen Fall unter das Gesetz zu subsumiren, Thatbestand, von den Merkmalen nicht unterschieden, welche blos die Anwendung der vollen gesetzlichen Strafe bedingen. (Martin Lehrbuch des Crim. R. V. 28. S. 58.). *Von der Wiederholung der Verbrechen nach erlittener Strafe, oder von dem Rückfall von O. Appell. Ger. Rath v. Schelhafs zu München* II 4. Nr. 32. Beynahe nur bairische Recht mit gerechtem Tadel, der zum Theil inconsequenten, zum Theil beengenden und harten Bestimmungen desselben. Für Rückfall gilt nur Wiederbegehung des nemlichen dolosen Verbrechens, nicht eines derselben Gattung, z. B. Diebstahl und Betrug! — *Ueber die Wahl der Todesstrafen von Dr. G. W. Böhmer zu Göttingen.* IV. 1. Nr. 3. IV. 3. Nr. 15. In diesem noch nicht beendigten Aufsatze soll ein Beytrag zu Auflösung der Frage geliefert werden, ob die jetzt gebräuchlichen Tödtungsarten den Bedürfnissen der Gesellschaft und den Absichten des Gesetzgebers entsprechen, und ob sich nicht bey einer, selbst auf ältere Zeiten zurückgehenden, Vergleichung eine Vollziehungsart auffinden lasse, welche in mehrfacher Rücksicht, wenigstens in solchen Fällen, wo das Gesetz nicht ausdrücklich eine Schärfung befiehlt, den Vorzug verdiene. Der Verf. verlangt, dafs sich jede Todesart dem obersten Grundsatze der Humanität am engsten anschliesse (was heifst diefs?) und jedes, mit dem Begriffe eines gesetzlichen Todes nicht unumgänglich verbundene Uebel vermeide. Für den Verbrecher wird Sicherheit, Schnelligkeit und Leichtigkeit, für die Familie desselben Schonung durch Wahl der am wenigsten beschimpfenden Strafe, für den Scharfrichter möglichste Unabhängigkeit vom Zufalle, und dadurch Sicherung des Ansehens dieser Classe von Staatsdienern, für die Zeugen der Hinrichtung Schonung ihres moralischen Gefühls, und für die ganze Staatsgesellschaft Sorge für die Gesundheit und Entfernung grausenvoller Härte wegen der Möglichkeit eines ungerechten Urtheils in Anspruch genommen. Als Afterrücksichten giebt der Verf. an: zurückbleibende Spuren von Bewufstseyn und Empfindung (und doch Schnelligkeit!!) verzögerte Hinrichtung, wenn der angesetzte Termin verschoben werde!!!, und der heidnische Grundsatz, dafs die Verwandten des Getödteten in der Hinrichtung (*sic!*) neuen Trost finden sollen. Es würde uns zu weit führen, das Unlogische der obigen Darstellung näher zu beleuch-

ten; wir erlauben uns nur die Bemerkung, dafs in einem constitutionellen Staate, wo auf Oeffentlichkeit, Zutrauen und Controle Alles beruht, von einer anderen Hinrichtung, als der vor allem Volke, gar nicht die Rede seyn kann..... Besser hat uns die besondere Ausführung des Verf. bis jetzt über das Henken, Ertränken, Arquebusiren befriedigt. Doch wäre das über das Henken Gesagte viel klarer geworden, wenn nicht der Verf. gegen allen Sprachgebrauch und Geschichte unter Henken jedes Aufhängen des Körpers, sogar Kreuzigung verstanden, sondern die Erdrofslung davon getrennt hätte.

Einzelnes aus dem *besonderen* Theile des *Crim.R.* enthalten: *Beyträge zu der Lehre von dem Verbrechen des Aufruhrs* von Prof. Dr. *Henke*. II. 4. Nr. 30. Einige, nicht erschöpfende staatsrechtliche Bemerkungen, mit Angabe der betreffenden Stellen des gem. R. jedoch ohne alle scharfe Scheidung der Begriffe. Aufgefallen ist uns der Satz: Wo in einem Staate durch Verfassungsgesetze für die Ausübung der höchsten Gewalt nicht feste und unverrückliche Schranken bestimmt sind, kann ein *Recht* des Widerstandes selbst nicht in der Theorie angenommen werden. — *Bemerkungen über Duellgesetze und den Zusammenhang derselben mit den Gesetzen über Ehrenverletzungen. Von Mittermaier* III. 3. Nr. 18. und *über den Zweykampf von Dr. Rofshirt*. III. 3. Nr. 19. Die erste Schrift enthält treffliche Bemerkungen, und meint, so lange das Vorurtheil und die Nachtheile der Ausschlagung eines Duells vom Gesetzgeber nicht ausgerottet seyen, können nur Strafen auf Zwang zum Duelle und auf gewisse Arten desselben gesetzt werden; dahin gehören Aufhetzung, absichtliche Beleidigung, um zum Duelle zu nöthigen, und Ausschlagung der angebotenen Versöhnung. Der Verf., der den Rechtsgelehrten im Crim.R. so Vieles vorwirft, legt denselben zur Last, die Verbrechen gegen die Ehre auf die niedrigste Stufe der Verletzungen von Privatrechten gestellt zu haben. Aber nach positivem Rechte, ist diefs vollkommen gegründet, weil die Injurien Privatverbrechen geblieben sind, Diebstähle aber durch die P. G. O. zu öffentlichen Verbrechen wurden. Die zweyte Abhandlung, (wie nachher z. B. 1. St. Nr. 4.) können wir, als die Arbeit eines inländischen Schriftstellers, nach den Gesetzen unserer Zeitschrift nur im Auszuge geben, welchen uns der Verf. selbst in dieser Art mitgetheilt hat. Der Verfasser wollt ein diesem Aufsatze über den Zweykampf nicht wagen, durch Gesetz - Vorschläge diesen Gegenstand zu bearbeiten, sondern seine Tendenz gieng vielmehr dahin, durch geschichtliche Entwickelung der Sitte des Zweykampfes den Standpunkt zu zeigen, von welchem er als Verbrechen aufgefafst, und von welchem ihm entgegen-

gewirkt werden muſs. Daſs übrigens eine Arbeit in die sem Sinn, (so unbedeutend auch der Verfasser die seini ge hält,) auf der Studierstube gemacht, und nicht aus einige oberflächlichen Beobachtungen unsrer Zeit hervorgezaubert wei den kann, versteht sich von selbst; und die Manier mag wol nur in den Augen solcher, die an der Oberfläche, wie in Re censionen so oft sichtbar ist, kleben, verwerflich seyn. Ir Eingange ist das Hervorgehen des Zweykampfs aus dem Mit telalter mit den dagegen getroffenen gesetzlichen Verfügunge kurz entwickelt, (§. 1. 2.) hierauf gezeigt, wie fehlerhaft i den neuern Gesetzbüchern der Zweykampf als Verbrechen ge stellt ist, und wie die Doctrin die Veranlasserin dieses Fehle ist, (§. 3. 4. 5. 6.) Am Ende ist der Weg angegeben, wel chen der Verf. für geeignet hält, die Duelle zuerst selten z machen, und mit der Zeit die Sitte ganz zu verdrängen. Ei nige Druckfehler entstellen auch diesen Aufsatz z. B. S. 455 Zeile 5. statt *Vorzügen* — steht Vergnügen, S. 464. statt *nu* — nur. — *Etwas über den Thatbestand bey Tödtungen, mi Hinsicht auf eine neuere, über diesen Gegenstand erschienen Schrift von Kleinschrod.* IV. 3. Nr. 16. Hier wird wiede einmal eine nothwendig tödtliche Verletzung verlangt, un gesagt, wenn der Tod in anderen, nachher ohne Schul des Urhebers der Verletzung entstandenen Umstände liege könne man die Verletzung nicht mehr tödtlich heissen. Dieſ ist sehr wahr, nur sollte der Verfasser eine sogenannt negative Mitwirkung, ein blosses Unterlassen der Hülfe, nich hieher rechnen. Denn in diesem Falle geht der Tod direk aus der Verletzung hervor; oder heiſst der Verf. den eine Todtschläger, der einen Ertrunkenen nicht aus dem Wasse zieht? — *Einige Erinnerungen über die Zurechnung tödtlicher Ver letzungen, von Dr. Stelzer in Berlin.* IV. 2. Nr. 10. Neben vie lem längst Bekannten finden wir hier eine Berichtigung! vo Feuerbach Lehrbuch §. 208. Not. b. VII, Aufl. (nicht §. 209 Not. a), zu welchem Ende die Worte der L. 7. §. 5. *D. a leg. Aquil. (9. 2.)* »*quia aliud alii mortiferum esse solet*« über setzt werden: »weil (wenn) in solchem Zustande diese Behand lung *einem Jeden* tödtlich gewesen wäre, oder seyn könnte!! Ferner ist eine falsche Auflösung der Frage gegeben, wie e zu halten sey, wenn zur Zeit der Urtheilsfällung der Verletzt noch nicht an seiner Verletzung gestorben sey. Die Gesetz verlangen ja *den Tod*, nicht blos eine tödtliche Verletzung zu Vollendung des Verbrechens. Es kann deswegen Zufall seyn daſs der Verletzte zur Zeit der Urtheilsfällung noch lebte, wen auch ohne alle Hoffnung auf Rettung; aber Zufälle lassen sic

aus dem menschlichen Leben so wenig, als aus dem Criminalrechte verbannen. — *Ueber Verbrechen, besonders Todtschlag, aus Irrthum in Ansehung der Person, von Prof. Gesterding.* III. 3. Nr. 21. Der Verf. unterscheidet richtig: Wer aus Irrthum einen anderen tödtet, als den, welchen er wirklich tödten wollte, aber den Getödteten für den Gewollten hielt, habe einen absichtlichen Todtschlag begangen, nicht aber, wer eine bestimmte Person tödten wollte, und diese verfehlend eine andere bestimmte Person traf, die er gar nicht treffen und tödten wollte. Hier trete blos *Conat* und *Culpa* ein. Zwar läſst sich für diese Ansicht *L. 4. D. de injur (4. T. 10.)* nichts anführen, wohl aber die Natur der Sache, weil sonst derjenige Personen absichtlich getödtet haben müſste, welcher eine bestimmte Person tödten will, und wirklich tödtet, aber noch eine andere nicht gewollte trifft. — *Ueber das Verbrechen des Kindermords und der Aussetzung der Kinder, von Hofr. Spangenberg.* III. 1. Nr. 1. und III. 3. Nr. 14. Nach dem Rechtszustande, welchen die P. G. O. ergriff, seye Kindermord weder früher noch später als *parricidium* betrachtet worden, vielmehr seye der reine Begriff dieses Verbrechens: Tödtung eines lebendigen, neugebohrnen Kindes, ohne Unterschied, ob dasselbe in oder ausser der Ehe erzeugt worden, und ohne Unterschied, ob die Mutter oder der Vater diese Tödtung beschafft! hat. Bey der Kinderaussetzung seye blos die *pöna extraordinaria* der *L. 2. C. de infant. expos.* (8. 52.) näher durch P. G. O. Art 132. bestimmt das röm. R. habe die Tödtung erwachsener Kinder nur unter Umständen und in späterer Zeit zu den *parricidiis* gerechnet, als nämlich das *jus vitae et necis* den Vätern genommen war, und als dasselbe gar nicht für die Mutter existirte, dagegen seye die Tödtung und Aussetzung neugebohrner Kinder nie als *parricidium* und überall nicht eher als ein Verbrechen betrachtet worden als bis die Kaiser Valentinian, Valens und Gratian dasselbe L. 2. C. de infant. expos. (S. 52.) L. 8. C. ad leg. Corn. de sicar. (9. 16.) mit einer öffentlichen Strafe bedrohten. Die Beweisgründe für diese Ansicht sind: a) das *jus vitae et necis* des römischen Hausvaters seye nur das Recht gewesen, Kinder über drey Jahren unter Beobachtung bestimmter Formen zu tödten; bey Kindern unter 3 Jahren habe dies der Vater nur unter Zuziehung von 5 Nachbarn, welche das Kind für eine Miſsgeburt oder für gebrechlich erklärten, thun dürfen; (und dies wäre kein *jus vitae et necis* unter bestimmten Formen?). Nach Aufhebung des *jus vitae et necis* seye die Parricidienstrafe auf Tödtung erwachsener Kinder (über 3 Jahren) gesetzt worden L. un. C. 9. 17. aber auf Tödtung und Aussetzung neugeborner, wobey

die ältern Förmlichkeiten längst abgekommen gewesen, hab dies keinen Einfluſs gehabt, vielmehr habe diese erst noch zun Verbrechen erhoben werden müssen, ohnehin seye die Ueber schreitung des *jus vitae et necis* niemals zum *parricidium* gerechne worden. (Das ist unwahr. Denn L. 5. D. ad leg. Pomp. de parr. 48. 9 setzt die Deportatio in insulam fest, d. h. die Strafe des *par ricidiums. L. 1. D. eod. tit. coll. L. 3. D. 5. D. ad leg. Corn. d sicar. (48. 8.)*) *b*) filius bedeute nur ein erwachsenes Kind *L 1. D. ad leg. Pomp. de parr. 48. 9. L. un. C. 9. 17.* (demnach hätte Constantin sagen müssen *filios et infantes??*). *c*) Das Zeugniſs des Kirchenvaters Tertullian *ad nation. I. 15.*, welcher sich über das Nichthalten der den Kindermord verbietenden Strafgesetze beschwert, beziehe sich alles auf das aufgehobene *jus vitae et necis* für erwachsene Kinder, und sey ein blosser Miſsverstand (wie leicht macht es sich der Verf. seine Meinung zu begründen?) Doch die ganze Hypothese des Verf. stellt sich schon deswegen als unhaltbar dar, weil die erste Verordnung L. 2. C. 8 52. ein altes Gesetz einschärft, übereinstimmend mit Tertullian; und weil die 2te, L. 8. C. 9. 16. gar nicht vom Morde der Kinder *durch die Eltern* redet. — Selbst gegen die Ansicht, daſs nur Tödtung eines Kindes ausserhalb Mutterleibe unter dem Kindermorde begriffen sey, geben wir dem Verf. die Worte des Art. 131. P. G. O.: »deren sie vor, in oder nach der Geburt schuldig wird« zu bedenken. Denn daran unterscheidet sich Art. 131. vom Art. 133. daſs dort von einer lebendigen und gliedmässigen (ausgewachsenen), hier nur von einem lebendigen Kinde die Rede ist. — *Abhandlung über die Theorie der Injurien, der Schmähschriften und der Nothwehr; eine Vorarbeit zu der Selbstvertheidigung des R. R. Dr. Grävel.* III. 2. Nr. 10. Meistenstheils von individuellem Interesse und preussisches Recht behandelnd (welches in dieser Lehre ziemlich mangelhaft ist), auch so weitläufig gerathen, (es werden nicht weniger als 67 Sätze aufgestellt) daſs sich Rec. eines weiteren Urtheils enthält. — Sehr lobenswerth haben wir gefunden einen Aufsatz von *Prof. Walter über Ehre und Injurien nach Röm. Rechte.* IV. 1. Nr. 5. und IV. 2. Nr. 12. *Ehre* ist dem Verf. die Rechtsfähigkeit, welche auf der präsumtiven Würdigkeit eines Menschen beruht. So wie der Staat durch eine aufgestellte Präsumtion über die Rechtsfähigkeit seiner Mitglieder entscheidet, so entscheidet die Meinung der Bürger, die sich über eine Person aus ihren Handlungen bildet, über dasjenige, was sie (die Bürger) durch ihre Autonomie geben und entziehen können. Träte die letztere Meinung mit der ersteren der bürgerlichen Rechtsfähigkeit, in Widerspruch, so wäre die Folge, daſs ein solcher Mensch zwar alle erzwingba-

ren Rechte, andere Rechte aber nicht für sich hätte. Deswegen kann der Staat diese Meinung der Menschen unter einander nicht unberücksichtigt lassen, und es mufs neben der bürgerlichen Ehre noch ein Recht auf guten Namen, Ehre im Sinne des gewöhnlichen Lebens geben (welchen beyden die *infamia juris et facti* entspreche). Der Verf. versucht dann, den Beweis, dafs das Wort *existimatio*, dieser doppelten Bedeutung entspreche: als Rechtsfähigkeit oder bürgerliche Ehre könne dieselbe nur durch Verbrechen vermindert oder aufgehoben werden, als die über eine Person bestehende gute Meinung bilde sie sich aus den Handlungen überhaupt. Dieses vorausgesetzt, hänge die Lehre über die Injurien von der Frage ab, in wie ferne ist jeder berechtigt, die Anerkennung seiner *existimatio* von seinen Mitbürgern zu verlangen? Hier lasse sich schon nach allgemeinen Rücksichten behaupten, im ersten Sinne liege die Verletzung darin, wenn der Rechtsfähigkeit einer Person widerrechtlich etwas gegenübergestellt werde, also in jeder Rechtsverletzung, ohne dafs es anderer als der zu jedem Verbrechen sonst erforderlichen Bedingungen bedürfte; im 2ten Sinne darin, dafs jemand eine verächtliche Meinung über einen Dritten ausdrücke, oder andere dazu zu bestimmen suche, wobey alles auf die genaue Absicht des Verletzenden ankomme. Gerade so werde nun das Wort *injuria* im Röm. Rechte gebraucht, als jede widerrechtliche Handlung und als Beschimpfung *contumelia* (so wie Majestätsverbrechen der *majestas* des Staats, seiner Selbständigkeit und seinem Rechte auf Ehrfurcht und guten Namen (seiner *existimatio*) entsprechen). Bestimme man den ersten Begriff näher, so werden Vermögens-Verletzungen, als weniger in Beziehung mit der Person stehend, und solche persönliche Verletzungen ausgeschlossen, die schon unter einem anderen gesetzlich ausgezeichneten Verbrechen subsumirt sind. Welche dahin gehören, lasse sich zwar nur historisch von der Bildungstufe und der Vollständigkeit der Gesetzgebung ausgehend, beantworten, nach röm. Rechte aber, wo die Injurien zu den Privatverbrechen gehören, seye die Auflösung leicht, und Injurie im ersten Sinne sey eine solche Verletzung, wo kein Vermögensschaden und keine öffentliche Bestrafung begründet ist, wo aber doch der Verletzte wegen persönlicher Kränkung eine Genugthuung wünscht. Nur dürfe man diefs nicht Ehrverletzung nennen, eher *Unbill*, *injuria* im weiteren Sinne. Zum Thatbestande gehören ausser der Verletzung nur noch *dolus*, als blosses Bewufstseyn der Rechtswidrigkeit, nicht *animus injuriandi*..... Die zweyte Art der Injurien, die Verletzung des guten Namens, so weit die Gesetze ihn in ihren Schutz nehmen, sey *subjectiv*, wenn man eine besondere Ver-

achtung gegen den anderen an den Tag lege (womit jedoch
Gesetze sparsam seyen, und das *Convicium* hauptsächlich aus
zeichnet hätten); oder *objectiv*, wenn man ihm Handlung
vorwerfe, die ihn nothwendig in den Augen der übrigen h
absetzen (was allgemein unerlaubt gewesen sey): beydes
ideale Injurie, indem ausser dem Rechte auf Achtung und
ten Namen kein anderes gekränkt werde... Diesem Syst
kann man wohl die Consequenz nicht absprechen; es ist vi
leicht nur zu consequent für den so höchst schwankenden,
verschiedenen Zeiten sich verschieden gestaltenden Begriff d
Ehre. Rec. erlaubt sich dagegen nur folgende Bemerkunge
Es verstöfst gegen alle Wahrscheinlichkeit, dafs das Wort *inj
ria* im Titel *de injuriis*, theils Rechtsverletzung, *quod nun jure*
theils Ehrenkränkung *contumelia*, ganz unter einander bede
ten soll; hier sollte doch der specielle Sinn gemeint seyn L.
pr. D. 47. 10. Die Gesetze L 3. §. 1. 2. D. eod. tit. verla
gen allerdings den *animus injuriandi* zum Thatbestande (a
eine blosse Ungenauigkeit möchten wir uns mit dem Ve
nicht berufen). Wenn XII. Tafeln und prätorisches Edikt al
gemein von Injurien reden, so ist damit noch gar nicht erwi
sen, dafs sie darunter persönliche Rechtsverletzungen ohne *an
mus injuriandi* verstehen. Gerade in der Hauptstelle L. 7. §.
D, eod. tit, auf welche sich der Verf beruft, hat derselbe übe
sehen, dafs es heifst »*si dicatur homo injuria occisus*«, also
contumeliam, wodurch das Ganze eine andere Gestalt gewinn
Er hat zwar für eine ähnliche Stelle L. 1. §. 8. D. 25. 4. d
Entschuldigung S. 275. bereit, dafs an sich unschuldige od
gar rechtmässige Handlungen durch den Geist der Chikan
mit welcher man sie vornimmt, widerrechtlich werden; ab
dieser Satz ist falsch, L. 13. §. 1. 2. 4. 6. D. 47. 10. unrecht
lich, und die Beyspiele sind unpassend. Oder straft der Vf. der
jenigen, der dem andern aus Chikane eine wahre schimpflich
Thatsache nachsagt? — *Ueber den Begriff des römischen furtun
und des teutschen Diebstahls in einer vergleichenden Gegeneinande
stellung von Dr. Rofshirt.* III. 1. Nr. 4. Der Verf. weifs rech
wohl, dafs diese Abhandlung über das römische Furtum un
den teutschen Diebstahl nur als eine flüchtige Arbeit anzus
hen ist, da er nur zu gut die einzelnen Unrichtigkeiten kenn
welche sich eingeschlichen haben, und auch Manches wege
der Undeutlichkeit im Ausdrucke, und deshalb veranlafste
Mifsverständnisses auf sich nehmen mufs.

(*Der Beschlufs folgt.*)

N^ro^. 42. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Neues Archiv des Criminalrechts.

(*Beschlufs.*)

So ist z. B. das furtum rei propriae nicht richtig dargestellt (Caj. Io. III. §. 200.) so ist die Note 5. der Seite 74. undeutlich, so ist die Geschichte des römischen furti im §. 3. gar zu hingeworfen; auch haben Druckfehler manches unverständlich gemacht, z. B. Note 4. Seite 74 *definirte* statt *detonirte* u. s. w. Im Allgemeinen aber glaubt der Verf. auch noch jetzt, dafs der geschichtliche Weg, welchen er hier betreten hat, einzig zum Resultate führen kann. Es wird nämlich zuerst der Begriff vom römischen furtum, wie er im justin. Rechte vorkommt, unter Rücksicht auf das ältere Recht, entwickelt, (§. 1. 2. 3.) sofort theils der Uebergang in das teutsche Recht, theils das Eigene des teutschen Rechts gezeigt (§. 4.) insbesondere auf die Verhältnisse der Unterschlagung (§. 5.), der wissentlichen Annahme einer Nichtschuld (§. 6.), das contrectare im Gegensatze des furto auferre (§. 7.), Rücksicht genommen, und endlich der in der Carolina liegende Begriff (§. 8. 9.) entwickelt, zugleich nachweisend, wie vorsichtig das römische Recht, insofern es in dieser Lehre als geltendes Recht gebraucht werden soll, behandelt werden müsse (§. 10.). Am Schlusse sind die Ansichten der neuern Gesetzbücher anhangsweise zusammengedrängt. (§. 11 — 14.) — *Das heimliche Ausgraben eines Leichnahms auf dem Kirchhofe, von Dr. Frühling in Braunschweig.* II. 4. Nr 34 Die Ausgrabung aus anatomischen Rücksichten sey kein Verbrechen. Es sey nicht Diebstahl, weil der Handelnde sein zeitliches Vermögen nicht vergrössern wollte (also wer dem Verf. seinen Wein im Keller austrinkt, ist kein Dieb!); es sey nicht *violatio sepulchri,* weil die römischen Gesetze sich auf den Glauben an Schutzgötter beziehen, und für Christen unbrauchbar seyen, (Justinian war wohl kein Christ!); es seye nicht *crimen* [illegible], weil dieses Störung der Ruhe und Sicherheit lebender! Personen voraussetze; höchstens seye es eine Uebertretung des Polizeyverbots, welches die R. A. v. 1430. §. 7 1442. §. 8. enthalten (diese reden von Befählidung und Vertheidigung der

gewöhnlich damals ummauerten bürgerlichen Kirchhöfe). De
gleichen Gerede sollten die Herausgeber nicht aufnehmen.

In den *Criminalprocefs* schlagen noch folgende Aufsätze ei
*Kann dem Gerichtsstande des begangenen Verbrechers ein Vorzu
vor dem Gerichtsstande des Wohnorts und der Ergreifung gesetzli
zugeschrieben werden? von Tittmann.* III. 1. Nr. 7. Die Frag
ist ganz aus allgemeinen Rücksichten dahin beantwortet, da
man alle drey gemeinen Gerichtsstände gelten lassen, und d
Transportirung eines Verbrechers von dem Orte der Ergreifun
oder des Aufenthalts nur dann zulassen müsse, wenn sich da
von mit Grund ein Vortheil erwarten liesse, der die Beschwe
den des Transports, oder die mit der Untersuchung an eine
dritten Orte verbundenen Unbequemlichkeiten überwiegt. D
Verf. scheint, sich selbst unbewufst, von dem geheimen Inqui
sitionsverfahren, als dem allein heilbringenden ausgegange
zu seyn. Er wäre sicherlich durch Beachtung des öffentliche
und Anklage-Verfahrens zu einem andern Resultate gekom
men. — *Ueber das Untersuchungs- und Bestrafungsrecht der Polizeybe
hörden. Von Lotz.* III. 4. Nro. 26. An dem K. Preussiche
Rescripte vom 28. Aug. 1810. nimmt der Verf. Veranlassun
das Wachen der Polizey zu untersuchen, das er in das un
mittelbare Eingreifen zur Förderung des Staatszwecks setz
und wovon er Gesetzgebung und Rechtssprechung ausschliess
Als Resultat wird aufgestellt, dafs die Anstellung der Polizey
behörden, als untersuchende und richtende neben den eigen
thümlichen Justizbehörden, und die Vertheilung der Geschäft
zwischen diesen beyden nach gewissen Objecten weder nöthig noc
nützlich sey; dem Charakter der Polizey widersprechen, de
Justiz ihren regelmässigen Gang erschweren, die freye Entwi
ckelung des öffentlichen Geschäftsorganismus und die Ausbi
dung der bürgerlichen Freyheit störe (womit wohl die meiste
Leser übereinstimmen werden). — *Ueber die Ausdehnung de
Criminaluntersuchungen. Von Mittermaier.* III. 4. Nr. 25. Treffen
de Bemerkungen gegen die Ausdehnung der Untersuchung au
Verbrechen, die erst im Laufe des Processes wahrscheinlic
werden. Doch sind dieselben hauptsächlich legislativer Ar
In Betreff des nach gem. R. Geltenden fand Rec. nur die all
gemeine Bemerkung, dafs nach dem Geiste der Gesetzgebun
die Ausdehung nicht begünstigt werden solle; was doch bey
nahe zu mager ist. — *Ueber die Gründe, warum Vernehmunge
und Zeugenverhöre mit nicht mehr als einer, und Confrontatione
mit nicht mehr als zwey Personen auf einmal geschehen dürfen. Vo
Tittmann.* III. 3. Nr. 20. Jede gegen diese Regel vorgenomme
ne Abhörung und Confrontation sey nichtig. Diefs gilt jedoc
höchstens von Zeugenverhören, weil C. 52. X. und C. 2. i

6. de testib. et attest. abgesonderte Vernehmung vorgeschrieben, und P. G. O. Art. 71. Abhörung, wie sichs im Recht gebührt, verlangt. Auch hat der Verf. vergessen, daſs es Confrontationen zur Besprechung und Berichtigung von Zweifeln ohne den Zweck der Ueberweisung giebt. — *Ueber zweckwidrige Beschränkungen der freyen Thätigkeit des Inquirenten bey dem ersten Verhöre des Angeschuldigten. Von Dr. Puchta, Landrichter zu Erlangen.* IV. 3. Nro. 19. Sehr zweckmässige Bemerkungen, zwar gröſstentheils gegen das baierische Gesetzbuch Th. II. p. 151. 156 etc. gerichtet, aber auch von allgemeinem Interesse. Es wird ganz richtig gesagt, man sollte dem Inquirenten die Regeln des Verfahrens nicht so sorgfältig und bewegend vorzeichnen. Der tüchtige Inquirent brauche sie nicht; ihm seyen sie für seine Wirksamkeit eine um so schädlichere Fessel, jemehr sein Gewissen ihm jede Ueberschreitung der gesetzlichen Vorschrift als Eigenmacht darstelle, während sie den, der sich Willkürlichkeiten erlaube, nicht davon abhalten, so wenig als sie eine Gewährschaft gegen Ungeschicklichkeit in der Behandlung der Sache überhaupt enthalten. — *Ueber den Wiederruf eines Geständnisses. Von Kleinschrod.* IV. 2. Nr. 8. Blos gegen die längst als unrichtig erkannte Stübelsche Ansicht (Criminal-Verfahren §. 776—784.). Der Verf. theilt übrigens die gewöhnliche falsche Ansicht, daſs der Verbrecher bey Haltung des endlichen Rechtstags (des hochnothpeinlichen Halsgerichts) bereits verurtheilt gewesen sey. P. G. O. Art. 92. — *Ueber verneinende Zeugnisse im Criminalprocesse, von Kleinschrod.* III. 4. Nr. 24. Ein verneinendes Zeugniſs beweise eben so gut als ein bejahendes, so wie der Zeuge die verneinte Thatsache, falls sie sich zutrug, hätte erfahren müssen. Dies beweiſst gerade, daſs verneinende Zeugnisse an und für sich, (es muſs ja noch ein Umstand dazu kommen) nicht soviel Gewicht haben, als bejahende. — *Bemerkungen über den künstlichen Beweis in doctrineller und legislativer Hinsicht, von Ober-Tribunalrath Weber zu Stuttgart.* III. 1. Nr. 5. und III. 2. Nr. 12. *Ueber den künstlichen Beweis in peinlichen Straffällen. Von Konopak.* III. 3. Nr. 22. Die erste Abhandlung enthält lauter Bekanntes, und dieses kaum vollständig. Am Ende erklärt sich der Verf. für leichtere, oder strengere polizeyliche Sicherheitsmaſsregeln, welche gegen den noch mit Verdacht Belasteten, und blos von der Instanz Absolvirten eintreten sollen. Diese Sicherheitsmaſsregeln habe der Richter auszusprechen, aber nicht deren Dauer; es müsse vielmehr dem Ermessen und der Prüfung der Polizeybehörden überlassen bleiben, wie lange der Verdächtige in seiner natürlichen Freyheit beschränkt werden möge, damit bey solcher das gemeine Wesen nicht gefährdet sey. Der Vf. soll (III. S.

326.) Mitredacteur eines neuen würtembergischen Criminalge setzbuchs seyn. Aber der Himmel behüte die Würtemberge dafür, dafs die Polizey die Dauer ihrer Freyheitsberaubung be stimme. Die zweyte Abhandlung sucht hauptsächlich aus P. G. O. Art. 16. zu erweisen, dafs nach gem. R. durch Anzei gen niemals rechtliche Gewifsheit hervorgebracht werde, un entscheidet sich nach Art. 176. 195 für Sicherheitsmaafsregeln — *Beyträge zur Lehre von der Vollstreckung der Strafen von Tit mann.* IV. 2. Nr. 9. Unter mehreren, wegen des nämliche Verbrechens zum Tode Verurtheilten soll der weniger Straf bare zuerst, bey gleicher Strafbarkeit der Schwächere zuerst hi gerichtet werden. Mufs denn schlechterdings der eine de Hinrichtung des andern anwohnen?.... Abschlagung der Ap pellation zum Voraus sey nur dann zulässig, wenn die oberst Justizbehörde zu beurtheilen vermöge, dafs der Verurtheilte ge gen die Verurtheilung keine weitern Rechtsgründe habe, un diefs lasse sich aus einer bereits gegen das Urtheil eingereich ten Schrift, Vertheidigungs- oder Begnadigungsschrift abnehmen .... Nach P. G. O. Art. 91. müsse auf jeden Wiederruf nach gefälltem Urtheile ein neues Urtheil eingeholt werden. Schade dafs dieser Artikel gar kein gefälltes Urtheil voraussetzt. P. G O. Art. 92. .... Beym Wiederrufe oder Appellation eines Mit verbrechers gegen die Strafvollziehung müsse die Strafvollzie hung an den übrigen aufgeschoben werden, wenn man diese zu Begründung der Vertheidigung des ersten brauche, oder die Gründe des Wiederrufs oder der Appellation auf ihre eigene Strafbarkeit Einflufs haben. Dies kann aber der gewöhnlich nicht mit dem Rechte der Entscheidung versehene, vollziehen de Beamte nicht bestimmen. — *Ueber die Correalverbindlichkeit mehrerer Mitschuldigen eines Verbrechens zur Entrichtung der pein lichen Procefskosten, von Kleinschrod.* II. 4. No. 91. Nur vollkom men erwiesene Miturheberschaft (ohne Rücksicht auf dolus oder culpa) begründe die Correalverbindlichkeit in Beziehung auf alle diejenigen Procefskosten, welche zur Herstellung der gemein schaftlichen That und Ueberweisung aller Miturheber aufge wendet wurden, ausser es wären ganz persönliche, z. B. wegen Längnens des einen und dadurch entstandener Zögerung, oder wegen freywilliger Vertheidigung. Sogar für die auf Unter suchung der Gehülfen verwendete Kosten müsse der Urheber einstehen, wenn sie ihren Antheil nicht zahlen können. Die Gesetze unterscheiden jedoch nicht zwischen Gehülfen und Urhebern in Rücksicht der Correalverbindlichkeit, und es wä re die Frage, ob die Aufhebung der gleichen Bestrafung bey der durch teutsche Gesetze diesen offenbar widerrechtlichen Gundsatz verändert haben. Unrichtig ist auch, dafs man die

Correalität verwirft, wenn verschiedene Processe gegen einzelne Mitschuldige zu verschiedenen Zeiten oder vor verschiedenen Gerichten geführt werden. — *Von der Verbindlichkeit der Erben eines Verdächtigen, die Kosten der Generaluntersuchung zu tragen, während welcher ihr Erblasser verstorben ist, von Dr. Emmerich.* III. 4. Nr. 29. Unbedeutend, da es nur darauf ankommt, ob diese Kosten, wie alle andern, die Eigenschaft eines vom Angeschuldigten widerrechtlich zugefügten Schadens haben. Daſs Atzungskosten unbedingt von den Erben getragen werden müssen, ist unrichtig, weil sie als vergrösserter Aufwand, z. B. bey entgangener Möglichkeit zu arbeiten, wie alle andern Kosten behandelt werden müssen ohne *Mehraufwand* aber z. B. bey einem, von seinen Renten Lebenden, gar nicht zu den Criminalkosten gehören. Ohnehin kann in der General-Untersuchung nach gem. R. in der Regel keine Haft vorkommen, ausnahmsweise blos provisorische Sicherheitsmaſsregeln.

Unter den gelieferten Rechtsfällen (deren übrigens seit dem vierten Stück des dritten Bandes keine mehr vorkommen) ist uns wenig Merkwürdiges aufgestossen, ob sie gleich häufig dieses Prädicat führen. Nach Band III. 1. Nr. 8. §. 4. habe eine verheirathete, angesehene, vermögliche Frau, deren höchster Wunsch und Interesse es war Kinder zu bekommen, und die 3 Jahre vorher ein todtes Kind wirklich geboren hatte, sich bey unregelmässiger Menstruation für wassersüchtig gehalten, und in einer Nacht, von Colik gedrängt, eine vermeintliche Leibesöffnung gehabt habe, statt deren, wie sie und ihr zärtlich geliebter Mann, durch Blutspuren aufmerksam gemacht, erst am folgenden Morgen bemerkten, ein todtes, vollkommen ausgetragenes und reifes Kind in dem Abtritte lag. Wer mag dies glauben, wenn die Frau nicht in einer Ohnmacht gebar? Und dies ist nicht angegeben. — In anderer Hinsicht merkwürdig, ist die Geschichte eines baierischen Landrichters, II. 4. Nr. 35. §. 3. Dieser lieſs einen Schulrektor, bey welchem er sich in Gesellschaft befand, Nachts zwischen 9 und 10 Uhr ohne ein Protokoll aufzunehmen, auf eine Stunde einsperren, und *krumm schliessen*, weil ihm der Rector unter vier Augen auf den Zuspruch, seine Tochter zu verheirathen, geantwortet hatte, er gebe seine Tochter dem Gerbermeister W. selbst dann nicht zur Ehe, wenn es auch wahr wäre, was die Frau Landrichterin gesagt habe (und so hatte man dem Rector wirklich ausgerichtet) daſs nämlich seine Tochter schwanger sey. Für eine solche Brutalität soll nach dem baierischen Gesetzbuche Art. 439. nur eine Disciplinarstrafe und erst im dritten Wiederholungsfalle, Degradation begründet seyn!!!

Die gelieferten Recensionen hätten wir ausführlicher, mit genauerer Angabe des Inhalts der recensirten Schriften ge-

wünscht, weil die Bücher selbst den wenigsten Lesern des Ar chivs zugänglich seyn möchten.

Die Mauren in Spanien. Schauspiel in vier Aufzügen von A — G. M einem Titelkupfer. Heidelberg, neue akademische Buchhandlung vo Karl Groos 1821. 8. 1 fl. 48 kr.

Die Araber waren in Nordafrika gedrungen, und hatten, ii Anfange des 8ten Jahrhunderts sich *Mauritaniens*, einer afrika nischen Provinz des westgothischen Königreichs in Spanien bemäch tigt; nur eine schmale Meerenge schloſs sie von Spanien ab. – Ueber dieses herrschte zu der Zeit der Usurpator Roderich welcher den König *Witiza* besiegt, gefangen und geblende hatte. Julian, Witiza's Bruder, ein tapferer Vertheidiger vo dessen königlichen Rechten, floh nun mit seiner Gattin zu de Arabern in Afrika, wo ihn die Nachricht, König Roderich näh re eine strafbare Liebe gegen Thorismunde (Julians Tochter und halte sie wegen starrer Widersetzlichkeit in einem Thurn gesperrt, zur äussersten Rache entflammte. Noch ein Brude Witiza's lebte: *Oppas*, Erzbischoff von Sevilla, der seinen be deutenden Einfluſs auf Geistlichkeit und Adel, und das erschl chene Vertrauen Roderichs ganz im Stillen zu dessen künftige Untergang benutzte. Einem Sohne Witiza's, *Siegebert*, wa nach Roderichs Fall die Krone des Gothenreichs und Thoris mundens Hand bestimmt. Durch die Mauren sollte dieser Pla ausgeführt werden. Schon hatte eine Partie derselben unte Tarik einen Einfall in Spanien versucht, war aber durch Al fons, den Günstling und, wie man gleich anfangs ahnet, na türlichen Sohn Roderichs zurückgedrängt worden.

Das Schauspiel beginnt mit den Anstalten zur Siegsfeie Den Jubel unterbricht die Anzeige: ein neues Heer der Arabe sey gelandet, in ihrer Mitte sey Julian. Nun werden Zurü stungen zur Vertheidigung getroffen.

Der listige Oppas räth dem König, den Alfons als Vermi teler ins feindliche Lager zu senden, und als der König ihn zutrauensvoll die fernere Instruction überträgt, benuzt er dies theils zu einem Uriasbriefe für den Friedensboten, theils daz vorher durch Alfons Hülfe, Thorismunde, die jener heimlic liebt, aus ihrem Kerker zu befreyen.

Zweyter Aufzug. Munteres Gewühl im Lager der Maure Julian wird zum Empfange der angekündigten Gesandtscha ersehen. Er giebt Befehl, Gattin und Tochter, deren Retter

noch nicht kennt, in ein entlegenes Nonnenkloster zu geleiten. In einer Scene zwischen Leowigilde und Thorismunde entwickeln sich die Absichten Julians über Thorismundens künftiges Schicksal, gegen welche sich Thorismunde entschieden erklärt. Alfons erscheint; unter den Augen der widerstrebenden Mutter knüpft sich fester der Bund der Liebenden. Die Anträge des Alfons werden von Julian starr abgelehnt, wie die Liebe zu Thorismunde, die Oppas verrathen und als schmähliche Verführung dargestellt hat. Doch ist Julian zu edel, den heimlichen Winken des Erzbischoffs Gehör zu geben. Auch bey dem arabischen Feldherrn verfehlt der Friedensbote seinen Zweck; da entschliefst er sich, in der nächsten Schlacht auf dem Bett der Ehre zu sterben.

Dritter Aufzug. Waldige Gegend um das Nonnenkloster. Das Schlachtfeld ist nahe, wo das Schicksal des Gothenreichs entschieden werden soll. Julian hat den Frauen eine Bedeckung von Arabern und Gothen mitgegeben, die aber vorziehen, im Kloster zu schwelgen, zu plündern, und es dann in Brand zu stecken. Alfons wird aus dem Gothenheer zum Schutze des Klosters abgesandt; er kann aber nur Ehre und Leben der Bewohnerinnen retten. Seine Wiedererkennung Thorismundens wird durch die Nachricht unterbrochen, dem königlichen Heer drohe Gefahr. Nachdem er Mutter und Tochter nach *Arcas*, einem ehemals Julian zuständigen Schlosse, hat bringen lassen, eilt er zum Kampfe zurück. Die Schlacht entscheidet sich ungünstig für die Gothen, und der verwundete Roderich wird von Alfons ebenfalls nach Arcas geführt. — Julian ist indefs dem verwundeten König gefolgt; Alfons hält ihn auf. Da Julian vernommen, sein Bruder Oppas sey durch Alfons ermordet, und nun hört, Thorismunde und Roderich befinden sich zusammen in Arcas, fodert er Alfons zum Zweykampf auf, der sich mit Julians Verwundung endet. Alfons eilt nach Arcas, Julian mit Tarik folgt; die Burg soll bestürmt werden.

Vierter Aufzug. Sturm der Belagerung; die bangen Frauen fliehen in die Schlofscapelle; in einem angrenzenden Grabgewölbe liegt der sterbende Roderich. Alfons Widerstand ist vergebens; er führt Thorismunde zu Roderich, der den Alfons laut für seinen Sohn erklärt, und dessen Hand in die Hand Thorismundens legt. Nun dringt auch Julian ein, dem Tarik folgt. Von diesem verlangt er den Ausruf Siegeberts zum König, und erklärt Thorismunde als dessen künftige Gattin. Tarik mufs jetzt mit der Erklärung heraus: Spanien sey eine Provinz des Chalifats. Der Zorn des getäuschten Julian wird nicht besänftigt durch die Anerbietungen Tariks. Dieser entfernt sich in der Hoffnung, Julian werde sich eines besseren besinnen.

Julian hat inzwischen erfahren, daſs Siegebert dem Tarik nachgefolgt sey, er giebt ihn auf und fragt nach Alfons. Als sich nun entdeckt, daſs dieser nicht Schuld sey an dem Tode des Oppas, und daſs er zweymal Thorismunden gerettet, bricht sich der Zorn Julians; er bietet dem Alfons die Hand des Friedens und fodert ihn auf, mit ihm und den Seinigen in die Gebirge von Nordspanien zu ziehen, um von da aus gegen die Mauren zu streiten.

Diesen anziehenden Stoff hat der Dichter nach den vorhandenen Quellen und Hülfsmitteln (*Roderici Ximen. hist. Arabum in Hisp., Mariana hist. Gothor., Cardonne hist. de l'Afrique et Espagne,* allgem. Weltgesch. u. s. w.) mit grosser historischer Treue behandelt. Die Hauptbegebenheiten, welche der achttägigen, von beyden Seiten mit Anstrengung geführten Schlacht bey Xeres vorangiengen, sind alle in der Weltgeschichte gegründet, und die einzelnen Personen ganz ihrem Charakter gemäſs geschildert, z. B. der kräftige, aber sinnliche, und dabey grausame Roderich, der kalte, schonungslos seine Plane verfolgende, und keine Umgebung beachtende Tarik, und der feine, hinterlistige, verrätherische Oppas. Vielleicht war Julian der heldenmüthige, aber ehrgeizige herrschsüchtige und rachedürstende Mann, nicht jeder edlen Regung fähig, welche der Dichter ihm leiht. Alfons, als einzelne Person, hat Rec. in den Quellen nicht gefunden; doch wird gesprochen von edlen Jünglingen die dem König Roderich treu geblieben bis ans Ende, und den Leichnam desselben zur Erde bestattet. Das Daseyn einer Tochter Julians durfte der Dichter gegen den Zweifel einiger Neueren unbedingt annehmen, da Mariana und Rodericus dafür zeugen, sie als schön, liebenswürdig, klug schildern, und ersterer sogar einen Brief mittheilt, den sie ihrem Vater nach Afrika gesandt, um ihn gegen Roderich zur Rache aufzufordern. Ob sie, als Julian fliehen muſste, grade durch List von Roderich entführt, ob Roderich grade in Arcas gestorben sey dies und ähnliches ist Nebensache, wo dem Dichter freye Willkühr von jedem Kundigen zugestanden wird. — Einige meynen, Julian habe, durch Tariks Vorstellungen geblendet, sich an ihn geschlossen, und sein Vaterland verrathen helfen. Der Dichter, der Julians bessere Seiten hervorhob, durfte dieser Annahme nicht folgen; er läſst ihn in seine Berge sich zurückziehn um einst selbst, oder durch seine Kinder oder Enkel dem Verderber das Garaus zu machen. Auch Oppas soll nicht auf dem Schlachtfeld umgekommen seyn; der Dichter that recht daran den schlechten Priester, wenn er auch historisch fortlebte, wenigstens poetisch untergehn zu lassen. Am allerwenigsten hät

te er für die Berge gepaſst, aus denen der Blick in das weite Gefilde einer künftigen Freyheit schaut.

Die Schönheit des Stoffs kann nach dem obigen, wenn schon rohen Auszuge nicht bezweifelt werden. Die einzelnen Scenen entwickeln sich aus demselben natürlich, und die meisten sind höchst anziehend und lebendig. Der Dichter versteht die Kunst des anschaulichen Malens, wofür der Stümper, trockne Erzählung stellt. Mit grosser Freude las Rec. (um nur einiges anzudeuten) in der zweyten Scene des dritten Aufzuges das rasch wechselnde Gespräch zwischen Oppas und dem von ihm gegängelten feigen Siegebert, der auf einem Hügel steht, und das grosse Schlachtfeld überschaut. Nicht beschrieben wird von Siegebert die Schlacht, sondern wir erblicken in seiner Seele, wie in einem Spiegel die Schlacht selbst; wir werden so recht mitten in die Handlung versetzt. Von gleicher Anschaulichkeit ist die 1te Scene des 4. Aufzuges, in welcher Thorismundens steigende Angst das Furchtbare der Belagerung uns vor die Augen zeichnet. Und schön sind die einleitenden Worte zu dieser Scene:

Sie sinkt; o sieh; noch einmal glüht sie auf
Durch düstres, dichtverhüllendes Gewölk;
Nur noch ein Strahl — der letzte — nun hinab! —
Wie friedlich die Natur; wie feindlich dort
Die Welt! — O warum faſst das Menschenherz
Nicht deine Deutung, heilige Natur! —

Solche Scenen sind auf der Bühne ihrer vollen Wirkung gewiſs; da hingegen bey dem Zuhörer gewöhnlich schon dann die Langweile sich einzufinden pflegt, wann der Schauspieler zu einer langen Erzählung den Anlauf nimmt. — Natürlich soll in dieser Aeusserung kein versteckter Tadel einzelner schönen Erzählungen liegen, wie z. B. in Schillers Jungfrau von Orleans.

Bey dieser unverkennbaren Lebendigkeit der Darstellung vermissen wir doch eins, die Meisterschaft in der Charakterzeichnung: »die Fähigkeit, sich so vollkommen in allen Arten zu seyn, auch die fremdesten zu versetzen, daſs ihr Besitzer dadurch in den Stand gesetzt wird, als Bevollmächtigter der gesammten Menschheit, ohne besondere Instruction für den einzelnen Fall, im Namen eines jeden zu handeln und zu reden; die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbstständigem Nachdruck auszustatten, daſs sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältniſs entwickeln, und daſs der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die eben so gültig sind, als die an wirklichen Gegenständen gemachten.« Hr. *A.* gehört allerdings nicht zu den charakterlosen Charakteristikern, aus deren Phantasiegeschöpfen

nichts, als die eigene einseitige Flachheit hervorspricht; er ist Menschenbeobachter und Menschenkenner; nur die höhere Kraft seine Personen durch und durch zu beseelen, und wiederum jede Person in jeder abzuspiegeln, diese Kraft, die dem unerreichbaren Shakspeare in so hohem Maaſs bevwohnte, scheint ihm zu fehlen. Am besten hat er unseres Erachtens den Alfons bedacht, der am leichtesten zu bedenken war, zunächst die Frauen, dann den Erzbischoff, dessen gut skizzirte Umrisse ein tüchtiger Schauspieler schon ausfüllen wird, und die Soldaten, die keiner bedeutenden Individualität bedürfen. Schwerer zu zeichnen war der dem Anschein nach unbedeutende Siegebert, dies im Kloster von Priestern erzogene willenlose Werkzeug in der Hand des Adels und der Geistlichkeit. Hier tritt des Dichters Absichtlichkeit hervor; er trägt stark auf, und vieles läſst er den Siegebert handeln und sprechen, damit der Zuschauer nicht aus den Augen verliere, er sey feig und willenlos. Komische Person im Stücke soll Siegebert, wenigstens nach des Dichters Absicht, nicht seyn; vielmehr scheu, mit der Welt unbekannt, jede Gefahr meidend, keines kühnen Entschlusses fähig, immer einen Stamm suchend, an den er sich lehne, und dabey lüstern nach den Genüssen des Thrones. Das ist er auch, aber kaum halb; ganz vielleicht dann erst, wann ein guter Schauspieler sein zweyter Schöpfer wird. Ein unmässiger Schauspieler wird ihn dem Gelächter der Gallerie preis geben, und eine dann nicht zu lösende Frage aufwerfen, wie Julian einem so armen Sünder seine hochherzige Tochter bestimmen konnte. — Der noch schwerer zu zeichnende Charakter des Roderich ist nach unserm Gefühl am wenigsten gelungen. Kraftvoll und muthig, wenn es seyn muſs edler Gesinnungen, sanfter Gefühle fähig; in die Höhe gestiegen durch äussere Umstände; schwelgerisch an der Spitze schwelgerischer, entarteter Grossen; seiner Lust sich dahin gebend und ohne Rücksicht jeder Leidenschaft fröhnend; hart und grausam, wo seine Neigung Widerstand findet; herzlich und liebevoll, wenn er den Regungen eines besseren Sinnes sich überlassen darf. Wir gestehen, keinen dieser Züge vermissen wir, wir übersehen auch nicht, daſs der Erzbischoff, seinen Zwecken gemäſs, ihn schwärzer macht, als er wirklich ist und sich fühlt; was wir aber vermissen, ist das Band, das all jene Eigenschaften und Regungen zu einem Ganzen verknüpft. Wenn nicht ein vorzüglicher Schauspieler mit hilft, wird ein Theil der Zuschauer den Roderich für einen Tyrannen und Bösewicht halten, der andere für einen guten, aber verkannten und verlästerten König. Zumal bey solchen Charakteren wird Shakspeare das ewige, nie genug zu empfehlende Muster bleiben.

Von den mystischen Schwüngen und Sprüngen neumodischer Christelanten, die Gottlob! mit der heiligen Christusreligion nichts gemein haben, hat sich Hr. A. vollkommen frey gehalten. — Sprache und Versbau sind nicht kunstvoll, aber anmuthig und rein. — Einzelne Schönheiten mitzutheilen, unterlassen wir, da Theile kein Bild des Ganzen gewähren.

Klopstock und Schiller. Oder: Kritische Versuche über einige lyrische Gedichte des Letztern, in poetischer und moralischer Hinsicht. Ellwangen und Gmünd, in der Ritterschen Buchhandlung. 1821. VI und 309 S.

Der ungenannte Vf. mifsbraucht ein Dutzend schöner Gesänge von Klopstock, um mit ihnen, und mit Hülfe der Kritik, eben so viele Gesänge Schillers todtzuschlagen. Diese Kritik gehört zu der allersonderbarsten, die je ein unkritischer Kopf hervorgebracht. Einige Proben werden zum Beweise hinreichen. Gleich die erste Strophe von: *Auch ich war in Arkadien geboren* empfängt unter anderem als Auslegung Folgendes: »Welche »Freuden hat er denn sogleich in der Wiege genossen? Konnte er da schon Alles reden, verstehen? konnte er gehen, mit »Spielzeug sich die Zeit vertreiben? durfte er nie weinen, nie »klagen? denn die zugeschworene Freude mufste gleich *da*mit »ihren Anfang nehmen. Doch die von Marbach am Neckar, »wo er geboren war, und Viele, die mit ihm aufgewachsen »waren, können es bezeugen, dafs er weder in der Wiege, »noch lange, lange nachher, ein Wunderkind« u. s. w. Lustig ist die den *Göttern Griechenlands* vorausgeschickte Abhandlung über die Götter Griechenlands, z. B. »*Harpyen,* Ungeheuer, die »alles vergifteten. Weiberkopf, Bärenohren, Habichtskörper, »Fledermausflügel, grosse Krallen an Händen und Füssen.« »Dies nun (schliefst der Vf.) die berühmte Götterzunft, und »wie viel andere, nebst den tausendfachen Verwandlungen. »Und wo war der Sitz dieser Götterarmee? In Griechenland.« Wenn Schiller mit wehmüthiger Sehnsucht nach einer ausgestorbenen Zeit allgemeiner Poesie zurückblickend ausruft:

Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz in diesem Hain;

so bemerkt unser Kritiker: »Die Frösche quaken noch jetzt »wie damals, ob sie Syrinx heissen oder nicht. Auch die Nach»tigall singt noch wie ehemals, obgleich kein Vogelfänger sie »Philomele nennt.« — »Immer unerträglicher (heifst es fer-

»ner) wird das alberne Göttergewäsch.« Was spräche wohl Schiller, wenn er lebte, zu dem Gewäsch dieses Kritikers? Wohl kaum würdigte er ihn der kurzen Abfertigung? »Hebe »dich weg von mir! Nicht gegen den Gott der Offenbarung »redete ich; der war mir von je heiliger als dir; sondern ge- »gen den Gott deiner pfäffischen Vorstellung; und was hat der mit »der Offenbarung gemein?« Das Geschwätz über den Glauben bey Gelegenheit von Schillers tiefsinnigen *drey Worten des Glaubens* gemahnt an irgend einen Nachkommen des Herrn von Saalbader. Keine Zeile, kein Ausdruck Schillers ist ergründet. Mit Großmuth spricht der Vf. hin und wieder Schillern einen guten Gedanken zu, doch nicht ohne anzudeuten, er sey aus der Offenbarung gestohlen. Dies giebt uns ein Recht auch ihn zu fragen: wie kommst du bey so vieler Befangenheit, Plattheit und Albernheit zu den einzelnen durchschimmernden guten Gedanken? und von wem hast du S. 298. das schöne Wort über den heiligen Beruf und die Verantwortlichkeit des Schriftstellers, als eines Volkserziehers, entlehnt? Die Hoheit seines Berufs fühlten wohl wenige Dichter so tief als Schiller. Das beweisen alle spätern Werke des gereiften Mannes; das beweist die schöne Aeusserung: »er trage kein Bedenken, sich öffent- »lich auf *einmal* in der Gestalt darzustellen, in welcher er *nach* »*und nach* schon erschienen sey. Er *freue* sich, daſs ihm das »Vergangene Vorüber sey, und insofern er sie überwunden ha- »be, möge er auch seine Schwächen nicht *bereuen*.« Kein ruhiger Verehrer Schillers übersieht diese Schwächen, z. B. in der *Resignation;* aber wer von den zahlreichen Freunden des geliebten Todten möchte dies Gedicht und ähnliche aus des Dichters Jugendperiode entbehren? Nicht blos der gewordene Mann, auch der werdende ist Vorbild und Spiegel für den Nachstrebenden; und gerade die früheren Gedichte Schillers in Verbindung mit seinen spätern zeigen, wie ein durchaus edler Geist aus dem Labyrinthe von Blindheit, Wahn, Zweifel und Verzweiflung sich allgemach emporarbeitete zu den Sonnenhöhen der räthsellösenden, beruhigenden, heiligen Religion, von denen er ach! viel zu frühe für uns heimkehrte in das Reich des ewigen Lichtes.

Anleitung zur Elementar-Arithmetik, von J. J. J. Hoffmann, Königl. Baierischen Schulrathe, Director des Lyceums und der Gymnasial-Anstalt zu Aschaffenburg, Professor der Mathematik und Physik u. s. w. zweyte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Offenbach 1819 und 21. (Heidelberg und Speyer bey August Oswald). Erster Theil X und 218 S. 8. Zweiter Thl. IV. und 255 S. 8. 2 fl. 30 kr.

Der Verf., durch mehrere zweckmässige mathematische Handbücher (vorzüglich seine Algebra und Infinitesimalrechnung, Giessen 1817, deren Anzeige in diesen Blättern zufällig verspätet ist, und jetzt nicht füglich mehr nachgeholt werden kann) vortheilhaft bekannt, übergiebt hier dem Publikum die zweyte Auflage seiner Elementar-Arithmetik. Mit Recht bemerkt er, dafs die Zahl der Rechenbücher ausnehmend grofs sey, und daher die Frage entstehe, ob es räthlich scheinen könne, die vorhandenen noch um ein neues zu vermehren. Allerdings sind der brauchbaren Compendien für die Elementar-Mathematik in den letzten Jahren eine sehr grosse Menge erschienen, aber da sie Käufer finden, so erweckt dieses die erfreuliche Hoffnung, dafs die objectiv und subjectiv so ungemein nützliche Kenntnifs dieses Zweiges der Wissenschaften immer weitere Ausbreitung erhält. Die vorliegende Anweisung wird ihren beabsichtigten Zweck sicher nicht verfehlen, und gehört ohne Streit zu den besseren ihrer Art, indem sie Richtigkeit der Erklärung, Bestimmtheit der Begriffe und Vollständigkeit mit grosser Klarheit vereinigt. Rec. begnügt sich mit diesem allgemeinen Urtheile, indem er überzeugt ist, dafs es hinreicht, auf dieses Werk aufmerksam gemacht zu haben, und fügt blos noch eine Anzeige des Inhalts hinzu, um dadurch anzugeben, was man hier zu erwarten hat.

In sechs Abtheilungen wird im ersten Theile, nach einer Einleitung, zuerst von den Zahlen nach dem decadischen Systeme, und sehr zweckmässig damit verbunden von den Decimalbrüchen gehandelt. Die schwierige Division mit Decimalbrüchen scheint Rec. für den elementaren Unterricht am leichtesten anschaulich darstellbar, wenn man im Allgemeinen die Regel giebt, den Divisor durch Vorsetzen des Komma als ganze Zahl darzustellen, und dann so zu rechnen, als wenn ein gewöhnliches Divisionsexempel nicht aufgeht. Uebrigens befindet sich in §. 93 Ex. 1. ein Druckfehler, indem es statt 0,021... heissen mufs 0,0021.... Demnächst folgt kurz von den benannten Zahlen, dann von den Brüchen und endlich sehr ausführlich von den Verhältnissen und Proportionen mit deren Anwendung auf die sogenannten practischen Rechnungen.

Im zweyten Theile macht die Lehre von den entgegengesetzten Grössen, welche sehr klar vorgetragen ist, den Anfang. Hierauf folgt die Buchstabenrechnung, worin auch die Exponential- und Wurzelgrössen mit abgehandelt werden mufsten, obgleich die Lehre von Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln erst in den beyden folgenden Abtheilungen enthalten ist. Die vierte Abtheilung enthält die Progressionen, und die letzte die Logarithmen. Als Kleinigkeiten bemerkt Rec. S. 138

einen Druckfehler, indem es Z. 13 v. u. heissen muſs 0,968 statt 968. —, auch ist S. 141 $9^{0,9542}$ nicht = 10, dann 9^{1} = mithin kann 9^{1-n} unmöglich = 10 seyn; wohl aber ist $10^{0,9}$ = 9, und dieses hat auch der Verf. sagen wollen. Zur Erläu terung der fruchtbaren Anwendung, welche man von den L garithmen machen kann, sind einige forstwirthschaftliche Au gaben angehängt, die zu den sogenannten Zinses-Zinsrec nungen gehören, und hier sehr an der rechten Stelle stehe Ueberhaupt gewinnt das Werk an Brauchbarkeit, vorzügli zum Selbststudium, durch eine Menge zweckmässig gewähl Beyspiele. Am Ende sind 7stellige Logarithmen für alle ganze Za len von 1—10000 mit der Kennziffer, aber ohne Proportionalthe le hinzugefügt, welches gewiſs sehr zu billigen ist, indem sie fi den gewöhnlichen Gebrauch hinreichen, und die Vollständi keit des Ganzen vermehren.

Morgenländische Alterthümer, herausgegeben von Dr. Dorow II. Hef Auch mit dem besondern Titel:
Die Indische Mythologie, erläutert durch drey noch nicht bekannt g wordene Originalgemählde aus Indien, begleitet mit *dem Abdrucke ein noch unbekannten bronzenen Götzenbildes und Priesters*, mit sonderbare Charakteren. Nebst einer *Abbildung der merkw. Figuren unter den Al Persischen Trümmern bey Murghal und der dazu gehörenden Aufschrift keilförmigen Schriftzügen.* Herausg. von Dorow, Dr. der Philos. un König. Preuss. Hofrathe. *Mit drey Steindrucktafeln.* Wiesbaden be L. Schellenberg. 1821. XX und 110 S. in groſs Quart.

Der unermüdete Verf., von dessen Bemühungen für Römi sches und Germanisches Alterthum jüngst eine Anzeige gelie fert wurde, (1821 Nr. 28.) hat sich nicht durch übelwollende gegen die er sich in einem Vorwort mit Würde und Beschei denheit erklärt, abschrecken lassen, diese Fortsetzung seine Morgenländischen Alterthümer, fast ausschlieſslich der Indische Mythologie gewidmet, bald dem Drucke zu übergeben. Ei *drittes* Heft ist unter der Presse. Mehrfache Aufforderunge *aus der Ferne*, besonders von Seiten des Herrn von Hamme waren dem Verf. desto aufmunternder, ungeachtet Er, mit fas allzu grosser Bescheidenheit erklärt, sich dadurch nicht »in de Gelehrtenstand einschwärzen« zu wollen, auf jeden Fall dafü keine feindliche Gesinnung, vielmehr alle Unterstzüzung in ge lehrten Beyträgen verdient, welche von Ihm zur Publicität be fördert werden.

Dieses zweyte Heft beginnt mit einem Briefe des Hrn vo

Hammer, über einige Thiere der Persischen Fabelwelt, den Persischen Cherub und den Straufs, den er für einen *Vogel der Wüste,* wo die Dews oder bösen Geister hausen, ansieht. Eben so betrachtet, möchte Ref. hinzusetzen, kann auch die Deutung der in den Wüsten umherschweifenden *Greife,* als Bilder der Dews, wie sie Hr. Rhode gegeben hat, ihre Richtigkeit haben, obwohl dabey noch andere Elemente in Anschlag zu bringen sind. Ein Grundcharakter der Persischen Religionsurkunden besteht ja darin, den Ahriman und seine ganze Schaar von bösen Genien als Bewohner des feindseligen, des Steppenlandes Turan, oder der unfruchtbaren Wüste zu bezeichnen. Hr. Hammer, so wie Hr. Prof. Grotefend in einem zunächst folgenden Briefe, machen bey Gelegenheit eines in den Trümmern von Murghab gefundenen Denkmahls, (das auf Tab. III. Fig. 4. nachgebildet ist) auf die Verbindung altpersischer und ägyptischer Kunst aufmerksam, so dafs die Nachricht Diodor's, ägyptische Künstler seyen es gewesen, welche der Perserkönig zu seinen Bauten gebraucht, auch durch dieses Denkmahl bestätigt wird. Ferner sucht Grotefend die Gültigkeit seiner früheren Versuche zur Entzifferung der Keilschrift hier von neuem zu bestätigen.

S. XII. ff. dient zur Erklärung eines Götzenbildes, das durch Ostindienfahrer nach London und von da nach Frankfurt an Hrn GR. *von Gerning* gekommen ist. Es ist auf Tab. III, Fig. 3. a. b. c. in seiner würklichen Grösse nachgebildet, und nach Hrn Dorows Versicherung, von feinem Metall; (von welchem?) dabey hat es alle Spuren hohen Alters. Die Gestalt ist äusserst roh und frazzenhaft; die sie umgebenden Schriftzüge unlesbar; deshalb wären wir geneigt, diese Darstellung, auch anderer ähnlicher wegen, eher für mogolisch oder tibetanisch zu halten, oder falls man diefs nicht zugeben wollte, doch wenigstens für Hinterindisch. Die eine Seite stellt einen Priester in unförmlicher Gestalt mit einem Rauchfafs dar, auf der andern Seite, meint Grotefend, dessen Brief beygefügt ist, könne man nicht zweifeln, dafs der abgebildete Götze *Siwas,* und das Bild zu dessen häuslicher Verehrung bestimmt gewesen sey, oder um von einem Oberpriester vor der Brust getragen zu werden. Das Letztere scheint schon wegen der plumpen Darstellung weniger zulässig. Auch Herr Prof. Müller zu Mainz hält das Ganze für den Hauspenaten eines Wischnuiten. Wir hätten also hier wahrscheinlich die Abbildung einer *Wischnu-Inkarnation,* und zwar den Krischno-Avater, oder jenen jüngeren des Buddha vor uns, auf der andern Seite aber das Bild eines Wischnuverehrers. Dieses Bildwerk hat die Bekanntmachung einer ähnlichen Darstellung auf einem geschnittenen Steine des Wiener

Kabinets (Tab. III. Fig. 1.) und einer Inschrift mit, wie
scheint, ähnlichen Zeichen (Tab. III. Fig. 2 nach Tieffenth
ler *Description de l'Inde, Berlin 1791 Tom. I. p. 129.*) veranlasst.

Des Vfs. erster Aufsatz S. 1—40, »*der Orient*« überschri
ben von Hrn *Sandberger* geht von dem Satze aus, dafs im mit
leren Asien, in *Iran*, der Ursitz der Menschheit, die Wiege mensc
licher Cultur und Religion zu suchen sey. »Gegen den Mittelschoo
»des weiten *Asiens*, wo himmelragende Gebirge zuerst den G
»danken über den Gränzkreis der Erde trugen, schien das Geheim
»nifs der *Religion* auf. Eine einzige Lehre, diese erste! Ein *Bild*
»*Bildlosigkeit; eine Vielfachheit in Einheit; ein alleiniger Gott in vielfa*
»*chen Gotteswesen*; dies ist das Erste, Uranfängliche der Glaubensleh
»re, dessen *zweyten* Boten sich schon derjenige alte Lehrer nennt, de
»wir selbst kaum kennen — *Zoroaster*.« Von jener Fülle de
Glaubens, heifst es dann weiter S. 5. seyen die einzelnen Stral
len ausgegangen, »die sich einhüllten, nach und nach verkör
»perten, götternd und abgötternd wurden,« nach Indien, Sy
rien, Aegypten, Kleinasien, Griechenland und endlich Rom. —
»Das Geheimnifs der Verzweigung blieb in höherer Hinsich
»als Idee der Sinn der *Misterien* (soll heissen *Mysterien*), da
»Grundlicht der Dichtung. Bey den Griechen wurde die Ein
»hüllung herrliches Nachbild der Natur, schöne Erhöhung
»schöne Blüthe des Menschlichen; in Aegypten wurde sie un
»gestalt, Mischung des Thierischen mit dem Menschlichen (?!)
So viel zugleich als Probe von der Darstellungsart. Es schil
dert ferner der Verf. auf gleiche Weise diese alt-persisch Zo
roastrische Lehre, die *bildlos* in *Bildlichkeit* war,« deren Ver
zweigungen und Abartungen aber, »wie sie mehr und meh
sich *einbilderte*,« (in solchen Wortspielen gefällt sich der Verf.)
hier nicht weiter berücksicht werden. Zu einer einfachen
Vergleichung geht derselbe durch die Frage über: wer wa
Abraham? Dies führt ihn auf eine Darstellung dieses Semiten
seiner Nachkommen bis auf Moses und dessen ganze Gesetzge
bung, mit ziemlicher Ausführlichkeit. Sein Zweck ist, (S. 38.
zu zeigen, dafs im Aufgang die Wiege der uranfangenden Ge
schichte in einer glänzenden Religion erschien und mit den
Symbolen der Natur verkettet war, so dafs alle gebildetere Re
ligionen darauf zurücksahen. Besonders da, wo die alt-persi
sche Lehre gegeben ist, wäre zu manchen Bemerkungen Ver
anlassung.

(*Der Beschlufs folgt.*)

N° 43. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Morgenländische Alterthümer von Dorow. II. Heft.

(*Beschlufs.*)

So scheint uns z. B. die Ansicht des Mithra »als eines Obersten der niedern guten Geister, als eines irdischen Stellvertreters, oder Vezirs des höchsten Gottes, als eines Bildes der höchsten morgenländischen Beamtung« u. s. w. bey weitem zu enge gefafst, zumal wir jetzt durch die neue Ausgabe der Creuzerischen Symbolik im ersten Theil, eines Bessern belehrt zu seyn glauben.

Von grösserer Bedeutung, und für den Gelehrten, der sich mit indischer Mythologie beschäftigt, wichtig scheinen uns die beyden folgenden Untersuchungen der von Grotefend und Müller über ein auf der ersten Tafel abgebildetes indisches Gemälde, in dessen Darstellung beyde, ohne von einander etwas zu wissen, die schöne Göttin *Ganga* mit ihren Gespielinnen im Bade im Himmelsflufs Surganadi oder Ganges, erkennen. Hr. A. W. v. Schlegel (s. dessen Brief S. XVIII.) sieht mehr nicht als eine Schaar *badender Tänzerinnen* oder *Buhlerinnen.* Wer es mythologisch deuten wolle, möge sie *Apsarasen* nennen. Solcherley Bilder, welche Scenen des wirklichen Lebens vorstellten, wurden in Indien in grosser Menge verfertigt, seyen aber doch für das Studium der alten Literatur nicht gleichgültig, da die heutigen Sitten immer noch die alten seyen. Allerdings erhält durch die Erklärung Grotefends (S. 41 ff.) dieses Gemälde eine höhere Bedeutung und man kann nicht läugnen, dafs Gr. sowohl als Müller ihre höhern Auslegungen gelehrt und scharfsinnig zu beweisen versuchen. Hr. Grot. hat, um die einzelnen Personen und Gegenstände dieses Gemäldes in ihren bezeichnenden Unterscheidungen von einander besser zu erkennen, mit einem auf jeden Fall sehr belohnenden Fleifs aus den ihm bis jetzt zugänglichen Quellen Alles das zusammengestellt, was sich auf die Gottesverehrung der Indier, insofern Abwaschungen, Reinigungen u. dgl. einen wesentlichen Theil derselben ausmachen, bezieht. Denn so grofs auch immerhin die Verehrung jener Ganga, der Gemahlin des Schiva bey den Indiern, seyn mag, so hat sie doch nicht Tempel, und erhält

nicht Opfer, ihre ganze Verehrung beschränkt sich vielmeh darauf, daſs man in geheiligten Teichen und Flüssen unte zahlreichen, durch ein ausführliches Ritualgesetz mit der gröſs ten Genauigkeit bestimmten Gebräuchen badet. Darum is auch hier die Rede von den Badeörtern, zu denen fromme Pil ger aus allen Winkeln Hindostans herbeyströmen, um durcl das sühnende Wasser sich von ihrer Sündenschuld zu reinigen besonders der Ganges, der heilige Urstrom, dessen Wasser jen Sühnungskraft in vorzüglichem Grade besitzen, ist es, zu des sen Ufer hin jährlich, blos im Wassant, d. i. in der Frühlings zeit, eine Million solcher Gläubigen wallen. Sowohl die Zei des Badens, als die einzelnen Punkte, wo der Ganges meh oder minder heilig ist, sind priesterlich genau bestimmt. (Aengst liche Pünctlichkeit im Ceremoniendienst gehört zur Pädago gik der staunenden Glaubensandacht.) Ueber dies Alles nu findet der Leser hier von Hrn. G. genaue und vollständige Anga ben, und in Wahrheit wären über andere Theile der indische Mythologie gleich genaue Zusammenstellungen zu wünschen In die Nachbarschaft von Benares, dieses Hauptsitzes Brachma nischer Gelehrsamkeit und Religion, die sich hier bisweile in schrecklichem Fanatismus zeigt (s. S. 52.) verlegt Gr. der Ort, den der Künstler vorliegenden Werkes zu seiner Darstel lung ausgewählt habe. Den indischen Naturdienst selber lei tet er von den unzähligen Vortheilen ab, die der Gangestrom den Lande gewährt; muſsten nicht, wie bey dem Nil, diese wohl thätigen Erfahrungen, den sanften Hindus bey dem Mangel hö herer Erkenntniſs, zum Naturdienst gegen die in dem Strom verborgenen Kräfte hinleiten?

So bildete sich die *Verehrung der Ganga,* die Sage von ih und ihren Gespielinnen, welche bald sieben, bald acht. Si sind nichts anders als die kleinern Flüsse, welche sich in de Ganges ergiessen. Aus diesem reich gesponnenen Gewebe vo Sagen schöpft Gr. Erläuterungen für einzelne Theile des Ge mäldes, welche mit Bemerkungen über Kleidung, Tracht, kör perliche Bildung der Hindus, und das Schönheitgefühl dersel ben schliessen. Giebt gleich dieses Gemälde einen deutliche Beweis von dem Schönheitgefühl der Indier, so scheint doc *der* Satz unumstöſslich, daſs dieses Gefühl im Ganzen der In dischen Kunst nicht durchdringen konnte und nur etwa i einzelnen Darstellungen zu erkennen ist, da die Kunst stet auf die Religion gewendet war und nur in religiösen Darstel lungen sich versuchte, eben deswegen aber den Charakter de Ungemessenen, der jener Religion eigen ist (das Bestrebe durch die Menge von Attributen u. dgl. mehr, kurz durch da Ungemessene, durch Uebertreibung, die Unendlichkeit und Un

gebundenheit des göttlichen Wesens zu bezeichnen) nothwendig annehmen und beybehalten mufste.

Hierauf geht ein Brief des Hrn. Prof. *Müller* zu Mainz an seinen Collegen, den Hrn. Prof. *Braun* (567 ff.) zuerst in die technische Behandlung und Darstellung des Gemäldes ein, legt aber dann seine Ansichten vor gegen die gedoppelte Auslegung seines Freundes, einer rein *historischen* Darstellung — als erblicke man hier ein schlichtes Bajaderenbad, und einer *reinsymbolischen*, — als sey hier das Dogma der Indischen Seelenlehre bildlich dargestellt. Man könne hier nur einer *mythischen* Darstellung nachspüren, da fast (!) alle indischen Gemälde religiöse Beziehung haben. Seine Ansicht ist eine dreyfache. Den Vorzug giebt er, (wie Ref.) der Deutung, dafs es *symbolisch-mythische Darstellung sey einer heiligen, altindischen Hydrographie der Gangesländer.* Hiernach sind die dreyzehn weibliche Gestalten des Gemäldes die dreyzehn Ströme Indiens; *Ganga*, die hohe Königin des Wasserreichs und die *zwölf* Flüsse, welche die Geograpie des uralten Indiens angiebt, die um die Ganga, als um ihren Mittelpunkt herumliegen, da sie, als heilige Ausflüsse des Göttlichen, selbst wieder göttlicher Natur sind. Die verschiedene Angaben in der Zahl der heiligen Flüsse werden deswegen hier genauer erörtert. Das Ganze, zu einer Handlung gesammelt, wäre das *mythische Symbolbild* der altindischen Wasserwelt, wie nämlich die dreyzehn Flufsgöttinnen sich im grossen Wasserbecken des wohlthätigen Weltseegottes *Bären (Barm)* huldigend vereinen, und dadurch zugleich in ein *grosses Bild der Weltbefruchtung durch das feuchte Element* zusammenfliessen. Die zweyte Deutung ist die eines »*kosmogonisch-astralischen Zeitbildes*,« als sey hier das Jahr mit seinen zwölf Monaten zu erkennen, und in der dreyzehnten Frauenfigur die Göttin *Ganga* in der Eigenschaft als Götter- und Zeitenmutter, als grosse Naturgöttin Bhawani, als Mondgöttin, die den Sonnengott Shiwa zum Gemahl, und die zwölf Monate, und mit denselben die fünfzig Wochen geboren hat. Auf jeden Fall ist man dem gelehrten Verf. für die Menge von Erläuterungen, die er aus dem dunkeln Felde Indischer Astronomie und Mythologie bey dieser Gelegenheit mitgetheilt hat, Dank schuldig. Die dritte Erklärung sieht hier ein *Ragmalajon* oder eine *Allegorie des Klangreiches und der Tonkunst.* Hiernach sind die dreyzehn badenden Frauen die verdoppelten sechs *Ragis* (Genien der Tonkunst) sammt ihrer Führerin *Sareswati;* worauf denn auch die übrigen Gegenstände des Gemäldes eine sinnreiche Beziehung erhalten, wie überhaupt der Scharfsinn des Vfs. besonders in sinnreicher Beziehung und Anwendung der verschiedenen Gegenstände auf einander wahrnehmbar ist. (Man

vergifst dagegen leicht, wie sehr das Dreyfache der möglichen Deutungen die Unstätigkeit offenbart, in welcher alle diese Forschungen schweben.)

Dieser Aufsatz hat die Mittheilung zweyer andern erläuternden auf Tab. II. nachgebildeten indischen Darstellungen veranlafst. Das eine stellt die mit der Ganga identische Göttin *Parwadi* oder *Bhawani* auf einem Felsenstücke sitzend, dar, mit Schlüssel, Perlenschnur, Becher und Lotus in den Händen; zur Rechten Brahmapatnam mit den vier Strömen, zur Linken die Mahadewatafel, mit neun Edelsteinen, deren jedem sich ein Strom entwindet — also die dreyzehn heiligen Ströme (S. 90.). Das andere Bild ist höchst merkwürdig, und wird so erklärt: Man sieht eine Ragni, die über dem Rande eines übersrömenden Brunnens schreitet, mit der Vina (der indischen Lyra) in der Linken; in der Rechten trägt sie an einer Art Wagebalken zwey im Gleichgewicht schwebende, gleich Waagschalen aufgehängte, Wasserurnen — dies sey die Göttin der Tonmefskunst, welche die Tonmaasse (!) gleichsam auf einer Wasserwaage (!) abmifst. Hinter ihr musiciren vier Ragnis, als Repräsentantinnen der vier musikalischen Grundsysteme der Hindus. An dem Brunnen, dem Urborn des Klangreiches, kriecht eine Schildkröte, aus deren Schale Naredo, Saraswati's göttlicher Sohn, die Vina oder Lyra verfertigt hat (wer vergleicht hier nicht auch den griechischen *Hermes!*). Vor dem Brunnen breitet sich ein See aus (der Ocean der Tonkunst), belebt durch Fische, Vögel und Pflanzen. In der Mitte erhebt sich ein Fels, aus dessen Spitze der Weltstier sich hervorreckt und aus seinem Haupte einen Wasserstrahl (Symbol der himmelansteigenden Tonflut) emportreibt. Aus der mittlern Felsenstufe stürzen hervor *drey* Ströme (die in jeder Tonleiter zu unterscheidenden drey Töne), aus der untern *zwölf*, die bekannten, das indische Tonsystem bildenden sechs *Raga's* in der Doppelzahl. Neben an dem Felsen sitzt die oberste Klanggöttin *Saraswati* mit ihrem Saitenspiel, den Grundton angebend.

*

Dem *unterzeichneten Special-Redakteur für die Morgenländische Litteratur* mufste der Aufsatz: *der Orient*, von Hrn *Sandberger*, welchen der Rec. des ganzen Hefts wenig berührt, vorzüglich interessieren. Soll ja doch nach S. 38. der Zweck davon seyn, zu zeigen, dafs »im Aufgang (in Osten) die *Wiege* der uranfangenden Geschichte in einer *glänzenden* Religion (des Parsischen Lichts und Feuers) erschien und mit der Natur verkettet war, so dafs *alle gebildeten Religionen* darauf zurücksehen.«

Nur um zu zeigen, dafs auch Abraham, auch Mose von eben diesem östlichen Lichte ausgegangen seyen, wird Abraham und Moses Geschichte skizzirt und dieser besonders *von allem Aegyptischen* weit abgerückt.

Diese Hefte über Morgenländische Altertümer sind so geartet, dafs sie ihre Ansichten meist an Dilettanten bringen mögen. Um so nöthiger ist es, im Prüfen derselben streng zu seyn, damit nicht etwa mehr Meinungen, als Erweislichkeiten dort in Umlauf gebracht werden, wo man sich eher mit Resultaten, als mit Untersuchungen zu unterhalten und dann doch nach den leicht aufgefafsten Vorurtheilen wie von oben herab abzuurtheilen Anlafs haben kann.

Nicht viel von tieferer Forschung aus den Quellen dieser Kenntnisse konnte ich in diesem, übrigens gefühlvollen Aufsatz, vermuthen, sobald ich aus dem Eingang und durchweg so mancherley den Geschichtquellen fremde Behauptungen hervorschimmern sah, die, wie es immer mehr Mode werden will, wahr seyn sollen, wenn sie nur mit Entschiedenheit, aber ohne Beleg, ausgesprochen werden. Von dem, was im Parsischen Osten Religion gewesen sey, wird S. 2—8 meist in ekstasierter Sprache, aber ohne Nachweisung der Beweisstellen, Vielerley so bestimmt angegeben, wie wenn Einer von Uns noch so dabey seyn könnte, dafs er blos sagen dürfte: So ists! So war es! Alles ohne Belege. Dränge diese französische Nichtcitations-Manier in unsre Litteratur, besonders in dergleichen noch so vieldeutige Parthieen derselben, ein, so würde die teutsche Gelehrsamkeit bald ihren eigentümlichsten Ruhm, den der Gründlichkeit, compromittiren. Wie bald würde nichts als Willkührlichkeit im Behaupten und Auslegen, nichts als ein- Alles aus Allem- machen, regieren. Was aber der antiwissenschaftliche Erfolg ist, wenn der vielgestalteten, spielenden Phantatie-Systeme immer eines gegen das andere wie alleingültig sich zu erheben hervoreilt, davon gab uns ja wohl seit einigen Jahren das übereilte Aufbrausen von Allein- Philosophieen gegen Allein-Philosophieen die Erfahrung. Das Publikum wurde, so lernbegierig anfangs es gewesen war, alles Philosophierens übersatt! Ein gleicher Erfolg würde für das kaum begonnene Forschen nach Grundlage zur Kenntnifs von Indien, von Parsentum, von Mysterien etc. wofür noch so viele Data erst (mit Auswahl!) bekannt gemacht werden sollten, dazu aber begieriger Käufer bedürfen, leicht weit bedenklicher werden, als für das Philosophieren, welches sich wohl immer wieder durch sich selbst als Geistesbedürfnifs aufnöthigt, und sogar durch Fehler, wenn diese sich nur recht sichtbar machen, sich verbessert.

Vorläufig auffallende kleinere Fehler, welche aber immer

den Liebhaber, der nicht aus den Quellen selbst schöpft, bezeichnen, waren z. B. folgende. *Ormuzd* sey (S. 2.) der *erhabenste* Gott. Wie könnte er als solcher mit Ahriman kämpfend gedacht werden? Die Parsen dachten sich vielmehr die beyden Repräsentanten des physisch- und moralischen Guten und Bösen, doch unter *Einem* und höchsten Gott, wie schon Relands Dissertationes Miscell. andeuteten. Dieser Gott ist, so lange der Kampf dauert, wie bey den Gnostikern, nicht einwirkend. Um seinetwillen konnten auch die Juden, aber erst in der Babylon. Wegführungszeit, mit den siegenden Persern eher in Einstimmung kommen. Wo eine höchste Gottheit angenommen war, da konnte ihnen aus des Ormuzd (= Ehoré Mezdao) Reich leicht die Classe der Erzengel, bes. Michaels Kampf mit dem Satan, wie mit Ahriman, werden. S. 6. zählt zwar der Verf. *sechs* Erzdiener auf, im Lichtreiche. Der siebente und erste unter ihnen aber war Ormuzd selbst. Die *Siebenzahl* war die bestimmende, wie eben nach diesem Vorbilde Darius mit den andern sechs Magern als der erste einer sich selbst wählenden aristokratischen Monarchie das höchste Regiment ausmachte. — Von dem Parsischen Lichtcultus sollen nun Strahlen überall hin, auch... auf Abraham ausgegangen seyn. Hier irrt von S. 9 an der Verf. vorläufig desto öfter, je mehr er in bestimmteres Detail sich einläſst. Er setzt Abrahams Zug nach Westen, in die Zeit des Thurmbaues zu Babel. Die einzige Quelle, Genes. XI. giebt kein Datum, woraus ersichtlich würde, in welchem Theil der Geschlechtfolgen von Sem bis Nahor der Thurmbau zu setzen sey. — Die Bauer sollen »grosse Kunstfertigkeit« gehabt haben. Folgt dies etwa daraus, daſs der Bau nicht fortgieng? sie einander nicht zu verstehen, also nicht zu überzeugen wuſsten? Ein anderes Datum giebt es nicht, für oder gegen sie. »Sie brannten Ziegel.« Allerdings. Aber ist dies zu erfinden grosse Kunstfertigkeit? Der Verf. sagt: sie wohnten in Städten mit Baksteinen *und Thon* gebaut. Der Text sagt vielmehr, daſs sie nicht Thon, sondern *Erdpech* gebrauchten. Chomer statt Chemar. II, 3. Im weiteren werden alle nur ersinnliche Parallelen aufgenommen; und doch erhellt kein Zusammenhang zwischen Abraham und dem Parsischen Osten. Weil Abraham in *Canaan* im einen Haine, Moreh, wohnt, erinnert der Verf., daſs *Moore* und Sogd auch im Zendglauben als Gegenden (aber gewiſs nicht Canaans) vorkommen. Die Ostgegend, woher Abram kam, nennt der Text *Ur Casdim*. II, 28. Der Verf. weiſs S 10, daſs *Ur* eine Stadt war. Warum nicht eine Gegend? *Chaldäa* soll sogar der *südliche Theil von Babylonien* gewesen seyn, gegen Arabien. Ja! *Wir*, meint Er, könnten darunter die Westseiten des Tigris und Euphrats ver-

stehen. Diese aber sind Aram Naharaim, Mesopotamien. Dieses Land war Theils zu Ninive gehörig, assyrisch, theils als zu Babel gehörig, babylonisch. So theilt es der Text selbst unter Nimrod und Assur. Genes. 10, 10. 11. An Chaldäer war damals in diesen Gegenden noch nicht zu denken. Die, welche man gew. so nennt, drangen erst nach der assyr. Eroberung Samariens aus Oberasien bis nach Babel herab. Abrams Ur Chasdim Gen. 11, 31. 15, 7. Neh. 9, 7. war also, wenn die Voreltern der unter Nebucadnezar berühmt gewordenen Chaldäer in dieser Benennung gemeint sind, nothwendig viel nördlicher. Als ein uralter Volkstamm erscheint Gen. 11, 12. *Arphcaschd* (unrichtig: Arphaxad ausgesprochen). Schon Schlözer hat das Wort als zusammengesetzt betrachtet: *Arph* der *Casdim* oder Chaldäer: *Arph* ארף ist *Gränze*. Oder es müſste bey Abraham ein Ur jener *Aramäer* gewesen seyn, welche (aber später Genes. 22, 22.) *Cesed* genannt werden. — S. 11 meint bey der Stadt *Ir* 10, 11. auch an *Ur* denken zu können. Aber jenes ist עיר, dieses אור, und *Rechobot-Ir* gehört, als Ein Name, zusammen. *Assyrisch* soll S. 10 gar so viel seyn, als *Erzsyrisch*. Nur die Griechen machten aus Assyrien Syrien. Die altsemitischen Schriften haben nie ein Syrien; sie unterscheiden Aram, Assur und Babel genau. Nur Ausländer warfen alles dieses bald als Syrien, bald als Assyrien zusammen. S. 11 soll — der Phrat *vor Indien* geflossen seyn, wie der Hidekel (Tigris) *vor Assyrien*. Zwischen dem Euphrat und Tigris war doch Mesopotamien. Daſs der Gihon um das *Mohrenland* fliesse, ist nur Vergrösserung unkundiger patristischer Ausleger. *Cusch* כוש ist die Südküste von Persien, Arabien, Aethiopien. Gen. 10, 6.

Doch genug solcher Verstosse, die zwar nicht unmittelbar die Hauptsache betreffen, dennoch den Wunsch rege machen, daſs über archäologische Hauptsachen nur die, wie Lehrer reden möchten, die auch in Nebensachen schon zeigen, daſs sie quellenkundig sind. Wo erst Forschungen zu machen sind, reicht das Schöpfen aus Uebersetzungen nicht zu, wenn auch noch so viel idealisirendes Talent mitwürkt. Ehe der Geist über irgend einem Chaos brüten kann, müssen erst die Data, der Stoff mit allen seinen ächten Kräften, da seyn.

Da kann denn, um hiemit der Hauptsache, dem Ableiten der Religion Abrahams und Mose's aus dem Parsischen, näher zu kommen, nicht mit S. 11 gesagt werden, das erste biblische Schöpfungslied lehre: die *Welt* sey *aus dem Lichte* geschaffen. Dem Hebräer war vielmehr das *Licht aus dem Chaos* (dem Gemisch aller Elemente) hervorgerufen. Genes. 1, 3. Darf man,

was nun einmal Datum ist, geradezu umkehren, um den Hebräer-Mythus parsisch zu machen? — Vieles aus Abraham und der Stammväter Geschichte wird hierauf mit klüglichen Auslassen bedenklicher Punkte, ganz gut erzählt, aber das meiste davon, was thut es, zu Entdeckung der hebr. Religion und deren Ursprung? Weder Abels noch Abrahams noch Mose' Opfer waren (S. 12) *Feueropfer im Parsischen Sinn.* Mit dem Verbrennen von Opferthieren die heilige Feuerflamme zu vereinigen wäre den Parsen ein Greuel gewesen. So ganz verschieden sind die hebräisch-gedachten *Brandopfer* von der Parsischen Reinerhaltung des Feuers. Der wandernde Tempel des Mose wurde, sagt S. 34 *Stiftshütte* genannt. Ist denn dies der Sinn des hebräischen Namens? Ihre Einrichtung soll gewesen seyn *zum Dienste des heiligen Feuers.* In der Stiftshütte oder dem Versammlungszelt war kein Feuer, nur ein kleiner Rauchwerkaltar. Der Brandopferaltar war unter freyem Himmel und nicht für Erhaltung reines Feuers, sondern zum Verbrennen der Opferthiere. Gegen allen Parsismus! — Allerdings fand Abraham auch in dem Priesterkönig, Melchisedek zu Salem, einen Verehrer des *Gottes, der Himmel und Erde besitze.* Aber wo wäre für S. 13. ein Beweis, daſs dieser Melch. diese Idee von seiner Gottheit aus Osten her hatte. Menschen von sittlich edler Gemüthsart erheben sich durch Vernunft und Gewissen über die leidenschaftlichen Particulargötter zu einem ebenfalls sittlicherhabenen, gerechten, ächtvollkommenen Gott. So lebt der wahre Monotheismus, welcher nicht auf blosser Einheit der Macht, sondern auf Heiligkeit, also unveränderlicher Erhabenheit des Rechtwollens beruht, in Menschengeistern auf, welche selbst den sittlichhöheren Charakter haben, den wir an Abraham geschichtlich erblicken und bewundern. Dem Himmel sey Dank! Nicht alles muſs nur gelernt. nur tradiert, nur von Osten her empfangen seyn. Das Beste keimt, sproſst, gedeyht aus den besten Gemüthern, an den verschiedensten Orten, auch unmittelbar und von fremdem Meinen unabhängig. Nur Fiction ist es ferner, wenn S. 15 und überall angenommen wird, Abraham, Lot und andere äſsen reines *ungesäuertes* Brod, *Opferbrod,* wo der Text von *Mazzot* spricht. Dieses Wort bedeutet *dünne,* gleichsam ausgesaugte *Kuchen,* ohne Rücksicht, ob von gesäuertem oder ungesäuertem Teige. Mose in der Stiftung des Passafestes bestimmte nur, daſs die 7 Festtage über *ungesäuerte* Mazzen gegessen werden muſsten, weil das Auszugfest alle das erstemal vorgekommenen Umstände zur Gedächtniſsfeyer wiederholen sollte, zufälligerweise aber damals die Ausziehenden die Säuerung des Teigs nicht hatten abwarten können. So sagt es der Text 2 BM. 12, 34. 39. Wären Opferkuchen ge-

wöhnlich ungesäuert gewesen, so hätte es nicht besonderer Verordnung bedurft. Abermals also das Suchen einer Parallele ohne historische Grundlage. — Von Abraham wird Genes. 25, 8. ebendaselbst vs 17. von Ismael und Deut 32, 50. von Mose da sie starben der Ausdruck: Sie wurden zu ihren Volksverwandschaften gesammelt, so gebraucht, daſs nicht vom Begrabenwerden bey den Voreltern die Rede seyn kann, weil sie in neue Bestattungsorte kamen. Der Verf. meint, dies sey *eine Vorstellung, die das Wesen des Glaubens Abrahams andeute.* S. 19. Allerdings. Aber im Wesen eben dieses Glaubens war noch nicht ein Gedanke vom Kommen in einen besondern Ort der Seligen. Noch kamen, nach der Hebräer Ansicht, *alle,* Gute und Schlimme als Schattengeister (ohne Körper, nur in menschlicher Gestalt), *in den Scheol* oder Hades zusammen. Hiob 3, 13—19. Jes. 14, vom 4. vs an. — S. 21. identifizirt die *Theraphim,* welche Rahel stahl, mit den »*fremden* Göttern« die nach Gen. 35, 1—4. unter Jacobs Horde, welche aus vielen auch fremden Knechten bestehen muſste, waren, und sucht dann eine Lösung: wie Monotheismus und Polytheismus beyeinander in Rahels Vaterhause seyn konnten. Ist denn aber nicht Polydaemonismus, Glaube, Vertrauen auf Mittelgeister, häufig bey dem Gotteinheitsglauben? *Theraphim* waren Menschen-ähnliche Bilder, wenigstens Köpfe, wie man aus 1. Sam. 19, 13. 16. sieht. Das Wort ist (denn die als syrisch in den Wörterbüchern angegebene Bedeutung: *percontari,* ist unerweislich!) wahrscheinlich Eines mit dem arab. תֶרֶף *Wohlleben, Ueberfluſs* auch *Uebermuth.* Also תְּרָפִים = בַּעֲלֵי תֶרֶף *Dämonen des Wohllebens, Familienglücks;* nur Untergötter, Hausgottheiten, vom Monotheisten als Gottesboten denkbar. Nach BRicht. 17, 5. 18, 14. 17. Hos. 4, 12. konnte man sie haben, ohne Trennung von Jehovah. Bey den Römern waren die Ahnenbilder, die *imagines gentilitiae,* schon *expressi cera vultus.* Plinius H. N. 35, 2. So wurden denn auch die *Lares* gebildet, welche nach *Apulej. de genio Socrat. erant e Lemuribus* (abgeschiedene Seelen) *qui posterorum suorum curam sortiti, placato et quieto cultu domum possidebant.* Auch hierin ist nichts besonder parsich-östliches. Und so finden wir bis auf Mose überall nichts dieser Art von dem Verf. dargethan. Ueber Mose nun behauptet S. 27. er sey gar nicht bey Pharaos Tochter am Hofe erzogen worden. Diese habe ihn blos aus dem Wasser gerettet, dann ihn seiner Mutter als Amme überlassen. »Da er groſs war, sey er zu der Retterin geführt worden, und *sie habe ihm den Namen ihres Sohnes gegeben; weiter geschah nichts!*« (??) Dem Vf. nämlich liegt al-

les daran, dafs Mose nichts ägyptisches eingesogen hab weil alle seine National-Errichtungen *östlichen Ursprungs* sey sollen. Der Text dagegen deutet an, dafs der gerettete Knal zwar seiner Mutter zum Aufsäugen gegeben, alsdann abe folglich etwa, nach den ersten 2—3 Jahren zu Pharaos Tocl ter gebracht worden sey. Diese gab ihm nicht nur einen N men, sondern — »*Er ward ihr zum Sohn*« ויהי לה לבן Heif diefs: *weiter geschah nichts?* Dafs er alsdann bis zum Erwacl sen nicht unter den Hebräern war, sagt das folgende: »Es gescha in jenen Tagen, als Mose grofs geworden war, *gieng er aus z* seinen Brüdern und sah ihre Belastungen,« *Aegyptisch erzog* war er also gewifs, wenn ihm gleich seine Abkunft von de Hebräern nicht verhehlt wurde, und, wer weifs wodurch, ei Vorliebe für diese in ihm genährt war. Hatte man ihn sein Mutter als Amme anvertraut, so wird man auch in der Folg nicht gehindert haben, dafs sie und die Ihrigen zu ihm k men. Nachdem er als Todschläger eines Aegypters in Gefal kam, läfst ihn S. 28 fliehen, — in das Land von *Medien!!* Ist dies Druckfehler? Wir hoffen es. Oder meint der Ve in der That, was seiner parsischen Hypothese freylich sehr g mäfs wäre, *Midian* sey *Medien??* S. 38. sagt: dafs *Renuel* [Re guel zu welchem der Fliehende kam], ein *östlich gebildete östlich kundiger* Priester war, *beweifst uns das Geschichtliche* . . . Rec. mufs hinzusetzen: . . . *mit keinem Wort!!* Was kann wi kürlicher seyn, als einem arabischen Priester östliche (parsisch Bildung anzudichten, damit diese auf Mose komme! wohin s uns solches Spielen mit der Geschichte führen? Mit dem M dianitischen (nicht: Medischen) Priefter Jethro läfst soda der Vf. Mose und die Aeltesten des israelitischen Volkes wi der *Opferbrod* essen. Allerdings opferte Jethro mit Mose u den andern. Mose hatte ihn, seinen Schwager, durch Erza lung, wie Jehova sein Volk gerettet, zur Ehrfurcht gegen di sen bewogen. 2 BM. 18, 8—12. Aber *besonderes Opferbrod* i wieder Fiction. Der Mosaisch-levitische Cult war noch nic einmal eingeführt.

Mose, sagt S. 39. kannte wohl aus den Schicksalen der *ö lichen* Reiche.. wie leicht *der Glaube* abfällt, und *durch Berü rung mit Verfassung und Reich* seine Unschuld verliert.. Es w der begeisterten Männer, der *israelitischen* Propheten schwierig Geschäft, den Einflufs der Gewalt *von dem Heiligtum des Gla bens* zurückzuhalten.« Lauter, wie mit historischer Zuverlä sigkeit behauptende Sätze, ohne Grund und Boden. Wiss wir ein Wort, ob Mose *östliche Reiche* kannte. Assur kom 4 BM. 24, 22. als mächtig vor. Aber wo ein Parsen-Reic

Von den Propheten, welche so gar nicht Priester oder Hierarchen waren, spricht der Verf., wie wenn sie im Mittelalter gewürkt und dessen Charakter an sich gehabt hätten. Warum ist man so eifrig, an ihnen hierarchische Anmassungen zu rühmen, die sie an sich nicht hatten, und die, wenn Einzelne, wie Samuel gegen Saul, persönlich sie ausübten, man vielmehr als Eingriffe in die Regentenpflichten und Rechte verabscheuen und als verwerflich schildern sollte? Welch ein delicater Glaube, der seine »Unschuld durch *Berührung* mit *Verfassung der Reiche* verlöre.« Im Mittelalter berührte er sie wohl, aber um sie zu unterdrücken, und so verlor er dort allerdings seine Unschuld. Dies war aber nicht Prophetenart, welche vielmehr unter den Hebräern *Verfassung*, *Bund* zwischen Gott und dem Volk, zwischen Regenten und Volk wollten und betrieben. Jenen Kampf zwischen *Sacerdotium* und *Imperium* hat erst das Erheben des christlichen Episkopats zur Gerichtsbarkeit über nichtgeistige Dinge hervorgebracht; nie erscheint er in der Profangeschichte, wo gegen das natürliche Streben nach Alleingültigkeit die eine Priesterschaft noch die andere von solchen Uebertreibungen abhielt. Das *Heiligtum des Glaubens* sind immerhin nicht Tempel und Kirchen, sondern Herzen und Geister, gegen deren Ueberzeugungen nicht Gewalt zu üben, die Priesterschaften sollten gehindert haben. Die gröste Gewalt gegen das ächte »Heiligtum des Glaubens« entsteht aus dem Grundsatz, dafs, was einmal durch menschliche Stimmenmehrheit oder sonstige Auctorität für Religionswahrheit erklärt ist, für alle Zeiten als solche unverbesserlich gelten müsse. Unhistorisch ist es, in das hebräische oder heydnische Altertum, diesen Grundsatz zurückzutragen. Soll er dennoch den Gläubigen Nichtforschern durch Umdeutungen der Geschichte desto andächtiger empfohlen und erneuert werden? Wozu überhaupt soll jeder Afterglaube, selbst jede Unsittlichkeit der Alten, welche auch die Bibel, weil sie so waren, nicht weil sie dadurch nachahmungswürdig waren, geschildert und überliefert hat (1 Kor. 10, 11.), wieder im Heiligenschein aufgeführt und der staunenden Andacht wie etwas bewunderungswerthes vorgehalten werden. Wenn Rebecca den Altvater Isaac täuscht, damit er den zweyten Sohn wie seinen Erstgebohrnen segne, so wendet sich der Verf. S. 20. um diesen Weibertrug wie um ein religiöses Geheimnifs herum: »aber »die Segnung des Vaters wurde von der Mutter für Jakob *zur* »*Erfüllung gewendet.*« Wenn Jakob träumend auf einer Himmelsleiter hinauf- und herabsteigende Mittelgeister und oben Jehovah sieht, so beweist dies dem Verf., dafs in Jakob *der tiefere östliche Charakter, das erhelltere Schauen,* die Phantasie des Geistes forfgepflanzt war, und er sich die *Allgegenwart* Gottes

in seinem Geiste bezeugte.« Ist denn dieses der tiefere Religionssinn, wenn Jakob sich nach dem Erwachen erstaunt sagt in der That ist also Jehovah an diesem Ort, und *Ich wufst' es nicht.* Genes. 28, 16. Sagt dieses nicht vielmehr, dafs Jakob die Allgegenwart Gottes nicht gedacht hatte? Er wundert sich dafs Jehovah auch dort sey, wo Abrahams und Isaaks Altär nicht waren. Und dergleichen Schwächen des Altertums sollen wieder hochgepriesen werden? Müsste dadurch nicht die Bibel wieder verächtlich werden, wie damals, wo man frömmeln nur allzulange nicht unterschied, dafs sie, was geschehen ist schlimmes und gutes, erzählt, nicht aber das Schlimme der Erzväter als nachahmungswerth giebt, weil sie es als faktisch geben mufste. Wem in unserer Zeit, ist an diesem Rückwärtsschreiben in den Afterglauben, an diesem Gewöhnen zum Anstaunen, an diesem Abgewöhnen des lichten Denkens so viel gelegen? Bey jenem *»überschwänglichen* Träumen« des Jakob sagt der Verf., stund der *lichte* Gott oben auf der Stufenleiter. Auch diese Anspielung auf das Parsische ist in den Text blos hineingetragen; und so ist durchgängig für die immer dreis fortgesetzte Behauptung von Zusammenhang der Religion Abrahams und Moses mit dem Lichte der Parsen kein irgend haltbares historisches Datum beygebracht. Wenn Jakob, seinen betrüglichen Vetter Laban wieder täuschend, eine (Schäfer-) »Magie« mit vielfarbigen Stäben treibt (S. 21.), so mag der Verf. statt dafs er das Betrügliche in dieser Männer Charakteren beklagen sollte, bey Iakob vielmehr es als eine Art von Ahnung dafs in, durch, und aus dem *schöpferischen Wesen* alles lebe webe, hervorgehend und *Gunst für Einen* werde, ausdeuten. Oestlich parsisch wenigstens ist so etwas nicht, sondern aus den Schwächen der Menschen aller Länder überall sich selbst erzeugend. Bey der Magie, welche S. 29. dem Mose zuschreibt wird ausgerufen: *Es war Glaube des Ostens!* O! dafs es doch immer nur Glaube des Ostens gewesen und geblieben, dafs es doch nie, auch ohne östliches Tradieren, Glaube des Westens wäre und geworden wäre; dafs es doch nie durch ein unklares Gegentheil von warmer, aber lichter Gottandächtigkeit immer wieder zum Glauben des Westens gemacht werden sollte!

H. E. G. Paulus.

Ebenezer Henderson **Island.** Oder Tagebuch seines Aufenthalts daselbst, in den Jahren 1814 und 15. Aus dem Englischen übersetzt von C. F. FRANCESON. Berlin 1820. Erster Theil. 394 S. 8. mit einer Karte in Steindruck. 2 Rtl. 12 gGr.

Die Insel Island gehört ohne Streit unter die interessantesten Länder der Erde. Hoch hinauf gerückt in den Norden verei-

gt sie das Starre jener unwirthbaren Gegenden, lange Nächte, felder und Glätscher mit vulcanischen Naturwundern, wie in anderer Erdstrich von so geringer Ausdehnung sie in gleich rhbarer Grösse darbietet. Hierzu kommt das Eigenthümli- e ihrer Bewohner, welche mit grosser Dürftigkeit einen sel- nen Grad der Bildung, vielen ächt religiösen Sinn, heitere gebung in ihre beschränkte Lage, Gutmüthigkeit und Froh- n verbinden, und ausserdem hinsichtlich ihrer früheren hicksale, obgleich von geringer Zahl und politischer Wich- keit, doch einen bedeutenden Platz in der Culturgeschichte r europäischen Völker einnehmen. In dieses Urtheil stim- en im Allgemeinen alle diejenigen ein, welche die Insel bis- r bereiseten, und uns ihre Berichte darüber mittheilten, wes- gen sie auch jederzeit mit vielem Interesse gelesen wurden.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich durch einen eyjährigen Aufenthalt auf Island und durch fleissiges Studi- der Beschreibungen und geschichtlichen Quellen der Insel ne genaue Kenntnifs des Ganzen erworben, und theilt die sultate seiner Beobachtungen und Forschungen in diesem sführlichen Reiseberichte mit. Indem derselbe daher bey sei- r Genauigkeit, Deutlichkeit und Partheylosigkeit als das vor- glichste Hülfsmittel angesehen werden kann, um eine hin- ngliche Kenntnifs des merkwürdigen Eilandes zu erhalten, d zugleich der angenehmen Darstellung wegen zur Beleh- ng sowohl, als auch zur Unterhaltung gelesen werden kann; bedarf es eigentlich keiner weiteren ausführlichen Anzeige, n ihn dem Publikum zu empfehlen, und Rec. beschränkt h daher, ausser diesem allgemeinen Urtheile, blos auf eine was nähere Bezeichnung des Inhalts und einige vorzüglich teressante Bemerkungen über einzelne vorzugsweise wichtige egenstände.

In der Einleitung giebt der Verf. zuerst eine allgemeine bersicht der physischen Beschaffenheit Islands, seiner Eisber- (*Yökul's*), Vulcanen und ungeheuern Lager von Lava und nstigen vulcanischen Producten, deren Menge und Tiefe bis it unter das Meer es nach seiner, doch wohl irrigen Mei- ng ausser Zweifel setzt, dafs die ganze Insel ihren Ursprung n Wirkungen des unterirdischen Feuers verdankt. Dann lgt eine kurze Geschichte ihrer Entdeckung im Jahre 860 rch den norwegischen Seeräuber Naddodd, und allmäligen völkerung von Norwegern, welche durch die Tyranney des önigs Harald Harfagra nach 870 aus ihrem Vaterlande ver- heucht, diesen Zufluchtsort suchten, von der Einführung des hristenthums, einer gesetzlichen Ordnung, und der ferneren ichtigsten Schicksalen der Bewohner, deren Lebensart, Wifs-

begierde und verhältnifsmässig hohe Bildung als die Folge au
gezeichneter Anlagen und einer vorzüglich guten häuslichen E
ziehung bey der grossen Beschränktheit der wesentlichsten Hülf
mittel des Unterrichts und der Belehrung dargestellt wird.

Die Hauptabsicht der Reise war die Verbreitung von B
beln und Testamenten unter den armen Bewohnern Island
durch die Unterstützung der wohlthätigen Bibelgesellschafte
Diese Absicht wird nicht blos gleich anfangs angegeben, so
dern der Verf. zeigt sich auch überall als ein sehr fromm
und gottesfürchtiger Mann, und mufste als solcher, unter de
gleichgesinnten Inselbewohnern eben so leicht Freunde finde
als selbst ihnen durch diese religiöse Verwandtschaft gewoge
seyn. Nach Beendigung der kurzen Seereise von Kopenhag
aus, landete der Verf. zu Reykiawik, und wählte nach eine
kurzen Aufenthalte daselbst in Begleitung des dänischen Cap
tain's v. Scheel, welcher die dortigen Küsten amtlich bereise
sollte, den Weg nördlich queer durch den wüsten und unbe
wohnten Theil der Insel, um dann an der Küste auf den e
sten Punkt zurückzukommen. Man reiset dort zu Pferde, we
che zugleich das Gepäck, ein Zelt und die nöthigen Provisic
nen tragen, so dafs ein solcher Zug grosse Aehnlichkeit m
einer orientalischen Caravane hat, zugleich aber vom Verf
wegen der eigenthümlichen Art der Bepackung der Pferde m
einer Bande herumziehender Kesselflicker verglichen wurd
Schrecklich war der Anblick der ungeheueren Lavamasse
über welche fast anhaltend der Weg führte, mit ihren o
hundert Fufs breiten, tiefen und langen Spalten. Die ers
nähere Untersuchung wurde den Geysers gewidmet, welche i
defs oft genug beschrieben sind; jedoch machte der Verf. spä
ter die Entdeckung, dafs er willkührlich die Explosione
des Strockr durch hineingeworfene Steine erregen und bis z
einer Höhe von weit über 500 Fufs treiben konnte. Merkwü
dig ist, dafs sich gar keine Nachrichten von dem Entstehe
dieser Naturwunder finden, denn indem schon Saxo Gramm
ticus Nachricht von ihnen giebt, findet sich die erste Beschre
bung durch die Isländer selbst erst durch Bryniolf Svenson
Bischof von Skalholt aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts mi
getheilt. In dem, nicht ohne viele gefahrvolle Reiseabentheue
erreichten nördlichen Theile der Insel wurde der Verf. wege
seines Zweckes Bibeln und Testamente zu verbreiten, bey de
dürftigern und sehr religiösen Bewohnern mit hervorstecher
der Freude anfgenomen, und bey der Einfachheit ihrer Sitte
erinnert er zugleich an das homerische Zeitalter, wenn er be
richtet, dafs in Holum, dem ehemaligen bischöflichen Sitz
nach dem Abschiede der gastfreundlichen Familie die ältest

'ochter zurückblieb, um ihm beym Auskleiden behüflich zu ;yn, ein Dienst, welchen in Ermangelung erwachsener Töch-:r, die Hausfrau selbst zu verrichten durch die Sitte ge-unden ist. Sehr interessant war ihm die Bekanntschaft des urch seine Uebersetzung Miltons berühmten isländischen Dich-:rs Sira Jon Thorlakson in Bägisaa, welcher neben seinen eistlichen Verrichtungen und vielen Handarbeiten, wozu der eringe Ertrag seiner Pfründe von nicht völlig 70 Gulden ihn öthigte, noch so viele herrliche Producte seines Dichtertalents efern konnte. Ausser diesem merkwürdigen Geistlichen zogen nter vielen andern insbesondere der aus Mackenzie's Reisen ekannte Probst Steingrimr Jonson zu Oddè, und der Wund-rzt Swend Paulson zu Wik die Aufmerksamkeit des Verf. auf ich. Letzterer ist durch seine ausgebreiteten Naturkenntnisse usgezeichnet, und läſst sich von seinen Untersuchungen noch nanche wichtige Aufklärung über die merkwürdige Insel er-arten.

Von den Naturmerkwürdigkeiten am nördlichen Theile er Insel beschreibt der Verf. vorzüglich die drey gröſsten heis-en Quellen von Reykiawerf, welche periodisch aufzubrausen cheinen, gleiche Weite der Röhren haben als die Geyser, aber insichtlich der Höhe der Strahlen sehr weit hinter jenen zu-ückbleiben, indem sie nur zu 20 bis 30 Fuſs bey den stärk-en angegeben werden. Auch der Lavastrom des Krabla 1724 is 30 und des Leirhnukr 1725, welche einen Theil der Ebe-e beym See Mywatn überschwemmte, drey Meyereyen zerstör-, und endlich den See selbst fast ganz ausfüllte, erregte wegen ines schauerlichen Ansehens die Aufmerksamkeit desselben. loch mehr aber werden die Gefahren einer Reise in jenen Gegen-en, durch die Beschreibung eines sich plötzlich darbietenden ihen Abgrundes versinnlicht, dessen Anblick Schrecken und Zittern rweckte. »Kaum aber, heiſst es weiter S. 207., hatte ich mich twas von meiner Bestürzung erholt, als ein noch schreckli-cherer Anblick sich meinen Augen darbot. Fast in gerader Richtung unter dem Rande, auf welchem ich stand, in einer Tiefe von mehr als 600 Fuss lag eine Reihe grosser Kessel voll kochenden Schlammes, zwölf an der Zahl, die in voller und beständiger Thätigkeit waren; brüllend, spritzend und unermeſsliche Säulen eines dichten Dampfes aussendend, die, indem sie sich in den Luftkreis erhoben, gröſstentheils die Strahlen der hoch am Horizonte stehenden Sonne auffingen, und verdunkelten. Die kühnsten Züge poetischer Erfindung würden einer buchstäblichen Beschreibung der feyerlich schreck-lichen Wirklichkeit dieses Orts nicht gleichkommen, und die Bil-der, welche die lebhafteste menschliche Einbildungskraft zu

»entwerfen im Stande ist, können nicht die Hälfte der Erha-
»benheit, oder des Schreckenvollen dieses Schauspiels schil-
»dern.« Noch grausenvoller erschien dem Verf. aber ein gro-
fser Pfuhl mit Wasser, Schwefel und schwarzem Bolus erfüllt,
ungefähr 500 Fuss unter der Spitze des Krabla, in welchem
sich eine intermittirende starke Fontaine schwarzen Schlammes
von 12 bis 30 Fuss erhob. Späterhin erregte der grosse Glet-
scher unterhalb des Breidamark-Yökul auf der S. O. Seite
der Insel seine Aufmerksamkeit, und er fand sein im Sommer
stattfindendes Vorrücken so stark, dass selbst die Spuren der
letzten Reisenden sich in demselben verliefen; und er diesem-
nach ohne eine gewaltsame Catastrophe bald das Seeufer erreicht
haben wird, wodurch dann die Möglichkeit aufhört, den Weg vom süd-
lichen zum östlichen Theile der Insel wie bisher der Küste entlang zu
nehmen. Einige gelegentlich eingeschaltete Erzählungen vorzüglicher Erup-
tionen der bedeutendsten Vulcane, neben welchen der Weg vorbeyführt,
z. B. des Oeraefa, A. 1727, des Skaptaar-Yökul A. 1783 und des Köt-
lugian A. 1755 und 56, nebst manchen eingestreuten geschichtlichen Noti-
tzen von den hauptsächlichsten Schicksalen der verschiedenen Inselbewoh-
ner erhöhen das Interesse der Reisebeschreibung.

Im 9ten Cap. gleichsam einem Anhange zum Ganzen, sind noch einige
allgemeine Bemerkungen hinzugefügt. Zuerst über das Klima, welches
viel milder ist, als es der hohen Breite nach erwartet werden kann. Blos
durch vieles Treibeis von Grönland wird die Witterung kalt und unfreund-
lich, aber es war die Menge desselben in den Wintern 14 und 15 ge-
ringe, desto stärker bekanntlich in den beyden folgenden Jahren. Im De-
cember 14 war die gröste Kälte — 11° R. aber kälter war es am 7ten
März 15, dem kältesten Tage, welchen der Verf. erlebte, nämlich —
12.°5, indem sonst die Temperatur mehr über, als unter dem Gefrierpunkte
war. Nordlichter beobachtete er täglich des Abends, und er will bey den
stärksten ein Knistern, wie das der Funken einer Elektrisirmaschine gehört
haben (nach des Rec. unmafsgeblicher Meinung blos in Folge des über die-
ses Phänomen gehegten Vorurtheils). Sie waren am stärksten in N O
nur sehr selten und kaum sichtbar in S. Nach der Meinung der Isländer
welche der Verf S. 377 ohne Ausnahme bestättigt fand, folgten binnen
24 Stunden nach starken Nordlichtern plötzliche Windstösse oder Stürme
von Norden. Schnee fällt viel, und macht im Winter alle Reisen unmög-
lich. Im Anfange des Frühlings kommen die Bewohner des nördlichen
und östlichen Theiles der Insel nach dem südlichen zum Fischfange, und
kehren dann im May zu ihren gewöhnlichen ländlichen Geschäften
zurück.

No. 44. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Leipzig: F. A. Brockhaus: *Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen* dargestellt von Dr. FRIEDRICH AUGUST BENJAMIN PUCHELT ausserordentlichem Professor der Medicin an der Universität Leipzig, Armenarzte, und Custos des Gehlerschen Theils der Universitäts-Bibliothek. 1818. XXVI und 404 S. 8. 2 Rtl.

Wie in dem menschlichen Organismus nur das Abbild der grossen Natur, wie in den einzelnen Organen und Systemen nur der Inbegriff des Ganzen zu schauen und wie das Besondere nur in dem Allgemeinen seine Bedeutung erhalte, dies zu ergründen und zu beleuchten, darauf scheint insbesondere das wissenschaftliche Streben der jüngst verflossenen Zeit gerichtet gewesen zu seyn. Die auf diesem Wege errungenen Resultate sind für die Wissenschaft selbst nicht ohne Ausbeute gewesen. Aber fehlen konnte es nicht, dafs man im allmähligen Fortschreiten auf dieser Bahn endlich nothwendig auf den entgegengesetzten Weg geführt werden mufste. Man mufste zu der Erkenntnifs gelangen, dafs die einzelnen Glieder, woraus das Ganze des organischen Körpers besteht, auch im Besonderen zu schauen seyen, dafs, um das Ganze zu fassen, man auch das Einzelne richtig auffassen und erkennen müsse. Dies führte dann auf das Studium der besondern Systeme und Organe, ein Studium, zu dessen Ergründung sich Physiologie u. Pathologie freundlich die Hand reichen müssen. Hier ist, wenn wir nicht irren, die Stelle, auf der wir jetzt angelangt sind, hier, wo sich dem forschenden Blicke ein weites Feld der Untersuchung eröffnet, wo aber auch mit dem Verlangen nach tieferer Erkenntnifs und mit der Aussicht auf reiche Ausbeute, sich in eben dem Grade die Schwierigkeiten häufen, die Wahrheit nur mit Mühe und nur unter dem Geleite treuer fortgesetzter Beobachtung und richtiger Beurtheilungen errungen werden kann.

Wie die besondern organischen Systeme des menschlichen Körpers wirken, nach welchen Gesetzen ihre Verrichtungen geordnet sind, in welchen Verhältnissen sie unter sich und zu der Aussenwelt stehen, darüber und über so manche andere hierher gehörige Gegenstände, wissen wir im Grunde noch sehr wenig; fast noch weniger aber über die krankhaften Ver-

hältnisse dieser Systeme. Es ist daher ein nicht wenig gewagtes Unternehmen, über die krankhaften Verhältnisse eines solchen Systemes zu schreiben und Rec. muſs bekennen, daſs er bey der Ansicht des Titels des hier anzuzeigenden Werkes der Meinung gewesen sey, der Verf. habe, wie ein ruhmsüchtiger Advokat einen verwickelten Proceſs übernommen, den er wohl schwerlich mit Glück zu Ende bringen werde. Desto grössere Freude gewährt es ihm, nun, da er das Buch selbst gelesen, zu gestehen, daſs er sich in dieser vorgefaſsten Meinung geirrt habe. Schon die Vorrede desselben belehrte ihn, daſs der Verfasser die Schwierigkeiten, die sich einem solchem Unternehmen entgensetzen, erkannt und erwogen und daſs er bescheiden genug sey, einzusehen, es handle sich hier um einen Gegenstand, der bis jetzt die Kräfte des Einzelnen übersteige, und es werde dabey noch manches im Dunkel bleiben, was künftigen Zeiten zur Aufhellung und Erforschung überlassen werden müsse. Eine solche Bescheidenheit gebietet schon Achtung. Diese Achtung wird aber noch in hohem Grade gesteigert, wenn wir uns durch die Lectüre der Schrift selbst überzeugen, wie sehr es dem Verf. darum zu thun gewesen ist, ihr diejenige Vollendung zu geben, die bey dem jetzigen Stande der Wissenschaft zu geben möglich war, und wie er mit ausgezeichnetem Fleiſs und mit hinreichender Beurtheilungskraft Alles das benutzt hat, was zur Aufhellung und Vervollkommnung des Gegenstandes dienen konnte. Dieses statt alles Lobes, wozu sich im Verfolg dieser Anzeige manchfaltige Gelegenheit darbieten würde, wenn wir es nicht vorzögen, dem Vf. durch einige Gegenbemerkungen eben zu beweisen, daſs wir seinem Buche diejenige Aufmerksamkeit geschenkt haben, die es um seiner Wichtigkeit und seiner Vorzüge wegen verdient, und wenn es uns nicht, wie ihm, nur um Erforschung der Wahrheit zu thun wäre.

Im *ersten Capitel* handelt der Verf. *von dem Wesen der Krankheiten des Venensystems.* Er begreift unter diesem Namen ausser derjenigen Gefäſsparthie, die gewöhnlich darunter begriffen wird, auch die Arterien, die von dem Herzen zu den Lungen gehen, schlieſst dagegen mit Recht die *Venae pulmonales* davon aus. Das ganze hierher gehörige System von Gefässen, mit Inbegriff des venösen Blutes, bezeichnet er mit dem Namen Venosität So wenig man im Allgemeinen gegen diesen, besonders durch *Marcus* zuerst in die Medicin eingeführten Namen etwas einwenden kann, insofern damit nichts weiter angedeutet werden soll, als was der Verf. damit andeuten will, die Summe aller venösen Gefässe mit dem in ihm enthaltenenen, eigenthümlichen Blute; so wenig ist er geeignet, als Be-

griff einer besondern Lebensmodification zu gelten, wie wir ihn z. B. mit den Worten: Sensibilität oder Irritabilität bezeichnen, ein Begriff, welchen der Vf. offenbar unterschiebt, wenn er sagt: die Venosität sey in zu hohem oder in zu niederm Grade vorhanden, sie sey erhöhet, überwiegend? Was ist hier erhöhet, was überwiegend? sind es die Gefässe? sind es die ihnen einwohnenden Kräfte? u. welche? oder ist es das Blut? sind es besondere Qualitäten des Blutes? Offenbar sind Gefässe und Blut verschiedener pathologischen Veränderungen fähig, Veränderungen, die, wenn von Krankheiten dieses Systems die Rede ist, mit in Betracht kommen müssen, und nur auf sie läſst sich eine richtige Ansicht seiner krankhaften Verhältnisse gründen. Es ist daher auch irrig, wenn es pag. 10 heiſst: bey verminderter Venosität werde eine zu geringe Menge Venenblut zugegen seyn; dieses werde auch die charakteristischen Eigenschaften des Venenblutes in geringerem Grade und seine charakteristischen Bestandtheile in geringerer Menge enthalten; das Gefäſs werde dann weniger zu thun haben, die Erregbarkeit desselben wahrscheinlich im Anfange steigen, sich aber bald wieder vermindern, die organische Thätigheit werde nach und nach herabgestimmt, und der Umfang des Gefäſses sich sogar vermindern. In einzelnen Fällen mögen sich wohl diese Verhältnisse auf solche Weise zusammenfinden, wie sie hier geschildert werden, aber gewiſs nicht in allen. Es läſst sich eben sowohl denken, daſs das eine da, das andre aber auch nicht seyn könne. Die Contractionskraft der Venenhäute kann vermindert seyn, bey zu grosser Menge des Venenblutes und umgekehrt; das Venenblut kann in seiner Mischung verändert seyn, bey normalen Kräften seiner Gefässe, u. s. w. Auf ein blosses quantitatives Verhältniſs von erhöhter und verminderter Venosität, wie es hier geschieht, lassen sich diese verschiedenen Zustände nicht zurückbringen.

Unter erhöhter Venosität, von welcher in dieser Schrift vorzugsweise die Rede ist, versteht der Verf. denjenigen Zustand, wobey das Blut sowohl in zu grosser Menge vorhanden ist und die Eigenschaften der Venosität in zu hohem Grade besitzt, d. h. eine relativ zu grosse Menge Kohlen- und Wasserstoff enthält. Offenbar wieder zwey von einander verschiedene Zustände, deren jeder für sich Krankheit begründen kann. Aber auch das Leben der Gefässe nimmt hieran Antheil, wenn Respiration und Bewegung nicht kräftig genug sind, und dabey das Blut nicht diejenigen chemischen Veränderungen erleidet, die es erleiden muſs, um als gesundes Venenblut zu gelten. Das Leben der Gefäſse kann in diesem Falle wohl auch deprimirt, geschwächt seyn, das venöse Blut deshalb zu träge in den all-

gemeinen Kreislauf zurückgeführ' werden, Grundes genug, diesen Zustand mit eben dem Rechte unter dem Namen der verminderten Venosität zu begreifen. Es lässt sich ferner ein Zustand des Venenblutes denken, wobey die obenangegebenen chemischen Mischungsverhältnisse in Bezug auf Wasser- und Kohlenstoff gänzlich fehlen, und doch sein inneres Leben gesteigert erscheint, ein Zustand, welcher von dem Verf. ganz übersehen worden ist. Wir meinen denjenigen Zustand, welchen man gewöhnlich Turgescenz oder *Plethora ad spatium* nennt. Es ist bekannt, daſs derselbe oft so schnell eintritt, daſs er unmöglich von einer Zunahme jener chemischen Stoffe abgeleitet werden kann, obgleich nicht zu läugnen ist, daſs ihm ebenfalls ein chemisch-vitaler Proceſs zum Grunde liege. Aber sollte er nicht auch beharrlich seyn und ähnliche Erscheinungen zur Folge haben können, welche der Verfasser unter dem Namen der erhöhten Venosität begreift?

Zweytes Kapitel. Von den Ursachen der Krankheiten des Venensystems. Da die herabgestimmte Venosität als ursprüngliche und eigenthümliche Krankheit nicht existire, sondern immer im Gefolge von andern vorkomme, so übergeht der Verf. die Ursachen dieses Zustandes. Wir sehen übrigens nicht ein, warum es nicht auch äusserliche ursachliche Einflüsse geben sollte, welche auf das Venensystem schwächend wirken, und daher einen, von dem Verf. sogenannten, Zustand herabgestimmter Venosität bewirken sollten. Sollten nicht besonders übermässige Leibesbewegung, Kälte, Säuren hierher zu zählen seyn? — Unter die äussern Einflüsse, welche die Venosität erhöhen, werden gerehnet: gewisse Speisen und Getränke, besonders Fleischspeisen, Bier, Caffe (warum nicht auch Wein, Branntwein, da sie doch bey manchem Menschen sichtbaren Einfluſs auf das venöse System haben?), Luft, Kontagien, mechanische Ursachen, Muskelbewegung, Affecte und Leidenschaften, zu langes Schlafen, besonders am Morgen, Beyschlaf, aufhörender Monatsfluſs u. s. w.

Drittes Kapitel. Von den Wirkungen der erkrankten Venosität. Erster Abschnitt. Von den Wirkungen der erhöhten Venosität im venösen Systeme und von den örtlichen Fehlern desselben: I. die Kongestion. Warum der Verf. die alte Eintheilung in active und passive nicht gelten lassen will, indem er doch selbst zugesteht, daſs es nur dann zu einer Anhäufung kommen könne, wenn entweder so viel Blut zugeleitet werde, daſs es die Venen nicht aufnehmen und fortschaffen können, oder wenn zwar nicht soviel hingeleitet, aber doch die Venen auch die eigentlich normale Menge nicht schnell genug abzuleiten vermögen, sieht Rec. nicht ein. Es ist dabey eben nicht nö-

thig, bey der activen Kongestion an besondere, den Rückfluſs des Blutes erschwerende Ursachen zu denken, wie er meint, indem ja schon allein zu grosser Andrang, zu grosse Ueberfüllung der kleineren Venen, Hinderniſs des Rückflusses in denselben werden muſs. Insofern der grössere Andrang vorzüglich vom arteriösen System ausgeht, ist freylich diese active Kongestion zugleich eine arterielle, und es streitet sich demnach blos um Worte. *II. Anhäufung in den Stämmen.* Strenge genommen, gehört wohl dieser krankhafte Zustand eben auch zu den Kongestionen, obwohl wir zugestehen, daſs er sich, den Erscheinungen nach, wesentlich davon unterscheidet. Der Vf. zählt dazu insbesondere Anhäufung in der *Vena portarum*, *Vena cava sup.* und *inf.*, im Herzen selbst und in der *Arter. pulmonalis.* Sehr gut sind die Zeichen dieses Zustandes angegeben. *III. Die Blutungen.* Sie zerfallen in solche, wo eine Verletzung der Venen zu bemerken, und in solche, wo dies nicht der Fall ist. Mit Recht legt der Verf. auf die Annahme mancher Neueren, welche manche Blutungen als eine Secretionsart ansehen, wenig Gewicht, und es scheint uns, als sey durch eine solche Annahme für die Erklärung des Phänomens eben nichts gewonnen, denn immer bleibt die Frage noch zu beantworten übrig: warum wird nur gerade Blut und nicht das gewöhnliche Secretum abgeschieden? Sehr richtig wird ferner bemerkt, daſs die Kongestion zur Erklärung des Phänomens hinreiche. Wenn der Vf. annimmt, daſs die Ursache mancher Blutungen nicht blos in zu dünner, flüssiger Beschaffenheit des Bluts begründet sey, und daſs auch die Gefässe an der krankhaften Beschaffenheit Theil nehmen, so sind wir mit ihm einverstanden; offenbar geht er aber zu weit, wenn er die Qualität des Blutes ganz ausser Rechnung stellt. Aus dem Vorwalten der Venosität läſst sich wohl schwerlich so etwas deutlich machen, wenigstens reicht dieses Wort zur Erklärung so mannigfaltiger qualitativer und quantitativer Veränderungen sowohl der Gefäſse als des Blutes, wie sie ohne Zweifel in verschiedenen Krankheiten statt finden, nicht hin. Offenbar liegt der Grund solcher Erscheinungen oft in beyden zugleich, oft in Disproportionen der Blutmischung zur Gefässthätigkeit. Bey einem zu schleimigen, zu visciden Blut, werden dennoch nicht leicht Blutungen erfolgen, wenn auch alle Bedingungen von Seiten der Gefäſse gegeben sind; dasselbe wird statt finden bey zu engem Gefäſsbau, wenn auch das Blut eine flüssigere Beschaffenheit angenommen hat, als es im gesunden Zustande der Fall ist. *IV. Venöse Entzündung.* Mit Recht hält es der Verf. für schwer, Entzündung und Kongestion genau von einander zu unterscheiden, und kaum für möglich die Grenze von

beyden zu finden. Es giebt einzelne Fälle, in denen man es gar nicht mit Gewifsheit sagen kann, ob man es mit einer Entzündung oder Kongestion zu thun habe. Bey der Kongestion soll sich das Blut nur in einigen, nicht in allen Kapillargefässen anhäufen, die zu einem Organ gehören. So werde vielleicht das Kapillargefäfs nicht bis zur Arterie, wenn die Veränderung von der Vene, oder wenn sie von der Arterie ausging, nicht bis zur Vene in ein Blutgefäfs verwandelt. Wenn hingegen *alle* Kapillargefässe einer gewissen Parthie diese Veränderung erleiden, dann können sie entzündet genannt werden — Nach obigem bestände der Unterschied zwischen Kongestion und Entzündung blos in einem *Plus* und *Minus* beyder Zustände; die Entzündung wäre eine höher gesteigerte Kongestion. Ob wir nun zwar nicht läugnen wollen, dafs diese Steigerung ein Phänomen der Entzündung mit ausmache, und mit zu ihrem Wesen gehöre, so zweifeln wir doch, dafs nun damit der Begriff der Entzündung erschöpft sey. Unserer Ansicht zufolge darf auch hierbey das Blut, als eine belebte Flüssigkeit, nicht ausser Rechnung gestellt werden. Auch seine plastische Kraft wird gesteigert, und ist es vorzüglich, welche vereint mit grösserer Gefäfsthätigkeit, den Procefs der Entzündung anfacht, und unterhält. Daher das Zusammentreffen dieses Processes mit gewissen Entwickelungen des Körpers, mit Ansteckung, wobey die Productionskraft des ganzen Organismus und vornehmlich in dem Blute auf eine höhere Stufe erhoben wird. — Als besondere Eigenthümlichkeiten der *venösen* Entzündung werden angegeben: a) Die venösen Entzündungen entstehen am häufigsten in solchen Organen, welche zum venösen System gehören, und von ihm gewissermassen beherrscht werden. b) Sie entstehen von Ursachen, welche überhaupt die Venosität, begünstigen und erhöhen; indessen beobachtet man nicht selten, dafs auch andere Ursachen, und zwar solche, welche als Ursache der Entzündung überhaupt aufgestellt werden, mit einwirken. c) Sie werden bey solchem Individuen beobachtet, bey welchen sich auch andere Zufälle von erhöhter Venosität vorfinden, und sind zu der Zeit und in solchen Gegenden häufiger, in welchen die erhöhete Venosität das Hauptmoment der epidemischen Constitution ausmacht. d) Der Verlauf der venösen Entzündung ist überhaupt langsamer, als der der arteriellen. e) In Hinsicht auf die einzelnen Symptome bemerkt man, dafs der Schmerz oft sehr unbedeutend ist, ja bisweilen sogar gänzlich fehlt; dies findet nicht nur bey den Entzündungen der Venenstämme statt, sondern auch bey venösen Entzündungen andrer Organe. f) Im Jahr 1817, wo der herrschende Charakter der Krankheiten besonders venös war, be-

merkte der Verf. dafs sich die venöse Entzündung nicht selten über den siebenten Tag hinauszog, wenn übrigens der Anfang mit Sicherheit bestimmt werden konnte. Sehr auffallend kritische Erscheinungen wurden nicht wahrgenommen, doch schienen reichlichere Stuhlausleerungen, auch wenn sie durch die Kunst erregt wurden, nützlich, und der Urin zeigte nicht selten ein wenig Bodensatz. Wo aber der glückliche Ausgang, die Zertheilung nicht erreicht wurde, da sah man nie Brand und Vereiterung eintreten, aber wohl sehr häufig im Herzen und den grösseren Gefässen und in der Luftröhre polypöse Massen; im Herzbeutel Ausschwitzung von wässriger Feuchtigkeit. In einzelnen Fällen, die glücklich verliefen, blieb doch der Verdacht einer geschehenen Verwachsung zurück. Der Verf. schliefst daraus, dafs die venöse Entzündung zu solchen Ausgängen eine eigenthümliche Neigung habe. Mehrere sehr gut beschriebene und lehrreiche Fälle von venöser Entzündung aus der Praxis desselben dienen zur Erläuterung des Gesagten. Insbesondere sind von Wichtigkeit die Fälle von venöser Entzündung des rechten Herzens und es scheint allerdings wahrscheinlich, dafs diese Entzündung vor denen in andern Theilen des Herzens etwas Charakteristisches habe, worauf künftige Beobachter ihr Augenmerk zu richten nicht verabsäumen sollten. Besonders macht der Verf. auf eine besondere Modification des Pulses bey dieser Herzkrankheit aufmerksam. Er erschien nämlich bey der Untersuchung zu rund, und es war, als ob man die ganze Arterie beynahe umfasse. Besonders war es so bey und vor den asthmatischen Anfällen. Ausserdem war der Gang der Krankheit langsamer als in andern Herzentzündungen; sie fing selten mit grosser Heftigkeit der Zufälle an, sondern diese steigerten sich nach und nach. Die ersten Zufälle waren ein sehr beschleunigter eigenthümlich veränderter Puls, Herzpochen, Anfälle von Angst und Erstickung, beklommener Athem; Schmerz, gewöhnlich nicht sehr heftig, und nur dann, wenn die Krankheit auf die Muskelsubstanz sich übertrug. Die mehrsten der bemerkten Zufälle nahmen im Verlauf der Krankheit an Heftigkeit zu, das Herzpochen ging im höchsten Grade in eine zitternde, bisweilen knirschende Bewegung über. Der Todeskampf dauerte in allen Fällen eine sehr kurze Zeit, und es starben die Kranken zwar nicht unerwartet, aber doch sehr schnell, und gleichsam unter den Händen weg. — Was die venösen Entzündungen anderer Organe als: der Lungen, des Unterleibes u. s. w. anlangt, so gesteht Rec., mit aller Achtung für des Vfs. diagnostisches Talent, dafs er bis jetzt aus den von ihm angeführten Beobachtungen über eine wesentliche Verschiedenheit dieser Entzündungen

von den arteriellen in der Erscheinung keine klarere Ansicht erlangt habe. In *theoria* giebt er ihm übrigens diese Verschiedenheit gerne zu. *V. Erweiterung der Venen.* Ein sehr lehrreiches und mit vielem Fleisse ausgearbeites Kapitel. Der Vrf. unterscheidet: *a) die allgemeine Erweiterung. b) die partielle Erweiterung einer ganzen Vene. c) den Varix anevrysmaticus. d) die sackartige Erweiterung. e) die Aderknoten (Varices). VI. Venenwunden und Geschwüre. VII. Verschliessung und Verstopfung der Venen. VIII. Varietäten im Verlauf der Venen.*

Zweyter Abschnitt. Von der Einwirkung der erhöhten Venosität auf andere Thätigkeiten und Theile des Organismus. Als Folgen dieser Einwirkung werden hier beleuchtet: Veränderung des Gemeingefühls und Gemüths, der Cerebralfunctionen, der äussern Sinne, der Muskelthätigkeit, der Herzfunction, des Athemholens und Krankheiten der Respirationsorgane, der arteriellen Thätigkeit, der Nutrition, der Absonderungen, der Aussonderung, Störung der Verdauung, Störung der Thätigkeit des lymphatischen Gefäſssystems. Wie viel auch hier noch über das Verhältniſs dieser Functionen zu einander, den künftigen Bearbeitungen übrig bleibe, ehe wir zu hellerer Ansicht desselben gelangen, so kann doch nicht geläugnet werden, daſs der Verf. alles geleistet habe, was ihm bey dem jetzigen Stand der Wissenschaft zu leisten möglich war. Wie aber im Organismus jede Function nothwendig nur mit und durch die andere besteht, die krankhaften Veränderungen der einen daher auch nothwendig nur in Verbindung mit denen der andern erkannt werden können, also dürfte es auch erforderlich und zur Aufhellung des Gegenstandes ersprieſslich gewesen seyn, wenn der Verf. umgekehrt den Einfluſs jener Systeme auf das Venensystem und seine krankhaften Veränderungen, etwas näher betrachtet hätte. Wir erinnern hier nur an den Einfluſs des Nerven- und Arterien-Systems. Welche grosse Rolle spielen beyde bey Entstehung venöser Krankheiten?

Dritter Abschnitt. Von der venösen Konstitution und einigen zusammengesetzten Krankheiten, in welchen das Venensystem eine wichtige Rolle spielt. Die Krankheiten, welche hier insbesondere betrachtet werden, sind: Hypochondrie und Hysterie, Gicht, gastrische und Schleimfieber, Hämorrhoiden, Blutbrechen und schwarze Krankheit, Scorbut, Fleckkrankheit, Faulfieber, gelbes Fieber, Typhus. Offenbar geht der Verf. zu weit, wenn er alle diese verschiedene Krankheiten von erhöhter Venosität ableitet, eine Ansicht, bey welcher aller weiteren Forschung der Weg abgeschnitten ist. Denn wenn auch nicht zu läugnen ist, daſs die venösen Gefäſse bey diesen Krankheiten krankhaft mitleiden, so kommen doch dabey noch ganz andere Momente

in Betracht, welche notbwendig mit zum Wesen der Krankheit gehören, und in der Theorie derselben nicht übersehen werden dürfen. So, um bey der Gicht stehen zu bleiben, darf hier das System der fibrösen Häute, dessen Leiden hier sich so deutlich ausspricht, die Störungen in den Ab- und Ausscheidungen des Körpers, die krankhaften Veränderungen in der Assimilation überhaupt u. s. w. nicht ausser Rechnung gestellt werden, und sicher hat eine fehlerhafte Mischung des Blutes an Entstehung dieser Krankheit bey weitem grösseren Antheil, als die gesteigerte Venosität. Das Streben der Natur aber, sich krankhafter Stoffe, durch Ausscheidung zu entledigen, was sich in dieser Krankheit so deutlich ausspricht, wird sicherlich nicht durch ein System, das Venöse allein, erreicht, sondern durch mehrere zugleich. Die Arterie namentlich, nimmt daran gewiſs eben so grossen Antheil, als die Vene, und darin kann die Verschiedenheit der Gicht von Rheumatismus nicht gesucht werden, daſs hier vorzüglich die Arterie, dort die Vene leide.

Der vierte Abschnitt handelt *von dem Ausgange der erkrankten Venosität*, das *fünfte Kapitel* endlich *von der Kur der Krankheiten des Venensystems*, insbesondere von der Berücksichtigung der Ursachen, des Wesens, der Zusammensetzung und der Komplikation der venösen Krankheiten, von der Berücksichtigung der einzelnen Zufälle und der chirurgischen Behandlung. Der Verf. zeigt sich hier als ein erfahrner Arzt, der die verschiedenen hier gepriesenen Mittel mit gehöriger Auswahl und unter den passenden Umständen anzuwenden versteht.

Hohnbaum.

Essen und Duisburg, bey G. D. Bädecker: JOHN REIDS, M. D. Mitglied des Königl Collegiums der Aerzte zu London etc. *Versuche über Hypochondrische und andere Nervenleiden.* Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. A. HAINDORF, vormaligem Staabsarzt bey dem Provinzial-Lazareth zu Münster, Lehrer der Heilkunde u. praktischem Arzt daselbst. 1819. XIX u. 248 S. 1 Rtl. 4 gr.

Der Titel dieses in England nicht ohne Beyfall aufgenommenen Buches, könnte leicht etwas Anderes erwarten lassen, als was sich bey näherer Ansicht des Inhalts ergiebt. Denn wirklich findet sich darin, sowohl über das, was man unter Hypochondrie im eigentlichen Sinne versteht, als über andere Nervenleiden, nur Weniges. Dennoch würde es nicht leicht seyn, einen passenderen, stellvertretenden Titel zu finden, da es ge-

mischte Gegenstände manchfaltiger Art in sich fafst. Am schick lichsten möchte es, seiner Haupt-Tendenz nach: Beyträge z einer psychischen Diätetik zu bezeichnen seyn. Es sind, wi aus der Vorrede des Verf. erhellt, Materialien zu einem grös seren Werke über Gemüthskrankheiten, welches er herauszuge ben beabsichtigte, an dessen Vollendung er aber verhinde wurde, und es scheint uns, als seyen sie zu verschiedenen Ze ten und bey verschiedenen Veranlassungen, wie eben Beobach tung und Reflexion dazu die Hand boten, niedergeschriebe worden. Bey der auf solche Weise entstandenen rhapsodische Behandlungsweise der einzelnen Gegenstände, wobey jedoch ei fortlaufendes diese Gegenstände unter sich verknüpfendes Ban nicht zu verkennen ist, konnte es nicht fehlen, dafs Manche nur oberflächlich berührt, und nicht eben in seiner wahren Tie ergriffen und erschöpfend ausgeführt, manches nur einseiti und nicht nach seinen allseitigen Beziehungen erfafst und be handelt worden ist. Inzwischen soll durch ein solches Urthei dem Werke an seinem Werthe nichts genommen werden, un viele der darin enthaltenen Ideen, Bemerkungen und Beobach tungen mögen allerdings der Beachtung des psychologische Arztes nicht unwürdig erscheinen. Insbesondere aber verdien es, wegen seines populären und angenehmen Vortrags und we gen manchen nützlichen, auf die Lebensverhältnisse des Men schen überhaupt Bezug habenden, Wahrheiten, jedem gebilde ten Manne, wenn er auch nicht Arzt ist, empfohlen zu werden Was den Werth desselben für uns noch erhöht, sind die in de That ausgezeichneten und an Annehmlichkeit des Vortrage dem Werke selbst nicht nachstehenden Anmerkungen und Zu sätze des Uebersetzers, der auch hier, wie früher in seinem Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Ge müthskrankheiten, Heidelberg 1811, seinen Beruf zu Arbeiten ähnlicher Art, aufs beste beurkundet.

Das Buch zerfällt in 27 besondere Capitel, von dem Verf Versuche genannt. Anstatt unsere Leser und uns selbst durch eine Abschrift der Ueberschriften dieser Capitel zu ermüden, was wir nicht lieben, verweilen wir lieber bey einigen dersel ben etwas länger, hoffend, dadurch den Geist des Ganzen bes ser zu charakterisiren.

In dem dritten Versuch, *Todesfurcht* überschrieben, zeich net der Verf, dieses sonderbare Erbtheil des Menschen sehr treu nach dem Leben und den Erfahrungen, welche wir Aerzte bey nahe täglich zu machen Gelegenheit haben, sehr angemessen. »Es ist ein in gewisser Hinsicht merkwürdiger Umstand«, heifst es p. 21. dafs diejenigen, deren Daseyn am wenigsten freudenreich ist, das Scheiden aus dem Leben am meisten

fürchten. Es scheint, als wäre die Liebe zum Leben der Vaterlandsliebe gleich, die bey den Nationen der unfruchtbarsten Erdstriche am stärksten ist. Nachdem das Daseyn alles verloren hat, was es belebte und verschönerte, lieben wir es, nach augenscheinlich gleichen Grundsätzen, mehr in seiner gegenwärtigen Entstellung, als in seiner vorigen Lieblichkeit. »Ferner p. 23. »die Glückseligkeit, welche der erste muthige Lauf des Lebens nicht geben konnte, hoffen wir, mit thörichter Liebe, aus dem Hafen des Alters zu schlürfen. Eine solche Täuschung, in Hinsicht der Zukunft, können wir in mancher Hinsicht als einen wünschenswerthen Bestandtheil in der Zusammensetzung unseres Wesens betrachten. Es ist ein Wahn, der wohlthätig das ersetzt, was sonst ein furchtbarer Mangel in der Würklichkeit des Lebens seyn würde.« Um so weniger können wir dem Verf. unbedingt beystimmen, wenn er in der Folge p. 26. sagt: »Ich bin kein Sachwalter derer, die unter dem Vorwande, der Krankheit abzuhelfen, den Verstand des Kranken unnöthiger und muthwilliger Weise täuschen; Täuschung ist der Entdeckung ausgesetzt und durch diese Entdeckung verliert der Mann für die Zukunft alles Recht auf Glaubwürdigkeit und Autorität. Wenn wir die Hoffnung geben, wo nachher der Ausgang zeigt, dafs kein Grund dazu vorhanden war, so berauben wir uns selbst hierdurch der Gewalt, in jenen Fällen Vertrauen einzuflössen, wo wir selbst keine Gefahr ahnen«: dieser Satz leidet grosse Einschränkung, und es fordert grosse Ueberlegung und Vorsicht des Arztes, zu bestimmen, welchen Kranken und zu welcher Zeit er ihnen das Gefährliche ihres Zustandes eröffnen solle oder nicht. Unter 10 Kranken erträgt kaum Einer eine solche Zertrümmerung seiner Lebens-Hoffnungen, und es ist keinesweges immer muthwillige Täuschung, wenn wir auch da noch Hoffnung geben, wo sie für uns selbst verschwunden ist, oder wo es scheint, der Kranke habe Seelenstärke genug, auch das Schlimmste zu vernehmen. Wie viele Kranke wollen ja nur Hoffnung und nichts anderes von ihrem Arzte, und der ist der beste, der angebetetste, der diese Seelenarzeney am besten zu reichen versteht. Rec. ist das Beyspiel einer gebildeten und durch Vorzüge des Geistes ausgezeichneten Frau, die an den Folgen einer Herzkrankheit starb, noch in frischem Andenken. Auf wiederholte Fragen und Bitten: wann ihre Leiden dann enden würden? liefs sich ihr Arzt verleiten, ihr einen Tag des Todes zu bestimmen. Aber was war die Folge? Mit einem Blick voll Unwillens wendete sie ihr Gesicht von ihm ab, wollte ihn weder sehen noch sprechen, verschmähte alle seine Rathschläge, und war ihre Ungedult vorher grofs gewesen, so wurde sie nun noch zehnmal grösser.

Vortrefflich sind im *zehnten Versuch* die Folgen der *Unmä*
sigkeit geschildert, und beherzigenswerth sind besonders die Ste
len über die Unmässigkeit im Genusse berauschender Getränk
der sich leider! manche Gelehrte ergeben, um ihre Geisteskräf
zu grösserer Thätigkeit anzuspornen. »Die Stärkungsmitte
welche der Schriftsteller zu diesem Zwecke zu sich nimm
können ihn leichtlich mit seinen Werken zufriedener mache
als seine Leser. Das Gute, welches ein Mann durch den Ei
fluſs erkünstelter Fröhlichkeit angereizt wird zu sagen, ist o
in seinen Wirkungen gerade das Schlimmste, das ihm mögl
cher Weise nur entschlüpft seyn könnte. Der Fackel des Ge
nies können oft durch Mangel hinlänglicher Festigkeit und U
berlegung Funken entfallen, wodurch sie zum Feuerbrand de
Unglücks wird. Wir sind geneigt, über das Schwere und Er
müdende der Werke zu klagen, in welchen die Mühe, die sic
der Verf. gegeben hat, nicht hinlänglich verhehlt ist. Aber da
sichtbare Resultat ausserordentlicher Sorgfalt ist bey weitem de
kopflosen Ergiessungen eines Gemüths vorzuziehen, bey de
nen es zu sehr in die Augen fällt, daſs die Beurtheilungskra
in grossem Maaſse ihre Aufsicht vernachlässigt habe. Es is
viel besser, daſs ein Werk nach der Lampe rieche, als nac
dem Fasse.« Alles hier Gesagte findet fast noch mit grösseren
Rechte seine Anwendung auf den mündlichen Vortrag des Rich
ters, des Predigers und ganz besonders des akademischen Leh
rers, dann leichter noch ergieſst sich das durch die Flamme
des Weingeistes entzündete Gemüth in Worte, als in die trä
gere Feder, und je berauschter und berauschender der münd
liche Vortrag, desto nachtheiliger seine Wirkungen für di
empfänglichen Seelen der Jugend. Sehr wahr heiſst es ferne
p. 87. »Die wahren Scheinheiligen in der Diät sind solche, di
die Mücken durchseigen, und Kameele verschlucken, die viel
leicht einen grossen Scrupel haben würden, ein Glas Wein zu
trinken; aber dennoch keinen Anstand nehmen, in der Form
der Arzeney alle Tage ihres Lebens Tropfen zu verschlingen
welche hauptsächlich aus den schädlichsten und concentrirteste
spirituösen Mitteln zusammen gesetzt sind. Tincturen sind me
dicinische Branntweine. Der fortwährende Gebrauch derselben
kann blos als eine besondere und anständigere Art von Unmäs
sigkeit betrachtet werden. Man kann sagen, daſs hierin die
privilegirte Ausschweifung vieler Nervenkranken bestehe u. s
w.« Eine heilsame Lehre nicht nur für Kranke, sondern auch
für Aerzte, von denen sich fürwahr kain kleiner Theil, wenn
er anders dafür noch einiges Gefühl hat, der Sünde anklagen
muſs, durch allzeit fertige Verordnungen und durch allzugrosse
Nachgiebigkeit, Veranlassung zu solchem Miſsbrauch spirituö-

ıer Arzeneyen gegeben zu haben. Bessere Aerzte haben es ängst eingesehen und sehen es immer mehr ein, daſs anhalender Gebrauch solcher Mittel nur in seltenen Fällen heilsam, wohl aber in vielen höchst nachtheilig sey, die Erregbarkeit ler besonders zur Digestion dienenden Nerven auf eine höchst chädliche Weise abstumpfe und zerstöre, und die Heilung chronischer Uebel verzögere anstatt sie zu befördern. Jeder Arzt ollte es sich zur Pflicht machen gegen den Gebrauch dergleichen erregender Mittel, wie sie z. B. unter dem Namen: Lebenselixir, *Aqua regia*, (eine Composition, die neuerlich erst wieder in *Marcus* Recepttaschenbuch eine Stelle gefunden hat), n den Händen der Layen *cursiren*, alles Ernstes zu eifern. — Nicht unbedingt können wir der Meinung des Verf. p. 91. beytimmen, »daſs, wenn je ein Kranker einen heftigen Appetit, len er vorher nie hatte, äussere, so daſs es scheine, als sey er durch lie Krankheit veranlaſst, so könne man diesen im Allgemeinen ıls dasjenige zeigend annehmen, was zu seiner Heilung dienich sey. Wie bey den niederen Thieren, deren Vernunft ihter Konstitution gemäſs, sehr mangelhaft sey, der Instinkt die Stelle derselben ersetze, so versehe die Natur den Menschen, während des Zeitraums, wo seine Geisteskraft durch Körperkrankheit geschwächt sey, mit einem temporären Instinkt, welcher in seinen Vorschriften noch sicherer sey, als die urheilende Geistesfähigkeit.« Es giebt Fälle, wo dieser Satz allerdings seine Anwendung findet, aber nicht alle krankhaften Appetite sind Folge eines solchen temporären Instinkts. Erziehung, Gewohnheit, Luxus, Laune u. s. w. machen aus dem Menschen im gesunden Zustande ganz etwas anderes, als was r dem Naturzustande gemäſs seyn sollte, und man kann daıer auch im krankhaften Zustande nicht annehmen, daſs seine uf solche Weise veränderte und irregeleitete Natur dasjenige ordere, was ihr gerade zusagt. Nicht einmal von der unverdorbenen Bauern-Natur möchten wir so etwas unbedingt zugeben, wie viel weniger von der verwöhnten und verzärtelten Konstitution der Städtebewohner.

Der Behauptung im *Dreyzehnten Versuch*, überschrieben: *Geisteszerrüttung zeigt keine constitutionelle Kraft des Gemüths an*, »daſs Heilmittel von stärkender Beschaffenheit in vielen Fällen der Geisteszerrüttung mit Sicherheit, und selbst mit Vortheil angewendet werden können,« wollen wir zwar nicht geradehin widersprechen; inzwischen dürfte das Gegentheil, daſs mehr Geisteskranke durch schwächende als durch stärkende Mittel geheilt werden, eben so gut seine Vertheidiger finden. Die Wahrheit liegt wohl auch hier in der Mitte, oder vielmehr dürfen wir auch hier annehmen, daſs das Heilsame mancher

Mittel in Geisteskrankheiten, weder in ihren stärkenden no in ihren schwächenden Wirkungen, sondern in ganz etw anderem liege.

Der im *siebzehnten Versuch*, überschrieben: *Schlagfluſs, Lä mung, Jidiotismus, Blödsinn, spasmodische und convulsive Affect. nen*, p. 161. erzählte Fall, gehört unter die Categorie der v. *Renard* in Hufelands Journal Bd. XL. beschriebenen hysterisch Katalepsie und würde wohl von teutschen Aerzten nicht ve kannt worden seyn.

Die Scropheln hängen wohl nicht gröſstentheils von ein chronischen Erschlaffung der Muskeln ab, wie im *achtzehnt Versuch, von der erblichen Beschaffenheit der Tollheit* p. 164. g sagt wird, sondern diese Erschlaffung macht wohl nur e Symptom der Krankheit überhaupt aus. — Auch Rec. fa es durch die Erfahrung bestätigt, was der Verf. von der erb chen Anlage zur Tollheit sagt, p. 165. »Wenn, wie es wo zuweilen geschieht, eine erbliche Anlage zu dieser Krankhe während einer Generation zu schlafen scheint, so findet m oft, daſs sie bey der nächsten desto fürchterlicher wieder e wacht. Wenn auch das Kind eines Wahnsinnigen der Kran heit seines Vaters entgeht, so ist doch wenig darauf zu rechne daſs sein Enkel eben so glücklich seyn werde. Der fortwäl rende Strom des Wahnsinns tritt, obgleich er wohl gelegen lich eine Zeitlang sich verbirgt, doch bald wieder hervor. To heit durchläuft, gleich dem electrischen Fluidum, die gan Kette, der Länge nach, obgleich wir sie nicht bey jedem Gl de derselben wahrnehmen.« »Aber blos die Anlage zum Wah sinn ist es, welche angeerbt wird, oder mit andern Worte eine mehr als gewöhnliche Geneigtheit, durch solche äusse Umstände afficirt zu werden, die dazu geeignet sind, den Wah sinn hervorzubringen.«

Vollkommen gegründet ist, was der Verf. im *zwanzigst Versuch: die Zufluchtsörter der Wahnsinnigen*, über das Unzulän liche dieser Anstalten, und über den Leichtsinn sagt, mit w chem man oft die Wahnsinnigen ohne Rücksicht darauf, auch der Aufenthalt in denselben ihrem Geisteszustande en spreche, dahin führt und einsperrt. Aber er hätte über de Schatten — nicht auch die Lichtseite übersehen und die vi fältigen Vortheile nicht verkennen sollen, die wohleingericht te Anstalten der Art gewähren. Dieſs kann nur derjenige wal haft würdigen, der weiſs, wie mannigfaltige Hindernisse si der Heilung solcher Unglücklichen in der Privatpraxis entgeg stellen. Daſs aber der Krankheitszustand derselben leichter hi als in Irrenhäusern erkannt und erforscht werden könne, geb wir gerne zu. Sehr schön spricht er sich hierüber im *ein u*

zwanzigsten *Versuch* p. 188 aus. »Nicht dann, wenn der Wahnsinn in seiner völligen Reife, und seine Form völlig begründet ist, können wir seinen Ursprung am besten finden, oder mit dem Charakter desselben durchgehends bekannt werden. Deshalb ist ein Irrenhaus eine unzulängliche Schule, um eine genaue und richtige Kenntnifs der Tollheit zu erlangen. Kein Mensch wird glauben, er sey ein Botaniker, wenn er blos im *hortus siccus* studirt. Um auf diesen Titel einige Ansprüche zu haben, muſs er nicht blos die Pflanzen betrachten, wie sie in einem *Port folio* eingelegt sind, sondern in der Periode, wo sie zuerst dem Boden entspriessen, und auf jeder folgenden Stufe ihres Wachsthums und ihrer Geschichte.«

Aller Erfahrung zuwider ist es, wenigstens in der Zeit und in dem Lande, in welchem wir leben, wenn der Verf. im *zwey und zwanzigsten Versuch*, vom *Aderlaſs* sagt, daſs in neueren Zeiten sich inflammatorische Fieber oder Zufälle, die ein Uebermaaſs allgemeiner Reizung anzeigen, würklich sehr selten ereignen, und wir möchten wohl wissen, wie es um das Glück seiner Praxis stehe, wenn er sagt, er habe nie einen Fall eines eigentlichen Fiebers gehabt, welcher ihm das Oeffnen der Ader zu rechtfertigen schien. Welch ein sonderbarer Contrast zwischen diesem Ausspruch und den Lehren anderer englischen Aerzte! Weiterhin p. 197. heiſst es: »Localentzündungen sind so weit davon entfernt, unverändert ein Argument für die Lanzette zu seyn, daſs sie selbst in vielen Fällen sogar einen Einwurf gegen die Anwendung derselben begründen können. Locale Inflammation ist oft blos eine partielle Anhäufung der Neigung (?), die gleichmässig durch den ganzen Körper zertheilt seyn sollte. Der Körper wird also natürlich in solchen Fällen gewöhnlich verhältniſsmässig geschwächt, uud ist folglich um so weniger fähig, eine künstliche und ausserordentliche Ausleerung zu ertragen.« Es leuchtet ohne unser Erinnern ein, daſs sich hier der Verf. in eine Region verstiegen habe, der er nicht gewachsen ist, und daſs seine Begriffe von Entzündung äusserst mangelhaft seyen. Die Entzündung, auch die örtliche, ist ja eine Evolutionskrankheit, durch Miſsverhältnisse im Körper, besonders in der Mischung der Säfte gesetzt, wie besonders *Kreysig* neulich in seinem lehrreichen Handbuch der praktischen Krankheitslehre sehr anschaulich gezeigt hat. Es kommt daher auch vorzüglich darauf an, diese Miſsverhältnisse im Allgemeinen auszugleichen, welche jenen örtlichen Leiden zum Grunde liegen und daſs dazu das Aderlaſs das schnellste und hülfreichste Heilmittel darbiete, wer will es läugnen? Gleiche irrige Grundsätze macht der Verf. auch bey der Behandlung der Hämorrhoiden und des Schlagflusses geltend, und irrig ist

es, wenn er meynt, es finde in der Würkung eines local Aderlasses, mit der eines allgemeinen kein Unterschied stat wenn ein Fluidum in einem immerwährenden Zustande d Circulation durch einen Kreis von Gefäſsen gehe, so sey von geringer Wichtigkeit, aus welchem Theile dieses Zirk eine gewisse Quantität genommen werde. Er vergiſst dabe daſs das Blut ein belebter Saft ist, der in belebten Canäl seinen Umlauf beschreibt; daſs daher die Reaktion dieser C näle unmittelbar da erregt werden kann, wo wir örtlich d überschüssige Blut hinwegnehmen.

Hohnbaum.

Abhandlung über das Delirium tremens von Dr. THOMAS SUTTON, Mi glied des Königlichen Collegiums der Aerzte, vormals Arzt bey d Armee, und Consultirender Arzt des Dispensary's zu Kent. Aus de Englischen übersetzt von Dr. PHILIPP HEINEKEN. Mit einer Vo rede herausgegeben von Dr. F. A. ALBERS. Bremen 1820 in Wilhel Kaiser's Comptoir für Literatur. XLII. 74 S. 8. 15 gr.

Eine Vorrede von einem Manne, wie Hr. Albers, kann eine Schrift allerdings als ein gewichtiges Empfehlungsschreibe dienen. Ref. hätte übrigens den gehaltreichen Inhalt derselbe lieber in einer Nachschrift und noch lieber in Anmerkungen z manchen Stellen im Buche selbst gelesen. Das Ganze hätt dadurch noch mehr gewonnen, und der behandelte Gegenstan mehr Rundheit erhalten.

Hr. A. beginnt also: »Eine Krankheit, von der gegenwär tig unter den englischen und amerikanischen Aerzten häufi die Rede ist; welche aber vielleicht den meisten teutsche Aerzten, sowohl ihrer Natur, als der bessern Behandlung nach unbekannt zu seyn scheint, ist eine eigene Spezies von Phre nesie, von welcher nur Säufer befallen werden, und die i den meisten Fällen mit einem starken Zittern der Hande ver bunden ist; deshalb der Verf. dieser Abhandlung deren Ueber setzung mein College Hr. Dr. Heineken der Jüngere, auf mei Ersuchen gütigst übernommen hat, sie *delirium tremens* nannte welcher Name unter den englischen und amerikanischen Aerz ten jetzt allgemein eingeführt ist.«

(Der Beschluſs folgt.)

N° 45. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Thomas Sutton über Delirium tremens.

(*Beschlufs.*)

Dafs Säufer häufig von einer Phrenesie befallen werden, ist so allgemein bekannt, dafs man schwerlich ein Compendium der practischen Heilkunde, oder einen Aufsatz über diese Krankheit finden wird, in welchem man nicht hiervon Belege trifft; nur beging man den Irrthum, dafs man glaubte, und noch glaubt, dafs dieser Phrenesie, wie jeder andern, eine Entzündung der Hirnhäute zum Grunde liege, der um so weniger teutschen Aerzten zu verzeihen ist, "da so grosse Aerzte, als: Schröder, Reil und Andere sich so deutlich über diese falsche Ansicht erklärt haben.« Ref. ist aber doch der Meinung, dafs sehr viele teutsche Aerzte von diesem Vorwurfe frey ausgehen. Dafs aber akute Entzündung des Gehirns eine seltenere Krankheit, als bisher allgemein, oder vielmehr von sehr Vielen angenommen wird; »dafs viele Beobachtungen von Phrenitis und Encephelitis von Kranken genommen worden sind, welche an der Phrenesie litten, von welcher in dieser Schrift die Rede ist.« darin stimmt Ref. mit Hrn. A. vollkommen überein. Ja er freut sich seiner selbst wegen des Einverständnisses mit einem so erfahrenen, anerkannten Beobachter. Wiewohl es ihm auch von der andern Seite, wie Hrn. A. ganz unbegreiflich ist, wie Hr. Wetzler die Entzündung der Spinnenwebenhaut, der weichen Hirnhaut, und der innern Haut des Herzens und der Arterien bezweifeln kann.

Hr. Sutton sagt: »Das Delirium tremens und die Behandlung desselben, welche ich weiter unten noch ausmitteln werde, sind einigen Aerzten ziemlich bekannt, andern aber gar nicht, und bis jetzt hat diese Krankheit noch keine Stelle in den medicinischen Schriften. In der Anmerkung heifst es: »Dr. William Saunders sagte mir aber, dafs er seit vielen Jahren in seinen Vorlesungen des angedeuteten Uebels erwähnt, es seit vierzig Jahren in seiner Praxis beobachtet, und von der Phrenitis unterschieden habe.« Ref. ist dieses noch von vielen Aerzten überzeugt; obgleich das fragliche Leiden bis hierher

nicht in so bezeichnenden Umrissen herausgestellt war, als jetzt der Fall ist. Ref. hat dieses Uebel der Säufer, auf d er sich kurz fasse, immer als eine Ephemera nervosa mit e höhter Sensibilität des Gehirns und Nervensystems mit hera gestimmter Contractilität, wobey allerdings auch erhöhte Ven sität statt haben kann, angesehen. Der Verf. bezweifelt, ob d von ihm vorgeschlagene Name für diese Krankheit der schic lichste sey. Hr. A. schlägt zu dem Ende die Benennung, Phr nesie der Säufer, vor. Der Vf. hat das Gemälde dieser Kran heit gut entworfen, und Hr. A. hat nicht ermangelt als erfa rener Künstler manche Gruppen noch sorgfältiger auszumale So sagt Hr. A.: »Das Zittern der Hände habe ich fast b allen Kranken wahrgenommen, und es gehört wohl nur zu d Ausnahmen, wenn dieses Symptom fehlt« u. s. w. Das Z sammenziehen der Flexoren fehlt ebenfalls nur selten in d höhern Graden der Krankheit, und machte es mir sehr oft u möglich, den Puls der Kranken gehörig zu beobachten.« »D Gesicht dieser Kranken hat etwas ganz Eigenes, schwer zu B schreibendes, es ist ein Gemisch von Angst, Unruhe und ein gewissen Stumpfheit, welches durch die verschiedenen Gra der Krankheit und die Individualität näher bestimmt wird.«

Nach Hrn. A. ängstigen die Kranken besonders die Furc vor Gefangennehmung, Sorge um ihr Geschäft, die Vorstellur als seyen sie in einer fremden Wohnung, oder dafs Feuer ihrer eigenen ausgebrochen sey, und endlich die Furcht vor a lerley Thieren als Mäusen, Ratten und Fliegen. Ref. hat Gelegenheit, dieselbe Beobachtung einigemal zu machen. »Mer würdig ist, sagt Hr. Albers, die meistenstheils schnell erfolge de Besserung der Kranken nach eingetretenem Schlafe; (dan stimmt die Erfahrung des Ref. überein) sey er nun von sell entstanden, oder durch die Kunst herbeygeführt, und welc Genesungsart, wie ich glaube, viel Licht über die eigentlic Natur der Krankheit verbreitet, die nach meiner Ueberzeugu nämlich, nicht in einer Entzündung des Gehirns oder dess Häute besteht, sondern vielmehr glaube ich, dafs die Gehir substanz selbst leidet; (hier hätte sich Hr. A. doch philosopl scher ausdrücken sollen) wovon wir aber das Nähere bey die Phrenesie eben so wenig, als bey vielen andern Arten von Phr nesien, vielleicht nie werden kennen lernen.»

Diesem Satz eine grosse Ausdehnung zu geben, ist R sehr geneigt.

Nach dem Verf. und Hrn. A. endigt die Krankheit au mit dem Tode, indem die Kranken in Apoplexie verfalle Zuweilen beobachtet man auch eine chronische Form. Da w voraussetzen, dafs das Buch von jedem Arzte gelesen wird,

ichen wir von ihrer Beschreibung keinen vollkommenen
uszug. Ueber die von Hrn. S. mitgetheilten sechszehn Beob-
htungen wollen wir mit Hrn. A. Worten unser eigenes Ur-
eil aussprechen: »In den von dem Verf. mitgetheilten Beob-
htungen von Kranken, die an Delirum litten, sind mehrere,
elche nicht zu denselben gezählt werden dürfen; dahin gehört
B. der zehnte Fall, welcher Kranke an einer, durch eine
ussere Verletzung hervorgebrachten Menyngitis starb; so wie
enfalls die Kranken, welche den Gegenstand der achten Beob-
htung ausmachen, kein delirium tremens hatten, sondern an
ner eigenen Phrenesie litten, die besonders Erwachsene zu-
eilen nach dem Scharlachfieber bekommen; wie ich auch in
r seit zwey Jahren hier herrschenden Scharlach-Epidemie
ey zwey erwachsenen Kranken beobachtet habe.« Dem Verf.
hlen Leichenöffnung, und Hr. A. gedenkt nur einer, die ihm
einen befriedigenden Aufschluſs gab, wobey er aber durchaus
eine Spur von Entzündung wahrzunehmen im Stande war.
Ir. S. sagt: »Die Apoplexie, welche zu dem letzten Stadium
ieser Krankheit hinzutritt, ist fix und unvermeidlich tödlich.«
ies ist aber weniger der Fall, wenn gleich Anfangs das Deli-
ium tremens mit einem apoplecktischen Zustand, welcher nach
em Verf. keine Gegenanzeige gegen den Gebrauch des Opiums
giebt, vergesellschaftet ist. Hr. S. hält das Opium für das
ste Mittel in dieser Krankheit und giebt es in starken Gaben,
is der beabsichtigte Schlaf erfolgt. Er sorgte dabey für offe-
en Leib. »In einem sehr frühen Stadium des Paroxismus,
ey einem vollblütigen Subjekte, kann man Blut lassen, ich
the aber dem Arzte nicht, die Wirkung davon, in der
bsicht es zu wiederholen, abzuwarten, denn das Leben würde
durch nur Gefahr laufen. In solchen Fällen empfehle ich
ielmehr gleich nach dem Blutlassen zum Opium, als dem ein-
gen Mittel gegen diese Krankheit, seine Zuflucht zu nehmen.«
gt Hr. S. welcher beynahe alle fragliche Fälle, wo man sich
nzig und allein auf den Aderlaſs beschränkte, unglücklich
den sahe. Hr. A. erwartet sich viel von den Sturzbädern.
ef. hat sich, wie Hr. Albers überzeugt, daſs der Nutzen einer
ften Behandlung sich nirgends auffallender als bey diesen
anken beweiſst. »Hrn. Dr. Wedemeyer schenkte Hr. A. ein
ar Beobachtungen von solchen Kranken, bey welchen er die
teria temporalis mit dem besten Erfolge; bey dem Gebrauche
s Opiums öffnete, und Hr. A. glaubt, daſs diese Art Blutaus-
rung hier von einem entschiedenen Nutzen seyn kann.« Ref.
überzeugt, daſs es Fälle giebt, wo der Aderlaſs angezeigt ist,
d auch welche, wo er es nicht ist. Hr. S. sagt: »man mag da-
immerhin Blutlassen, wenn Plethora deutlich zugegen ist.«

Joh. Klapp zieht den Gebrauch der Brechmittel, welc Hr. A. auch mit entschiedenem Nutzen gebraucht hat, d Opium vor. Joh. G. Nancrede sagt, daſs diese Krankheit w häufiger in Amerika vorkomme, als in Europa; er bedi sich zuerst eines Aderlasses, dann giebt er eine Dosis Opiu nach einiger Zeit ein Brechmittel, und dann wieder Opi und Schauerbäder. Unter den Mitteln spricht er aber den Bre mitteln sehr das Wort. Nicht weniger glücklich mit Brechm teln gewesen zu seyn, versichert Sam. Brown. Kayer, welc die Krankheit Oenomanie nennt, verwirft den Aderlaſs, die Bl senpflaster, einigermassen auch Abführungsmittel, welcher M nung auch Pearson ist, und hält das Opium für das erste M tel. Gr. Stieglitz heilte einen Kranken mit starken Gaben d ses Mittels. Herr A. und einige Engländer beobachten, d einige Kranken auf den Gebrauch des Opiums starken Appe bekamen. Clystire wirken nach Hrn. A. und auch nach R sehr heilsam. In Hinsicht der Diät bemerkt Hr. A. sehr ri tig: »daſs eine karge Diät im allgemeinen ihnen nicht zuträ lich ist, und daſs man besonders den alten Säufern nicht all Weingenuſs entziehen darf.« Hrn. S. Abneigung gegen Anwendung der Blasenpflaster theilt Hr. Albers nicht. und sein Freund, Hr. Dr. Olbers haben sie mit grossen Nutz im fraglichem Leiden angewendet. Pearson und Armstrong h ten sie für schädlich. Hr. Hufeland nennt diese Krankh *Febris nervosa potatorum,* und spricht somit seine Ansicht deu lich aus. Ref. hat mehrere Fälle mit Infusionen von Baldri Wohlverleih und der Thebaischen Tinktur sehr glücklich g heilt, und fand in einigen Fällen wie Hr. A. die kalten Ko umschläge sehr heilsam.

Ref. hat auch leider wieder in dieser Schrift wahrnehm müssen, daſs viele Engländer, welche uns Teutschen imm vorwerfen, wir verführen in den Erfahrungswissenschaften nic streng und gewissenhaft genug, in dem Gebiete der Patholog und zunächst dem der Nosologie nicht selten sehr dissolut Werke gehen. Hr. Heineken verdient Dank für die schlic Verdeutschung.

...t.

Praxis Medica systematice Exposita Selectis Diarii Nosocomii Frederic Illustrata. Auctore FREDERICO LUDOVICO BANG M. D. S. R. M Consiliis Status, Medicinae Professore ordinario in Universitate H ensi, Equite Ordinis Danneborgici etc. etc Editio secunda aucta et e data. Hafniae Typis Schultzianis. 1818 8. Pag. XVI. et 612.

Handbuch der speciellen medizinischen Pathologie und Therapie für seine Vorlesungen bearbeitet von JOHANN NEP. RAIMANN K. K. Rathe, der Heilkunde Doctor und öffentlichem ordentlichem Professor der speciellen Therapie und medizinischen Klinik für Wundärzte, an der hohen Schule zu Wien. Band I S. XII und 511. 8. Wien 1816. In der Camesina'schen Buchhandlung. Band II S. XII und 539. Wien bey Haubner und Volke.

ADOLPHI YPEY A. L. Magn. Philos. et Med. Doctoris, Medicinae in Academia Lugduno-Batava Professoris Ordinarii Elementorum Medicinae Practicae T. I. Exponens morbos acutos genuinos aliosque, qui indole cum ipsis proxime conveniunt. Pars I. Febres atque Inflammationes. Pars II. Febres Exanthematicae, Haemorrhagiae, Apocenoses, Epischeses, Exant. Chronica. Pag. 713. Lugduni Batavorum Apud I. W. van Leeuwen 1818. Tom. II. Exponens morbos Chronicos aliosque, qui Indole cum ipsis conveniunt Pars II. Dolores, Spasmi, Anhelationes, Debilitates. Pag. 367. 1819.

Bey der Anzeige und Beurtheilung dieser drey Werke der praktischen Medicin von Aerzten verschiedener Länder trift die Reihe zuerst die Schrift des kürzlich verstorbenen *Bang*. Nach einem Zeitraume von 30 Jahren erscheint nämlich diese zweyte Auflage seiner medizinischen Praxis, an welcher man zur Zeit der Erscheinung der ersten Ausgabe die kurze und vollständige Darstellung Alles dessen, was zur Erkenntnifs, Beurtheilung und Kur der hier abgehandelten Krankheiten und die Bekräftigung des Vorgetragenen durch die Hindeutung auf Krankheitsfälle die in dem Journal des Copenhagener Friedrichs Hospital aufgezeichnet sind, vorzüglich gelobt hat. Seine medizinische Praxis systematisch betrachtet, entsprach nicht den Forderungen, die man zu jener Zeit an sie machen konnte, und entspricht noch weniger denselben in der gegenwärtigen. Seit dieser Zeit hat sich Vieles geändert, der Umfang der Wissenschaft hat sich bedeutend vermehrt, neue und bessere (ob schon diefs nicht von allen der Fall ist) theoretische Ansichten, sind an die Stelle der ältern getreten, daran kehrte sich der Verfasser bey der Veranstaltung dieser neuen Auflage nicht. Dieselbe Ordnung und Zahl der Krankheiten ist beybehalten, er hielt die ältere Theorie zureichend bequem, um seine Praxis darauf zu bauen. Nichts ist berührt, was zur nähern Erkenntnifs der Krankheiten die neuste Zeiten geliefert haben, was gleichwohl ohne den Umfang der Schrift bedeutend zu vermehren und unbeschadet seiner Ehrlichkeit hätte geschehen können. Wir erlauben uns diese Bemerkung, indem der Verf. in der Vorrede zur zweyten Auflage sich also ausdrückt: *ceteroquin aut vanitatis aut lucri librarii causa multas implere paginas infra dignitatem probi viri habui.* So gewissenhaft sind nicht alle Schriftsteller. Wenige neue von andern erfundene und als bewährt

empfohlene Mittel hat derselbe vorsichtig versucht; aber nur Fällen, wo die Alten nicht helfen konnten, woran er so üb nicht gethan; die beobachtete Wirkungen hat er angezeigt, wie die wenige neue von ihm entdeckte. Anstatt der Blase pflaster bediente er sich ferner immer der Senfpflaster; w sie schneller wirken, wohlfeiler und überall bey der Hand sin ob diese aber in allen Fällen die Stelle der Blasenpflaster v treten können? Die Vaccination konnte er nicht wohl mit Sti schweigen übergehen, und hat ihr eine Stelle bey den Pock eingeräumt. Ausser den Pocken, Masern, Scharlach, welc er als besondere Fieberarten aufstellt, geschieht blos eine kur Erwähnung von den Petechien, Friesel, Nesselausschlag, d Zona und Pemphix, welche er als Symptome von Fieber b trachtet. Von den chronischen Ausschlägen findet man auss der Krätze nichts in dieser Schrift. Sechs Gattungen von Fi ber unterscheidet der Verf., nämlich das aussetzende, anhalte de einfache, das catarrhale, faulige, exanthematische und d der Kindbetterinnen. Den Werth, den dieses Buch in Ans hung der gewissenhaften Angabe der juvantia und nocentia h wollen wir demselben nicht absprechen, und bemerken hi gelegenheitlich, daſs der Verf. einen an der Harnruhr leide den Jüngling, sehr ausgezehrt mit grossem Hunger und Du durch die anima rhei mit dem halben Theil ol. tart. p. d. 50 Tropfen alle Stunden abwechselnd mit der Gabe eines kle nen Löffels von einem Pulver aus gleichen Theilen Antim. cru und ocul. cancr., und wiederum einen an dieser Krankheit le denden asthmatischen Greissen durch zwey Granen Zinkblume mit Magnesie, alle zwey Stunden zu nehmen, geheilt hat; übr gens hätte man doch allerdings von dem Verf. bey der neue Herausgabe nach einem Zeitraum von 30 Jahren mehr erwa ten können, als derselbe in der That geliefert hat.

Was das zweyte oben angezeigte Werk, die besondere P thologie und Therapie nämlich des Herrn Professor *Raiman* betrifft, so hat dieses seine Bearbeitung zu verdanken der Au gabe der Oesterreichischen Regierung um den Candidaten d Chirurgie in den angezeigten Fächern der Medizin vorzüglich i Beziehung auf die gemeinste und unter den Landesbewohner am häufigsten vorkommenden Krankheiten Unterricht zu erthe len. Dieses Handbuch als Leitfaden ist zu diesem Zwecke seh geschickt, das Bestreben zur rationellen Empirie deutlich au gedrückt, und an Warnungen für roher Kunstausübung feh es nicht, auch loben wir es, daſs der Vf. besonders mit Rück sicht auf das Publikum, für welches er schrieb, die Recept formeln hinweggelassen hat. Auch hat derselbe wohl gethar die Grenzen lieber zu weit als zu enge zu bestimmen. Ma

findet demnach nur wenige Krankheitsformen ausgeschlossen, und besonders Rücksicht genommen auf diejenigen, die schnelle Hülfe erfordern. Bey der Beschreibung der Krankheiten ist der Verf. mit Benutzung der besten Quellen seiner eigenen Beobachtungen und Erfahrung gefolgt; Bey jeder Krankheit sind die vorzüglichsten Schriftsteller derselben am Ende bemerkt. Der erste Band umfafst nach einer kurzen Einleitung die erste und zweyte Klasse der Krankheiten, nämlich Fieber und Entzündungen. Bey der Bezeichnung des Fiebers hätte die bemerkte Härte des Pulses wohl hinweg bleiben können, und unter den kühlenden, ohne Säfteverlust schwächenden Mitteln beym Salpeter, Bittersalz, Glauber- und Doppelsalz, Weinstein und Tamarinden u. s. w. steht, wo von der Kur des entzündlichen Fiebers gesprochen wird, nicht ganz richtig das versüfste Quecksilber. In der Folge dieses Paragraphen fand der Verf. gut, und das mit Recht zu bemerken, dafs die Wirksamkeit des Colomels und der Digitalis nur selten in Anspruch genommen worden ist beym einfashen entzündlichen Fieber, um so öfter aber im entzündlichen Fieber mit örtlichen Entzündungen besonders mancher Theile. Die Fieber werden von ihm aber unterschieden in anhaltende und aussetzende; bey den anhaltenden wird von dem einfachen entzündlichen Fieber, dem einfachen Faul- und Nervenfieber, dem Saburral, Gallen, Schleim und Wurmfieber gehandelt; vom auszehrenden Fieber geschieht Erwähnung bey der Auszehrung Von dem ansteckenden Typhus oder Fleckenfieber, der aber nicht immer ein Fleckenfieber ist, wird bey den Hautausschlägen gesprochen. Das Faulfieber betrachtet der Verf. als einen acuten Scorbut? Das Nervenfieber ist ihm, und das mit Recht, ein Fieber, bey welchem ein hervorstechendes Leiden des Nervensystems mit wahrer Lebensschwäche wesentlich verbunden ist, und sehr richtig wird von dem Verf. bemerkt, dafs es eine schädliche, zu einer verderblichen Kur führende Willkühr ist, sogleich vom Nervenfieber oder nervösen Charakter des Fiebers zu sprechen; wo Zufälle, die ein bedeutendes Leiden des Nervensystems bezeichnen, wahrgenommen werden, ohne dafs damit ein Zustand von wahrer Schwäche, eine auf Kräftemangel beruhende Mattigkeit in den Lebensverrichtungen gleichzeitig vorhanden wäre. In der zweyten Klasse der Krankheiten sind die Entzündungen einzelner Theile nach vorhergegangener Betrachtung der Entzündung überhaupt, gut abgehandelt; den Schlufs machen die Entzündungen der serösen Häute, oder die rheumatische Entzündung, das rheumatische Fieber und der chronische Rheumatismus, endlich die oberflächliche Entzündung des Hautorgans oder der Rothlauf; die catarrhale Entzündung und das catarrhale Fieber

haben ihre Stelle bey der Entzündung des Kehlkopfes der Luf röhre und der Luftröhreäste. Was die Nützlichkeit der in d häutigen Bräune gerühmten alkalischen Schwefelleber betrifl so ist Rec. mit dem Verf. einverstanden, dafs dieselbe nic für den Entzündungszeitraum, und nur für jenen der begi nenden Durchschwitzung pafst. Vom Kindbettfieber wird b der Entzündung des Bauchfelles und seiner Fortsetzungen g sprochen.

Der zweyte Band von Herrn *Raimanns* Handbuche enthä die dritte Klasse, Hautausschläge, die vierte Cachexien, die fün te Ab- und Aussonderungskrankheiten, und endlich die sechs Nervenkrankheiten. Die acht Formunterschiede der Ausschläg von Willan hat der Verf. auf sieben gebracht, er unterscheid demnach fleckige, pustulöse, Bläschenausschläge, blasige, schu pige, Hautknötchen und knotige; eine ganz kurze Uebersicl lehrt, dafs sie noch kürzer gefafst werden könnten, und da wie Marcus behauptet, das Wesen aller Hautausschläge nicl auf Entzündung beruht. Unter den Petechien wird die Werl hofische Blutfleckenkrankheit abgehandelt. Unter Cachexien ve steht der Verf. chronische allgemeine Krankheiten, die in fel lerhafter Säftebereitung, Blutmangel und unzureichender Ernäh rung bestehen, und sich durch eine blasse, gelbliche, grün oder erdfahle (warum nicht auch blaue) Hautfarbe, durc Schlaffheit der festweichen Theile, Magerkeit und Abname de Lebenskräfte auszeichnen. In der fünften Klasse, die die Ab theilungen, Ausflüsse und Zurückhaltungen enthält, ist be den letztern der Gicht eine Stelle angewiesen, und wird sie als bezeichnet: als eine eigene Krankheitsart, die von einem of fenbaren Leiden der Verdauungsorgane, besonders der Lebe ausgeht, mit mangelhafter Ausführung, der in gehöriger ode zu grosser Menge abgesonderten Galle, mit zu schwacher Ab sonderung des keine phosphorsauren Salze enthaltenden Urins zu sparsamer Ausdünstung verbunden ist, und sich im ausge bildeten Zustande u. s. w. äussert; ob alle diese Charactere woh so beständig sind? Die Nervenkrankheiten werden eingetheil in solche mit vorwaltenden Abweichungen des Gemeingefühls der natürlichen Triebe, der äussern Sinne, des innern Sinnes der Muskelbewegungen, und endlich in Nervenkrankheiten mi gemischten Abweichungen des Nervensystems, und kurz un gut abgehandelt. So viel von diesem nützlichen, seinem Zwe cke entsprechenden Handbuche. Dafs der Verf. von manchen in der Vorrede zum zweyten Theile bemerkten Mitteln wenig oder gar nichts gesprochen, ist aus angeführten Gründen seh wohl zu entschuldigen.

Was endlich das lateinische Handbuch des ebenfalls bereit

gestorbenen, durch mehrere Schriften in lateinischer Sprache, auch in Deutschland rühmlich bekannten *Ypey* angeht, so lehrt der Titel eines jeden Theils die darin abgehandelte Krankheiten, die er in hitzige und chronische abtheilt. Zur Vollständigkeit des Werks fehlt die zweyte Abtheilung des zweyten Bandes, in welcher man die noch fehlende, langwierige Krankheiten zu erwarten hätte; an deren Herausgabe ihn der Tod gehindert. Es ist dieses Handbuch vorzüglich nach Consbruchs clinischem Taschenbuch bearbeitet, doch nach dem Vorrath seiner literärischen Kenntnisse und eigner Erfahrung am Krankenbette umgeändert. Jeder Krankheit ist die Literatur, doch hin und wieder mangelhaft beygefügt; auch scheint der Verf. mehr auf die Literatur des Auslandes, als auf die seines Landes Rücksicht genommen zu haben. Was den nähern Inhalt dieses Werks betrifft, so fehlt bey der Darstellung der Fieber die gehörige Ordnung, wodurch nothwendig Verwirrung bey jungen Aerzten entsethen mufs. Dem febris maligna ist ein besonderer Abschnitt mit kurzer Rücksicht auf verschiedene Complicationen gewidmet, es als eine *putrida nervosa pessimae indolis* dargestellt, aber sehr oft ist es blos nervös, nicht selten im Anfang entzündlich. Dem *Typhus magnus carceralis* ist ein besonderer Abschnitt ebenfalls bestimmt, derselbe als eine *febris nervosa versatilis* dargestellt, aber wie oft hat er den Charakter der *nervosa stupida.* Das Fieber ist dem Vrf. *Recessio pulsus a statu normali, plerumque peccans aucta velocitate cum singulari aegritudinis sensu,* von diesem letztern wird gesagt: *qui manifestat haud solum ex lassitudine, sed et anxietate, sudoribus partialis particularibus, vertigine, delirio, subsultu tendinum cet.?* Bey der nächsten Ursache der Fieber drückt sich der Verf. ganz nicht gut aus, wenn er sagt: *Verum nimia est differentia naturae diversarum febrium, quam ut illis ita causa quaedam communis proxima assignari possit.* Stoll sagt, und das mit Recht, es giebt nur ein Fieber; daher kann es auch nur eine nächste Ursache geben, die allen Fieberarten gemeinschaftlich ist, die nur Zusammensetzungen mit andern Krankheiten sind. Am Schlusse des Abschnittes über die nächste Ursache ruft der Verf. im Unwillen aus. *Nascitur ita doctrina de febribus sthenicis atque asthenicis, indole ipsorum maxime diversis, imo magna pro parte contrariis, quam differentiam essentialem in ipsa rerum natura fundatum suis Antithesibus, quibusque Polaribus, Galvanicis, Magneticis, Hydrogenicis etc. etc. numquam evertent praepostere eruditi Naturales Philosophi!*

Bey den Entzündungen folgt das *Asthma Millari* alsobald auf die *Angina polyposa,* die er, und das mit Recht, als zwey verschiedene Formen darstellt. Dem ersten Theil des zweyten Bandes geht eine Einleitung zu den chronischen Krankheiten vorher, die viele gute praktische Regeln enthält, dieser Theil des

zweyten Bandes enthält auch einen Anhang, wo mehrere b
Ausschlägen nicht berührte Formen nachgeholt, und gute B
merkungen zur Kenntniſs und Behandlung der Krätze und Flec
te hinzugefügt werden. Bey den Schmerzen wird von der Gic
und dem Podogra gehandelt. Bey den krampfhaften Krankhe
ten folgt auf den Abschnitt Herzklopfen ein solcher über Her
krankheiten und die Blausucht. Im Ganzen genommen sin
die angezeigte Krankheiten kurz und gut beschrieben, und d
angedeutete Behandlung der wesentlichen und zufälligen Ve
schiedenheit derselben angemessen; besonders auch Rücksic
genommen auf die Krankheiten Hollands, wodurch das We
für die Aerzte dieses Landes vorzüglich belangreich wird. Wü
schenswerth wäre es, daſs das mangelnde zur Vollständigke
des Werks aus dem literärischen Nachlaſs des Verf. ergänzt we
den könnte und möchte.

S.

A. B. GRANVILLES M. Dr., ordentl. Leibarztes Sr. Königl. Hoheit, d
Herzogs von Clarence u. s. w. Fernere Beobachtungen über den i
nern Gebrauch der Blausäure in der Lungenschwindsucht, dem chr
nischen Katarrh, dem Krampfhusten, und einigen andern Krankheite
Nebst vielen Anweisungen zur Bereitung und Anwendung dieses Hei
mittels. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ludwig Cerutt
akademischen Privatdocenten und Armenarzte, Mitgliede der Leipzig
ökonomischen Societät und der naturforschenden Gesellschaft daselbs
Leipzig 1820. In der Baumgärtnerischen Buchhandlung. 8vo S. V
und 80.

F. MAGENDIE, Dr. M Prof. der Anatomie, Physiologie und Semiotik
Paris. Physiologische und Clinische Untersuchungen über die Anwe
dung der Blausäure in den Krankheiten der Brust und besonders in d
Lungenschwindsucht. Aus dem Französischen übersetzt von Dr Lu
wig Cerutti, akademischen Privatdocenten u. s. w. Leipzig 182
In der Baumgärtnerischen Buchhandlung. 8vo S. X. und 88.

Ueber die Anwendung der Blausäure als Heilmittel in verschiedenen Kran
heiten, besonders in der Lungenschwindsucht, krampfhaften Engbr
stigkeit und in dem Keichhusten von Dr EDUARD ROCH. Mit ein
Vorrede von Dr. Cerutti. Leipzig bey C. H. F. Hartmann 1820. 8
S. XXXII. und 128.

Die verschiedene hier angezeigte Krankheiten, wohin vorzüg
lich die Lungenschwindsucht gerechnet werden muſs, wide
welche der Gebrauch eines neuen Mittels empfohlen wird, sin
allerdings von der Art und Beschaffenheit, daſs die Aerzte be
gierig seyn müssen, dasselbe in seinen Eigenschaften, Kräfte

und Wirkungen näher zu kennen, besonders da es von Männern empfohlen wird, die Glauben verdienen. Das Mittel gehört zu den wirksamsten Giften, das in den Händen vorsichtiger Aerzte ein sicheres und schätzbares Heilmittel werden kann, ob es mehr, weniger oder eben so viel leistet, als andere Mittel von ähnlichen Kräften, das wird die Zeit lehren. Hr. Cerutti verdient Dank, dafs er diese Schriften in einer Uebersetzung mitgetheilt hat, worin gewifs sehr merkwürdige Fälle enthalten sind, bey welchen sich dieses Mittel von vorzüglicher Wirksamkeit gezeigt hat. Man gebraucht die Blausäure in Deutschland bereits häufig mit verschiedenem Erfolge, und die Erfahrungen inländischer und ausländischer Aerzte mit einander verglichen, werden bald zu entscheidenden Resultaten führen. Was die Schlufsfolgen der ersten Schrift von *Granville* betrifft, die als eine Fortsetzung der Beobachtungen betrachtet werden mufs, die der Verf. im vierten Bande des Medical Repertory 1815 geliefert hat, so sind diese unter andern folgende: die Blausäure ist das beste Palliativ in der ausgebildeten knotigen Lungensucht, sie hält den Fortgang derselben im Anfang auf, bey Engbrüstigkeit, chronischen Catarrh und Husten wirkt sie mehr als andere Mittel, im trocknen Krampfhusten und besonders Keichhusten ist ihr Erfolg bleibend und vollkommen, wo alle andere betäubende Mittel ohne Wirkung blieben, hat sie beruhigt; Rec. hat sie in diesem Falle, wo er sie verordnete aber auch verlassen; so wie er von ihrer Wirksamkeit in der Lungensucht nicht viel loben kann.

Die Schrift von *Magendie* enthält nicht nur eigne Beobachtungen, sondern auch die anderer französischen Aerzte, verbunden mit denen, die Granville, Manzoni und Brera mitgetheilt haben; aus allen diesen geht hervor, dafs die Blausäure selbst in sehr grossen Gaben mit Klugheit gegeben, vollkommen unschädlich ist, dafs sie in der Lungensucht den Husten beträchtlich vermindert, den Auswurf freier macht, den Schlaf befördert; in acht Fällen schwanden die Zufälle der Schwindsucht. Der Verf. hat die Blausäure allmälig gesteigert, zuletzt zu einer halben Drachme binnen 24 Stunden ohne Nachtheil gegeben.

Die Schrift von Dr. *Eduard Roch* giebt in einer chemischen Einleitung die Geschichte, Bereitung, die physische und chemische Eigenschaften und die Grundmischung der Blausäure kurz und gut an; darauf wird der dynamische Character der Blausäure, ihre Wirkung auf den thierischen Organismus dargestellt. Die Resultate der Versuche beweissen, dafs sie in ihrem reinsten und concentrirtesten Zustande das heftigste und fürchterlichste aller narkotischen Gifte ist, ein allgemeineres giebt

es nicht; sie verbreitet ihre Wirkungen von allen Theilen de Körpers aus, die sie berührt, mit Ausnahme der Nervenstämme und der harten Hirnhaut; die Vergiftungszufälle sind vo allen Theilen aus dieselben; auch für den Menschen ist sie ei heftig wirkendes Gift, und es fehlt ein vollkommenes und si cheres Gegengift; auch ist es schwer, doch nicht unmöglich die Vergiftung nach dem Tode zu entdecken; über alle dies Gegenstände handelt der Verf. dieser Schrift, und ehe er vo der therapeutischen Benutzung der Blausäure spricht, werde die Meinungen verschiedener Aerzte über die Wirkungsart de Blausäure vorgetragen. Darauf werden eine Menge Krankheits formen genannt, worin sich die Blausäure wirksam gezeigt nämlich krampfhafte Krankheiten, vorzüglich Brustkrämpfe, Tetanus, Lungensucht, Milzenschwellungen von erhöhter Venosität, entzündliche Krankheiten, auch Würmer u. s. w. Zuletz folgen die verschiedenen Zubereitungen und Methoden sie vor zuschreiben. Brera gab sie auch in Pillenform, mit Digitali verordnete er dieselbe, um die Einsaugung bey Entzündung zu befördern. Als Anhang findet man einige auserlesene Fälle in welchen die Blausäure mit dem glücklichsten Erfolge gebraucht worden. Kurz, diese Schrift giebt in gedrängter Kürze die befriedigensten Aufschlüsse über alles, was Beobachtung und Erfahrung von diesem Mittel gelehrt. In der Vorrede sag Hr. Cerutti, dafs er es doch nicht wage, über die Art und Weise, wie die Blausäure wirkt, ein bestimmtes Urtheil zu fällen doch scheine es ihm, dafs dieselbe vorzugsweise mehr bey entzündlicher Reitzung, als in wirklicher Entzündung sich wirksam beweisse: allerdings mufs hier Blutausleerung vorhergehen Hr. Cerutti zieht die Verordnung in Emulsion allen andern Formen vor. Wenig Fälle sind ihm vorgekommen, wo dieses Mittel von den Kranken nicht vertragen worden wäre, selbst dann wo die Dosis bis zu 12 Tropfen täglich gesteigert wurde; in manchen Fällen unterstützten ihre Wirkung dazwischen gegebene leichte Abführungsmittel. Den characteristischen Zustand von anscheinender gänzlicher Niedergeschlagenheit der Kräfte, in welchem die Kranken, befreit von allen ihren Leiden, nur halb am Leben zu seyn glauben, der auf den Gebrauch dieses Mittels bisweilen nach der Beobachtung von Granville folgt, hat derselbe bey einer schwindsüchtigen Frau ebenfalls beobachtet, denselben hoben ein Aufgufs von *Valeriana* und *calamus aromatic.* mit *aether aceti.* Doch gab er die Blausäure nie stärker als 12 Tropfen bey Erwachsenen und 6 Tropfen bey Kindern täglich. Wenn dieses Mittel auch nur als neues Palliativ in schweren chronischen Krankheiten dienen sollte, und in denselben von dem Arzte zur Abwechlung mit andern Palliativmit-

teln mit Nutzen gebraucht werden kann, so ist diess bereits ein grosser Gewinn. Man muss nicht mehr verlangen, als es leisten kann; nur allzuoft tritt bey den Krankheiten, wider welche es gerühmt und empfohlen wird, der Fall ein, wovon Aretaeus sagt: *Oportet enim medicum hoc in morbo totum hominem permutare, quod per Jovem neque Diis ipsis facile fuerit.*

S.

Ueber Behandlung, Futter und Mastung des Viehs der Landwirthschaft. Vom Staatsrath von Hazzi. (Vorgetragen in der öffentlichen Versammlung in München.) München. 1820. Bey F. A. Fleischmann.

Herr Staatsrath von Hazzi zeichnet sich, als landwirthschaftlicher Schriftsteller, rühmlichst dadurch aus, dass er immer in das handelnde wirkliche Leben eingreift, und seine umfassende Sachkenntniss immer zum wirklichen Nutzen und Frommen der Gegenwart anwendet.

Vorliegende Piece liefert neuerdings den Beleg zu dieser Behauptung. Der Herr Verfasser greift hier abermals, wie in allen seinen früheren Werken, lebendig und mit voller Sachkenntniss in die Wirklichkeit ein; so, dass es wahrhaft zu bedauern sein würde, wenn dasjenige, was er hier zum Nutzen und Frommen der Gegenwart aufstellt, nicht allgemeine Beachtung und Berücksichtigung finden sollte! Er geht von dem Grundsatz aus: dass mageres Schlachtvieh für den Gewinn der Landwirthschaft und der Industrie den grössten Nachtheil zeigt, und dass die Viehmastung die gute Viehzucht und die bessere Landwirthschaft von selbst nach sich zieht. Mageres Vieh schlachten, (sagt er) heisst Waizen auf dürren Sand, ohne ihn zu düngen, säen, und so die Erndte sich entziehen. Zur Unterstützung dieser seiner Behauptung führt er anerkannte Autoritäten als Gewährsmänner an, namentlich einen Thaer und Schwerz.

Vor Aufstellung seines Systems unterlässt er nicht, die Werke derer, die vor ihm in's Besondere über Mastung geschrieben, wie Pfarrer Christ und Carl Leuchs, mit bescheidener Anerkenntniss und gerechter Würdigung anzuführen.

Das Ganze der Viehmastung beruht nach seinem aufgestellten Systeme: a) auf Vermehrung alles Säfte Schaffenden, und b) auf Verminderung alles Säfte Zehrenden.

Das Säfte Schaffende geht hervor: 1) aus der eigenen Mastfähigkeit der Thiere, oder der natürlichen Anlage zum Fett-

werden; 2) aus den Verbesserungsmitteln dieser Anlage, und Abhülfe der Mängel dabey; 3) aus der guten, angemessenen und häufigen Nahrung.

Die Verminderung alles Säfte Verzehrenden wird bewirkt: 1) durch Schlaf, Körpers- und Geistesruhe, Abspannung der Thätigkeit der Sinne, betäubende Mittel; 2) durch Vermeidung starker Ausleerungen, als Durchfall, Schweiſs, Geschlechtstrieb; 3) durch gleiche Sorge für die Gesundheit des Thieres; 4) durch Beobachtung des Einflusses der Witterung; 5) durch zweckmässige Einrichtung des Mastortes; 6) durch Beobachtung der Zeit und Dauer der Mast.

Zu den Haupthindernissen jeder Mast-Unternehmung in Teutschland, zählt der Hr. Verfasser: a) das gewöhnliche Kaufen des Viehes nach dem Griff und Augenmaas; b) die Metzgerzunft sammt Fleischtaxen. Die Mast erfordert grosse Kosten, und diese kann man, vernünftigerweise, nur bey voller Sicherheit des Aufwandes und Gewinnes aufwenden. Griff und Augenmaas des Metzgers gewähren aber dem Landwirthe diese Sicherheit keinesweges; wohl aber das Wägen des lebendigen Viehes. Man bedient sich dazu grosser Schnellwagen mit einem Boden und Verschlag von Brettern, auf welchen das Vieh geführt, und das Gewicht bemerkt wird, womit man es von der Erde erhebt. Solche Wagen sind auch zum Wägen des Heues und anderer Dinge höchst nützlich und nöthig, und wäre auch in jedem Dorfe nur eine solche Wage vorhanden; so würde der Viehhandel und überhaupt die gesammte Landwirthschaft unendlich dabey gewinnen!

Noch weit schlimmer als dieses erste Hinderniſs, dünkt dem Verfasser das zweyte, nämlich die Metzgerzunft samt den Fleischtaxen zu seyn. Diese, meint er, stehen in einer feindlichen Stellung gegen die Mastung des Viehes. Der Metzger kauft nur die Quantität, nicht die Qualität des Fleisches, und doch ist der Landwirth mit seinem Mastvieh an die Metzgerzunft gebunden, die das Monopol des Kaufens und Schlachtens hat. Daher denn auch weder der Verkäufer noch der Markt, sondern der Metzger den Preis bestimmt. Für diese Ungerechtigkeit findet Letzterer sowohl den sichern Schild, als den gleichen Druck im Fleisch-Satze. Die Polizey bestimmt nämlich, wie das Fleisch verkauft werden muſs. Abgesehen davon, daſs es unmöglich ist, eine solche Bestimmung zu treffen, so geht stets daraus ein Verdammungs-Urtheil gegen jede Speculation, gegen jede Mastung hervor. Der Hr. Verf. weiſst mit überzeugender Klarheit nach, daſs der Landwirth nicht selten hier, ohne alles Verschulden, grossen Schaden leidet.

Allerdings bleibt es eine ausgemachte Thatsache, daſs Zünf-

le und derley Taxen, die für die Wiege der Gewerbe wohl ihren Nutzen hatten — für die jetzigen Verhältnisse nicht mehr passen, und daſs diese ihre Aufhebung zum grössern Aufschwung aller Gewerbe führt, Der Gewerbsmann findet seinen grössern Wohlstand nur in freyer Bewegung!!! —

v. Forstner.

Friederici Tiedemann Icones cerebri simiarum et quorundam mammalium rariorum. Heidelbergae apud Mohr et Winter. 1821. 56 pag. in Folio.

Bey dem Wiederaufleben des Studiums der Thieranatomie, in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts, war man eifrigst bemüht, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in der Organisation zwischen dem Menschen und den ihm am nächsten stehenden Säugethieren, den Affen, auszumitteln. Es wurde damals zuerst die wichtige Frage aufgeworfen, ob das Gehirn des Menschen von dem der Affen verschieden sey oder nicht. Tyson und Buffon wollten bey ihren Untersuchungen keine Verschiedenheiten wahrgenommen haben, und letzterer stellte daher die Behauptung auf, die eigenthümlichen Seelen-Aeusserungen des Menschen, das Denken und die Sprache, seyen nicht durch eine besondere Hirnorganisation vermittelt, weil das Hirn der Affen im Baue durchaus mit dem des Menschen übereinstimme.

Da das Gehirn der Affen bis jetzt noch nicht genau untersucht und mit dem des Menschen verglichen war, um die vom Grafen Buffon ausgesprochene Behauptung zu bestätigen oder zu widerlegen, so hat der Verf. sich bemüht, in dieser Schrift eine solche Vergleichung anzustellen.

Auf fünf ausgeführten und eben so viel Linear-Tafeln ist das Gehirn mehrerer Affenarten abgebildet. Zugleich sind die Abbildungen der Gehirne verschiedener seltener Säugethiere beygefügt, die bisher noch nicht untersucht worden sind, namentlich des Seehunds, Löwen, Mongos-Mak, zweyzehigen Faulthiers, Waschbären, Rüsselträgers, Biebers, Stachelschweins, Agutis, Murmelthiers, Beutelthiers, Ameisenfressers und Gürtelthiers. Die Ausmessungen der verschiedenen Hirntheile sind auf besondere Tabellen verzeichnet. Und endlich folgen die Vergleichungen des Gehirns der Affen und übrigen Säugethiere mit dem des Menschen, aus denen sich folgende Resultate ergeben: Das grosse Gehirn ist im Menschen im Verhältniſs zu den Nerven, dem Rückenmark, dem verlängerten Mark,

den Pyramidal- und Oliven-Körpern, dem Hirnknoten, de
Vierhügeln, den Markkügelchen, dem Hirn-Anhang und d
Zirbel ungleich grösser und ausgebildeter, als bey den Affe
und übrigen Säugethieren. Die Halbkugeln des grossen Hir
nehmen in folgender Ordnung an Grösse ab, dem Mensche
zunächst stehen die Affen, Seehunde und Makis; dann folge
die Cetaceen, Wiederkauer, Pelachydermen, Einhufer, Raul
thiere und Faulthiere; und auf der niedersten Stufe stehen d
Nagethiere, Beutelthiere, Armadills und Fledermäuse. D
sich die Sphäre der psychischen Erscheinungen bey den Sä
gethieren in gleicher Ordnung mit Abnahme der Halbkuge
des grossen Hirns beschränkter zeigt, so läſst sich also nic
bezweifeln, daſs eben diese Theile im Leben den wesentlich
sten Antheil an der Manifestation der psychischen Operatione
haben müssen, oder daſs sie diese vorzüglich vermitteln. D
grosse Hirn des Menschen zeichnet sich ferner von dem d
Affen und übrigen Säugethiere durch eine mehr elliptisch
Form und zahlreichere Furchen und Windungen aus. Auc
die untergeordneten Gebilde des grossen Hirns, die gestreifte
Körper, die Sehhügel, der Balken und die Scheidewand sind i
Menschen im Verhältniſs zum verlängerten Rückenmark grösse
als bey den Affen und andern Säugethieren. Ferner erscheine
die Vierhügel, das kleine Hirn und der Hirnknoten im Ve
gleich mit dem Rückenmark bedeutender. Endlich zeigen sic
auch noch manche andere Verschiedenheiten, die hier alle an
zuführen nicht der Ort ist.

Das Hauptresultat ist, daſs das Gehirn des Menschen a
einer ungleich höheren Stufe der Ausbildung und Entwick
lung steht, als das der Affen und aller übrigen Säugethier
Tyson's und Buffon's Behauptung also, es finden keine Verschi
denheiten zwischen dem Hirn des Menschen und der Affen sta
zeigt sich als ganz irrig. Der wesentlichste Unterschied d
Menschen von den Thieren ist gerade in der ausgezeichnet
Organisation seines Gehirns zu suchen, durch welche selbst wi
der die eigenthümlichen Aeusserungen der Psyche vermitte
sind.

Tiedemann.

Intelligenz - Blatt

für die

Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1821.

Nr. V.

Chronik der Universität Heidelberg.

Se. Königl. Hoheit der Großherzog haben allergnädigst geruhet, den hiesigen Privatdocenten Dr. *Leger* zum ausserordentlichen Professor der Philosophie, und den hiesigen Privatdocenten Dr. *Ullmann* zum ausserordentlichen Professor der Theologie und Philosophie zu ernennen.

Der von Bonn hierher berufene Hofrath und Professor, Dr. *Mittermaier*, welcher von unserm Hofe den Charakter eines Geheimen Hofraths erhalten hat, wird hierselbst Michaelis seine Vorlesungen eröffnen, nämlich über deutsches Privatrecht, und Deutschen, Französischen, und Preussischen Civil- und Criminalprocefs.

Die Zahl der hiesigen Studierenden beträgt nach Angabe der Logis-Liste zusammen 410, nämlich

Ausländer.

Theologen — — —	14
Juristen — — —	165
Mediciner und Chirurgen	48
Kameralisten — —	18
Philologen u. Philosophen	41
Zusammen	286

Inländer.

Theologen — — —	27
Juristen — — —	28
Mediciner und Chirurgen	36
Kameralisten — —	11
Philologen u. Philosophen	22
Zusammen	124

Die Juristen-Facultät ertheilte am 26. Febr. dem Hrn *Carl Joseph Weber* von hier nach, vorgängigem Examen di Würde eines Doctoris der Rechte. Am 25. April hielt dersel be über seine *Commentatio de legibus Francorum Salica et Ripuaria, Heidelb. 1821* seine *disputatio pro venia legendi*. Am 30. des selben Monats erhielten die Candidaten, Herr *Carl Joseph Kemmeter* aus Frankfurt am Main und Herr *Wilhelm Gerbel* au Pforzheim die juristische Doctorwürde. Am 9. Juny disputirt über Theses *pro venia legendi* der Dr. jur. *Philipp Jacob Wila*

Die medicinische Facultät ertheilte am 9. Februar den Herrn *Vinzenz Fohmann* aus Assumstadt im Badischen, Prosecto am hiesigen anatomischen Institute aus eigenem Antriebe da Diplom eines Doctors der Medicin und Chirurgie. Dieselb promovirte am 9. März Herrn *Heinrich Simon Hymans* aus Dortrecht, Dr. der Philosophie und Magister der freyen Künste nach vorgängigem Examen zum Doctor der Medicin und Chirurgie; desgleichen am 21. März Herrn *Joh. Baptist Geil* au Harthausen in Rheinbaiern nach vorausgegangenem Examen Die Dissertation desselben *de Hydrometra Gravidarum* wird nach geliefert werden. Am 17. April ertheilte dieselbe dem Herrn *Kyriakus Johannides Elaeon* aus Rapsan in Thessalien die Würde eines Doctors der Medicin und Chirurgie, und am 13. Juny erhielt dieselbe Würde Herr *Johann Schwab* aus Liestal in der Schweiz.

Von der philosophischen Facultät wurden promovirt untern 24. Januar Herr. Dr. Medicinae *Joh. Friedrich Christian Hesse* und Herr *Heinrich Georg Bronn* aus Ziegelhausen, Verfasser de am 22. Nov. vorigen Jahres gekrönten Preisschrift der medicinischen Facultät, beyde nach vorausgegangenem Examen und Einreichung ihrer Dissertationen. Dieselbe ernannte ferner unterm 16. May den Conservator des hiesigen zoologischen Museums, Herrn *Heinrich Boie* aus Holstein vor seinem Abgange an das Königliche Museum in Leyden aus eigenem Antriebe zum Doctor der Philosophie, auch ertheilte sie dem Rector und Professor am Gymnasium zu *Wertheim*, Herrn *Johann Friedrich Neidhardt*, einem durch treuen Unterricht und mehrere mit Beyfall aufgenommene Schriften verdienten Schulmanne zur Feyer seines im Anfange des Monats July fallenden Dienstjubiläums die philosophische Doctorwürde *honoris causa*.

Antikritik.

Auf die Rec. der teutschen Denkmäler in Nr. 88. der allg. Lit. Zeitung finden wir nöthig, zu erklären, dafs wir uns zu einer Antwort auf die boshaften Schmähungen des Rec. nicht erniedrigen können, seinen Tadel aber, so fern er die Sache betrifft, an gehörigem Orte widerlegen werden.

Die Herausgeber der teutschen Denkmäler.

Anzeige der Vorlesungen

die während des academischen Jahres 1820—1821 auf den fünf Facultäten der Pariser Academie gehalten werden.

I. Theologie. — *Faculté de théologie.*

a. *Dogmatik*, Dr. *J. M. Burnier Fontanel*, Decan und Prof. — Montag und Freitag von 1 — 3 Uhr.
b. *Moral*, Dr. *N. Jos. Groult d'Arcy*, Prof., Dienstag und Donnerstag, von 1 — 3 Uhr.
c. *Einleitung in das alte und neue Test.* Dr. *Phil. Mericer*, Prof., Mittwoch und Samstag von 1 — 3 Uhr
d. *Kirchengeschichte der ersten drey Jahrhunderte*, Dr. *P. M. Cottrel*, Prof., Dienstag und Donnerstag von 1 — 3 Uhr.
e. *Hebraeische Grammatik* und Exegese des Deuteron, Dr. *A. L. Chaumae de Lanzac*, Prof. Montag und Freitag von 1 — 3 Uhr.
f. *Kanzelberedsamkeit*, Dr. *M. N. F. Guillon*, Prof., Mittwoch u. Samstag von 1 — 3 Uhr.

II. Rechts- und Staatswissenschaften. (*Faculté de droit.*)

a. *Naturrecht*, Prof. *Cotelle* und Prof. *de Portets*, Dienstag, Donnerstag Samstag um 11 1/2 Uhr, in verschiedenem Local, (Plan St Geneviève und in der Sorbonne).
b. *Römisches Recht*, Prof. *Blondeau* und Prof. extraord. *Ducourroy*. um 10 3/4 Uhr.
c. *Französisches Civilrecht*, (code Napoléon).
1r Cursus, Decan und Prof. *Delvincourt* und Prof. extraord. *Demaute*, Montag, Mittwoch, Freitag um 9 Uhr.
2r Cursus, Prof. *Grappe* und Prof. extra. *Simon*, Montag, Mittwoch, Freitag um 12 1/2 Uhr
3r Cursus, Prof. *Merard*, Montag, Mittwoch, Freitag um 10 3/4 Uhr.
d. *Handels- und Wechselrecht*, Prof. *Pardessus*, Dienstag, Donnerstag und Samstag um 9 1/4 Uhr.
e. *Französisches Polizeyrecht* (droit administrativ) Prof. *Degerando*, Dienstag, Donnerstag und Samstag um 2 1/4 Uhr
f. *Civilprocefs und Criminalrecht*, Prof. *Berriat de St. Prix* und Prof. *Duranton*.

g. *Rechtsgeschichte*, Prof. extraord. *Pomelet*, Dienstag, Donnerstag, Samstag um 2 1/4 Uhr.

III. Arzneykunde. (*Faculté de Medicine.*)

1. Vorlesungen während des Winter-Semesters. (November bis April.)

a. *Anatomie und Physiologie*, die Prof. *Chaussier u. Beclard*, täglich u 10 Uhr.
b. *Medicinische Chemie* und *Pharmacie*, die Prof. *Degeux* und *Vauqueli* Montag, Mittwoch und Freitag um 12 Uhr.
c. *Medecine Opératoire*, oder *medicinische Operationslehre*, die Prof. *Lalement* und *Richerand* Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uh
d. *Chirurgische Klinik* (*Clinik externe*), die Prof. *Boyer* und *Dupuytre* das ganze Jahr hindurch von 6 1/2 bis 9 Uhr.
e. *Medicinische Klinik* (*Clinik interne*), die Prof. *Corvisart* und *Lerou* das ganze Jahr hindurch täglich in der Charité um 6 1/2 bis 9 Uh
f. *Klinischer Besuch im Hospitium der Schule* (*Clinique de l'école dite* *perfectionnement*), die Prof. *Dubois* und *Fougier*, das ganze Jahr hindurch, täglich von 7 bis 9 Uhr.
g. *Chirurgische Instrumentenlehre*, Prof. *Thillaye*, Donnerstag um 1 Uhr.
h. *Literatur und Geschichte der Arzney-Wissenschaften*, Montag, Mittwoch und Freitag, um 1 Uhr auf der Bibliothek, Prof. *Moreau*.

2. Vorlesungen während des Sommer-Semesters, (April bis zum Schluß des academischen Jahres.)

a. *Materia Medica* und *Botanik*, die Profess. *de Jussieu* und *Richard* Dienstag, Donnerstag und Samstag um 10 1/2 Uhr.
b. *Medicinische Physik und Gesundheitslehre*, die Prof. *Hallé* und *Desgenettes*, Montag, Mittwoch und Freitag um 12 Uhr.
c. *Innere Pathologie*, die Prof. *Pinel* und *Duméril*, Montag, Mittwoch und Freitag um 12 Uhr.
d. *Aeussere Pathologie*, die Prof. *Marjolin* und *Roux*, Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr.
e. *Entbindungslehre, Weiber- und Kinderkrankheiten*, die Prof. *Desormeau* und *Pelletan*, Montag, Mittwoch und Freitag um 3 Uhr.
f. *Gerichtliche und Staats-Arzneykunde* (*Medecine légale*). die Prof. *Royer-Collard* und *Orfila*, Dienstag, Mittwoch, Freitag und Samstag um 4 Uhr.
g. *Chirurgische Clinik*
h. *Medicinische Clinik* } vide oben.
i. *Klinischer Besuch im Hospitium*
k. *Gemeine Arzneymittellehre* (*drogues usuelles*), Prf. *Thillaye*, Dienstag Freitag und Samstag um 3 Uhr.
l. *Literatur und Geschichte der Arzneywissenschaften*, Prof. *Moreau*, Montags um 4 Uhr auf der Bibliothek.

IV. Physiomatische und naturhistorische Wissenschaften. (*Faculté des sciences.*)

1. (*Winter-Semester.*)

a. *Höhere Algebra und Anfangsgründe der Probabilitäten-Rechnung*, Prof. *Francoeur*, Dienstag und Samstag um 11 1/2 Uhr.
b. *Graphische Geometrie*, und Lehre vom Gebrauch der mathematischen Instrumente, Prof. *Hachette*, Montag und Freitag um 11 1/2 Uhr.

c. *Differential- und Integral-Rechnung*, Decan und Prof. *Lacroix*, Dienstag und Samstag um 9 Uhr.
d. *Mechanik*, Prof. *Poisson*, statt seiner Hr. *Ampère*, Montag und Freitag um 8 1/2 Uhr.
e. *Physik*, erster Theil, Prof. *Gay-Lussac*, Dienstag und Samstag um 2 1/2 Uhr.
f. *Minéralogie*, die Prof. *Hauy* und *Brongmart*, Montag und Mittwoch um 10 Uhr.
g. *Chimie*, die Prof *Thenard* und *Dulony*
h. *Zoologie, Anatomie* und *Physiologie*, Prof. *Ducrutay de Blainville*, Dienstag und Samstag um 11 1/2 Uhr.
i. *Zoologie*, Prof. *Geoffroy St. Hillaire*.

2. Vorlesungen, die erst im Sommer-Semester beginnen.

k. *Physik*, zweiter Theil, Prof. *Biot*.
l. *Astronomie*, Prof. *Dinet*.
m. *Botanik* und *Naturlehre des Pflanzenreiches* (*Physique végétale*), die Prof. *Des Fontaines* und *Mirbel*, Mittwoch und Freitag um 10 Uhr.

V. Philologie, Philosophie, französische Literatur-Geschichte.

(*Faculté des Lettres.*)

a. *Griechische Literatur*, Prof. *Boissonade*, erklärt den Theages des Plato und Aristophanes Wolken. Montag um 3 Uhr, Mittwoch um 11 1/2 Uhr.
b. *Römische Litteratur*, Prof. *Delaplace* erklärt Quintilianus Rhetorik. Mittwoch und Samstag um 8 1/2 Uhr.
c. *Römische Poësie*, Prof. *Lemaire* exponirt auserlesene Stücke von Virgils Eclogen und Juvenals Satyren, Mittwoch und Freitag um 10 Uhr.
d. *Französische Beredsamkeit*, Prof. *Villemain* statt seiner Prof. *Pierrot*, über den Geist der französischen Literatur nach ihren verschiedenen Epochen, Montag und Donnerstag um 10 Uhr.
e. *Geschichte der französischen Literatur und Dichtkunst*, Prof. *Laya*, Dienstag und Samstag um 11 1/2 Uhr.
f. *Philosophie*, Prof. *Laromiguière*; statt seiner Prof. adj. *Thurot*, exponirt die Theorie der Seelenkräfte, Montag und Freitag um 8 1/2 Uhr.
g. *Geschichte der alten Philosophie*, Prof. *Millon*. Er schildert den Zustand der metaphisischen und moralischen Disciplin mit genauer Nachweisung der vorzüglichsten Systeme. Dienstag und Donnerstag um 8 1/2 Uhr.
h. *Geschichte der neuern Philosophie*, Prof. *Royer-Collard*.
i. *Alte Geschichte*. Prof. *Lacretelle* trägt die Geschichte von Frankreich vor, Dienstag und Samstag um 10 Uhr.
k. *Neuere Geschichte*, Prof. *Guizot*, Montag um 1 Uhr, Donnerstag um 11 1/2 Uhr.
l. *Geographie*, *ältere*, Decan und Prof. *Barbré de Boccage*, Montag und Freitag um 11 1/2 Uhr.

Anmerkung. Das academische Jahr dauert vom November oder December bis Ende July Inscriptionen zu nehmen, sind nur diejenigen verpflichtet, welche zu promoviren gedenken, für alle Uebrige ist der Unterricht unentgeltlich. Jedoch müssen diese Letztere, kraft neuer, durch das

Conseil royal de l'instruction publique, getroffenen Verfügungen. sich im
cretariat der resp. Facultäten mit eigenen Zulafskarten versehen, die in
ohne Schwierigkeiten ertheilt werden. Die resp. Decane geben über
Verhältnisse ihrer Facultäten nähere Aufschlüsse.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Versuche über den Electromagnetismus nebst einer kur
Prüfung der Theorie des Hrn. Ampère vom Freyhe
von Althaus, mit einer Vorrede von Hrn. Hofrath u
Professor der Physik G. W. Munke und einer versir
lichenden Tafel in Steindruck. 8. geh. 36 kr. rh. 9 ggr. säc

Der Titel dieser Schrift und das Vorwort eines so berühmten Ph
kers werden hinreichen, um jeden Freund der Naturwissenschaft für
Inhalt zu interessiren.

J. G. Schneider, Nachträge zu dem Griechisch-Deutsch
Wörterbuche, aus handschriftlichen gedruckten Beytr
gen der Herrn Hofräthe *Jacobs*, und Dr. *Weigel*, Dir
tor *Struve*, Professor *Buttmann*, *Coray* in Paris, und A
derer, vermehrt mit eigenen des Verfassers. 4. (23
Bogen) Leipzig, in der Hahn'schen Verlagsbuchhan
lung. 20 gGr.

Die Wissenschaft des griechischen Alterthums schreitet mit jed
Decennium bedeutend fort, und bildet ein weites Feld für immer n
Aerndten des forschenden Fleisses. Von dieser Idee ging Hr. Profes
Schneider aus, als er es unternahm, in seinem Wörterbuche den De
schen eine, dem zeitigen Standpunkte der Philologie entsprechende Be
beitung des ganzen griechischen Sprachschatzes zu geben. Indem er s
Werk, schon in mehreren Auflagen, zur möglichsten planmässigsten V
endung fortzuführen bemüht war, durfte er den Freunden desselben,
jenigen wichtigen Resultate neuer lexicographischer Untersuchungen ni
länger vorenthalten, welche seit Erscheinung der dritten Auflage, an
stellt wurden. Die Trefflichkeit des, mit diesen Beyträgen zu einem v
ständigen Ganzen abgeschlossenem Wörterbuchs ist in kritischen Blätte
wie von Lehrern und Studierenden, bereits zu allgemein anerkannt w
den, als dafs es darüber noch eines Wortes vom Ref. bedurfte. I
Käufer des ganzen Werks (mit den Nachträgen) erhalten jetzt 227 eng
druckte Bogen in grofs 4to für den äusserst billigen Pränumerations-Pr
von 8½ Rthlr.

B.....

In der Kesselringschen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen ist erschienen:

Landtagsverhandlungen des Fürstensthums Hildburghausen, 2r Bd. gr. 8. 16 gGr.

Lomler, F. W. Jesus Christus oder Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres über nengeordnete evangelische Texte; zur Verbreitung einer bessern Einsicht, in die Geschichte und Lehre unseres Herrn, 4s Heft. gr. 8. 1821. 6 gr.

Soden, J. Graf von, Natalie und Desaide, 8. 1 Rtl. 6 gr.

Mehrerere kritische Blätter empfehlen diesen Roman als eines der vorzüglichsten Producte der neuen schönen Litteratur.

Sickler, F. C. L. de Amaltheae Etymo et de cornutis deorum imaginibus Jovisque cretensis natalibus. Cum imaguncul. tab. in cap. incisa. 4. 1821. 6 ggr.

Bey dem Verleger ist ferner erschienen:

Ewald, J. L., einiges Geschichtliche, wovon bey einer bevorstehenden Vereinigung der beyden protestantischen Kirchen wohl erinnert werden darf, mit Winken auf ihre Zweckmässigkeit. 8. geh. 8 ggr. sächs. 27 kr. rhein.

Diese zunächst aus Veranlassung der im Großherzogthum Baden berufenen General-Synode verfaßten Schrift, hat schon in dem Namen des berühmten Hrn. Verfassers eine Empfehlung bey jedem protestantischen Christen, so wie auch ihr Gegenstand für jeden und überall von gleichem Interesse seyn muß.

Ewald, J. L., Bibelgeschichte, das einzig wahre Bildungsmittel zu christlicher Religiosität. Briefe an Aeltern, Prediger, Lehrer und Lehrerinnen, und die es werden wollen. 8. In Umschlag geheftet. 22 ggr. sächs. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Wenn es in unserer Zeit allgemeiner als je gefühlt wird, daß die Bibel die wichtigste Grundlage der Religion, das entschiedenste Bedürfniß ist, sie zu befestigen und zu verbreiten, so ist es um so interessanter, diese Ueberzeugung auch in die allgemeine Lebensansicht übertragen, und auf einen Punkt gestellt zu sehen, von dem aus sich die Wirkung am sichersten bewähren muß. Im Ganzen ist uns schon der Name des berühmten Herrn Verfassers für seine Ansicht Bürge, und die von ihm gewählte Form in Briefen bey seinem anziehenden Styl dafür, daß jeder Leser es

mit hohem Interesse aufnehmen, und nach Maſsgabe seines Bedürfni
mit Befriedigung anwenden wird.

Paulus, Dr. H. E. G., allgemeine Grundsätze über das V
treten der Kirche bey Ständeversammlungen. 8. geh. 56

Paulus, Dr. H. E. G. Die Heidelberger akademische Secul
Feyer der Reformation, Gedächtniſsrede über den U
sprung der Reformation aus Wissenschaft und Gemü
4. 2 fl. 6 kr.

Der allgemeine verbreitete literarische Ruhm des Verfassers, sein
kannter tiefer und umfassender Geist, sichern diesen Schriften das dauer
ste Interesse bey jedem, der eben so sich auf eine klare und gründli
Ansicht zu stellen strebt.

Das Gebet des Herrn

in einer fortlaufenden Reihe von Predigten, nebst ein
Anhange mehrerer öffentlichen Gelegenheitsreden, n
den Bedürfnissen der Zeit, von Dr. *G. Fr. W. Sch*
Königlich Baierischer Consistorialrath in Speier. 1
54 kr. rhein. oder 1 Thlr. 4 ggr. sächs.

Der Herr Verfasser hatte vor einigen Jahren zwey Bände christli
Reden herausgegeben, welche in kurzer Zeit bis auf einen ganz klei
Vorrath von Exemplarien des zweyten Theils vergriffen waren. Es w
de dadurch der vielfach geäusserte Beyfall über diese trefflichen hom
tischen Arbeiten am deutlichsten bestätigt, und eben so die Aufrichtig
des nicht minder allgemeinen Wunsches bewiesen, daſs der Hr. Verf. a
seine ferneren Arbeiten dem Publikum nicht vorenthalten möge. Hie
hat er sich nun entschlossen, indem er obige Sammlung zugleich als d
ten Band dieser Reden der Presse übergeben.

Wenn schon der Name des Hrn. Verf. das allgemeine Interes
weckt, so wird sich dasselbe in gleichem Maasse an den Gegenstand k
pfen, das Gebet des Herrn aus solchem Munde, auf unsere Zeit,
sere Begriffe und Verhältnisse angewendet und erklärt zu erhalten,
dadurch das grosse Gottwort auf die würdigste und erbaulichste W
uns einprägen zu können.

Inhalt des siebenten Heftes.

Seite

1. *Treviranus*, *G. R.*, Untersuchungen über d. Bau d. Gehirns von *Tiedemann* 625 —
2. *Winckler*, *C. L. G.*, Tabellen z. Reduction d. Barometerstände. 638 —
3. *Chezy*, *Helmina v.*, Gemälde von Heidelberg . . —
4. Archiv, neues, d. Criminalrechts v. *G. A. Kleinschrod*, *L. G Konopack* und *L F. A. Mittermaier* 641 —
5. Mauren, die in Spanien, Schauspiel von A—g. 662 —
6. Klopstock und Schiller, oder krit. Vers. etc. 667 —
7. Hoffmann, J. J. J., Anleit. zur Elementar-Arithmetik 2 Thle. 668 —
8. *Dorow*, Dr., Morgenländische Alterthümer, 2s Heft . . 670 —
9. *Ebenezer Henderson*, Island. A. d. Engl. von C. F. Franceson 684 —
10. *Puchelt*, Dr., *F. A. B.*, das Venensystem v. *Hohnbaum* 689 —
11. *Reid*, *John*, ü. Hypochond. u. a. Nervenleiden, aus d. Engl. von Dr. *A. Haindorf*, von Hohnbaum 697 —
12. *Sutton*, Dr, *Th.*, über das delir. tremens, a. d. Engl. von Dr. *Ph. Heinecken* 704 —
13. *Bang*, *F. L.*, praxis medic. systemat. } 708 —
14. *Raimann*, *Joh. Nep.*, Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie }
15. *Ypey*, Element. medic. pract. t. I. II. }
16. *Hazzi*, Staatsr. v., Behandl. d. Viehs, v. *Forstner* 717 —
17. *Tiedemann*, *Fr.*, Icones cerebri simiar. 719 —

Intelligenz-Blatt Nro V.

Heidelberg, gedruckt bei J. M. Gutmann, Universitäts-Buchdr…

Heidelberger

JAHRBÜCHER

der

Literatur.

Vierzehnter Jahrgang.

Achtes Heft. August.

Heidelberg,

in der Universitäts-Buchhandlung von August Oswald.

1821.

Die

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur,

erscheinen fortdauernd wöchentlich zu anderthalb Bogen, oder in zwölf Heften zu 6 und 7 Bogen. Diejenigen Professoren aus den verschiedenen Facultäten der hiesigen Universität, welche die Redaction seither übernommen hatten, werden dieselbe auch ferner besorgen, und dadurch das dem Institute in seiner bisherigen Dauer bewiesene Vertrauen auch für die Zukunft sichern. Ohne von dem bestandenen Plane im Wesentlichen abzuweichen, sind von dem Jahre 1821 an statt der früheren deutschen Typen, lateinische gewählt, um die mannigfach gesuchte Lectüre im Auslande zu erleichtern. Ueberdiefs ist seit 1821 durch compressern Druck der Inhalt vermehrt, und es sollen aufser den ausführlichen Recensionen für jedes Heft verhältnifsmäfsig auch kürzere Anzeigen aufgenommen werden, um dadurch eine möglichst vollständige Uebersicht der gesammten neuesten Literatur zu geben.

Das Intelligenzblatt wird ferner wie bisher aufser der Chronik der Universität 1) *literarische Nachrichten jeder Art*, 2) *Anticritiken*, 3) *Anzeigen des buch- und Kunsthandels*, aufnehmen, um auch von dieser Seite den Ansprüchen an ein

Allgemeines literarisches Institut

möglichst zu genügen.

Die unter No. 1, 2, 3, erwähnten Gegenstände des Intelligenzblattes bezahlen für die mit kleiner Schrift gedruckte Zeile 1 gr. sächs. oder 4 1/2 Kreuzer rhein.

Sollten Schriftsteller oder Verleger einer baldigen beurtheilenden Anzeige wegen die neuerschienenen Werke einsenden wollen; so wird gebeten, dieselben vermittelst Buchhändler-Gelegenheit unter der Addresse

An die Redaction
der
Jahrbücher der Literatur
in
Heidelberg

der unterzeichneten Verlagshandlung gefälligst zugehen zu lassen.

Der Druck und die Expedition werden prompt und pünktlich besorgt und letztere posttäglich durch die hiesige löbliche Zeitungsexpedition an alle löblichen Postämter und monatlich durch alle Buchhandlungen stattfinden.

Der Preis bleibt der gedachten Erweiterung ungeachtet für den Jahrgang

11 Fl. rhein. oder 6 thlr. 16 gr. sächs.

Vorausbezahlung, und bitten wir, die Bestellungen beym Beginn des Jahrs möglichst zu beschleunigen, da jedes Heft immer mit Anfang des treffenden Monats versendet und die Fortsetzung dadurch in regelmäfsigem Gang gehalten werden soll.

Heidelberg, den 1. December 1820.

August Oswald's
Universitäts-Buchhandlung.

N^ro. 46. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Erbauungsschriften.

Wir sind unsern Lesern seit längerer Zeit Anzeigen aus der ıteratur der praktischen Theologie schuldig geblieben. Die Vissenschaft hat hiebey zwar nichts verloren, denn es haben ich auch seit einigen Jahren eben keine Fortschritte in diesem weige der Theologie gezeigt, die wir hätten zur Kunde brinen müssen, indessen ist doch manches gutgesprochene Wort er Erbauung gedruckt worden, dessen wir wohl denken möen, und wovon wir wenigstens einiges in Erinnerung bringen.

I. Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens von E. von der Recke geb. Gr. v. Medem, H. G. Demme, G. F. Dinter, J. H. B. Dräseke, C. A. L. Hanstein, J. Schuderoff, J. J. Stolz, C. A. Tiedge, V. K. Veillodter, P. F. Wilmsen, J. H. W. Witschel und dem Herausgeber J. S. Vater, für das Jahr 1821. Dritter Jahrgang. Mit 3 Kupf und 2 Musikbeylagen. Gotha in der Becker'schen Buchhandlung. 304 S.

So wie die vorigen Jahrgänge, die von uns angezeigt woren, und eher mehr als weniger, geistvoll und andächtig. Jee Namen sagen schon genugsam, dafs hier überall die höhe-: Bildung unterhalten und zu frommen Lebensgedanken erhoben wird. Wir können nicht ins Einzelne gehen. Dafür ehe hier aus dem ersten Aufsatze, der auch sogleich in schöer Klarheit den Geist des Ganzen ausspricht, *das Reich Gottes*, on der ehrwürdigen Fr. v. *d. Recke*, der Gedanke: »Und daım besteht das Reich Gottes, welches Christus verkündete, icht in einer dumpfen, frömmelnden Leichtgläubigkeit, die en Aberglauben fördert, sondern es besteht in dem hohen, laren, lebendigen Glauben, der zu frommer Gottgefälligkeit ufforderť, und die Seele begeistert zu Werken der Liebe, der ohlthätigen, helfenden, aufrichtenden und verzeihenden Liebe, ie keine Ausschliessung kennt.« Wie besonders für die Frömigkeit des häuslichen Lebens — und wie hoch ist sie zu halen! — hier Nahrung gegeben wird, dazu ist unter mehreren ufsätzen insbesondere der rührende, *Herzensergüsse in Tagen schwer Leiden*, zu lesen; auch gehören einige Lieder dahin. Der obgesang *von der treuen Liebe, herzinnig zu singen am Bundesfest*

mit den Allertrautesten, von dem innigen *Dräseke* schön und sangbar gedichtet, werde denn auch recht viel so gesungen.

2. Almanach für die israelitische Jugend auf das Jahr der Welt 5581. Herausgegeben von Dr. J. HEINEMANN. Berlin 116 S.

Wir nehmen keinen Anstand, auch diesen israelit. Almanach in die Reihe der Erbauungsschriften zu setzen, da es in der Vorrede mit Recht von ihm heifst, er sey »ein Sprofs des *Glaubens* und der *Vernunft*,« der Allen nicht blos, und vielleicht weniger für Kinder ist. Der alttestamentliche Glaube ist der Vernunft nicht zuwider, auch spricht er sich für das Sittliche aus. So ist die belehrende Abhandlung nach 1 Sam. 18, 3—4. *Jonathan und David, oder Natur und Werth der Freundschaft von Ewald.* Auch von *Krummacher* finden wir einen Beytrag, eine Parabel, *das Wölfchen*, nebst einem Liede und einem Psalm. Die übrigen Aufsätze sind ebenfalls des morgenländischen Geistes, welcher das Gottvertrauen liebt, und des edlen Sinnes für Sittlichkeit nicht unwürdig; so auch die kleine Erzählung aus dem Talmud, von *Friedländer*. Darin stimmt das Christenthum mit dem Judenthum zusammen, dafs beyde Religionen auf einem Glauben beruhen, der noch etwas weit Höheres als blosse Ueberzeugung in sich schliefst. Und welcher Christ freut sich nicht, dafs auch die jüdischen Glaubensfreunde wahre Erbauung suchen? Dieser Almanach ist der 5te Jahrgang, wir wünschen ihm Fortdauer.

3. Reden über Religion und Christenthum, mit besonderer Hinsicht auf die Bedürfnisse der Zeit, zunächst für die Zöglinge der Hochschule gehalten, nun auch andern gebildeten Lesern gewidmet. Von Dr. JOH. CHR. FRIED. STEUDEL, ord. öff. Lehrer der Gottesgelahrtheit. Tübingen bey H. Laupp. 1820. 356 S. 8.

Diese Reden sind vor einem Kreise studierender Jünglinge gehalten worden. Die Eröffnungsrede am 6ten May 1719, die 21te als die letzte im 23ten März 1820, und es ist ein ächt theologischer Gedanke, das Christenthum den Studierenden in dieser Form der Erbauung an das Herz zu legen. Auch für die Nichttheologen fordert dieses unsere Zeit, welcher es nicht an warmen Gemüthern fehlt, welche das Licht der Religion suchen, ohne ihre fromme Wärme verlieren zu wollen, und hiervon spricht die erste Rede ausdrücklich, welche aber doch leicht durch die Art, wie das Licht gegeben oder verfälscht wird, um ihre Wärme gebracht werden. Und selbst gerade bey studierenden Theologen ist das nicht selten der Fall. Wenn also einer ihrer würdigen Lehrer sein tieferes Wissen zu ihrer Erbauung verwendet, so mögen sie mit Dank ihn hören oder lesen, und sie werden nicht ohne vermehrten Dank das Buch

aus der Hand legen. Es hat für sie zugleich das, was eine populäre Dogmatik verspricht, aber nie leisten kann; denn diese will den Lehrgebrauch des Dogmas für die Erbauung zeigen, ohne dafs sie dasselbe tüchtig begründet und auch ohne dafs sie das Erbauliche vorträgt: hier aber geschieht das letztere ohne das erstere vorzugeben, wie jene vorgiebt; dafür aber weiset sie von der populären Seite auf die wissenschaftliche Lehre hin, und macht sie also dem Theologen desto wichtiger. Zum Beleg führen wir sogleich die 2te Rede an: »*Wo* und *wie* finden wir Gott? — und *welchen* Gott?« Der Zuhörer wird an die in uns liegende Idee Gottes erinnert, bemerkt das Unzulängliche der Beweise für das Daseyn Gottes, erkennt aber eben hierin das Erhabene und Unmittelbare jener Idee, und fühlt nun um so mehr die Nothwendigkeit in seinem Studium auf das Wesen derselben und unserer Vernunft einzugehen. Ueberaus klar macht es der treffliche Redner, wie man z. B. mit dem kosmologischen Beweise nicht ausreicht; doch ist uns der Wunsch geblieben, er möchte nur noch einige Schritte weiter gegangen seyn, um in dem Aufleuchten der Idee Gottes die ächte Vernunftoffenbarung, die in dem Glauben statt findet, bemerken zu lassen, welches ja auch biblisch ist. Dasselbe ist von dem in der folgenden Vorlesung eben so schön gewürdigten physiko- und ethiko-theologischen Argument. Die 4te Rede benutzt hierzu die Geschichte der Völker und unsrer eignen Schicksale. Dieses führt auf das israelitische Volk und die Geschichte der Offenbarung, wovon dann die 5te Rede spricht. Die 6te setzt diese interessante Betrachtung zur Erkenntnifs des Göttlichen in der Geschichte der Israeliten fort. So bis zur 12ten. Diese Reden sind auch dadurch erbaulich, dafs sie manches auf unsere Zeitumstände und auf den jetzigen Geist der Studierenden anwenden, wie z. B. bey Gelegenheit der Prophetenschule, für das Kleinod unserer akademischen Freyheit und an die edelbegeisterten Jünglingsherzen gesprochen wird, nicht ohne die nöthigen Warnungen des Menschenbeobachters. »Was ist denn geworden, heifst es unter andern, aus so manchen lautesten Propheten und seyn wollenden Verfechtern der Freyheit, als zu allem verkäufliche Söldlinge, da nun auf anderm Wege, wenn auch nicht wahre Ehre, doch Glanz und Gold zu Befriedigung der Lust, und äussere Würden und Titel davon zu tragen waren? Trauen Sie meiner eigenen Beobachtung! Es war vor ungefähr 20 Jahren in den jungen Gemüthern eine ähnliche Regung wie jetzt, nur — das ist nicht zu längnen — weniger geadelt durch manche jetzt nicht übersehene bessere Rucksicht. Aber so viele« etc. Ja wohl! man hat das wohl erfahren, und es ist derselbe Grund, warum jetzt so man-

che, die bey ihren Leidenschaften der Welt scheinen mögen, als ob sie die Freyheit der Religion vertheidigten, die Andersdenkenden, wo sie können, schmähen und wenigstens heimlich verfolgen. Ueberhaupt sind diese Reden Worte zur rechten Zeit. Denn warum soll der gelehrte Theologe auf der Universität, welcher zu den wahrhaft evangelischen gehört, nicht auch an das Herz der Studierenden reden, während so vieles unter ihnen, gegen Christenthum und Sittlichkeit wirkt? Die 13te Rede handelt vom Uebergang zur Messiaszeit und von Weissagungen. Die 14te stellt die Weissagungen des Jesajah ergreifend dar. Wie von Christus und dem Christenthum in den folgenden Reden gesprochen wird, brauchen wir nicht zu sagen. Die 21te Rede, als die letzte führt auf den bestimmten Zweck hin, das Christenthum von seiner Göttlichkeit her, und in seiner Göttlichkeit, und die es vorbereitenden Anstalten darzustellen und zu empfehlen; » sie erhebt unter verständigen Betrachtungen, gleich den vorhergehenden, zu dem Vorsatze, daſs Christus in uns leben möge.

4. Friedr. Aug. Christ. Moerlin, ehemal. Professors am Gymnas. zu Altenburg, Erbauungsreden, gehalten im Gymnasio 1802 bis 1805. Nebst Mörlins Biographie und Todtenfeier und einem Anhange einiger Schulreden, Herausgegeben von Aug. Matthiae. Altenburg 1820. Verlg. von Christ. Hahn. LXXI und 636 S.

Wir müssen noch jetzt den Tod eines Schulmannes beklagen, der mit classischer Bildung nicht nur ein schönes pädagogisches Talent, sondern auch poetischen Geist und lebendiges religiöses Gefühl verband, und mit diesem seltenen Verein glücklich bildend in die jugendlichen Gemüther einwirkte, und sich allgemein die Herzen gewonnen hatte. Er starb in seinem Aufblühen; 1775 war er gebohren und 1806 war sein letztes Jahr. Die vorangesetzten Mittheilungen in der lesenswerthen Lebensbeschreibung begründen, und die Reden selbst bestärken die Klage um seinen allzufrühen Verlust auch für das literarische Publicum. Der Verf. hatte seine Studien zur Zeit des Kantianismus in Jena gemacht, und auch ihn hatte, wie so manchen der edleren jungen Gemüther jener Zeit, jene Philosophie ergriffen, und für das Sittengesetz begeistert. Die Form derselben hat sich seinem sittlich-religiösen Denken allerdings eingebildet, aber es keineswegs eingeengt, die Lebhaftigkeit seiner reichen Phantasie und das in seinem Gemüthe einheimische christlich-religiöse Gefühl schützten ihn gegen ein Uebel, dem manche seiner studierenden Zeitgenossen unterlagen. Und so sprechen seine Reden zwar häufig aus den Begriffen der Kantischen Formel: Handle so, wie Du wollen kannst, daſs es allgemeine

Maxime werde; allein er entgeht dem Formalismus eines trocknen und leeren Geredes über Pflicht und Recht, indem das innere Leben seines Gemüthes Fülle und Geist giebt. Nur selten wird dieses vermifst, wenn z. B. der Ausdruck »höhere Pflicht« noch die Frage zurückläfst: warum höhere Pflicht u. dgl. mehr. Auch für unsere Zeit ist die Erinnerung an dieses Philosophen Bescheidenheit sehr nützlich, und wir wiederholen gerne aus einer jener 5 Reden über den grossen Mann die Anekdote: »Als ein Schriftsteller die Moral Christi und Kants neben einander stellte, misfiel ihm diese Stellung; der Gegensatz, meynte er, solle heissen: die Moral eines Geheiligten, und die eines armen Stümpers, der die erste nach seinem Vermögen auslegt.« Oefter möchte man die zu grosse Lebhaftigkeit, die in einem Mangel an logischer Ordnung, sich in vielerley zerstreut, tadeln, aber gewifs wird auch dieser Tadel sich mildern, wenn man durch die interessanten historischen Züge, und die schönen poetischen Stellen aus den classischen Dichtern, woran sich manche eigne Poesie des jungen Verfassers nicht unwürdig anschliefst, und die jugendliche Begeisterung des gebildeten Mannes unterhalten wird. Er redet anschaulich, blühend und fliessend; und so mufsten diese Reden bey den Jünglingen einen trefflichen Eindruck machen, den man den höheren Classen der Gymnasien überhaupt wünschen mag. Sie waren mit Gesängen in Verbindung gesetzt; wie glücklich ist eine solche Schule, denen solche Andachtsstunden zu Theil werden. Es sind der Reden viele, 57 an der Zahl, und was hier gerade eine Empfehlung ist, von sehr vielerley Inhalt, doch alle durch den, Einen sittlich-religiösen Geist gehalten. Ein willkommner Anhang enthält 13 Entlassungs- und 4 andere Schulreden von dem verdienstvollen Director der Schule, Hrn *Matthiae*, welcher berühmte Grammatiker der griechischen Sprache, auch als Lehrer des Sittlichen mit ruhiger Klarheit zu reden weifs. Wir wünschen, dafs viele Jünglinge diese sämmtlichen Reden aufmerksam lesen.

5. Jesus Christus, oder Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs über neugeordnete evangelische Texte. Ein Hausbuch zur Verbreitung einer bessern Einsicht in die Geschichte und Lehre unsers Herrn. Von F. W. LOMLER, Superintend. zu Hildburg. 1. Heft. Hildburghausen in Kesselringischen Hofbuchhandlung. 1820. 64 S. 8.

Allerdings ist es der hohe Beruf des christlichen Predigers Jesum Christum in das Leben derer, die sich zur christlichen Gemeinde bekennen, auch wahrhaft einzuführen. »Und Jesus Christus«, wie es gleich im Anfang der 1ten dieser Predigten heifst, ist uns mehr noch und unentbehrlicher, als selbst ein

weltlich oder häusliches Oberhaupt; ohne ihn ist unser Leben nicht Leben, sondern nur Tod. Ihm nicht entgegen eilen, hiesse vom Tode nicht zum Leben, vom Elend nicht zur Freude kommen wollen.« Es sind 9 Predigten, vom 1ten Advent an bis zum Feste der Erscheinung, kurz und gehaltvoll, denn sie sprechen den evangelischen Geist aus, und das in eindringlichen Gedanken und mit Kenntniſs des menschlichen Herzens, nicht trocken, sondern mit edlem Feuer und gutem Ausdruck. Alle diese guten Eigenschaften zusammen genommen, machen sie recht eigentlich zu populären Predigten. Christus wird dem Herzen näher gebracht, das Herz wird für ihn gewonnen, und überall wird die Anwendung zu dem christlichen Leben begründet. Die Fortsetzung wird hoffentlich das Planmässige hierin zeigen. Die letzte Rede ist in unserm Heft mitten in einer Periode abgebrochen, und es folgen 2 Blätter als Anfang von Beyträgen zur Kirchengeschichte des Herzogl. Sachsen-Hildburghausen. Auch dieses erscheint als ein nützliches Unternehmen.

6. Fest- und Zeitpredigten aus den Jahren 1815 bis 1819. Von Ernst Zimmermann, Groſsherzogl. Hessischem Hofprediger. Auch unter dem Titel: Predigten in der Groſsh. Hess. Hofkirche zu Darmstadt, gehalten von E. Zimmermann, Groſsh. Hofpr. Dritter Theil. Darmstadt 1821 bey C. W. Leske. 417 S. 8.

Daſs der Hr. Verf. zu den vorzüglichsten Kanzelrednern der neuesten Zeit gehört, ist bekannt, und daſs etwa seine Predigten, nachdem er früher eine mit Recht geschätzte Sammlung von Auszügen aus den Reinhard'schen, zwar aus diesem Geiste, Bildung und Form haben, aber in eigenthümlicher Weise das Leben, wie es die Zeit darbietet, ergreifen, und das erwärmende Licht der Religion über wichtige Gegenstände verbreiten, brauchen wir ebenfalls nicht erst dem Publicum zu sagen. Diese Predigten gehören zu derjenigen Art, welche historisch in dem Erlöser »den Abglanz der Herrlichkeit u. das hohe Vorbild aller wahren Menschenwürde« aufzeigt. Sie lassen dieses nach einzelnen Zügen so in seinem Leben schauen, wie es in unserm Leben nachgebildet werden soll, und da der Redner viel Sprachkraft und Lebendigkeit besitzt, so unterhalten sie auch des Lesers — gewiſs noch mehr des Hörers — Aufmerksamkeit eben so angenehm als erbaulich. Eher vermiſst man ein tieferes Eingehen sowohl in die Lehren, als in das Leben, auf welche sie angewendet werden. Die Predigt am 2ten Ostertage 1816 »Die Auferstehung Jesu bringt uns frohe Kunde aus einer höhern Welt«, scheint uns jedoch auch hierin eine der vorzüglicheren. Wenn sich die Predigt am 9ten Sonnt. nach Trin. »di

ernste Stimme der neuesten Zeitgeschichte« einige harte Ausdrücke gegen den damals völlig besiegten Eroberer erlaubt, die nicht ganz christlich lauten, so kann das die von gerechtem Unwillen bewegte Zeit entschuldigen, da man wirklich noch stärkere von den Kanzeln hörte, und ziemlich allgemein entschuldigte; indessen sind sie doch keineswegs zu billigen, denn der Prediger kämpft nicht gegen Personen. Die Predigt am 2ten Adventssonnt. 1816. »Gott, der Erzieher des Menschengeschlechts« entbehrt der Klarheit des Begriffs, was man unter der Erziehung des Menschengeschlechts zu denken habe, ob blos an Cultur, womit denn auch vieles Verderben verbunden seyn kann, oder ob wahre Veredlung und insbesondere Religion gemeynt, und in wie ferne dabey an das ganze Menschengeschlecht gedacht sey; es bleiben daher Fragen, und zwar solche, die mehr als Zweifel sind, dem Zuhörer unbeantwortet, ob gleich durch die Erinnerung an das Christenthum die Lösung gegründet ist. Die Predigt am 2ten Pfingst. 1817: »über die Spaltungen in der christlichen Kirche«, zeigt sich für jenes Jahr der Jubelfeyer schon an sich zweckmässig, aber auch für ihren besondern Zweck klar und warm belehrend. Die Predigt am Jubelfeste der Reformation selbst beantwortet die Frage: »Wozu wollen wir an diesem seltenen merkwürdigen Festtage uns entschliessen«? und zwar so, dafs sie sich an die würdigsten dieser Jubelreden anreiht. Die folgende am 2ten Adventsonnt. 1817 lieset sich als Fortsetzung, da sie Ermunterungen bey den Gefahren des Zeitgeistes die Grundsätze des Evangeliums in Denken und Leben unwandelbar festzuhalten, und recht zeitgemäfs giebt, z. B. gegen die damals beginnende Unruhe verblendeter Schwärmer, welche es schon vergessen haben, was das jüngste Menschenalter so schrecklich warnend beweisen mufste, und die sich zu Wortführern der Zeitgenossen aufwerfen, und den Samen des Unfriedens und des Mistrauens zwischen Volk und Fürst auszustreuen suchen. Auch reihen wir dahin die Predigt am Reformationsfeste 1818»: von den Siegen, welche das Evangelium Jesu auch noch in unsern Tagen fortwährend erringt«, ebenfalls eine vorzügliche, und zugleich durch die gerechten Blicke auf die Bibelgesellschaft ausgezeichnet. Sie würdigt dieses grosse Werk unserer Zeit als eine der wichtigsten Begebenheiten; und bey den noch immer hin und wieder herrschenden Vorurtheilen, gegen dieses gesegnete Unternehmen, welche zum Theil in dem Nichtglauben ihren Grund haben. Da manche nicht mehr begreifen können, — so wenig Glauben haben sie auch an die Menschheit! — wie sich Menschenfreunde aus lauteren Absichten für Verbreitung des Christenthums verbinden können, da ist es ein Wort zu seiner Zeit,

das auch von der Kanzel gesprochen werden soll, wenn dieser Gegenstand als ein solcher, der in das christliche Leben auch unter uns gehört, mit warmem Ernste behandelt wird, wie es in dieser evangelischen Predigt geschieht. Die wahren Worte: »Nicht blos den Armen und Dürftigen unter uns die Quelle zu öffnen, woraus sie Licht, Kraft und Trost schöpfen können, ist ihre Absicht; nein, ihr Zweck ist allgemeiner, grösser und umfassender, er betrifft nichts Geringeres, als die Verbreitung des Evangeliums über alle Welttheile und über alle Nationen der Erde, und nicht ohne Staunen und Bewunderung vernimmt der Fromme die Nachrichten von dem herrlichen Fortgange dieses grossen Werkes«; — sind in das Ganze, nach dem Texte Jes. 51, 4—7. eindringlich verwebt. Eben so zeitgemäfs und eindringlich ist die Predigt am 6ten Sonnt. nach Trin. 1818 über das strenge Prophetenwort Jes. 5, 11ten »von den traurigen Folgen der Genufssucht und Ueppigkeit.« Das Wehe, das der Prophet ausspricht, ist allerdings in unsern Zeiten und Städten — leider, auch auf dem Lande! — von dem Prediger des Evangeliums zu wiederholen, und hier geschieht es um so christlicher, da die Heiterkeit und der Frohsinn mit Recht als ein Grundzug des Christen vorgestellt wird, welchen Gottesfrieden aber grade der Weltsinn zerstört. Zwey Predigten handeln in einer Folge von »der grossen Hoffnung: Wir werden uns wiedersehen.« Der Hauptgrund wird in den einzelnen Gründen: Allgemeinheit dieser Hoffnung, Gedanke einer seeligen Fortdauer des Geistes, Glaube an Gott, mehr angedeutet als entwickelt, wir halten es auch für den Homileten nöthig, der Regel zu gedenken, dafs es für jede Wahrheit nur einen Hauptgrund gebe, der in den Nebengründen durchscheinen müsse. Diese schöne Hoffnung beruht doch wohl auf einer Ueberzeugung von dem ewigen Wesen der Liebe, welche zugleich in Beziehung auf Personen subjectiv geworden ist, und in dem Grade sich christlich begründet, als man auf die Vereinigung in Christi Geist nach Joh. 17, 24. hinsieht. In der Fortsetzung zeigt der Redner sehr gut das Christliche dieser Hoffnung, theils in ihren nothwendigen Gränzen, theils in ihrer Wirksamkeit auf das Leben. Am Sonnt. nach Neujahr 1819 »der Christ am Grabe seiner Frühverklärten«. Die Sentimentalität, welche die Erinnerung an die geliebten Verstorbenen scheut, ist nicht mit der wahren Liebe, d. i. mit der Treue in Einstimmung zu bringen, und auch Rec. hält es für würdig, ja für Pflicht, dafs man ihrer in Andachtstunden mit derjenigen Wehmuth gedenke, die sich zum Himmel erhebt. Für den Prediger ist es eine schwere Aufgabe, von diesem Gegenstand mit persönlichen Beziehungen zu unterhalten; es ist dazu

ein ganz eignes Zartgefühl nöthig, welches nur nach den individuellen Umständen beurtheilt werden kann; wir glauben, dafs auch dieses in der Predigt nicht fehlt, da sie laut Vorrede, als Gedächtnifsrede auf den zu Leipzig verstorbenen Herzog Ludwig von Anhalt-Cöthen angesehen werden soll. Am 2ten Pfingsttage desselben Jahres redet die Predigt davon, »wie wichtig es für uns sey, in der Geschichte der Menschheit, Gott als den Erzieher unseres Geschlechtes anzubeten.« Da diese mit der oben angeführten v. J. 1816 fast gleichen Inhalts ist, so erfreut es beyde zu vergleichen. Denn hier ist der Begriff, nach der bekannten Lessingschen Idee, besser bestimmt und entwickelt; überhaupt glauben wir eine fortschreitende Bildung in dieser Sammlung aus mehreren Jahren zu bemerken, und auch dieses bestätigt sowohl die vorzüglichen Rednergaben, als den christlichen Geist. Um so lieber sehen wir einer noch vollendeteren Reihe, selbst in einzelnen Ausdrücken, entgegen.

Schwarz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Religions-Zifferblätter. Herausg. von Karl Müglich. Neustadt an der Orla, bey J. K. G. Wagner. 249 S. in 8. 1 Rtl.

Ein Versuch, dem Religiösen durch Witz, zum Theil durch Paradoxa, Aufmerksamkeit zu verschaffen. Der Verf. hätte wahrscheinlich noch mehrere Leser auf seine Sammlung aufmerksam machen können, wenn er sie deutlicher, als »*Chiffern* über Religion und Christenthum« angekündigt hätte. Dies sind sie wirklich. Zugleich Chiffern, welche meist sinnvoll genug sind, um zu verdienen, dafs sie von vielen dechiffriert und in ihre eigene Sprache oder Fassungskraft übersetzt werden. Verständlicher gesagt, sammeln und geben hier vier sehr ungleichartige Freunde, *Christianus,* Jacobinus *Rationalis,* Supernaturalis *Mystikos,* und *Humanus* (Religiosus), eigene und aufgefundene Geistes- und Herzensergiessungen über das, was jedem einzelnen von ihnen, vermöge ihrer Namen, als das »Eines ist Noth« erscheint. Christianus giebt in kurzen Aufschriften zu wichtigen Angaben der Evangelien seine Winke, wie ihm dadurch der Gottmensch erscheine. z. B. zu Matth. 4, 4. 7. 10. (die Versuchungsgeschichten) wird die kurze, ächte Auslegung gegeben: »Das Göttliche in Ihm siegt über den Weltsinn.« Zu Matth. 26, 20—29. »Erinnert Euch oft der (letzten) Nachtmalzeit!« (wie der dem Tode sich Weihende in den letzten

Scheidestunden sich den Seinigen hingab!) Zu Matth. 26, 33 36. »Petrus, der h... Stuhl!« Zu 22, 34—40. »*Meine Relig ist Anti-Egoism!*« Bey 17, 25. ist die Beyschrift: »σεληνιακος Magnetism? Vgl. Platons Theages.« Wo bey 19, 3—9 beyg zeichnet ist: »*Ehescheidung* ist. einen Fall ausgenommen, *recht!*« sollte richtiger bemerkt seyn: *Privatentlassung* der Fr von dem Mann ist (wo noch nicht gerichtliche Scheidu war) unrecht, ausser dem Fall erwiesenen Ehebruchs! — 19—68. werden mancherley Rückerinnerungen an *Klopsto Messiade* geweckt. Die Messiade ist, sagt S. 57. ein Ju:en werk.« Vielmehr ist sie die durch 20 Jahre durchgeführ also ungleiche, Durchführung eines jugendlich gedachten Pla Hätte der Plan in Jahren gereifter Einsicht über das Wesen liche des Gegenstandes gefafst, die Ausführung aber alsda mit frischer Manneskraft beschleunigt werden können, so wü de wahrscheinlich die allzu rohe Dogmatik dem guten G schmack und Verstand zum Opfer gebracht oder wenigste mythologischer, poetischer, behandelt worden seyn. Scha um die herrliche Poesie so vieler Parthien, die durch das er ste Festhalten des unpoetischen in dem Hauptinhalte viele wie die Erfahrung beweist, ungeniefsbar geworden ist. Wel ein Meisterwerk hätte Teutschland, wenn nicht dieses geda kenvolle Glaubensgedicht durch die Unglaublichkeit des Haup gedankens, sogar gegen die poetische Glaublichkeit anstöss wäre. Nach diesen Ansichten hat S. 56. wohl recht, die let ten 5 Gesänge (lyrisch-) vortrefflich zu finden: Selbst, da sich das Epos lyrisch schlösse, wäre durch die Natur der Sacl gerechtfertigt, wenn nur zuvor das Epos einen dichterisch hist rischen Boden, eine nicht blos dogmatisirende Grundlage hä te. Wie richtiger sagt im XVII. Gesang, der vs 538.

Lasst uns menschlich reden von göttlichen Dingen; den anders
Können wir (Menschen es) nicht. — —

Und XIX, 919.

———Der (ersten) kleinen Gemeinden Gespräch war
Frey, und Keines Meinung beherrschte des Andern Meinung.

Bey den vielen Stellen, welche die folgenden zwey Ab schnitte des Vrf. als Excerpte geben, ist zu bedauern, dafs, w jene Stellen im Zusammenhang zu lesen wären, nicht angeg ben ist. So z. B. würde Rec. vornehmlich wünschen, über d *Exbraminen Rammohunry*, welcher S. 111. ausgezeichnet erschei authentisch mehreres nachzulesen. Er habe seit 1816 zu Ca cutte eine morgen- und abendländisch gelehrte Gesellschaft v fünf Hunderten gestiftet, welche zur Religion des Einen Urw

sens zurückführen wolle und allen Kastenunterschied in Indien mit Erfolg aufheben zu können hoffte. — Wie treflich ist, was nach S. 112. Mohammed aussprach: Jedes herabgegebene Buch der Offenbahrung hat seine Zeit. Gott löscht aus darin und läſst stehen. Bey Gott ist die Urschrift. — S. 104. wird aus Zwingli angeführt: Engel und Teufel glauben, macht nicht seelig. (Jakobus 2, 19. sagt noch mehr: die Teufel glaubens auch, daſs Gott Einer ist, und zittern.) S. 137. »Unseres *Deutschtums* wichtigste Blüthen, die Pulvererfindung, die Buchdruck-Telegraphik, die Himmels-Physik (Kopernik, Keppler, den man verhungern lieſs, und Herschel) sind sie nicht Eigentum aller Völker? schon bis China? Möge jedes Volk sein Thum haben. Alle Thümer, wenn sie redlich streben und vorarbeiten, erfreuen, ehren die Menschheit.« Allerdings! Nur daſs das Thum nicht Dumm sey, und dadurch stumm werde! — S. 149. deutet auf eine weite, aufgeklärte *Genfer Prediger-Instruction,* die Rec. bekannter wünschte. An eben dieser Stelle wird angegeben: die neue Basler Bibelausgabe habe Hebr. 1, 9. *Sohn* gesezt, statt: *Gott.* Wie verhält es sich mit diesem Datum? — S. 160. Wer *die vernünftige Vernunft* hat, muſs nothwendig ein Jesufreund (Jesuverehrer) seyn, und ein Gottmenschenbruder seyn wollen.« (Das Unglück ist nur, daſs so Manche *unvernünftige* und unverständige Vernunft die schriftgelehrteste und frömmste zu seyn sich beredet.) S. 167. wird angegeben: »Domh. Tittman in Leipzig: *Rationalism.* führt schnurstracks zum Atheism; *Naturalism* ist blos ein Euphemism für Naturthierdienst.« Sollten dergleichen Misverständnisse noch möglich seyn? Man kann doch nur Wahl haben zwischen Rationalismus und Irrationalismus, und »*La Raison aura à la fin raison.*« Nur ist nicht überall eine *wissenschaftlich gebildete* Vernunft möglich, zum Glück aber auch nicht immer nöthig. Natur ist, wenn sie nur in reiner, voller Kraft da ist, oft besser als Kunst! — Nach S. 169. soll Pabst Pius VII. einem Spanier, der zu Vervielfältigung einer früher päbstlich bestätigten Bibel-Uebersetzung päbstliche Erlaubniſs suchte, geantwortet haben: Wiefern ich *Mensch* (und Christ?) bin, würde ich unter den ersten der Bibelgesellschafter seyn. Als Pabst aber kann ich nicht.« Wer verbürgt diese Anekdote? — Auf eben dieser Seite wird als Behauptung von Prof. *Lindner* in Leipzig angegeben: Das neue Meisterwort *Mak-Benak* bedeute: *sie haben den Sohn erschlagen.* Es richte das Augenmerk auf die grosse, von Jesu bewürkte, aber noch nicht vollendete Revolution« (vielmehr Reformation). Einige Gelehrte haben neuerlich über Mak-Benak geschrieben, welche wenigstens so viel semitisches anzuwenden wissen könnten und sollten, um nicht zu behaupten:

Mak-Benak sage, *sie haben den Sohn erschlagen.* Tausendm ist diese Auslegung wiederholt. *Barruel* in seinen sogenannt Denkwürdigkeiten über den Jakobinism. II Th. (S. 399 teutsc Uebers.) behauptet, die buchstäbliche Erklärung sey: *das Fleis verläfst die Knochen!* und bezieht es darauf, dafs *Manes* lebe dig geschunden worden sey. Diese Uebersetzung ist vollen ganz unmöglich. מַה־בִּנְךָ bedeutet: *quid Tibi filius tuus?* Jen Sinn würde die Worte erfordern הִכּוּ הַבֵּן *hiccu habben, sie e schlagen den Sohn.* Auch wenn man an die möglichen Wor מַכֵּה הַבֵּן *caedes filii, Ermordung des Sohnes,* denken wollte, wäre »*Macceh habben*« doch nicht *Mac Benac.* — S. 189. wi aus *Valentin Weigel* (*Studium Universale* 1588) hingedeutet a seine Idee von *identitas Cognoscentis et Cogniti.* Also Einsic in die Wahrheit: *Subject = Object!* welche aber nur dann Wah heit ist, wenn man nie vergifst, dafs zwar allerdings das Su ject kein anderes Object haben kann, als das, was es bewufs seyend in sich als vorgestellt umfafst, dafs es aber eben deswege nie sich übereilen darf, durch sein Subjectiviren der Objec diese so leicht erschöpft zu haben. Die Gewifsheit, dafs jed Subject nur das habe und nur mit dem sich denkend bescha tigen könne, was ihm Object des Bewufstseyns ist, wird nu dann erfreulich und genugthuend, wenn man sich bewufst is mit allen den besten subjectiven Kräften sich das Object *so vol kommen wie möglich* subjectiv gemacht zu haben, dafs also da subjectivirte Object dem, was in das Bewufstseyn aufzuneh men war, möglichst gleich sey. — Was nach S. 199. *Stillin* im christl. Menschenfreund, und etwas behutsamer im graue Mann aussprach: »In den 30er, 40er Jahren des 19ten Jah hunderts dürften nach allen Berechnungen und Hinweisunge *der Widerchrist und der Wiederchrist einander begegnen!*« so möch te dieses Ahnen vom Kampf und Sieg zwischen dem Bösen un Guten, richtig verstanden, viel richtiges andeuten können. — Rec. führt nur noch Ein Excerpt an. Nach S. 202. sagte F. Roch, ein Inspirirtenhaupt 1739: »Auf die Kirche des V ters — der Judaismus war fast nur auf Ein Ländchen einge schränckt — und die Kirche des Sohnes, welche sich nicht vie über Ein Erdtheilchen hinauserstreckt — wird mit verallgemeiner ter heiliger Begeisterung der Menschen ein Tempel Gottes de heiligen Geistes folgen, dessen *Espritism über die ganze Erde glü then* (und wie Luther sagt, *geisten*) soll. »Diese Weissagung — möchte man doch der Erfüllung näher seyn, als es scheint! — mag auch statt des letzten ohnehin fast allzukurzen Abschnitt

on Freund Humanus (Religiosus) genügen, aus dessen klei- ner Anthropiade Rec. vornehmlich die Gesänge 12, 13, 14. em- pfiehlt. Manches andere davon sollte der Verf., da der In- halt es verdient, durchgängig so durchzuarbeiten nicht er- müden, dafs es auch durch Befriedigung der Kunst genügend und, wie es allein auf diese Weise möglich ist, perennirend würde.

H. E. G. Paulus.

Pompeji Commentum Artis Donati, ejusdem in librum Donati de Barbarismis et Metaplasmis Commentariolum. Accessit Ars Grammaticae Servii; quos libros omnes nunc primum edidit Fridericus Lindemann, in illustri Schola regia Misenensi Professor quintus. Lipsiae CIƆIƆCCCXX. apud Fr. Chr. Guil. Vogel. XVI und 576 S. in grofs 8.

Hr. Prof. Lindemann, der sich schon geraume Zeit mit dem Studium der Lateinischen Grammatiker beschäftigt, hat in die- ser Ausgabe, die er als den ersten Band einer vollständigen, alle Lateinischen Grammatiker umfassenden Ausgabe angesehen wissen will, Früchte dieser Studien, so wie seiner gelehr- ten Reisen, dem gelehrten Publicum vorgelegt. Wir wol- len daher versuchen, durch eine kurze Angabe des in diesem Bande Enthaltenen unsere Leser auf dies lobenswerthe Unter- nehmen aufmerksam zu machen. Denn die in diesem Bande enthaltenen Werke des Pompejus und Servius sind, wie auch schon der Titel besaget, sämmtlich *Inedita*. Was zu- förderst des *Pompeji Commentum artis Donati* betrifft, so fand Hr. Lindemann bey seinem Aufenthalte in Leyden unter den hinterlassenen Ruhnkenianischen Papieren ein *Apographum*, das er sich auch unverzüglich abschrieb. Es war dies wahr- scheinlich eine von einem Wolfenbüttler Codex durch Heusin- ger (der schon früher den Plan zur Herausgabe dieses Gram- matikers gefafst, ihn aber bald wieder hatte fallen lassen) ge- machte und an Ruhnken übersandte Abschrift, wie dies aus den eigenen Worten Heusingers *ad Mallium Theodorum pag. 60.* 99. die hier auch wegen der übrigen, den Schriftsteller selber und den Codex betreffenden Notizen billigerweise vollständig mitgetheilt sind, hervorgeht. Nach diesem Codex, den sich Hr. Lindemann durch die Güte des Bibliothekars zu verschaf- fen gewufst, ist mit häufiger Zuziehung des Leydner Apogra- phum die Schrift des Pompejus edirt. Die Zeit dieses Pompe- jus läfst sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Er führt zwar

den Varro, Cäsar, den ältern Plinius, Probus, Juba, Caper Terentianus, Apollonius Alexandrinus und Andere an, aber keine spätern Schriftsteller; dagegen glaubt Heusinger bemerkt zu haben, dafs Servius, Sergius und Cassiodorus in ihren Commentarien des Donatus bisweilen auf diesen Pompejus Rücksicht genommen. Es füllt diese Schrift den gröfsten Theil des Buches aus (S. 1—414.) und verbreitet sich in 31 grössern und kleinern Abschnitten, die wieder in einzelne Paragraphen abgetheilt sind, über alle Theile der Rede, als z. B. *de syllaba, de communibus syllabis, de pedibus, de accentibus, de posituris, de partibus orationis, de nomine, de qualitate, de comparatione, de generibus, de numeris, de figuris, de casibus etc., de analogia, de pronomine, de verbo, de conjugationibus, de generibus (verborum) et. de adverbio, de conjunctione, de praepositione, de interjectione* und *de periodis.* In den dem Text unten beygefügten Noten werden theils schwierige Stellen erklärt oder verbessert, theils Nachweisungen aus andern Grammatikern gegeben, theils die zahlreichen, von Pompejus angeführten Stellen Lateinischer Schriftsteller genau nachgewiesen. Wenn man auch dem Inhalt dieser und ähnlicher Schriften keinen grofsen reellen Werth beylegen kann, so sind doch wieder hiebey andere Vortheile zu berücksichtigen, die Hr. Lindemann hauptsächlich auf drey Punkte zurückführt, insofern man nämlich hieraus am besten die Art des Unterrichts in der Lateinischen Sprache, besonders des öffentlichen jener Zeit, ersieht, dann aber auch den allmähligen Verfall der Römischen Sprache, an dem eben solche Grammatiker keine geringe Schuld tragen, am besten erkennt, und endlich, was das bedeutendste ist, insofern eine ausserordentliche Menge von Fragmenten verloren gegangener Schriftsteller, deren Namen kaum noch auf uns gekommen sind, in diesen Grammatikern angeführt werden — S. 415—480. folgt desselben *Pompeji Commentariolus in librum Donati de barbarismis et metaplasmis,* in 6 Abschnitten, *de barbarismo, soloecismo, etc. de schematis, de tropis,* auf dieselbe Weise mit Anmerkungen begleitet, wie die erstere Schrift. Es ist diese Schrift nach einer ehemaligen Dietzischen, jetzt Berlinischen pergamentenen Handschrift, die ausserdem noch Manches Andere von alten Grammatikern *Edita* und *Inedita* enthält, zum Theil sehr alt, zum Theil neuer ist, abgedruckt. Aus derselben Handschrift ist auch entnommen: *Servii Ars Grammatica super Partes minores* in 11 Abschnitten: *de generibus, de numero, de casibus, de pronomine, de verbo, de adverbio, de participio, de conjunctionibus, de interjectione* S. 471—432; es ist sehr nachlässig geschrieben, wie uns Hr. Lindemann (Praef. p. IX seq.) versichert, und voll Fehlern aller Art. Den Beschluſs

machen (S. 535 — 576.) vollständige und genaue durch Hrn. *Löhne* ausgearbeitete *Indices:* ein *Index Rerum et Verborum,* ein *Index auctorum, quorum nomina et loca in textu et in notis citantur.* (sehr zahlreich): endlich ein *Index notarum.*

Von Druckfehlern bemerken wir nur S. 208. statt *16* muſs heissen 17. Auch kommen zwey mit *XXVII.* bezeichnete Abschnitte vor S. 327 und 359.

Briefe an eine deutsche Edelfrau, über die neuesten englischen Dichter, herausgegeben mit übersetzten Auszügen vorzüglicher Stellen aus ihren Gedichten und mit den Bildnissen der berühmtesten jetzt lebenden Dichter Englands: von dem Obergerichtsadvokaten Friedr. Joh. Jakobsen. Altona, in Commission bey Hammerich 1821. XXIV und 741 S. gr. 8.

Ob diese Briefe an eine wirkliche Dame zur Belehrung geschrieben sind, wie man aus S. 17. schliessen dürfte, wo die Dame, die anderswo Uebersetzerin eines engländischen Liedes genannt wird, Erlaubniſs zum Druck ertheilt; oder ob sie der Verf. ursprünglich für den Druck, und zwar mit grossem Zeitaufwande ausgearbeitet, wie eine für jene Dame nicht ganz schmeichelhafte Aeusserung S. 710 vermuthen läſst: »er dürfe sich nicht weiter auf ein seinem Beruf fremdes Feld wagen«; — dies kann dem Leser dieser Briefe gleichgültig seyn. Wir vermissen, was wir auch nicht fodern dürfen, die absichtlose Leichtigkeit einer vertraulichen Briefmittheilung; und fühlen uns dagegen angezogen durch die ausgebreitete Belesenheit des Verf., durch seine warme Begeisterung für Poesie, Tugend, Religion, durch seine Theilnahme an den einzelnen Dichtern, deren mehrere er aus persönlicher Bekanntschaft vorführt, und durch die sinnreiche Auswahl in den auch in engländischer Sprache mitgetheilten Bruchstücken. Auch zeugt für die Liebe, womit er arbeitete, die kecke Uebernahme des Selbstverlages, dessen Kosten wohl kaum durch die 314 vorangedruckten Subscribenten gedeckt seyn mögen. Eine gedrängte Darlegung des reichen Inhaltes möge dem würdigen Manne ein Beweis seyn von der Aufmerksamkeit, mit der wir Schritt vor Schritt ihn begleiteten.

Erster bis fünfter Brief. S. 1—81. Thomas Moore, Irlands gröster Dichter ward den 28. May 1780 in Dublin geboren. Noch nicht 20 Jahre alt, gab er eine metrische Uebersetzung des Anacreon heraus, — deshalb Anacreon Moore genannt, — und bald darauf, unter dem Titel Thomas Little, Gedichte zum Theil erotischen Inhaltes. Als Registrator beym

Admiralitätsgerichte in Bermuda angestellt, nahm er bald einen Stellvertreter, durchreiste die vereinigten Staaten, und dichtete unterwegs poetische Oden und Episteln, welche 1806 erschienen und gewaltiges Aufsehn machten. Seinen Hauptruhm gründete Moore durch sein morgenländisches Gedicht Lalla Rookh voll Glut und Wildheit und zugleich unaussprechlicher Zartheit und Innigkeit. L. Rookh, die Tochter des Groſsmoguls wird als Braut des Prinzen von Kaschemir durch ein zahlreiches Gefolge dorthin abgeführt. An den Rastplätzen unterhält ein kaschemirischer Dichter die Prinzessin mit dem Zauber der Poesie, indem er ihr mehrere Gesänge vorträgt, und dadurch das Herz der Prinzessin gewinnt, zugleich aber durch heterodoxe Gesinnungen den Zorn des Oberkammerherrn erregt, der in orthodoxem Ingrimm sich nach der Ankunft in der Hauptstadt sehnt, um den Neuerer zu denunciiren und dann knuten zu lassen. Im Pallaste des Fürsten entdeckt sichs, daſs Fürst und Dichter Eine Person sind. Dies Gedicht, mit Recht ein bewundertes Lieblingsgedicht der Engländer, ist so eben in freyer Bearbeitung von de la Motte Fouqué auf deutschen Boden gepflanzt worden. — Glücklich vermählt und ganz in häuslicher Stille lebend, beschäftigt sich Moore gegenwärtig mit der Ausgabe der Werke von Sheridan. — Sechster Brief S. 81 — 100. Dem nicht unbedeutenden Gedichte *The Paradise of Coquettes* geschieht zu viel Ehre, wenn Hr. J. es Popens herrlichem Lockenraube vergleicht. Gerechteres Lob empfängt Barrett's Woman, ein Gedicht, recht anschaulich darstellend die Würde und die Liebenswürdigkeit des weiblichen Geschlechts. Hieran schliessen sich schöne Auszüge aus Modern Greece von Mistreſs Heman. Eine Nachschrifft enthalt treffliche Mittheilungen über den berühmten Thorwaldsen, die, obgleich sinnreich angeknüpft, streng genommen nicht hieher gehören. — Siebenter Brief. S. 101 — 118. James Montgomery, von fanatischen Eltern, die als Negernbekehrer nach Westindien giengen, und dort bald starben, frühzeitig verlassen, und dann mönchisch erzogen, war nahe daran, sich in Sehnsucht zu verzehren, als seine Aufseher, aus Ueberzeugung, er sey nicht für den geistlichen Stand geschaffen, ihn der Welt wieder schenkten. Seine zahlreichen Gedichte sind von ungleichem Werth: in allen zeigt sich der Verf. liebenswürdig, gefühlvoll, wehmüthig gestimmt, aber selten originell, und oft beengt. Eine schöne Blume frühzeitig im Wachsthum gestört. —

(Der Schluſs folgt.)

N° 47. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Briefe über die neuesten engl. Dichter von Jakobsen.

(*Beschlufs.*)

Achter bis elfter Brief. S. 119—219. Will. Wordsworth und Robert Southey. Zwey Dichter in der Manier, »zu der sich unser Lamotte Fouqué, Brentano« (diesen Poetaster hätte Hr. J. nicht mit nennen sollen) und ihre Geistesverwandten neigen. Diese Manier hat in England heftige Gegner, und wird, da beyde Dichter an Landseen wohnen, *the Lake Schools Poetry* genannt. Wordsworth ist im Jahr 1770 geboren, und lebt, wie es scheint, ohne Amt in dichterischer Zurückgezogenheit. Von Natur mit köstlichen Gaben des Geistes und des Herzens ausgerüstet, hat er, aus Mangel an Geschmack, sich doch nicht zu einem Dichter des ersten Ranges hinaufbilden können. Wir verkennen nicht die Schönheit einzelner ausgehobener Stellen, finden aber im Ganzen das Gedicht Excursion überschäzt. Die Episode von der Verführung eines armen Mädchens hat ja gar nichts poetisches, ist blosse Rhetorik, die sich mitunter in Prosa vertieft. — Rob. Southey ist 1774 geboren, lebt bey Keswick mit seiner zahlreichen Familie in ländlicher Stille, und wird überall geschäzt als ein Mann von fleckenloser Rechtschaffenheit. Zu einer reichen Phantasie und grossen Zartheit des Gefühls gesellt sich ein Hang zum Abentheuerlichen und Unklaren, dem Southey mit hartnäckigem Trotze sich ergiebt. Auch wir halten Roderich für sein gelungenstes Erzeugnifs. — Zwölfter Brief. S. 220—231. Der Dichter Coleridge, wild, frazenhaft, kräftig; manchmal gelingt ihm einiges. — Dreyzehnter bis funfzehnter Brief. S. 233—281. Anziehende Auszüge aus den Gedichten des jungen Rechtsgelehrten John Wilson, der von engländischen Kunstrichtern wegen dichterischer Anlagen und hoher Liebenswürdigkeit geachtet ist. — Light Hunt hat ein artiges Talent, ist aber nahe daran, in *the Lake Schools Poetry* unterzugehn. — Die Bruchstücke aus den Highlanders der Miss Grant-Laggan werden sich hoffentlich von selbst empfehlen. — Der sechzehnte Brief S. (285—294). enthält anziehende Mittheilungen aus dem Leben der geistreichen Romanschreiberinnen Lady Morgan und Mifs Edge-

worth. Jene wird, und wohl nicht mit Unrecht, in Rücksicht auf ihren Roman Wild Irisch Girl, als eine Art von poetischer Mutter des berühmten Walter Scott geschildert; gar liebenswürdig erscheint sie als Retterin eines Verbrechers aus Noth. — Von der Edgeworth stehe hier folgende Anekdote. Eine junge Dame, die in ihrer Gesellschaft gebeten ward zu singen, sagte: »sie thue es nicht anders, als wenn Miſs E. ihr ein Com»pliment sage, welches die ganze Gesellschaft für geistreich er»kläre.« Miſs E. lehnte das natürlich ab. Man fuhr fort, die Sängerin zu bitten; aber sie blieb bey ihrem Satz mit den Worten: »*I am positive!*« (ich bestehe darauf) »*that is not true,*« entgegnete Miſs E., »*for we all know, you are superlative*« (unübertreffliche Meisterin). — Siebenter Brief. S. 295—309. So wie Southey, Byron und Moore in ihren Gedichten den indischen und muhamedanischen Himmel beleben, so Herbert den nordischen, gleich Fouqué und Oehlenschlägern, die er jedoch an dichterischer Kraft nicht erreicht. Sein Gedicht Helga ist ein Werk des mühsam arbeitenden Verstandes, überladen in den Beschreibungen, geschmückt aber nicht beseelt durch guten Vortrag. Auch so immer noch besser, als die Erzeugnisse unserer überpoetischen Nestlinge. — Der achtzehnte Brief (S. 310—334.) schildert den wackeren, unter uns längst bekannten, nunmehr 56jährigen Schuhmacher Bloomfield, dessen *Farmer's Boy* von einigen den Jahrzeiten von Thomson gleichgestellt, von andern gar vorgezogen wird. Wir zweifeln nicht, daſs Bloomfield in Thomson seinen Meister erkennt, und glauben, daſs dieser, wenn er lebte, das in beschränkter aber durchaus redlicher Seele abgespiegelte Bild der Jahrzeiten mit Wohlgefallen betrachten würde. Neunzehnt. bis zwey u. zwanzigster B. S. 335—397. Walter Scott ward 1771 in Edinburg geboren. Auf Schulen zeichnete er sich durch nichts aus; nur Hugh Blair profezeite seine künftige Dichtergrösse. Auch mit der Rechtswissenschaft wollte es nicht gelingen. Seine poetische Laufbahn begann er 1800 mit Uebersetzungen bürgerscher Balladen und des Götz von Berlichingen. Grosses Aufsehen machte das erste von ihm öffentlich anerkannte Gedicht *The Minstrelsy of the Scotch Border,* dem eine Menge anderer folgten bis auf sein verunglücktes *The Battle of Waterloo.* Seitdem hat er, ohne sich zu nennen, in Prosa eine Menge Romane geliefert, die man anfangs seinem Bruder zuschrieb. Aber die Damen hatten gleich heraus, er sey der Vf. Mehrere seiner Romane nämlich wurden gleich zu Schauspielen aufgestutzt, namentlich Rob Roy. Bey der ersten Aufführung war Scott im Schauspielhause, und als bey einer gelungenen Stelle alle Zuschauer zu des Dichters Loge hinaufklatschten, bemerk-

ten die Damen, dafs er sich bückte. Dann sahen sie, wie sein Knabe den Augenblick der Rührung benutzte, um Geld zu bitten, und der Vater ihm 6 Pfund Sterling gab. Auch wollen die Damen bemerkt haben, dafs der Dichter, wenn er sein Honorar bezieht, immer sein Landgut vergrössert. Wenn ein Roman von Scott erscheint, wird in Edinburg 14 Tage vorher und nachher nur von ihm gesprochen. Bey einem Toaste (S. 10.) nannte ihn Moore »den fruchtbaren und bezaubernden »Dichter, dessen Geisteserzeugnisse so schnell sind, wie die Erzeugnisse eines nordischen Sommers, und so reich, wie die goldenste Erndte des Südens, dessen schöne Schöpfungen sich so schnell folgen, wie die Früchte in den bezauberten Gärten der Armida, von denen man kaum eine gepflückt hat, während schon eine andere wieder gereift ist.« Uebrigens sind die engländischen Kritiker bescheiden in ihrem Lobe, und gestehen unter andern, dafs er die Alten nicht erreiche. Sein Fräulein vom See ist durch Storcks wackere Bearbeitung unter uns einheimisch geworden. — W. Scott hat die Gedichte der 1809 verstorbenen Anna Seward herausgegeben. Diese und die Poesien von James Hogg, den Scott ins poetische Daseyn rief, werden mit guten und unterhaltenden Auszügen als nicht unbedeutend gepriesen. — Dreyundzwanzigster bis fünfundzwanzigster Brief. S. 398—459. George Crabbe, geboren 1754, hält sich an gewöhnliche und alltägliche Gegenstände, die er mit dem Adel schöner Gesinnungen belebt. All seine Schriften haben einen moralischen Zweck, und sind für die mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaf bestimmt. Die trefflichen Auszüge zeigen den Unterschied zwischen einem geistreichen Naturschilderer und einem mechanischen Naturpinsler, und bestätigen Th. Moore's Urtheil in dem oberwähnten Toaste: »Crabbe habe gezeigt, was die mehr als galvanische Krafft des Talentes vermöge, dadurch, dafs es nicht »blos Bewegung, sondern auch Leben und Seele Gegenständen verleihe, die deren unfähig zu seyn scheinen.« — Sechsundzw. u. siebenundzw. Brief S. 460—496. Samuel Rogers, ein reicher Banquier in London, ward schon 1786 durch seine *Ode on Superstition* bekannt. Sein erstes Hauptgedicht: *Pleasures of memory (1792)* erwarb ihm den Ruhm eines gefühlvollen, schön und wahr empfindenden, in der Ausführung besonnenen und von aller Geziertheit freyen Dichters; und diesen Ruhm hat er bis auf den heutigen Tag behauptet Von seinem letzten Gedichte, *Human Life* sagt die *Edingburgh Review:* »Die Verse sind überaus lieblich; sie bewegen den Geist nicht, wie die starken Töne von Byron, noch machen sie das Herz in uns hüpfen, wie die begeisternden Gesänge von Scott.

Sie kommen mit einer bezaubernden Sanftheit über uns, die, wenn wir darnach gestimmt sind, noch entzückender ist, und beschwichtigen den unruhigen Geist mit einem erfrischenden Sinn von Reinheit, Wahrheit und Eleganz. Sie sind mehr voll von Gedanken als voll Leidenschaft, und mehr voll Weisheit und Zärtlichkeit, als voll hoher Aufflüge der Einbildungskrafft und voll Ausbrüche heftiger Bewegungen, während sie in einer Anmuth ausgeprägt sind, welche eben so sehr durch die romantischen Schönheiten, die sie entfalten, als durch den Geschmack und die Beurtheilungskraft, womit sie entworfen sind, sich auszeichnet.« Dies treffende Urtheil wird mit Auszügen belegt, von denen wir dem gebildeten Leser einen hohen Genuſs verbürgen. — Achtundzw. Brief. S. 497—514. Ueber humoristische Schriften neuerer Zeit. Unbedeutend. — Neunundzw. Brief. S. 515—532. Thomas Campbell, 1777 in Schottland geboren, ein geistvoller Dichter vom zweyten oder dritten Range, ausgezeichnet durch Sorgfalt und Feile. Seine vorzüglichsten Gedichte sind: *The Pleasures of Hope* und *Gertrude of Wyoming*. Den Gesang Innisfail nennt Moore in seinem Toast »die Thräne der irländischen Muse, chrystallisirt »durch die Berührung des Genius und unsterblich gemacht.« — Dreissigster Brief. S. 533—547. *Irish Melodies* von Moore, mit Uebersetzungen von Schmidt von Lübeck. Ständen bessere Uebersetzungen an der Stelle, es wäre nicht übel. — Schön sind des Verf. Ideen über ein Nationallied der Deutschen und die Materialien zu einem Nationalgesange. — Einunddr. bis dreyunddr. Brief. S. 548—606. Drey Briefe ernstes Inhaltes, zwar dem Titel des Werkes nicht ganz entsprechend, aber so vortreflich, daſs wohl keiner sie entbehren möchte. Hr. J., der unter den neueren engländischen Dichtern wenig über Religion gesagt fand, sammelte aus ältern eine Anzahl der treflichsten Stellen, ein wahres Gegengift gegen die unchristlichen Lehren neumodischer Verdunkeler. Wie schön heiſst es in der Rede des Lord Littleton für die Toleranz: »der »gröſste Schade, welcher der Religion zugefügt werden kann »besteht darin, sie zu einer Factionssache zu machen. Himmel »und Erde sind nicht weiter von einander entfernt, denn der »wohlwollende Geist des Christenthums und der boshafte Geist »der Parteysucht. Die gottlosesten Kriege, die je auf Erden »geführt worden, sind die Religionskriege. Er, der einen An»dern haſst, weil er kein Christ, oder kein rechtgläubiger Christ »ist selbst kein Christ. Das wahre Christenthum athmet Lie»be und Frieden, und guten Willen gegen die Menschen u. s. w.« — »Um die Formen des Glaubens (spricht Pope) laſst gnaden»lose Zeloten kämpfen; die Religion des Menschen kann nicht

»falsch seyn, dessen Leben gerecht ist.« Herrlich wird der verkezernden Unduldungslehre der Alleinseligen gegenübergestellt Pope's frommes Gebet: *Father of all*—; und dem dumpfen Frohnglauben unsrer Finsterlinge Youngs helle und warme Schutzrede für die Vernunft. »Sie fragen mich« (schliefst der Verfasser dieser Briefe), welchen Geistlichen ich am meisten liebe? Ich antworte: »die Jerusalem, die Spaldinge jedes Glaubens. »Ich hange mit kindlichem Sinn und einer Feuerseele an dem »hohen Ideal des Protestantismus, durch gelehrte Forschungen »sowohl in der Natur, als in der Offenbarung die Gottheit im»mer heller und erhabener zu erblicken, aber unter allen Geist»lichen, die ich kenne, achte ich einen katholischen Geistli»chen am mehrsten, einen Franzosen, der arm und unbekannt, »in der Demuth der ersten christl. Kirche, unter uns hier und »in Hamburg umhergeht; und von allen Menschen, die ich »kenne, halte ich einen Juden, der vielfach dem Tode trotzte, »um Menschen zu dienen, für denjenigen unter meinen Be»kannten, der am meisten die Religion, in so fern Religion »nur in That und Handeln sich offenbart, ausgeübt hat.« Und dann folgt die erhebende Schilderung dieses seltenen und musterhaften Mannes. — Im zweyunddr. Briefe feyert der würdige Verf. den Todestag seiner Gattin mit wunderschönen Einzelnheiten aus Robert Blairs ernstem Gedichte: das Grab. — Vierunddr. bis siebenunddr. Brief. S. 607—681. Lord Byron. Billig sind diesem gewaltigen, vom Innlande und Auslande gleichsam um die Wette angestaunten Dichtergeiste vier lange Briefe geweiht. Byron ward den 22. Januar 1788 geboren und verlebte einen Theil seiner Jugend in den wilden Naturgegenden des schottischen Hochlandes. Kaum 19 Jahre alt schrieb er seine *Hours of Idleneſs*, welche die Edinburgh Review heftig tadelte. Der Lord antwortete in einer beissenden Satyre, worin er die besten Dichter Englands nach Art der Xenien angrif. Die hofnungslose Liebe zu einem Mädchen, die schon eines andern war, brachte ihn dem Wahnsinn nahe. Wie des Lebens überdrüssig, gieng er nach Portugal, Spanien, Griechenland, schwamm von Asien nach Europa, und kam 1811 nach England zurück. 1812 gab er die ersten Gesänge vom Child Harold, und 1813 *The Giaour*, *The Bride of Abydos* und *The Corsair*, dann *Lara*, *The Siege of Corinth* und *Parisina.* Im Januar 1815 heirathete er Miſs Milbank, und noch in demselben Jahre, nachdem sie ihm eine Tochter geboren, ward er durch seine Schuld von ihr getrennt, und stürzte sich wieder in ein wüstes umherschweifendes Leben, wie er im dritten Theile von Child Harolde sagt. Er gieng nach den Niederlanden, Deutschland, der Schweiz, und lebt jetzt in Italien. Die Frucht

dieser Reisen sind die letzten Gesänge des Harold und Don Juan. — Aeusserst treffend hebt Th Moore im Toast hervor Byrons Schwungkraft, seine Feuerworte, seine gewaltige Leidenschaft, die Neigung seiner schönen (und reichen) Phantasie, blos unter den Ruinen der Herzen zu wandeln, an Orten zu weilen, welche das Feuer des Gefühls zerstört hat, und wie der Kastanienbaum, der auf vulkanischem Boden wächst, dort zu gedeihen, wo der Brand der Leidenschaft seine Spur gelassen. Blackwood sagt von Byron: »keinem Dichter war je »eine so grauenvolle Enthüllung der menschlichen Leidenschaf»ten möglich. Mit grausem Vergnügen überschaut er den »Tumult und den Kampf furchtbarer Gedanken, vor denen an»dere hochbegabte und mächtige Geister unwillkührlich zurück»gebebt sind. Ruhig und furchtlos steht er am Rande des Ab»grundes, von dem man glauben sollte, die Seele würde mit »Entsetzen zurückbeben, und er schaut hinunter und horcht »auf die ewiggährende Brandung der heulenden Gewässer. Es »giebt in seinen Gedichten Gefühle, Gedanken, Empfindungen »und Leidenschaften, von denen wir erkennen, daſs sie dem »Menschen angehören müssen, obgleich wir nicht wissen, wo»her sie kommen. Sie brechen auf uns ein wie die plötzliche »Rückkehr eines (bangen) Traumes, — wie ein wildes Geschrei »aus einer andern Welt.« — Hr. Jakobsen gehört, wie er gleich im ersten Briefe bekennt, zu den eifrigsten Verehrern Byrons, und blos auf die Dichterstärke und einzelne Schönheiten gesehn, wer möcht' es ihm verargen? Unbedingt stimmen wir dem Lobe aller von ihm ausgehobenen Stellen bey, die wir zahlreich vermehren könnten; und sogar vom moralischen Zwecke des *Prisoner of Chillon* sind wir überzeugt. Aber die schauderhaften Contraste, in welchen Byron den Leser durch alle Stufen des Schreckens bis zum athemlosen Entsetzen hinaufjagt, sind nicht blos in den Gedichten, sie sind in der Seele des Dichters zu suchen; und von keinem Menschen kann man mit so grossem Rechte sagen, als von Byron, er besitze zwey Seelen, die Seele eines Engels, und die noch weit kräftigere Seele eines höllischen Satanas. Nun übt Hr. Jak. in so fern Gerechtigkeit: er hebt nicht blos lobende Urtheile über Byron aus, sondern auch — mit Misbilligung freylich — ein tadelndes. Warum aber wählte er das eines so armseligen Zeloten, der zwar Wahrheit spricht, aber so schwach und mit so befangenem Sinne, daſs er nicht Glauben findet? warum nahm er nicht das Donnerwort eines berufenen Urtheilers aus *The new monthly Magazin Nov. 1819* S. 378—579? dies wäre durch blosse Misbilligung nicht zu übertäuben gewesen. Gerecht ist ferner das Urtheil über Don Juan, den zu lesen Hr. Jak. seiner

Freundin untersagt; aber das Gift dieses Buches wird blos in einzelnen Stellen gesucht, da doch jede Zeile beinah damit gesättiget ist, und dann wird noch — in diesem Zusammenhange sehr störend — ein Zweifel erhoben, ob dies Werk von Byron sey. Weh that uns folgende Aeusserung: »Was Byron gegen die strengen Gesetze der Moral sagt, muſs Jeder misbilligen, aber es ist ein himmelweiter Unterschied, ob ein Sittenschilderer als Historiograph die Sitten seiner Zeit oder seine Grundsätze als die Wünsche seines Herzens vorträgt. Moral sollen wir gerade nicht aus den Dichtern, sondern aus unserm Herzen und dem Evangelium lernen.« Wehe dem Dichter, der nicht zu seinem Herzen, und dem Herzen, das nicht zum Evangelium stimmt! Und gerade das ist die Anklage, daſs Byron durch leidenschaftliche Glut der Darstellung wahre Abscheulichkeiten anziehend und reizend macht; daſs, um mit jenem treflichen Kritiker zu reden, der Hauptcharakter seiner Muse Menschenverachtung ist, ihr Herzensgefühl Haſs, ihre Religion Verzweifelung;« daſs auch kaum eine Spur bey ihm zu finden ist von einem ernsthaften Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit. Der Tod ist ihm

The first day of nothingneſs,
The last of weakneſs and distreſs;

und die Leyer

The only heaven to which earth's children may aspire.

Von dergleichen furchtbaren Aeusserungen giebt Hr. Jakobsen in seinen Auszügen nichts, und mit Recht; aber die drey Briefe werden durch feurige Vorliebe eine laute Einladung — an Frauen (für die schreibt ja Hr. Jak.) zum Genusse der Byronschen Poesien. Drum sey den Frauen hier noch mitgetheilt das kräftige Wort jenes Kritikers: »Es ist unglaublich,« sagt er, »wie Frauen diese Poesien durchlesen, oder wie Gatten und Väter gestatten mögen, daſs solche schandbare Unsauberkeit ihr Gift einströme in das weibliche Gemüth.« — Noch drey Briefe folgen mit Berichtigungen, und flüchtigen Nachträgen von weniger bekannten oder übergangenen Dichtern. Der Verf. eilte zum Schluſs; wir müssen es auch. Sein Buch enthält eine Fundgrube von Gedanken und Bildern, und wir wünschen ihm viele Leser und Leserinnen, vorzüglich unter denen, die sich mit der Dichtkunst beschäftigen. Die Auszüge darin können zum Muster und Vorbild dienen. Denn wahr ist, was Arndt sagt: »Keine Sprache ist von den Eigenen so wenig ausgebildet, und so sehr vernachlässigt, als die deutsche Sprache, so daſs man Thränen vergiessen könnte, wenn man bedenkt, wie wenige Deutsche, den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, geschweige, daſs sie die

innere Tiefe und den schweren Reichthum ahnen, der für si
ein versunkener Schatz ist.« Und die Engländer, wie sind si
bedacht auf Kürze, Bestimmtheit und Gediegenheit des Aus
drucks, auf Reichthum in den Wendungen, auf zierliche Aus
wahl, und, so weit es die rauhere Sprache erlaubt, auf Eu
rythmie und Wohllaut, von Lord Byron und Thomas Moor
an bis zum liebenswürdigen Schuhmacher Bloomfield, und di
als Ehrenmänner noch unter ihm stehn!

Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot von E. T. A
Hoffmann. Mit 8 Kupfern nach Callotschen Originalblättern. B
Joseph Max in Breslau, 1821. IV und 310 S. 8. 2 Rtl. 6 ggr.

In dem kurzen Vorworte erklärt Hr. H., Prinzessin Brambill
sey kein Buch für Leute, die alles gerne ernst und wichti
nehmen. Den Leser, der etwa willig seyn sollte, auf einig
Stunden dem Ernst zu entsagen und sich »dem kecken laun
»schen Spiel eines vielleicht manchmal zu frechen Spukgeis
»tes« zu überlassen, bittet er die »Basis des Ganzen,« nämlic
Callots phantastisch karrikirte Blätter nicht aus dem Auge zu ver
lieren und auch daran zu denken, was der Musiker etwa vo
einem Capriccio verlangen möge. Mit der Erinnerung an Go
zi's Ausspruch, daſs ein ganzes Arsenal von Ungereimtheite
nicht hinreiche, dem Märchen Seele zu schaffen, die es er
durch den tiefen Grund einer philosophischen Lebensansic
gewinne, will der Verf »nur darauf hindeuten, was er gewoll
»nicht, was ihm gelungen.«

Ist es dem Vrf. Ernst mit der philosophischen Lebensan
sicht, und lauert hier nicht auch, wie überall im Buche, der fre
che Spukgeist, so scheinen die wunderbar phantastischen Au
tritte und Ereignisse zusammengehalten von einer Idee, d
man etwa so fassen könnte: das geistige Leben des Mensche
ist untergegangen in ein seelenloses mechaniches Hinbrüte
das sich manchmal poetisch geberdet, und dadurch um so e
bärmlicher erscheint. Oder in der Märchensprache der Epis
de vom König Ophioch: — das Heimathland Urdargarten i
verloren gegangen, und der Urdarquell durch böse Dämone
getrübt. Die selige Rückkehr in den alten Zustand ist nu
möglich durch eine innige Verschmelzung von Phantasie un
ächtem Humor. — Als Symbol des reichüppigen Urdarland
ist hingestellt das Theater, aber nicht das thränenzwängend
Herz und Gemüth durchpolternde, alle Nerven bis zum Ze

reissen anspannende, sondern (eine Lieblingsidee des Hrn. H.) das ächt phantastische, worin Truffaldino, Brighella, Arlechino u. s. w. auftreten, das, gleichwie »der gesegnete Carneval« (S. 96) eine »Fundgrube darbietet »des ergötzlichsten Spottes, der treffendsten Ironie, der freiesten, beynahe frechsten Laune,« und »auf die grosse Welt wie ein mächtiger Zauber wirkt,« (S. 307.)

Sey dem, wie dem sey; man merkt wenigstens bald, der Verf. hat nicht nach gesetzloser Willkür Abentheuerlichkeiten auf Abentheuerlichkeiten ins Blaue gedichtet. Die Hauptpersonen sind der junge Schauspieler Giglio und die Carneval-Putzmacherin Giacinta. Beyde hegen eine natürliche Neigung zu einander; aber in den beständigen Träumen und Täuschungen, die ihr Geschäft mit sich bringt, und in dunkler Sehnsucht nach dem mystischen Urdarlande, sind beyde dem Wahn hingegeben, Sie, ein Prinz freie um sie, Er, eine Prinzessin werbe um seine Hand. Prinz und Prinzessin erscheinen auch wirklich, aber Prinz und Schauspieler sind eins, und Prinzessin und Putzmacherin wieder eins; so daſs beyde Liebenden im Buch doppelt erscheinen, und im Doppelten wieder als Einlinge. Auf ergötzliche Weise verbrämt Hr. H. die poetischen Täuschungen der Beyden mit der gemeinsten Wirklichkeit. Giacintens Kammer, in der die fürstlichsten Träume sie umgaukeln, erinnert mit den seidenen Vorhängen, Tapeten, und dem Schranke voll Karnavals-Kleider immer an die Werkstatt des Schneidermeisters Bescapi, dessen schöpferische Nadel überall, bald in leisen, bald in stärkeren Beziehungen, gegenübersteht dem geistlosen Maschenkram des Filetgeräths; und Prinz Giglio ist in seinen prinzlichsten Augenblicken doch nichts weiter als blosser Theaterprinz, z. B. in der unvergleichlichen Scene (S. 184.), wo er, man weiſs nicht recht, ob als Schauspieler, oder als Prinz, das reiche Maskengewand seines »sich selbst abhanden gekommenen« (S. 32.) prinzlichen Doppelgängers erhandelt. Bescapi begrüſst ihn in unterthänigster Ehrfurcht, verlangt auch aus purer Ehrfurcht keine Bezahlung, findet aber doch gut zu bemerken, der weisse Mohr (so heiſst das Sturm- u. Drangstück, worin Giglio zunächst auftreten soll) werde die Kleinigkeit schon berichtigen. Und der Bursche, der dem Prinzen das Kleid nach Hause trägt, will statt des Ducatens, den ihm der Prinz als Trinkgeld reicht, lieber ein paar gute Groschen, weil das Theatergeld doch nicht ächt sey: worauf der Prinz den »superklugen Jungen« zur Thür hinaus wirft. Eine neue Verdoppelung in der Verdoppelung. Und so sind alle Personen doppelt, der Charlatan Celionati, Giacintens alte Hausrabastel Beatrice, Meister Bescapi u. s. w. Ja ganze Grup-

pen sind doppelt. Der sgn. Maskenaufzug, der als lebendiges Märchen in den geheimnifsvollen Pallast Pistoja einzieht, findet sich auch im Theater, als ihm die erste Poesie anfliegt, und der Pallast ist am Ende auch nichts als ein ehrliches Theatergebäude, dessen Impressario (S. 233.), weil er die Coulissenmalerey nicht bezahlen kann, vom Maler mit einer Furienfackel abgeprügelt wird. Noch mehr, sogar todte Gegenstände sind doppelt, z. B. das Prachtkleid der Prinzessin, mit und ohne Fleck. Und wodurch wird dies Doppelwesen im Gang erhalten? Zumeist durch den Charletan, dessen endlose Hudeleien und Foppereien ein unsichtbarer toller Spukgeist in Bewegung setzt, den man (vgl. S. 274.) einen an seinen eigenen Sitztheilen mit sich selber zusammengewachsenen Doppelprinzen nennen möchte, der in die Quere denkt Dann durch starken Genuſs des Weins, durch Vollblütigkeit, Aderlaſsentkräftung, Fieberschwindel u. dgl. Der phantastische Grund und Boden des Ganzen ist der selige Carneval mit all seiner kecken, oft frazenhaften Ausgelassenheit. Die Wunder desselben hebt der Dichter durch den Gegensatz einer höchst gemeinen Theaterwelt, in welcher als Dichter der Abbate Chiari (so hieſs der prosaische Gegner des märchenreichen Gozzi) sich bläht. Dieser Poet mit seinem »zwiefachen Gallimathias« wird ganz herrlich geschildert als einer, »der von Jugend auf mit nicht »geringer Mühe, Geist und Finger dazu abgerichtet, Trauerspie»le zu verfertigen, die was die Erfindung, enorm, was die Aus»führung betrifft, höchst angenehm und lieblich sind. — — »Selbst die Flamme der Hölle weiſs er nützlich anzuwenden, »zum freundlichen Transparent, indem er den ölgetränkten »Ofenschirm seiner Rhetorik davorstellt; und in die rauchen»den Wellen des Acheron gieſst er das Rosenwasser seiner mar»tellianischen Verse, damit der Höllenfluſs sanft und rein flu»te, und ein Dichterfluſs werde.« Lustig ist sein erustes Bemühen, den Giglio zurückzulocken, der, seinen Dichterklauen entsprungen, zur Reise nach Urdarland sich anschickt. Vom utopischen Urdarlande will Chiari nichts wissen; aber Giglio reist wirklich ab. Herodot erzählt von einem prokonnesischen Wundermanne, der, vom Apollo begeistert, ohne Leib zu den Issedonen, Arimaspen und anderm Gevolk reiste; so auch Giglio, aber sein Reisen ist anfangs ein unsicheres Einherstolpern. Vom querdenkenden Doppelprinzen begeistert, jagt er sich unter den Masken auf dem Corso herum; durch die alte Beatrice (oder ihre Doppelgängerin) erfährt er, weshalb er Giacinta (oder vielmehr ihre Doppelgängerin) nicht im Doppelgänger ihres Hauses gefunden. Sie sitze nämlich bey Bescapi gefangen, weil sie auf den Prachtmantel der Brambilla einen Fleck

gemacht, den sie mit Geld nicht lösen könne. Rasend vor Wuth kommt Giglio zu Bescapi, wird da zur Ader gelassen, (wenn es anders nicht der Doppelgänger eines Aderlasses ist) und in der Nacht besucht ihn seine unterdeſs von ihm träumende Prinzessin (S. 80), oder vielmehr er sie (S. 246.), und »so klein, so klein, daſs er hätte in ihrem Confectschächtelchen »stecken,« und »so niedlich, so allerliebst, daſs sie ihn hätte »aufessen mögen.« Am Morgen erfährt er, Bescapi habe nie solch einen Mantel bey Giacinta bestellt, von einem Flecken könne die Rede nicht seyn, geschweige von einer Einkerkerung; Beatrice müsse ihm das alles eingebildet haben. Und so ist es auch. Giacinta hat die Zeit über, daſs Giglio, seiner Prinzessin nachlaufend, sie nicht sah, fleissiger als je gearbeitet, und ihr Zimmer nicht verlassen; aber unterdessen manchen Besuch von ihrem Prinzen angenommen. Nur einigemal, während ihre Finger zu Hause am Putz arbeiten, hat sie auf dem Corso mit dem Prinzen getanzt, und einmal sogar vor den Augen des eifersüchtigen, und im Siedepunkt der Eifersucht wieder mit seinem prinzlichen Ich zusammenfliessenden Giglio. Daſs die alte Beatrice von des Prinzen Besuchen nichts merkt, auch gar nichts spürt von den holden Klängen nud süssen Düften, die ihn umgeben, hat guten Grund; denn sie sieht nicht zum Besten, ihr Backentuch hält die Ohren verrammelt, und dabey hat sie die häſsliche Gewohnheit, sich die Nase mit Taback zu verstopfen. Giglio und Giacinta sind bereits so weit, daſs sie wissen, in dem Nu, wo Sie dem Prinzen die Hand reicht, werd' Er die Prinzessin freien. Doch vor dieser Erkenntniſs packt ihn noch einmal die Eifersucht, als der Zufall ihn gerade zu Giacinta führt, wie der Tisch für den Prinzen gedeckt steht. Voll Wuth declamirt er einen Verzweiflungsmonolog des Abbate Chiari, wobey ihm jedesmal, wenn er etwa stocken will, Giacinta soufflirt, ohne von der Arbeit aufzusehen. Auch erdolcht er sich ein paar mal. Da der Prinz ausbleibt, setzet sich Giglio statt seiner zu Tisch, und beyde sprechen traulich, aber mit wechselseitiger Ehrerbietung, von ihrer bevorstehenden Doppelheirath. »Ich möchte nur,« sprach Giglio, »daſs die »Reiche, die wir künftig beherrschen werden, fein an einander gränzten, damit wir gute Nachbarschaft halten könnten; »aber, irr' ich nicht, so liegt das Fürstenthum meiner Prinzessin über Indien weg, gleich linker Hand um die Erde nach »Persien zu.« »Das ist schlimm,« erwiederte Giacinta, »auch »ich werde wohl weit fort müssen, denn das Reich meines »fürstlichen Gemahls soll dicht bey Bergamo liegen. Doch »wird sich das wohl machen lassen, daſs wir künftig Nachbarn »werden und bleiben.« Beyde kommen überein, daſs ihre künf-

tigen Reiche durchaus in die Gegend von Frascati müssen verlegt werden, und scheiden friedlich und freundlich mit den Worten: »gute Nacht, theure Prinzessin,« und »wohl zu ruhn, mein theurer Prinz.« In einem spätern Kapitel geht Giglio förmlich seinem Ich zu Leibe, und wird — (ein starker Fortschritt auf der Reise nach dem Urdarlande!) — da der Prinz besser ficht, elendiglich erstochen. — Daſs Giglio endlich seine Prinzessin findet, und Giacinta ihren Prinzen, und daſs ihre Reiche am Urdarsee wie Quecksilber in einanderlaufen, versteht sich von selbst. Ref. aber hütet sich etwas sehr, die wundersamen Wegekrümmungen, und das magische bergauf und bergab vor dem Reiseziele, und ferner, was an und hinter dem Ziele geschah, durch seine nicht in den heiligen Urdarquell getauchte Schreibfeder zu profaniren.

Vergleichen wir diese Dichtung mit früheren des Herrn Hoffmann, so können wir versichern, daſs sie gleich viel des Abentheuerlichen und genial Frazenhaften enthält, und gar nichts von dem schauderhaft Abschreckenden, welches die Nachtstücke — z. B. der fürchterliche Sandmann — und die Teufelselyxire in so reichlichem Maſs bieten. Was aber die eigentlichen Recensenten zur Urdarquelle sagen werden, darüber hat Ref. nur schüchterne Vermuthungen. Einige werden, wie die Aerzte im Urdarlande (S. 124.), das Wasser gemein, ohne mineralischen Zusatz finden, andere das Hineinschauen in den Wasserspiegel ganz widerrathen, weil der Mensch, wenn er sich und die Welt verkehrt erblickt, so leicht schwindlich wird. Einer von den naseweisesten aber wird nach neun Jahren, wenn er das Werk recht gründlich durchforscht und durchdacht haben kann, etwa folgendermassen sich auslassen: »Mein verehrtester »Herr Hoffmann, Nuſsknacker, Doppelprinz, Arlechino, oder »was Sie sonst seyn mögen, man findet zwar in Ihrer Brambil»la weniger Personen, mit leuchtenden, stechenden, »funkelnden u. s. w. Augen, auch sind die skurrilen, »ironischen, höhnischen und dergleichen Züge um »Lipp' und Mund, sammt den uns so werth gewordenen be»drohlichen Blicken und Handlungen dieſsmal einigermas»sen gespaart; dennoch scheinen Sie nicht ganz unähnlich »dem »»angenehmen Pulcinell,«« im Pallaste Pistoja, dem »»einzigen in Liverey gesteckten Spaſs, der eine ganze Diener»»schaft in Bewegung setzt, vermöge seiner Keckheit und Leben»»digkeit.«« Sie haben uns, als Koch, Kellermeister, Tafeldecker, »Mundschenk in Einer Person, ein dem Anschein nach lecke»res Mahl vorgesetzt, allein ich finde, »»daſs man doch, was »»Speisen und Wein betrift, gar zu sehr spürt, wie alles nur »»Einer bereitet, herbeygeholt und aufgetragen; denn alles

»»kommt im Geschmack auf Eins heraus.«« Ich fürchte, mich »wird, wie den armen Giglio, »»plötzlich ein entsetzliches Bauch- »»grimmen heimsuchen.«« — Spricht einmal nach Ablauf von neun Jahren ein naseweiser Recensent auf diese oder ähnliche Weise, so bittet Ref. den Hrn. Hoffmann, erst nachzufragen, ob der Recensent wirklich Bauchgrimmen bekommen, und hat er's, ihn dann mit einer Phiole seines trefflichen »*Liquor anodynus* zu bedienen.«

Entwurf einer Theorie der Geschichte von W. WACHSMUTH, Professor in Halle. — Dem Herrn Etatsrath Cramer in Kiel und dem Hrn. Geheimen Hofrath Creuzer in Heidelberg gewidmet. — Halle, bey Hemmerde und Schwetschke. 1820. IV und 164 S. 8. 16 ggr.

Daſs eben so wenig durch die beste Theorie der Geschichte ein wahrer Geschichtschreiber, als durch die beste Theorie der Poesie ein wahrer Dichter gebildet werde, ist eine zu sehr anerkannte Wahrheit, als daſs ihre Wiederholung oder gar ihr Beweis nöthig scheinen könnte. Wir würden sie auch hier nicht vorgebracht haben, wenn uns nicht von Zeit zu Zeit Theorien solcher Art in die Hände fielen, deren Vf. es deutlich merken lassen, daſs sie der Ueberzeugung leben, man brauche nur ihre Bücher recht inne zu haben, um in dem Fache, über welches sie schreiben, etwas Grosses und Tüchtiges zu leisten. Diesen Irrthum begeht unser Vf. nicht. Er weiſs wohl, daſs die besten Theorien im Grunde weiter nichts sind, als Rechenschaften, die sich der reflectirende Verstand von dem Verfahren des frey wirkenden schöpferischen Geistes der Meister giebt, daſs das Werk des Meisters nicht gut und trefflich ist, weil der Meister nach jenen Regeln zu arbeiten sich vornahm, sondern daſs die Regeln recht sind, wenn der Theoretiker sie richtig von dem Verfahren der Meister abstrahirte. Wenn man dem Verf. nicht Unrecht thun will, so muſs man sein Buch nicht als eine *Theorie* der Geschichte, sondern als einen *Entwurf* dazu, betrachten. Dann wird man einige Anforderungen, die man an ein eigentliches Lehrgebäude machen müſste, gar nicht laut werden lassen. Die in dem Buche ausgesprochenen Grundsätze haben wir zwar nicht eigentlich neu, aber im Ganzen richtig gefunden, und so zusammengefasst mögen sie wohl in keiner einzelnen der frühern theoretischen Schriften dieser Art stehen. Nach diesen Grundsätzen will der Verf. ein Handbuch der Universalhistorie ausarbeiten und wirklich ist auch in dieser Theorie.

mehr Rücksicht auf diese genommen, so wie sich auch am eheste ein solches Werk nach einer Theorie schreiben läfst. Lieber wi uns übrigens allerdings ein tüchtiges Geschichtswerk von ur serm Verf. seyn, als etwa eine ausgeführte Theorie, denn g zeigt hat er durch diesen Entwurf, dafs er über seinen Gegen stand viel nachgedacht, und die Mifsgriffe selbst grosser Mär ner richtig erkannt hat. Anstatt über einzelne Bestimmunger die Anordnung einiger Materien, einzelne Urtheile mit der Verf. zu rechten, welches entweder zu weitläufig werden, ode nur mit dem Buche in der Hand, verstanden werden könnt begnügen wir uns, unsern Lesern kurz und mit Einstreuun weniger Bemerkungen anzugeben, was sie in diesem Buch das wir übrigens mit Recht empfehlen können, zu erwarte haben. Der Verf. hat weder durch ein Inhaltsverzeichnifs fü die leichte Uebersicht, noch durch ein Register für die Bequem lichkeit des Wiederauffindens des Einzelnen gesorgt. Eine Sit te die immer allgemeiner wird, und woran, unserer Erfahrun zu Folge, die Verleger eben so häufig, als die Verf. der Bü cher Schuld haben.

Die *Theorie der Geschichte* zerfällt dem Verf. in die *Theo rie der Geschichtswissenschaft* und in die *Theorie der historische Kunst.* I. §. 1. Erklärung des Worts *Historie, Geschichte.* §. 2 *Umfang* der Historie als Inhalt einer Wissenschaft. §. 3. Geo grapie, Ethnographie, Statistik, Alterthümer. — Die Ansichte von der Statistik sind uns wie aus der Seele geschrieben, s wie die von den Alterthümern. §. 4. Uebersicht der Handlun gen der menschlichen Freyheit im Staate; ganz tabellarisch §. 5. Universalhistorie, allgemeine Geschichte, Weltgeschichte Specialhistorie, (S. 23. heifst es seltsamer Weise: und die soge nannten **Bücher** sind nach ähnlichem Mafsstabe angefertigt. Es soll wohl heifsen: Lehrbücher der Universalhistorie.) §. 6 Geschichte der Menschheit. Culturgeschichte. Hier wird deut lich gezeigt, dafs die Werke, die diesen Titel führen, bey vie lem Guten und Trefflichen im Einzelnen, durch einen Mifs griff und Mifsverstand dessen, was Geschichte in ihrer Ide ist, entstanden sind, insofern nämlich, als sie eine geschlossene Disciplin bilden zu sollen schienen. §. 7. Philosophie de Geschichte. — II. *Historische Kunst.* §. 8. Geistige Ausrüstung des historischen Künstlers. Die sogenannten Hülfswissenschaf ten. §. 9. Historische Forschung. Heuristik. §. 10. Fortset zung. — Sehr reichhaltige Paragraphen, die aber Manches ent halten, was die Ueberschrift nicht erwarten läfst. — §. 11. Hi storische Darstellung. Zu S. 159. wo der Verf. ein Paar Wer ke über die den Geschichtswerken eingeflochtenen Reden nennt wollen wir dem Verf. die Notiz mittheilen, dafs der kürzlich

verstorbene Professor Borger in Leyden, im Jahr 1819 eine in Holland über die Frage: ob es erlaubt sey, erdichtete Reden in historischen Werken einzuflechten, gekrönte Preisschrift geschrieben hat, in welcher er die Frage verneinend entschied. §. 12. Fortsetzung. Ueber diese beiden Paragraphen haben wir das nämliche, wie über die beiden vorigen zu sagen. Das Buch verdient nicht übersehen, sondern beherzigt und erwogen zu werden von denen, die historische, besonders universalhistorische Werke schreiben wollen; natürlich nicht um ein Recept zu einem Geschichtsbuche daraus zu holen, sondern um Miſsgriffe zu vermeiden. Es ist gut geschrieben, auch correct gedruckt. Doch sind die am Schlusse des Buches angegebenen zwey Druckfehler nicht die einzigen. So ist z. B. S. 98. *Piramyden* stehn geblieben.

Mr.

Inscriptiones Graecae, quas Lipsanotheca quaedam magna continet, quae Weilburgi asservatur. — Programma, quo solemnia annua Gymnasii Weilb. MDCCCXX. celebranda indicit Jo. Phil. Krebsius, Ph. Dr. Gymn. Prof. Gr. et Lat. litt. Wisbadae, ex off. Lud. Schellenbergii. 40 S. 11 S. Nachricht von den Prüfungen und III Steindrucktafeln mit Inschriften.

Seit *1803* befindet sich in dem Besitze des Fürsten von Nassau-Weilburg eine besonders merkwürdige Reliquiencapsel, welche im Jahr *1205* bey der Eroberung Constantinopels durch die Franken und Venetianer unter Anführung des Grafen Balduin bey der Plünderung der Stadt, wo auch die Kirchen nicht geschont wurden, einem Trierischen Ritter, Heinrich von Ulmena, in die Hände fiel. In dieser Capsel sind ausser einem hölzernen Kreuze noch zehn andere Reliquien verwahrt. Der Ritter brachte sie im Jahr *1207* in sein Vaterland zurück und verehrte sie dem Nonnenkloster auf einer Insel der Mosel, welches Stubnerkloster hieſs. Beym Einfall der Franzosen in das Trierische, bald nach dem Anfange der französischen Revolution, flüchtete der Kurfürst von Trier diese Capsel mit vielen andern Klosterschätzen über den Rhein. Sie blieb in dessen Privatschatze, bis diese Kostbarkeiten mit den diesseitigen Ländern des Kurfürsten an deren jetzigen Besitzer kam.

Schon im Jahr *1670* wurde diese kostbare Reliquiencapsel von Brower in den *Antiquitatt. et Anall. Trevv. T. II. p. 104 sqq. ed. Leod.,* aber mit ausserordentlicher Nachlässigkeit beschrieben, und eine neue, genauere, Beschreibung schien un-

serm Verf. mit Recht nicht überflüssig. Die Capsel ist 1³/₄ Fuſs lang, 1¹/₄ Fuſs breit und ¹/₄ Fuſs hoch. Das Holz, aus dem sie besteht, ist von aussen und innen ganz mit vergoldetem Silberblech überzogen. Der Deckel ist mit dickem Silberblech überzogen, und dessen Aussenseite mit fast 500 Perlen und mancherley Edelsteinen prachtvoll besetzt, und mit Bildnissen Christi, der Maria, von Engeln, Aposteln und Heiligen, auf musiwische Art aus bunten Steinchen und Plättchen mit grosser Kunst geziert. Neben den Bildern sind die Namen in griechischer Schrift, am Rande des Deckels ist eine christliche Inschrift in Jambischen Senaren, die, welches der Vf. nicht bemerkt, nicht wenige Verstösse gegen Metrum und Prosodie hat, wogegen die, welche auf dem, aus dem Kreuz Christi gemachten, Kreuze in der Capsel stehen, besser sind. Ausser diesem Kreuze befinden sich in der Capsel noch 10 kleinere, gleichfalls mit griechischen Inschriften. Z. B. 1. *τὰ σπάργανα Ἰησȣ̃ Χριστοῦ, τοῦ υἱοῦ τοῦ Θεοῦ.* 2. *ὁ ἀκάνθινος στέφανος τȣ̃ φιλανθρώπου Χριστȣ̃ καὶ Θεοῦ ἡμῶν.* In sieben Capseln sind andere Dinge, als die griechischen Inschriften besagen, späterhin unterschoben worden und mit lateinischen Inschriften bezeichnet. Die Inschrift des Kreuzes nennt zween oströmische Kaiser Constantinus und Romanus, die das Kunstwerk haben verfertigen lassen, und der Vf. nimmt nach Abwägung aller Gründe das Jahr 958 als das Jahr der Verfertigung an. Von der Entführung dieses Kunstwerks durch die Franken spricht bestimmt *Georg. Corcyr. in Tractat. de communione ap. Fabr. Bibl. Gr. T. V. P. II. p. 151,* welche Stelle der Vf. mitgetheilt hat. Die ganze, mit vieler Belesenheit und Gelehrsamkeit abgefaſste Schrift enthält mehrere interessante Bemerkungen, die Steindrucktafeln einen Beytrag zur Palaeographie, das Ganze ist für Kunst-, Kirchen- und Dogmengeschichte nicht ohne Werth. Den Vortrag finden wir rein, den Druck gut, im Griechischen nicht immer correct, z. B. S. 1. *ἐξενευρησάντων,* — *ληστρικῶς.* S. 22. *ἀποκεῖται.* S. 23. *παναγνὸν.* S. 27. *λοιδορέμενα* — *ἀντελοιδόρει.* Vielleicht ist auch S. 11. *μικροῦ δεῖ* statt *μ. δεῖν* hierher zu rechnen. S. 9. erklärt der Vf., er wisse nicht, was das von einem Ring umschlossene *A* bey dem Namen des Johannes bedeute Wir denken, es soll eine Abkürzung des bei den andern Namen stehenden *ὁ ἅγιος* seyn S. 16. würden wir das *καλλωπίζειν*, das im 4. u. 7. Verse der Inschrift des Deckelrandes vorkommt, nicht das erstemal in der eigentlichen Bedeutung (schmücken), und das zweytemal für *exhilarare* nehmen. Es bezeichnet an der zweyten Stelle wohl weiter nichts als die (entstellte) Schönheit wiederherstellen. Mr.

N^ro. 48. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

L. Annaei Senecae Tragoediae. Recensuit TORKILLUS BADEN, Mag. Art. Lib. et D. Philos., Professor emeritus, Arci Reg. Charlottenburgensi praefectus, Academiae Reg., Artium elegantiorum et Societatis Literarum elegantiorum, quae Havniae vigent, Sodalis et Secretarius, nec non Societati Reg. Scientiarum Gottingensi literarum commercio conjunctus. Lipsiae apud Gerhardum Fleischer. 1821. 8. maj. Pars I. VIII et 527. Pars II. 374 S. 5 Rtl. 8 ggr.

Der würdige Veteran, dessen Arbeit wir anzeigen, beschäftigte sich mit dem Plan derselben und seiner Ausführung im Einzelnen länger als 20 Jahre, und was er giebt, kann daher gewifs, wegen der längst erregten Erwartung, eher verspätet, als übereilt heissen. Herr Torkill Baden, gebildet in der *alma Georgia,* machte von da *1797* eine gelehrte Reise, und verglich zu Wien, Rom und Neapel 17 Handschriften von Seneca's Trauerspielen, welche schon damals ihn vorzüglich beschäftigen. Nach seiner Zurückkunft ins väterliche Dänemark wurden die aus diesen Handschriften *) gesammelten Varianten noch durch Auszüge aus einem Codex vermehrt, den Hr. G. E. Groddeck, Professor auf der Universität zu Wilna, unter dem Namen des Warschauer Codex im 10 Stück der Bibliothek der alten Literatur und Kunst beschrieben hat. Hr. Baden gedenkt dieses Manuscripts mit besonderm Lobe, und widmete aus Dankbarkeit Hrn. Groddeck sein Werk.

Was nun dieses selbst anlangt, so konnte man im Allgemeinen auf die Beschaffenheit desselben schon aus der Bearbeitung des *Hercules furens* schliessen, den Hr. Baden im Jahr *1798* als Probe gab. Schon hier zeigte der jugendliche Herausgeber viel Belesenheit, theils in den sämmtlichen Schriften seines Autors, theils in der alten Literatur überhaupt, und wenn er durch Anführung zahlreicher Parallelstellen aus Griechen und Lateinern an berühmte Vorgänger, besonders in den Niederlanden,

---

*) Zu wünschen ist, dafs Hr. B. diese Handschriften in einem Anhange näher beschreibe, wenn er auch nur (der Vorrede nach zu schliessen) ihre vornehmsten Lesearten bekannt machen will. Dafs sogar Falsches dieser Art lehrreich werden kann, ist bekannt.

erinnerte, so zeigten sich auf der andern Seite auch Spuren näherer Bekanntschaft mit dem Vorzüglichsten der neuern Zeit. So im Allgemeinen innerhalb den Gränzen des Sprachgebrauchs und des Geschmacks gehalten, sahe sich Hr. B. durch die Lesung gleich vieler Handschriften als Vanderbourg neulich für Horaz benutzte, auch in Besitz der Eigenheiten von Seneca's Ausdrucke gesetzt, und erlangte einen gewissen Tact der nur auf diesem Wege des gleichsam Auswendiglernens zu erlangen ist. *Profuit mihi,* sagt er in der Vorrede, *tot evolvisse libros manu scriptos, unde, si non alium, certe hunc fructum cepi, quod SENECAM EDIDICI.*

Demungeachtet verzögerten sowohl Amtsgeschäfte, als besonders der Krieg, der so lange Europa erschütterte, die Vollendung und Herausgabe des schätzbaren Werkes, und sogar jetzt erscheint es, wenn wir anders Hrn. Baden recht verstehen, nicht auf Kosten eines Privatmannes, sondern der Kopenhagener Gesellschaft der schönen Wissenschaften,*) welche es schön gedruckt, bereits im Jahr *1819* **) ans Licht stellte, jetzt aber, des leichtern Vertriebs wegen, die übrigen Exemplare an Hrn. Gerhard Fleischer in Leipzig überlassen zu haben scheint.

Durchmustern wir denn unpartheyisch das Ganze, und zeigen kurz, was der, von Manchem heutiges Tags angeschnobene, von Tacitus aber, Quintilian, Scaliger, Muretus und Lessing***) hochgeschätzte, Tragiker durch diesen Bearbeiter gewann. Unstreitig viel.

Zuvörderst werden Gedanken und Ausdrucksart entweder aus dem Dichter selbst, oder aus Zeitgenossen, aus Landsleuten oder Griechen, ja, nach dem Beyspiele der universalen Deutschen, seit Klotz, aus Dante, Shakspeare, Crebillon, er-

---

*) *Quod superest, boni consulas, precor, laborem nostrum, et si quid erravimus, quod intelligo non alienum a me esse, benigne interpreteris: si qui fructus ex eodem ad te pervenerit, non tam nobis gratias agas, quam, cujus auspiciis peractus est, Societati literarum elegantiorum Havniensi.*

**) M. s. die Anzeige im 3. Stück 4. Bandes des allgemeinen Repertoriums der neuesten in- und ausländischen Literatur vom Jahr 1819.

***) Tacitus rühmt des philosophischen Dichters *claritudinem studiorum,* Quintilian seine *multas et magnas virtutes;* Julius Caesar Scaliger in der Poetik 5, 6, schätzt ihn *nullo Graecorum majestate inferiorem in tragoediis, cultuque ac nitore etiam Euripidem majorem;* Muret sagt von ihm *Var. Lect.* 2, 4.: *Est profecto poëta ille praeclarior et vetusti sermonis diligentior, quam quidam inepte fastidiose suspicantur.* Seine Fehler und Tugenden wog in der theatralischen Bibliothek unser Lessing auf gerechter Wage.

läutert. Dann konnte es nicht fehlen, daſs theils eigener Scharfsinn, theils die Ahndungsgabe berühmter Vorgänger, an manchen Stellen Licht verbreiteten, wo sogar so zahlreiche und treffliche Hülfsmittel, als die von Hrn. Baden aufgebotenen sind, nichts vermochten. Endlich sind mehr als Einmal die redenden Personen richtiger als vorher bezeichnet, die Interpunction ist zuweilen verbessert, und überhaupt nichts unterlassen worden, was zum leichtern Verständniſs des nicht alltäglichen Schriftstellers dienlich schien. Besonders unterrichtend sind die Parallelstellen aus Seneca's eigentlich philosophischen Werken, welche, oft überraschend ähnliche, Stellen, ausser dem Licht, das sie auf Einzelnes werfen, noch den allgemeinen Nutzen haben, die, aus Miſsverständniſs oft angefochtene, Identität des Dichters mit dem Stoiker zu beweisen.

Es ist unmöglich, alles hier angedeutete Gute und Treffliche mit Beyspielen zu belegen. Wir begnügen uns daher, Hrn. Badens vornehmste Veränderungen der gemeinen Leseart zur Kenntniſs des grössern Publicums zu bringen, dem seine verdienstvolle Arbeit noch zu wenig bekannt zu seyn scheint.

Hercul. fur. 999. schreibt er:

Huc eat et illuc valva dejecto objice,
Rumpatque postes.

dejecto für *disjecto* nach der besten Handschrift des Dichters, der Florentinischen; *valva* für *aula,* aus eigenen Mitteln, wiewohl wir in unserer Bearbeitung auch für diese, höchst annehmliche, Aenderung (unstreitig nach Anleitung der frühern, Badenschen Ausgabe des Stücks, welche uns in diesem Augenblick fehlt) handschriftliche Zeugen angeführt haben. In der Anmerkung zu dieser Stelle ist Propertius unnöthig erwähnt, da seine Worte blos für den Pluralis *valvae* beweisen, den Niemand in Zweifel zieht. — Kurz vorher lesen wir richtig *Cyclopia* (Κυκλώπια) für *Cyclopea* (Κυκλώπεια), welches die Vorendsylbe lang hat. Nach derselben Analogie sollte Thyest. 229. Tantalii stehn. Aber *Sigion* für *Sigeon Troad. 936.* fällt auf, und hätte wohl eines oder des andern Beweises bedurft — Einer Stelle des schönen Chors *Tandem regia nobilis* im Thyestes, Vers 369 ff.

(Reges conveniant licet,
Qui sparsos agitant Dahas:
Qui rubri vada litoris
Et gemmis mare lucidum
Late sanguineum tenent.)

ist, nach Nikolaus Heinsius' (Advers. 1, 4.) Beyspiele, durch die florentinische Leseart *lucidis* aufzuhelfen versucht. Uns irrt

immer noch das *rubrum littus* neben dem *mare sanguineum*, und wir sind geneigt, mit Beybehaltung von *lucidum, sanguinei* zu lesen. *Reges* sind die Könige des Morgenlandes, besonders die persischen, die auf einer Seite nomadische Daher am Oxus in die Flucht treiben; auf der andern das rothe Gestad' und weithin die gesteinblitzenden Meerufer blutig (d. h. kriegerisch) besetzt halten, und den tapfern Sarmaten die kaspischen Gebirgspässe versperren (*recludunt*). Eine Prolepsis, dergleichen bey den Dichtern, und besonders in unserm Tragiker, nicht selten vorkommen. — Thyest. 443 schreibt Hr. B. richtig:

Summa est, potestas nulla, si cupias nihil.

wo man bisher so abtheilte:

PLIST. Summa est potestas. THY. Nulla, si cupias nihil.

Gleich zugespitzt heifst es *De Benef. 3, 37: Hoc est regnum, nolle regnare, cum possis.* — Thyest. 864. sah Wakefield (*ad Lucret. 5, 614.*) das Wahre:

Cadet Aegoceros; frangesque tuam,
Quisquis es, urnam.

Bisher hiefs es *frangetque*, welches unmöglich ist, da der Steinbock nicht über, sondern unter dem Wassermann seinen Stand hat. Auch 1055 ist *in tua Defundere* (für *Diffundere*) *ora debui* mit Recht aufgenommen, da, wie der Herausgeber bemerkt, *diffusus cruor aegre bibitur.*

Phoeniss. 62 hat derselbe Lust,

Tegam abnuentem, dirigam invitum gradum

zu lesen, wie unter andern Horaz Sat. 2, 5, 18. sagt: *Utne tegam spurco Damae latus?* Allerdings ist *regam* neben *dirigam* unerträglich, und dafs *tegam* mit *regam* leicht verwechselt werden kann, fällt in die Augen, hätte es auch nicht der jüngere Burmann ad Anthol. lat. T. 1. p. 685. ausdrücklich bemerkt. Allein da in Lipsius' einer Handschrift *patrem* für *gradum* stand, so bleibt uns immer noch des Florens Christianus *diligam* so lieb, dafs wir keinen gewöhnlichen Tauschhandel (Conjectur um Conjectur) damit treiben mögen. Nichts kann schöner seyn, als Antigone's kindliche Worte *Prohibeas, genitor, licet: Regam abnuentem, diligam invitum patrem;* und es darf in der That befremden, dafs Hr. B. weder auf die Varianten noch auf eine Muthmassung solcher Art Rücksicht nahm.

Phoen. 226 liest er, auf Heinsius' Empfehlung nach dem Florentiner Codex:

Utinam quidem rescindere has quirem meas (aures)

statt *vias*, welches dem ganzen Zusammenhange nach als Glos-

sem erscheint. 437 nach Markland *Librata tela* für *Vibrata*, da *vibrat* folgt. 632 *Fors coeca versat* statt *Sors*, mit Heinsius. Virgil sagt ländl. Gedichte 9, 5: *quoniam Fors omnia versat*, und es ist wahrscheinlich, daſs diese Stelle dem Tragiker vorschwebte. 650. *tenebit* für *tenebat* aus dem Florentiner, so wie bald darauf *Regis hoc magni reor*, *Odia ipsa premere* für *ista. Odia ipsa, quibus obsistere, difficillimum est.*

Hippolyt 264 liest Hr. B.: *Haud quisquam ad auram facile revocari potest;* für *ad vitam.* 376. *ora nivea* statt *nitida*, ebenfalls um die Wiederkehr desselben Wortes nach, kurzem Zwischenraum zu vermeiden. — 539 (*Opaca dederant antra nativas opes*) nimmt er nicht übel, dem Sinne nach, *dederant* für *dederunt*, wie bey Virgil Aen. 5, 397 *fuerat* für *fuit*, bey Properz. 3, 11, 37 *creverat* für *crevit* steht. 844. nach dem Florent.:

Qui cum revulso Tartaro abstraheret canem. —

Oedip. 95. verwirft er mit Recht Gronovius' *superna*, da *e superba* für *ex alta et ardua* durch Stellen aus Avienus und Gratius Faliscus sich vertheidigen läſst. M. s. *N. Heinsii Advers.* p. 211. — Sehr gut ist Oedip. 327 das Barthische *nube tensa* für *n. densa*, da zwey Verse vorher *densus* steht. und das Bild durch Stellen aus Homer (Ilias 16, 365; 21, 8.), Quintus von Smyrna (*Paralip. Homer.* 2, 346), und Curtius (4, 3 und 8, 13) bestätigt wird. — 369 *cordi* statt *cordis* aus dem Florent. *codex*, und noch treffender 552 *frondem* (*ramum lustralem*) statt *frontem quatit.* — 887 ist *modicum fluens* gut für das triviale *modice fl.* gewählt, und 912 schreibt Hr. B., nach eigener, sehr gefälliger und unbestreitbar richtiger Vermuthung:

Moestus it (für et) famulus manu
Regius quassans caput.

Auch 1021 gefällt das florentinische *peto* statt des schwächern *precor;* und 1059 billigen wir es, daſs aus der Florentinischen Handschrift, Gruters 5, und dem Pfälzischen Scholiasten *morbi* aufgenommen ward, da die mit dem letzteren zu nahe verwandten Worte *Mortifera* und *Fata* vorangehen. Ganz geheilt wird vielleicht die Stelle, wenn man *Monstrifera* liest, welches mit *Mortifera* mehr als einmal verwechselt wurde. Uebrigens braucht Niemand mit Gruter in dem *horridus morbi tremor* die *febrim querqueram*, *Eumenidum quartam* zu finden.

Endlich *Troad.* 46. wählte Hr. B. mit Recht, das in der Natur gegründete, malerische, *scaeva* (statt *saeva*) *manu.* 222 ist mit ihm *Apposita* dem seit Gruter herrschend gewordenen *Imposita* vorzuziehen, da nach Virgil Aen. 12, 546 Lyrnessus nicht auf dem Ida, sondern am Fuſs dieses Berges lag. Auch 458. mag *excutit* das Wahre seyn, und 469. ziehen wir ohne

Bedenken Hectors ernsthaft gemeinte *cervix lata* der *cervix jacta* vor, so wie 823 den sonderbaren *ruscis* die *rivi*, da Euripides in einem Bruchstück aus Kresphontes Messenien *κατάῤῥυτον μυρίοισι νάμασι* nennt. —

Ist es, nach allem dem Rühmlichen, was wir von Hrn. Baden zu sagen hatten, erlaubt, ja Pflicht des Kritikers, auch die Kehrseite der Münze zu zeigen: so müssen wir zunächst anmerken, daſs uns die sogenannte holländische Notenmanier *) in seinem Buche zuweilen übertrieben scheint. Diese Art oder Unart, nach mehr oder weniger entfernten Aehnlichkeiten von der Zeder bis zum Ysop herunter zu citiren, kann allerdings dazu dienen, ein gewisses allgemeines Sprachbild in der Seele zu erzeugen; allein sie ist wenig geschickt, uns mit der Farbe jeder Zeit bekannt zu machen, und die charakteristische Eigenthümlichkeit des einzelnen Schriftstellers verschwimmt vollends nur allzu oft in ungenauen, gewagten Umrissen. Gleichwohl beruht auf gründlicher Kenntniſs einer gegebenen Zeit, und der besondern Art und Weise eines Autors in Rücksicht auf Weltansicht, Gedanken und Ausdruck, hauptsächlich diejenige Kritik, von welcher hier die Rede ist, und zu der allgemeine Sprachbegriffe nicht hinreichen. Daher schienen uns immer jene Gelehrten, welche vergleichende Ansichten des grossen Sprachgebiets der Alten, besonders der Griechen und Römer, in abgesonderten Werken unter den Titeln von *Adversaria, Variae Lectiones, Vannus critica* u. dgl. niederlegten, weit zweckmässiger gehandelt zu haben, als Andere, die eben so allgemeine Ansichten zur Grundlage von Bearbeitungen einzelner Schriftsteller machten. Diese allgemeinen Ansichten gehören zur Propädeutik des Kritikers, aber sie sind nicht die Kritik selbst. Laſst uns an einigen Beyspielen sehn, wozu der Miſsbrauch dieser Propädeutik sogar den achtungswerthen Forscher verleiten kann. Zu *Herc. fur.* 684. bemerkt Hr. B. folgendes: *Maeander unda ludit. Sic a Seneca scriptum esse, non errat, manifesto satis docet, quem is aemulatur, Ovidius Met. 8, 162:*

> Non secus ac liquidus Phrygiis Maeandros in arvis
> Ludit, et ambiguo lapsu refluitque fluitque,
> Occurrensque sibi venturas adspicit undas;
> Et nunc ad fontes, nunc in mare versus apertum,
> Incertas exercet aquas.

Also der hinlängliche Beweis, daſs Seneca hier *ludit* schrieb,

---

*) Kaum bedarf es der Bemerkung, daſs dieser Spitzname nicht die Meister betrifft. Nur die Schulen sündigen fast immer und überall.

liegt darin, daſs Ovid in einer ähnlichen Stelle dies Wort gebraucht? Welcher Schluſs! Mit grösserem Recht könnte man umgekehrt sagen: Weil ein neuerer und vielgelesener Schriftsteller sich so ausdrückt, so ist es wahrscheinlich, daſs der gelehrt auswählende Seneca seinen verwöhnten Zeitgenossen Anderes, Eignes auftischte. So behält also vielleicht die alte Lesart *qualis incertis vagus*

> Maeander undis errat et cedit sibi;
> Instatque, dubius, littus an fontem petat,

den Vorzug? Gewiſs ist an dieser Lesart weiter nichts auszusetzen, als etwa das Tautologische der Worte *incertis* und *errat*; dann das gleiche Endgezisch von *qualis incertis vagus.* Aber was sagen die alten Zeugen? was sagt der Bewährteste von allen der Florentiner? »*Etruscus,*« schreibt Gronov: »*qualis incertis vagus Maeander undis errat, ludit et cedit sibi. Ex quo apparet, utrumque verbum, et errat et ludit, eo loco in diversis antiquissimis libris inventum fuisse.*« Ganz richtig, und dies beweisen schon andere Abschriften, worin blos steht *incertis v. M. undis errat.* Auch der mediceische Abschreiber hatte dergleichen Exemplare entweder vor sich, oder doch im Sinn, als er *incertis v. M. undis errat* schrieb; aber indem er das letzte Wort ausgeschrieben hatte, warf er seinen Blick auf die vorzüglichste seiner Membranen, und siehe da! in dieser stand *incerta vagus Maeander unda ludit.* Was that er also? *Incertis* und *undis* war einmal nicht zu ändern, denn radirt durfte nicht werden in der schönen Handschrift. Nur zu *errat* schrieb er *ludit* hinzu, nach der Sitte dieser Menschen, welche Falschgeschriebenes selten tilgen oder ausstreichen, sondern sich meist begnügen, das Bessere daneben zu setzen: wie z. B. derselbe *Codex Phoeniss.* 47. folgende ebenfalls dittographische Lesart hat:

> Mortemque totum recipe admitte. Quid segnis traho,
> Quod vivo?

wo mit Unrecht Hr. B. *admitte* für ein Glossem hält, da vielmehr dies das Wort ist, welches der Abschreiber billigte. Das Resultat der Untersuchung ist also dies: Seneca schrieb höchst wahrscheinlich zuerst *incertis undis errat,* um das Ovidische *ludit* zu vermeiden; aber nachher ward ihm entweder das vorhin bemerkte Gezisch und die Tautologie so widerlich, oder das verworfene *ludit* wieder so lieb, daſs er es als etwas nicht besser zu machendes hinsetzte, und die grössere Aehnlichkeit seiner Worte mit den Ovidischen nicht scheuete. — Eben so ist Hrn. B. etwas Menschliches begegnet, wenn er *Herc. fur.* 1075. f., im Gesange an den Schlaf, wo die Bücher dies haben:

Pavidum leti genus humanum
Cogis longam discere mortem,

Dousa's, des Sohnes, Vermuthung *longam noctem*, welche Burmann zu Porperz 2. 10, 17, und 12, 21 mit Recht billigte, dadurch zu widerlegen glaubt, dafs Statius Theb. 1, 48 sage:

Merserat aeterna damnatum nocte pudorem
Oedipodes, longaque animam sub morte tenebat.

So sagt Statius allerdings, und warum sollte man auch nicht an und für sich *longa mors* sagen können? Aber unglaublich ist es, dafs ein beredter Schriftsteller in Seneca's Zeitalter die Synonyme *leti* und *mortem* in einem kurzen Satze verband. — Noch ein letztes Beyspiel dieser Art! Im *Hippolyt* 449 ermahnt die Amme den ernsten Jüngling:

Tristem juventam solve; nunc luxus rape;
Effunde habenas.

Schön hatte Gronov gebessert *nunc lusus rape*, welche Vermuthung späterhin eine Utrechter Handschrift bey Schröder bestätigte. Unser Kritiker ist anderer Meinung. »*Princeps liber: cursus rape, idque ratio postulat, cum sequatur Effunde habenas.*« Und darauf führt er aus Lukrez, Varro, Lucan, Claudian und Seneca selber Stellen an, worin *rapere cursus* und ähnliches gesagt wird; als ob hierauf das Geringste ankäme, und als ob die tautologischen Sätze *cursus rape, effunde habenas*, nicht gerade Verdacht erregten.

Ebenso hätte *Herc. fur.* 1287 *aut* vor *tota* der alten Drucke, *Thyest.* 13 Gronovs *addi*, und 49 das augenscheinlich wahre *cur* statt *cum*, auch *Hippolyt.* 853 *Auspicia* für *Hospitia*, Aufnahme in den Text verdient, und noch anderes dieser Art übergehn wir, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, mit Stillschweigen.

Wenn Hr. B. hier das Bessere verschmäht zu haben scheint, so wählte er dagegen anderswo zuweilen das Schlechtere. So gefällt ihm *Herc. fur.* 725 das gleichsumsende *dominus, cujus aspectus*. So 813 Wakefields mattes *et nitor*

Percussit oculos lucis ignotae bonus,

da doch das handschriftliche *bono* nichts gegen sich hat, und Seneca im 79 Briefe ebenfalls sagt: *adhuc nondum fruitur bono lucis.* — Eben da V 1105 schreibt er statt des wohlklingenden *Regina poli* mit Withof *Regia populi*, weil einige Handschriften *Regia* darbieten, welches ohne Zweifel aus der Abbreviatur *Regīa* entstand. Schon der Anapäst (*populi*) hinter dem Daktylus (*Regia*) mufste in dieser Versart misfallen *). — 1109 gibt er uns das tautologische

*) So widerstrebte auch Troad. 608 selbst die Metrik der spielenden

Latique (für Lateque) patens unda profundi.

Thyest. 114 muſs das malerische und wahrhaft dramatische

Longe remotos latus (latus repente factus Isthmus) **exaudit sonos**

dem kaum verständlichen *Longe remotis litus exaudit sonis* weichen. 772 erhalten wir anstatt der florentinischen Lesart *piceos ignis in fumos abit* das tautologische, um nicht zu sagen widersinnige, *piceus ignis in f. a.* Uebereilt ist auch *Thyest.* 1103 die fremde Conjectur *Quin conjugales* aufgenommen, über welche ich bereits in meiner Ausgabe mich erklärt habe, so wie über Gronovs *Inoa rupes Phoeniss.* 23, wo die Florentiner Handschrift *Minor rupes,* unstreitig für *Minora r.,* darbietet. Eben da 45. ist schwerlich *Desertor anime* besser als *Desertor animi.* Nicht seinen Geist, von dem er kurz vorher sagt: *animus gestit antiqua exsequi Supplicia,* nicht ihn redet Oedipus so schmählich an, sondern sich selbst in seinem gleichsam ungeistigen, blos thierischen Theile, sein schwaches **Fleisch** in der Bibelsprache, nicht seinen **willigen Geist.** — *Hippol.* 209. setzte Hr. B. an die Stelle des allerdings fehlerhaften *cibus* das Withofische *sinus,* das so abgerissen unmöglich für *vestis* stehen kann. Wie passend dagegen, wie wahrscheinlich, Jakob Gronovs und Mitscherlichs *scyphus!* Aber, sagt Hr. B., die natürliche Gedankenfolge ist *dapes, scyphus, tecta,* nicht *dapes, tecta, scyphus.* Wahr, wenn wir bey *scyphus* blos an das darin enthaltene Getränk denken. Aber wie, wenn durch den *scyphus,* der oft so köstlich verziert war, alles Hausgeräth, nach der Figur *pars pro toto,* bezeichnet wird? Ist es denn nicht natürlicher, das Haus eher zu nennen, als das Hausgeräth? Man vergleiche Thyest. 455—457.

Mehr spitzfindig als wahr scheint uns auch der Grund, warum *Hercul. Fur.* 850 Broukhuysens elegantes *longae vitae* verworfen und dafür das alte, eintönige *longa satiata vita* beibehalten wird. *Ablativi ratio est,* sagt unser Herausgeber, *quod vastus literae a sonus rei, de qua agitur, melius convenit. Tale et illud Propertii 4, 10, 20 de Romulo:*

Et gale**a** hirsu**ta** comp**ta** lupi**na** ju**ba**.

Und eben so wenig können wir beystimmen, wenn in dieser Stelle (*Tyest. 447*): *Dum excelsus steti,*

Nunquam pavere destiti, atque ipsum mei
Ferrum timere lateris,

das *ferrum lateris* von den *satellitibus ad latus* verstanden wird, weil Seneca *De clementia 12* sagt: *nec illas ipsas manus, qui-*

Conjectur (**Danai, da, credant tibi**) des N. Heinsius, der vieles dieser Art nur so leicht hinwarf.

bus se commisit, securus adspicit (tyrannus). Wie viel stärker ist der Gedanke: ich fürchtete das Schwert an meiner Seite! — Vollends aber *Oedip.* 294, wo es in den Ausgaben so heifst:

Visu carenti magna pars veri latet,

wer mufs nicht lächeln, wenn er folgendes liest: *Codices fere carentem, quod magis implet aures, judice Burmanno ad Ovid. Fast. 5, 361. Sed eadem constructione dicit imitator (?) Lucanus 1, 419: mihi semper*

Tu, quaecumque moves tam crebros causa meatus,
Ut Superi voluere, late.

Et, si argutari velimus, exile senis personae convenientius est, quam plenum.

Unrichtig ist die Erklärung von Herc. fur. 706:

Ipsaque morte pejor est Mortis locus.

Pejus, inquit Theseus, est mortuum esse, quam mori, contra ac sentit Epicharmus apud Ciceronem Tusc. Disput. 1. §. 15:

Emori nolo; sed me esse mortuum, nihili aestumo. — Sonderbar wird Thyest. 466 (*nec somno dies, Bacchoque nox jungenda pervigili datur*) die alte Lesart *ducenda* widerlegt, die einen Vertheidiger an Bentley fand zu Horaz. Epist. 1, 2, 31. »*Inani loquacitate diceretur nox ducenda dari pro duci, vel dari, quomodo Liv. ait 3, 28: vacuam noctem operi dedere.*« — Hippol. 1209 (*qui nova natum nece Segregem sparsi per agros*) soll *Segregem* nach *Savaro ad Sidon. Epist. 9, 3 discerptus a monstro* heissen. So lange diese Bedeutung nicht durch tüchtige Zeugen dargethan ist, werden wir nach wie vor im *segrex* nur den abgesonderten, einsiedlerischen, Jüngling sehn, den um eines so verzeihlichen Fehlers willen grausam hingeopfert zu haben, der enttäuschte Vater beklagt. — Oedip. 435. (*Te Bassaridum comitata cohors Nunc Edoni pede pulsavit Sola Pangaei; Nunc Threicio vertice Pindi, Nunc Cadmeas inter matres Impia Maenas Comes Ogygio venit Iaccho,*) ist bey *Pindi* nicht, mit *Bernardinus*, *sola* aus dem Vorigen zu suppliren, sondern *venit* im Folgenden gehört mit hierher. — Troad. 192. Des Metrums wegen *Manibu'* in einem so neuen Dichter lesen zu wollen, erinnert an Murets *maled* im Horaz, ist aber doch verzeihlicher als *Virgine'*, was neulich für *Virgines* ein philologischer *Pyrgopolynices* in einem Verse des Ennius bey Festus in *Sas* vorzuschlagen die lächerliche Kühnheit hatte. Hier ist ohne Zweifel das Rechte *Manibus meis debitos* aus der Florentiner Handschrift, *meis* einsylbig gelesen. In Rücksicht der bey *Herc. fur.* 753 und *Thyest.* 49 angeführten Beweisstellen aus Homer (Odyss. 11, 582

l.) und Apollonius von Rhodus (Argon. 4, 1696 ff.) müssen wir erinnern, daſs die neuesten Ausgaben dort nicht *προσέκλυζε* lesen, sondern *προσέπλαζε*, und hier nicht *ἠέ τις ἄλλη Ὠρῄρει σκοτίη*, sondern *ἤ τις ἀϊδνὴ* 'Sλρ. σκ.

Doch wir eilen über diese und ähnliche Ausstellungen hinweg, um Hrn. B's Aufmerksamkeit noch auf Einiges zu richten, das uns würdig scheint, ein Gegenstand seiner Forschungen, etwa in einem Anhange des Werkes, zu werden.

Herc. fur. 577, wo alle anstossen, findet er die mitten ins Schattenreich hineinfahrenden Thrazierinnen (*Threïciae nurus*) ebensowohl an ihrem Platze, als Antipaters (Anthol. gr. 2, p. 55. Anthol. Palat. Jacobs. 1. p. 446.) *θαλεραὶ Δωρίδες εἰν Αΐδα*, welche die den Cocytus überschiffende Aretemias beklagen. Uns schien wenigstens diese Interpunction nöthig zu seyn:

> Deflent Eurydicen Threïciae nurus?
> Deflent et lacrimis difficiles dei.
>
> *Klagen Thrakische Frau'n dich, o Eurydice,*
> *Klagen Götter dich auch, welchen die Thräne fremd,*

Die Bedeutung dieser Frage, welche so viel sagt als: *Si nurus Threïciae deflent Eurydicen*, habe ich in meiner Ausgabe nach Gruters und Gronovs Vorgange erläutert. — Ebenda 1283 dünkt uns Gronovs, aus den Dietzischen Excerpten bekannt gewordene, Conjectur *Ignava* beherzigungswerth. — Thyest. 138 kann das hergebrachte *Fas valuit nihil, Aut commune nefas*, nicht recht seyn. Wir vermuthen *Fas valuit nihil Ad* (*contra*) *commune nefas*. — Daselbst 237 weiſs kein Alter etwas davon, was Atreus von sich erzählt:

> Per regna trepidus exul erravi meo.

Wirklich nahm auch Gronov zuerst *erravi* aus der Florentinischen Handschrift auf. Vorher las man allgemein *erravit* (Thyestes). Aber damit ist es noch nicht gethan. Würde Atreus geduldet haben, daſs ein solcher Todfeind in seinen eigenen Reichen umherschweife? Auch hier schien Interpunction zu helfen:

> Per regna trepidus exul erravit. Mea
> Pars nulla generis tuta ab insidiis vacat.

Per regna, per urbes gentesque exteras: vergl. Hippol. 619. und dazu Gronov. *Mea pars nulla generis* für *nulla pars mei generis*. — 303 ist *hinc durus labor* gegen den Zusammenhang, und wahrscheinlich *ac d. l.* das Wahre. — 406 befremdete uns immer der wunderliche Ausdruck *Tactum soli natalis — cerno*. Wir vermuthen *Tractum*. — 604 miſsfallen die *moventes casus mobiles rerum*. Zum wenigsten wird man so unterscheiden müssen: *et moventes Cuncta* (*deos*) *divinat; metuitque casus*

Mobiles rerum, dubiumque tempus. Vielleicht ist aber auch zu sen *casus nobiles, insignes in malam partem, infelices.* Vgl. Ph niss. 106—661:

Victaeque falsis axibus pendent rotae.

Heinsius versuchte *Junctaeque* oder *fultaeque.* Hr. B. antwort *Neutrum (?) cadit in rotas, axibus currentibus talibus, non since* Wir halten *Vectaeque* für das Natürlichste. — 1017. beläst *ardenti* neben *igneus,* und wenn *tortas* nicht blosser Einfall Delrio ist, so haben es wenigstens die ersten Drucke, und Gi ter nimmt es billig in Schutz. Wir schlagen vor zu lesen:

et arenti freto
Phlegethon arenas igneus totas agens
Exitia supra nostra violentus fluat.

Im ausgedorrten Bett
Den ganzen Sandschwall wälzend, stürze Phlegethon
Hin über unsern Untergang den Feuerstrom. —

Phoeniss. 116 erregt *ducat* zwischen den beyden *Duc* allerdin Verdacht, und Heinsius' *sulcat* scheint der Berücksichtigu werth. — 260:

Genitorem adortus impia stravi nece.
Hoc alia pietas redimet: occidi patrem,
Sed matrem amavi.

Alia pietas? Ironice dictum puta, sagt Hr. B. Nach unser Meinung verdient des Ascensius *aliqua pietas, εὐσέβειά τις,* d Zurückberufung in den Text. — 342:

Miscete cuncta. rapite in exitium omnia.

Das sollte Seneca geschrieben haben, und nicht vielmehr *M ccte junctim, rapite in exitium, omnia?* — 350:

Vides modestae deditum menti senem,
Placidaeque amantem pacis ad partes vocas?
Tumet animus irâ, fervet immensum dolor,
Majusque, quam quod casus et juvenum furor
Conatur, aliquid cupio. Non satis est adhuc
Civile bellum; frater in fratrem ruat.
Neque hoc sat est; quod debet, ut fiat nefas
De more nostro, quod meos deceat toros:
Date arma patri.

Auch diese Stelle kann nicht fehlerlos seyn. Dem vor Zo rasenden Oedipus ist der Bürgerkrieg nicht genug; der Br der soll auf den Bruder todt hinstürzen. — Auch das g nügt ihm nicht. Damit dieser Frevel (der gegenseitige Br dermord) recht nach seiner (Oedips) Art vollbracht werd recht seiner Hochzeit würdig sey :— gebt Waffen de Vater! — Dem Oedipus Waffen? Wozu? um sich selbst un

ubringen? Von diesem Vorsatze stand er schon oben (105 ff.)
b. *Si fida es comes,*

> Ensem parenti trade, sed notum nece
> Ensem paternâ! Tradis, an nati tenent
> Cum regno et illum? — Faciet, ubicunque est, opus:
> Ibi sit; relinquo.

Oder will er mit in die Schlacht, wie einst der blinde König
Johann von Böhmen? Solche Thorheit widerspricht dem gan-
zen Zusammenhange. Oder will er selbst die Söhne morden?
Das müfste deutlicher ausgedrückt seyn. Aber gesetzt, die Wor-
te *Date arma patri* bedeuteten grade dies: Eteokles und Polyni-
ces sind ja nicht waffenlos; werden sie des Vaters rächende
Hand erwarten? So bleibt am Ende kein Sinn für die bezeich-
neten Worte übrig, und vielleicht wird Hr. B. mir beystim-
men, wenn ich schreibe *Dante arma patre.* Der Brudermord
genügt diesem Wüthenden nicht; er will selbst die Söhne da-
zu bewaffnen.

> *Siehst du denn einen Alten von bescheidnem Sinn,*
> *Und ladest sanften Friedens Freund zu solchem Werk?*
> *Die Seele schwellt Zorn, gränzenlos erbraust der Schmerz,*
> *Und Grössres als der Zufall und der Jünglinge*
> *Wuth wagt, begehr' ich. Nicht genug ist jetzo mir*
> *Der Burgerkrieg; der Bruder renn' ins Bruders Schwert,*
> *Und nicht genug: dafs diese That nach uns'rer Art*
> *Geschehe, würdig meines Ehbetts, reiche selbst*
> *Der Vater Waffen.* —

Schwer ist auch die gleich folgende Stelle von Agaven. *Fe-
rus gestare* sagt man nicht, und was frommt Heinsius' der
florentinischen Abschrift nachgebildetes *non ultro suo Sceleri
occurrit?* Auch Iokasta stürzte sich unfreiwillig in ihr Ver-
brechen; auch *sie* trieb das Schicksal. Vielmehr preist sie Aga-
ven darum glücklich, dafs deren ganzes Vergehen in einer ein-
zigen, blos von ihr selbst, noch dazu unwillkührlich, began-
genen That bestand; dafs es sich weiter nicht als auf diese ein-
zige That erstreckte; dagegen sie (Iokasta) nicht allein selbst
fehlte, sondern auch Unthaten Anderer verursachte (des Oedip,
durch, dafs sie durch Anbietung ihrer Hand ihn zum Erra-
then des Sfinxräthsels und somit zur Blutschande, verleitete);
Verbrecher gebar, und jetzt gar einen Feind, Polynices, liebt.
Demnach schlagen wir vor, so zu lesen:

> Felix Agave, facinus horendum manu
> (*nur durch ihre Hand, ohne Geistesantheil*)
> Quum fecerat, cessavit, ut spolium tulit
> Cruenta nati etc.

V. 504:

> Te maria tot diversa, tot casus vagum
> Egere.

Wie? Soviel, noch dazu ganz verschiedene Meere, (*maria to diversa*) hätte Polynices durchirrt? Nicht ein einziges. Er gin von Theben nach Argos, und ward des Königs Adrastus Schwie gersohn. Also ist *maria* falsch, und vielleicht zu lesen *Te amar tot diversa, tot casus vagum Egere.* Horaz Od. 2, 16, 25: *amar lento Temperat risu. Acerba multa et varia* sagt Cicero. Oben, 46 heifst es *Tu, qui, labores totque perpessus mala* etc. Da den Polynices Unglück von gar mancherlei Art bedrängte, i aus seiner Geschichte klar. — Oedip. 675. *Liceat hoc tuto ti Exuere pondus. Liceat?* Das braucht Kreon nicht zu wünscher denn das Recht, die Krone niederzulegen, machte dem Oedi pus Niemand streitig. Aber Oedipus *wollt'* es nicht: Also mu allem Ansehen nach *libeat* gelesen werden, welche Wörter nicl selten mit einander verwechselt sind. — 804.
Ich vermuthe:

Regnum: superbam liberi adstringunt fidem.

Merope erwartet von Oedipus die Krone: denn die durch d kinderlosen Polypus Tod freigewordenen Korinthier schwöre ihm Treue, und zwar *fidem superbam*, stolze, sich selbst fül lende, Treue, wie freie Männer sie schwören, nicht veraächtli che, wie sie aus Zwang ein Sklavenvolk leisten würde. *Cori thius te populus in regnum vocat patrium* heisst es 784. — 863. B zum Ende der Szene war wohl Manches zu bessern, worauf zu Theil die Verschiedenheit der Lesart hindeutete. Wir hab uns auch hieran in unserer Ausgabe versucht, und wünsche Hr. B. möge unsere Bemühungen ebenso freimüthig beurthe len, als wir die seinigen.

Auch im zweyten so eben erschienenen Bände, der die vi letzten Trauerspiele (Seneca's Medea, Agamemnon, Herkul auf dem Oeta, dann eines unbekannten Octavia) enthält, ur mit einem Register auf der 374. Seite das Werk beschliefs macht Hr. Baden manche nützliche Sprachbemerkung, hel manche Dunkelheit auf, heilt manche schadhafte Stelle, ur verdient dafür den Dank seines Publikums. Der nöthigen Ki tze wegen begnügen wir uns, nur das Wichtigste anzuzeige

Medea Vers 2. liest er nach der Florentiner Handschri die hier, wie billig, den Reigen führt, *Attica* für *Arctica*, d bey den Lateinern wenig gebräuchlich ist, wiewohl Hygin *a tarcticus* hat. Dafs die *plaustra* des Bootes *Attica* heissen kö nen, zeigt Nicolaus Heinsius. V. 518.: *Nos conflige*, d. h. *N compara.* V. 649 wird so interpungirt (unstreitig recht): *inrepertus*,

Raptus heu! tutas puer inter undas?

V. 749, wo Gronovius zu Florenz *Graviorum* gelesen hatte,

Heinsius bald nachher *Gravior uni*, und dies nahm Hr. B. mit Recht in den Text. V. 992 vertheidigt er gut die alte Schreibart *violavit*, so wie im Agamemnon V. 163 *peperit*, da Sprechende oft, und mit Nachdruck, von sich in der dritten Person reden. Agam. V. 258. giebt er *Palam* (d. h. *coram*) *marità*, V. 655 *petet*, endlich V. 983 *obruta* für das schwächere *obsita*, Alles aus dem Florentiner *codex*. Im *Hercules Oetaeus* V. 70. bot Ascensius *collo* für *coelo*, und gleich darauf derselbe *codex* das elegante *ac levius Styge*. V. 538 fand Gronov. aus der undeutlichen Schreibart der Manuskripte und ältern Ausgaben das richtige *et tacitum intimas* heraus. V. 542. *Te deprecor* und 629. *jungat* für *cingat* sind wiederum mediceische Lesarten. Treffend ist V. 1072. des Engländers Clerk (*Specimen 1. Observationum ad Lucanum pag. 22.*) Verbesserung *Aurito* für *Audito*. V. 1218. ward *dextra tui* mit Recht beybehalten, und wir lesen so auch in unserer neuen Bearbeitung V. 1243. *moles mei* für *m. mea* mit Fernand und Cajetan. Schön ist auch V. 1275. des Nic. Heinsius *Ritus* für *Rictus*, und 1289 Zinzerlings *solis adulti* für *adusti*; ein neuer Beweis der öfteren Verwechselung von *l* und *s* in den Handschriften, die uns neulich Anlafs gab, bey Horaz Od. 3, 11, 18 das verrufene *ejus*, *atque* in *ejulatque* zu verwandeln. V. 1306. schreibt unser Herausgeber nach der besten Handschrift *Commoda gnato manum Properante morte*, wie es bey Sophokles heifst Trach. 1042:

Εὔνασον, εὔνασόν μ', ὠκυπέτῳ μόρῳ
Τὸν μέλεον φθίσας.

Auch V. 1639 führte das florentinische *Rapitura* auf *Raptura*, welches Niemand anfechten wird, nachdem es jetzt den ihm gebührenden Platz im Text genommen; und nicht weniger leicht und glücklich ist V. 1739. hergestellt *Nunc es* (für das florentinische *est*) *parens Herculea*, so wie 1797, *Utero timendo*, d. h. *cum timeretur uterus*. In der Octavia V. 169. giebt Hr. B. aus eignen Mitteln *lacrimas tulit* für *dedit*, welche Wörter nicht allein hier verwechselt sind; V. 231. *infaustam* für *infestam* nach Heinsius; V. 486. nach Lipsius: *senatus, equitis, accensus favor:*

Plebisque votis atque judicio patrum
Tu pacis auctor u. s. w.

Auch 519 stimmen wir ihm bey, wenn er so schreibt: *virosque saepe cedentes suis.*

Concussus orbis viribus magnis ducum.
Superatus etc.

V. 691 hatte er Grund, *infelix* gegen einen berühmten An-

fechter *) in Schutz zu nehmen. Nur heifst das Wort nicht wie er meynt, *pernicialis,* sondern steht in seiner gewöhnlichen Bedeutung, die auf das römische Volk in seiner vorhin bejammerten Ausartung vollkommen pafst. Endlich schreibt Hr. B richtig V. 935. *Quid? saevior* u. s. w.

Wie wir an diesen Stellen seinem gesunden Urtheil Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so wollen wir anderer Seit nicht darüber rechten, dafs auch diese Ausgabe noch nicht Alles zu wünschende für einen Schriftsteller thut, dem Zeit und Abschreiber ärger mitspielten, als der gute Lipsius sich einbildete. Kritisches Ahnungsvermögen, wie wir es an den Bentley und Heinsius bewundern, ist sparsam ausgetheilt. Hr. B. macht keinen Anspruch darauf, und begnügt sich meist, wo sein Autor krankt, fremde Aerzte, besonders seine alten Niederländer zu Rath zu ziehen; eine Bemühung, die um so mehr Lob verdient, je zeitraubender und öfters undankbarer sie ist. Wo nun aber diese Fremden keinen Rath wissen, da bleibt natürlich Alles in *statu quo*: denn sehr selten wagt sich unser Veteran selbst, und dann gewöhnlich ohne Erfolg, wie z. B. in der Octavia V. 387., wo er *molis* für *solis* dem Dichter aufdringt ohne, trotz vieler Worte, diese Aenderung hinlänglich zu begründen; wie wir denn überzeugt sind, dafs die *cursus sacri solis* nichts gegen sich haben, und vielmehr im folgenden für *solis alternas vices* zu schreiben ist *salis (maris) et alternas vices.* Unserer Gewohnheit nach wollen wir daher dem Herausgeber oder vielmehr seinem Schriftsteller, die Hand bieten, und zu helfen suchen, wo es der Hülfe zu bedürfen scheint.

---

*) Grotius.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 49. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Senecae Tragoediae edit. Baden.

(*Beschluſs.*)

In den zwey ersten Schauspielen des Schluſsbandes ist dies eben nicht der Fall *); aber in den letzten giebt es allerdings Anstösse. Leicht zu helfen war *Herc. Oet.* V. 448.

Leve esse credis pellicis nuptae malum? Gronovius hatte schon *pellices* oder *pellicem* vorgeschlagen. Davon sagt aber Hr B. kein Wort, wie er denn manchmal das Bessere seiner Vorgänger entweder nicht kennt, oder aus unbekannten Gründen verschweigt. Des Perizonius Erklärung *(ad Sanctii Minerv. p. 176.)* *an credis nuptae leve esse malum malum pellicis?* ist höchst gesucht und

*) Doch sind auch diese noch nicht so, wie sie aus des Verfassers Pulte hervorgiengen. Z. B. in der Medea V. 965 ff. schreibt unser Herausgeber mit andern so:

> *Frater est; poenas petit.*
> *Dabimus. sed omnes fige luminibus faces:*
> *Lania, perure. pectus en furiis patet.*

Alle Fackeln soll er in ihre Augen stossen? Warum blos in diese? Ihre Brust erwartet ja auch die Furien. Wir zeigten schon zum Theil in unserer ersten Bearbeitung, auf welche wir verweisen, daſs so zu interpungiren sey:

> *Dabimus, sed (i. h. et quidem) omnes. Fige luminibus faces!*
> *Lania, perure, pectus! En, Furiis patet.*

So wird auch Agam 250 (*Quid rere ad animum suapte naturâ trucem Trojam addidisse?*) nichts erinnert, da doch das zweysylbige *suapte* bey Seneca unerhört ist, wenn man nicht das ähnlich (wie bey Ennius) zusammengezogene *Quatuor Herc. Oet* 1096, über welches noch einiger Zweifel waltet, hierher ziehen will. Wir vermutheten: *Quid rere ad animum suave natura trucem Trojam addidisse?* V. 539 hatte das beynahe lächerliche *Ajacis* (für *Ajacem*) nicht bleiben sollen. V. 650 ist die Erklärung von *Tandem* (für *Tene*) sprachwidrig, ebensowohl als *falsa* 725, *egit* 801, *Lassus* (wofür wir das Fernandische *Passus* gaben) 1599, und Octav. 761 das verschriebene *maneat.* V. 566 übersah Hr B. Alles, was Jakob Gronovius und wir gegen die Lesart der spätern Ausgaben *et hinc*, oder *hinc et*, *Chalcida* bemerkt haben. Dagegen ist V. 670 das florentinische *mobile* übereilt aufgenommen, da in der Folge erst von den *variis sonis* die Rede ist.

schwerfällig. V. 272. läſst Hr. B. auch das wirklich albern
Profer manus quocunque stehen, und erklärt noch ärmlicher al
Ascensius: *i. e. extende.* Wir beharren auf unserer Emendation
Profer minus quodcunque, Schieb' alles Geringere auf: denn du
kannst jetzo den Herkules verderben. V. 738 kann *Tumens*
que tacita nicht recht seyn. Vermuthlich: *Timasque* (der Nam
der Amme) t. V. 854 fodert der Zusammenhang dies: *perdic*
in solo Hercule Et ipsa populos (wie Faëthon). V. 1003:

Quaenam ista torquens angue vipereo comam?

Hierbey wird angemerkt: *Intellige Cerasten, qui vipereum es*
genus, juxta Nicandrum Theriac. v. 307. et quem crinalem at
tollit longo stridore Megaera Statii Theb. 11, 65. Aut leg
cum Heinsio: Q. i. t. igne vipereo comam, ut Annaeus per vipe
reum ignem oculos serpentum ardentes ac scintillantes innuat. Ni
hil ea conjectura speciosius esse potest. Wir sind nicht gleiche
Meinung, sondern halten die Stelle für verderbt, und lesen Q.
i. t. ungue vipeream c.? Ovid sagt Metam. 4, 454 von der
Furien:

Deque suis atros pectebant crinibus angues.

Etwas ähnliches meint unser Dichter. *Vipereum crinum* legt Vir
gil Aen. 6, 279 der *Discordia* bey, u. s. w. V. 1116 ist zu
verwundern, wie wir Alle bisher das matte *mors aliqua* duldeten

Atque omnes paritur deos
Perdet mors aliqua et chaos.

Nicht die erste beste *mors aliqua* hat hier zu schaffen, sonder
der Todesgott, der sogar alle Götter auf irgend eine Art (*ali*
quâ, aliquâ ratione, da sie eigentlich unvertilglich sind) dahin
rafft, und mit sich selbst den tragischen Kehraus macht:

Et Mors fata novissima
Ipsi (nicht In se, wie Alle lesen,) constituet sibi.

V. 1125 liest Hr. B. nach der Pariser Ausgabe vom J. 1515
quis superus locus

Pontum, sidera, Tartara,
Regna unus capiet tria?

Aber wie kann das ein *locus superus* seyn, der das Meer fas
sen soll; das seiner Schwere gemäſs die Tiefe sucht und da
Unterste aller Dinge, den Tartarus? Man schreibe:

Qui (statt Quis) tantum capiat nefas
Fati, quis superest (statt superis) locus?
Pontum, sidera, u. s. w.

V. 1331, wo in der Florentiner Abschrift steht *Nascetu*
odium undique, versucht unser Däne *Nascantur ocius*, als o
jetzt Herkules alle *mala* schnell herbeywünschen könne, d

r ganz ausser Stand ist, sie wie ehmals, zu überwinden. Der leld spricht von der Folgezeit. Wenn ja Unglück nach mir ommen soll, wünscht er, so entstehe es *otio*, aus Ruh' und 'rieden selbst, die ich dem Erdkreis verschaffte, also theils pät, theils nicht ausser dem Bereich menschlicher Weisheit, velche die Uebel der Kultur bekämpft. V. 1400, wo Herkues sich dringender den Tod wünscht, ist auch Noth und Angst mter den Herausgebern. Dies war wohl Seneca's Hand:

> Ubi morbus? ubinam pestis? estne aliquid mali
> Adhuc in orbe? Veniat huc aliquis mihi!
> Ni tendat (für Intendat) arcus, nuda sufficiet manus.
>
> *Wo ist mir Pest? wo Krankheit? ist kein Ungeheu'r*
> *Auf Erden mehr? Komm' irgend einer! Spannt er nicht*
> *Hier diese Armbrust, reicht die blosse Hand schon hin.*

Er meynt seinen Bogen, durch den er am liebsten stürbe. Dafs, liesen zu spannen, nicht jedermanns Sache war, sieht man aus V. 1197. ff. des rasenden Herkules. V. 1561. quält sich Hr. B., uns die *dites* für Könige und, so Gott will, blutige Tyrannen zu verkaufen. Die Florentiner Handschrift hat *o duces.* Also schreibe man, nach Jakob Gronovius:

> Parcite! audaces inhibete dextras!

lafs ungerechte Herrscher angeredet werden, zeigt das Folgenle, und die Apostrophe wird desto leidenschaftlicher, je abgerissener sie ist. V. 1637. ff.

> Adgeritur omnis silva, et alternae trabes
> In astra tollunt Herculi angustum rogum,
> Raptura flammas pinus, et robur tenax,
> Et brevior ilex, silva contexit pyram
> Populea, silva, frontis Herculeae decus.

Das Wort *silva* im letzten Verse soll *cum emendatione et actu* wiederholt sein, wie *Atlantis* Virgil Aen. 4, 248:

> Atlantis duri, coelum qui vertice fulcit,
> Atlantis, cinctum adsidue cui nubibus atris
> Piniferum caput.

Allein wir berufen uns auf jedes Lesers Gefühl, ob diese Stellen sich vergleichen lassen. Auch hier fehlten ohne Zweifel die Abschreiber, da im Original vielleicht stand: *et brevior ilex; alba sed complet rogos (sed compl. rogos* nach dem florentinischen *se complet rogo) Populea silva etc.* Leicht konnte *alba* in *alua* und weiter in *silva* übergehen, da die Schriftzüge dieser Wörter gleich an Zahl und die Buchstaben *b* und *u* unzählige mal mit einander verwechselt sind. Bekanntlich war eigentlich die Weifspappel dem Herkules geweiht. Theokrit 2, 121:

> Κρατὶ δ' ἔχων λεύκαν, Ἡρακλέος ἱερὸν ἔρνος.

V. 1650:

> Accipe haec, inquit, sate
> Poeante dona; munus Alcidae cape.

I. e. sagt Hr. B., *ita cape, ut in beneficio ponas,* und verweis auf Ernesti's Synonymik wegen des Unterschiedes zwischen *donum* und *munus*. Als ob Dichter auf solche Unterschiede achteten! Man lese:

> Accipe haec, inquit, sate
> Poeante; dono: munus Alcidae cape.

haec, Pfeil und Bogen.

> *Empfahe dies, so sprach er, Sohn*
> *Pöas': ich schenk' es: nimm Alcides' Gaben an.*

Dono ist keineswegs überflüssig, da Herkules die Waffen den Filoktet auch blos in Verwahrsam, oder für einen Dritten übergeben konnte. Aber *Accipe dona* steht neben *munus cape* ganz tautolog. V. 1680 paſst zu der göttlichen Wonn' und Seelenruhe des Heroen das gewöhnliche *dirum fremens* nicht. Wir lesen *divum fremens*, θεῖόν τι βρεμόμενος, und erinnern nur an Virgils (Aen. 9, 636) *Laetitiaque fremunt.*

Was die Octavia betrifft, so ist dieses Stück von allen Herausgebern stiefväterlich behandelt worden, weil man es, als eines Unbekannten Hervorbringung, so zu sagen, nicht für voll ansah. Daſs es auch sein Verdienst hat, ist schon von Andern anerkannt, und die Sprache weist ihm seinen Platz in Seneca's Zeitalter, oder doch bald nachher, an. Freylich aber bedarf Manches darin noch der bessernden Hand. So kann in der Stelle 570 f.:

> Hic mihi jugales praeferat taedas deus (Amor),
> Jungatque nostris igne Poppaeam toris

igne unmöglich das Wahre seyn. *Ipse* ist der Eitelkeit des Nero gemäſs, und jenem ähnlich. V. 586 ist das gewöhnliche *Sit licet* oder *Si licet* unbeschreiblich matt. Besser wäre:

> Sen. Levis atque vana scilicet. Nero. Multos notat.

Das spöttische *scilicet* am Schluſs der Sätze oder Satzglieder ist wohl bekannt. V. 618 schreibt Hr. B. so:

> Imputat fatum mihi
> Tumulumque. nati poscit auctorem necis.

Das ist zugleich tautologisch und unelegant. Wir schreiben lieber: *Imputat fatum (suum) mihi, Tumulumque nati poscit auctorem necis (Neronem). Tumulum nati* für *Natum occisum,* nicht unpoetisch. V. 690 vertheidigt der Herausgeber das hergebrachte *Et culpa Senecae* so, wie es vertheidigt werden kann, das heiſst schlecht. Die Kritik muſs auch an dieser Stelle ihr Werk

thun, und wir bleiben bis jetzt bey unserer Aenderung *Nec culta Senecae etc.* V 761 steht *manet*, freylich gegen den gewohnten Gebrauch, für *fluat*, das sich öfter so bildlich findet, und bedeutet *abscedat*. V. 789 ist

Reddere penates Claudiae divi parant

unerkannt falsch. Hr. B. verstummt. Auch hier wissen wir nichts Besseres, als unsere Vermuthung *R. p. Claudiae* (*di!*) *vi parant*. So schreibt Gronovius richtig Thyest 1071. *Quocunque, di, fugistis* für *diffugistis*, und früher hatte man bey Ovid Metam. 12, 545. *majora fidè* (*di!*) *gessit* für *digessit* gesetzt, welche Stelle mit den Bemerkungen der Editoren die unsrige erläutert. V. 803 schwebt *quae timor recipit meus* in der Luft. Wir rathen zu lesen *Quae tumor recipit merus*, was irgend reiner (ungemischter, ungebändigter) Zorn begehen kann, wessen er irgend nur fähig ist.

Doch es ist Zeit, abzubrechen. Bey einer neuen Auflage wird hoffentlich Hr. B. auch auf unsere Andeutungen Rücksicht nehmen, und dagegen lieber so manches Breite über bekannte Dinge, wie bey Med. 760, Agam. 823 Hercul. Oet. 578, ins Kurze fassen.

F. H. Bothe.

Des Decimus Junius Juvenalis Satiren, in der Versart der Urschrift verdeutscht von J. J. C Donner. Tübingen bey C. F. Osiander 1821. 8. II und 289 S. 1 fl. 30 kr.

Ein Werk, an welchem Talent, Kenntnifs, Fleifs unverkennbar sind, und das um so grösseres Lob verdient, je schwieriger die Aufgabe war, die zu lösen der Verf. sich vorsetzte. Denn einen Feuergeist, wie Juvenal, zu übersetzen ist nicht leicht; so manche mifslungene Versuche in allen Sprachen der gebildeten Mitwelt bezeugen es; und auch Hr. Donner ist nicht all' die zahlreichen Klippen vorbey gesteuert, die seinen Weg versperrten; aber die meisten mied er glücklich, und darum gebührt ihm sein Kranz. Deutsch heraus zu reden: er hat Juvenals warmes Gefühl, seine Gewalt der Sprache, seine Verskunst. Was fehlt ihm noch? Die Herrschaft über dies alles, die weise Berechnung des Verhältnisses der Mittel zum Erfolg. Die Sprache des Aquinaten ist aus sittenrichterischer Würde und römischem Weltton gemischt. Auf der einen Seite keine Schonung des Lasters; auf der andern keine Uebertreibung, die durch den Schein des Lächerlichen so leicht alle Wirkung

verfehlt. Dagegen erlaubt sich unser Verdeutscher nicht a
lein manche Auslassungen, die unsre Sitte mehr zu fode
scheint, als fodert (s. S. 6, 9. 11.); er mildert auch bisweil
im Geschmack der Neuern, nicht aber im Geiste des Satii
kers, den der Unmuth dazu machte. Daher 1, 55 der gefä
llige Ehherr statt des *leno,* die dienstbaren Mägdele
(*lenonum ancillas*) 6, 317. und mehr dergleichen Tünchunge
die dem Sittenrichter so schlecht anstehen, als dem Gesetzgebe
Im Gegensatze hiervon wird der Ausdruck übertrieben, un
mit Zimmermann zu reden, für hundert tausend gesagt. D
Schöne ist *bildschön* 7, 190), das Adliche *hochadlich,* der Bech
(1, 57) ein *Krug,* der Declamator (Juvenal war es lange selb
und, wie es scheint aus Neigung,) ein *Pausbackredner,* ui
die *bellorum animae* 2, 156 sind nichts geringeres als *Kriegshe
lande.* Eben so giebt es hier nicht nur *groſsmächtigen* Erbscha
(*testamentum ingens* 6, 549), *groſsmächtigen* Reichthum (14, 303
sondern auch *groſsmächtige* Austern (6, 299), *groſsmächtige* Gan
lebern (5, 113), und überall surrt es von *ur*alt, *ur*ähnlich, *u*
edel, *ur*schnell, *Ur*quell, *Ur*zweck, *Ur*elementen. Daſs dergle
chen der Satire nur als Folie gestattet ist, brauchen wir Hri
D. nicht zu sagen, und Niemand verkennt z. B. die Ironie i
der bekannten Stelle bey Persius 1, 99: *Torva Mimalloneis im
plerunt cornua bombis* u. s. w. Der Weltmann *v. Haugwitz,* Hri
D's nächster Vorgänger, fehlt hierin weniger.

Wir wenden uns zu der Verskunst. Daſs der Uebersetze
sie versteht, wird eine Probe am Schluſs unserer Beurtheilun
zeigen. Allein, wackerer Taktschläger, wie er ist, muthet e
doch öfters dem Takte etwas zuviel zu. Choriamben, wi
Von Diomed 1, 53, *Als hätt' ich was* 9, 97, *Zum Capitol* 10. 6
Molosse, wie *An Mannkraft* 15, 114 Epitrite, wie 15, 7, *Vo
Vortheilen,* Doppeldaktylen, wie 14, 2. *Des ungemakelten,* wer
den noch von vielen verhört werden; und verlangt Hr. D. da
für, wie er wohl könnte, ein griechisches, ein lateinisches Oh
so darf man ihm wiederum die zu häufige Verkürzung soge
nannter mittelzeitiger Sylben in Wörtern, wie Oh*eim,* Arm*u*
Am*boſs,* heim*wärts,* Ter*eus,* Al*ba's,* Aurun*ca's,* und andererseit
die Dehnung der Vorendsylbe im *gemeinschaftlichen* 15, 7. u
dgl. m. vorrücken, was an die unbestimmtere Reimmessun
erinnert. 2, 160 heiſst es:

Ueber | Juverna's | Gestade | hinaus, und über | Orkaden

Warum nicht über *Juverna's Ufer?* So geschähe theils der Län
ge (—*na's*) ihr Recht, theils hätten wir einen trochäische
Verseinschnitt weniger, der, so gehäuft, wie hier und an eini
gen andern Stellen, z. B 1, 12. (*Schallen | ohn' Ende | betäu
bend | des Fronto | Platan* u. s. w.), widerlich wird; endlic

würde dem Gehüpf der Daktylen etwas gesteuert, die der Hexametrist durchaus im Zaum halten mufs, wie man auch an Hrn. D's Beyspiele sieht. Denn seiner Vorliebe für sie haben wir unter Anderem die vielen Participia zu verdanken, die der Rede etwas Gestaltloses geben, wovon das Original mit seinen kräftigen Substantiven nichts weifs. Oder ist jemand, der das Deutsche (1, 1), Werd' ich stets nur *ein Hörender* seyn? dem lateinischen *Semper ego auditor tantum?* vorziehe? der nicht wünsche, 2, 93 möge für Gefleckt von gefeuchtetem Russe, Mit gebogener Nadel, dies stehen: *Von feuchtem Russe* (*madita fuligine*) *geflecket?* So sind auch Spondeen im Hexameter ein gut Ding; aber wer mag darum all' die *Krötlein* (3, 44; 6, 651), *Söhnlein* (3, 131), *Mägdlein* (9, 128), *Mezlein* (14, 45), *Weiblein* (*femina* 6, 239), *Thränlein* (*fletum*, 6, 273), und *Schriftlein* (*libellos*, 3, 205)? *Est modus in rebus*, sagt unser Altmeister. —

Eigentliche Mifsverständnisse haben wir nur selten bemerkt. Doch gehört dahin *der Thatendurst* (*sitis virtutis*) 10, 141, die *zärtlichen Pflanzen* (*tenues plantas*, wohlfeile, wie Horazens *tenues malvae*). 3, 227, die *gesäumte Scham* 11, 55, das *Herz der Titane* (*Quis meliore luto finxit praecordia Titan*) 14, 35. und die *glückliche Laune* ebenda 119. 14, 264 mufs es heissen: Oder erfreun uns (statt *nicht*) mehr das Gemüth, — und ähnlich ist 15, 107 gefehlt worden. Widersprechend ist 14, 2:

Des ungemakelten Glanz mit haftenden Flecken verunreint,
(Et nitidis maculam haesuram figentia rebus),

und sonderbar 4, 58: *Graunvoll saufste der Winter im Wust* (*Stridebat deformis hiems.*) Auch 2, 72 befremdet *Ha, ein Gewand,* (*En habitum*). *Dies das Gewand* wäre verständlicher. Die Stelle 4, 83 (*Wer dem Beherrscher der Meer' und der Land' und der Völker frommete mehr als Freund, maria ac terras populosque regenti* (*Quis comes utilior*) ist Ronsard's würdig, der, wie Boileau sagt, *en français parloit grec et latin*, und was soll dem Deutschen das viele Fremde, das man hier beybehalten sieht, *Akoit, Kukulle, Proseuche, Baskauden, Faselen, Sportel* (*sportula*), *Kow* und *Auster*, ja sogar 15, 4, der *heilige Cercopithekus?* —

Hr. D. kennt nicht allein den Umfang seiner Sprache; er erweitert ihn auf öfters mit Glück. Die Wörter *Altforscherin* (*antiquaria*), *Befehlstab*, *Elfen* für Elephanten, *Schriftstellen* (beyde in der Analogie begründet), *Studienhäuser* u. dgl. m. gefallen. Statt *Münden* (*ostia*, 13, 27) möchten wir lieber sagen *Gemünde*. Doch kein Streit hierüber: Fort wünschten wir dagegen Bildungen, wie *Bedenk, Abstamm, bändig* (*domitus* 7, 77), *dicklich* (*crassus* 13, 163), *dümmlich* (*indoctus* 7, 48), und die Provincialismen *Köthen* (*armaria*, 7, 11), *worgte* 4, 28, *doppele, mit-*

tele, drang für voll 14, 189, das oft wiederholte *Sippe, Vorkommniss* (*foedere*) 7, 123, *ligt* u. s. w.

Hart ist *Markts* 1, 7. *Parrhas, Volus,* für Parrhasius, Volusius, *einstürzte* für hineinstürzte 1, 54, und 6, 232 *rufet bey*. 2, 67 und 7, 91 mussten die Eigennamen Creticus und Bareas unverändert bleiben. Eben so 6, 192. Das charakteristische Ζωὴ καὶ ψυχὴ, das in der Dolmetschung seine ganze Farbe verliert. 10, 122 würde die Lächerlichkeit des *O fortunatam natam me consule Romam* wenigstens von fern angedeutet, wenn man es so gäbe.

O, wie schwammest du, Rom, da ich Konsul war, in dem Glücksstrom!

Von den Textänderungen, theils Anderer, theils Hrn. D's. selber, billigen wir nur zwey, *aeluros* (Gellius braucht das Wort) für *caeruleos* 15, 7, und *favor* 10, 56 für *labor*, das in diesem Zusammenhange unmöglich stehen kann. Alle übrigen beruh'n auf falscher Interpunction (9, 108; 11, 193), auf Unbeachtung des seltneren Sprachgebrauchs, aus dem z. B. 12, 32 die doppelten Genitiven zu erklären sind, über die man *Perizon. ad Sanct.* 2, 3, 15 nachsehe; auf Verkennung der oft rednerisch geschwellten und kräftig asyndetischen Ausdrucksart Juvenals (3, 311 wo *Bahrdts pravorum atavos* unbeschreiblich matt ist; 6, 118) und auf ähnlichen Missgriffen, über die wir vielleicht mehr sagen, wann wir einmal eine neue *Ausgabe* des Dichters anzeigen.

Jetzt brechen wir diese Ausstellungen ab, und geben nur noch zum Beschluss die versprochene Probe aus Hrn. D's. Werke. 6, 284:

Keuscher Latinerinnen Geschlecht erzog in der Vorzeit
Aermliche Hab'; Unthaten, das niedere Dach zu beflecken,
Wehrete Arbeitfrohn, kurzträumende Schlummer, und harsche
Händ' in tuskischer Wolle Gewirk, dann nächst an den Thoren
Hannibal, und am kollinischen Thurm wachhaltende Gatten.
Langer Ruhe Verderb erdulden wir; grimmer als Kriegswehr
Dröhnt' (? *Incubuit*) *uns Ueppigkeit an, und rächt den bezwungenen Weltkreis.*
Keine Schuld, kein Frevel der Wollust fehlete, seitdem
Römische Armuth uns abschied; da strömte zu unsern
Anhöhn Sybaris her, und Rhodos daher, und Miletos,
Und, bey Gelagen umkränzt, das schäkernde, nasse Tarentum
Sitten des Auslands schwärzte zuerst das schmälige Geld ein,
Und in schandbarem Prunk' entmannete weichlicher Reichthum
Unsere Zeit.

Wer verkennt in solchen Stellen, deren diese Verdeutschung nicht wenige hat, das *os magna sonaturum* und neben der Naturgabe glückliches Studium der besten Muster? Gebe Hr. D. uns mehr so vielversprechende Versuche, und zieh er auch von Juvenal die nachbessernde Hand nicht ab, so kann er alle Vorgänger übertreffen.

Th.

Ueber das Leben und Gedicht des Apollonius von Rhodus. Eine historisch kritische Abhandlung von M AUGUST WEICHERT, Rector adj. und Professor an der Königl Sächsischen Landschule zu Grimma, und der Grosherzoglich Lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitgliede. Meissen, bey Friedrich Wilhelm Godsche 1821. VIII und 437 S. in 8. 1 Rthl. 16 ggr.

Diese mit vieler Belesenheit abgefafste Schrift, über Leben und Werke des berühmten Apollonius von Rhodus, soll nach der Erklärung des Verf. nur als ein Vorläufer betrachtet werden, zu den erklärenden Anmerkungen, welche derselbe über die Argonautica fähigen, lernbegierigen Jünglingen zum Selbststudium in die Hände zu geben gesonnen ist, und wovon nach seiner Versicherung das erste Bändchen alsbald erscheinen wird. Es zerfallt diese Schrift ihrem Inhalte nach in drey Kapitel, deren erstes (§. 1—15. incl. S. 1—90.) Nachrichten von dem Leben und den Verhältnissen des Apollonius enthält. Aber auch Vieles, was die andern gleichzeitigen Gelehrten Alexandrias angeht, die zum Theil zu einer noch höhern Stufe des Ruhmes gelangt sind, wird hier mitgetheilt, viele Aufschlüsse und Berichtigungen über Eratosthenes und Callimachus zunächst, dem Feinde unseres Dichters gegeben. In so fern mag es freylich der Verf. mit Recht bedauern, *Matter's Essai Historique sur l'école d'Alexandrie, Paris 1820* II. Th., nicht haben benutzen zu können. Als Geburtsort des Apollonius nimmt Hr. Weichert Alexandria, nicht wie Andere Naukratis an, und erklärt die bekannte Stelle des Athenäus, die für die letztere Meinung zu sprechen scheint, (VII, 19. Tom. III, p. 33. Schwgh. vrgl. mit Aelianus An. Hist. XV, 23 p. 855. Gron) dahin, dafs hier Apollonius der Rhodier oder der Naucratit genannt werde, als ein solcher, der wegen seiner Untersuchung über die Stadt Naucratis — er hatte ja eine Κτίσις Ναυκράτεως geschrieben — eben so der Naucratit genannt werden sollte, als er um seiner gelehrten Verdienste wegen der

Rhodier heisse. Es lebte Apollonius unter der Regierung dreyer Fürsten, des Ptolemäus III. Evergetes, Ptolemaus IV. Philopator und Ptolemäus V. Epiphanes, als Mann und Greis, theils zu Rhodus, theils zu Alexandrien, geboren aber wurde er unter Ptolemäus II. Philadelphus. Diese an sich sehr schwierige Untersuchung erhält zwar durch die Nachricht, dafs Apollonius dem Eratosthenes als Bibliothekar im Museum gefolgt sey, und dafs des Apollonius Nachfolger Aristonymus gewesen, einen sichern Ruhepunkt, kann aber im übrigen nur durch blosse Vergleichungen und anderweitige Combinationen, wie sie Hr. Weichert mit Glück und Vorsicht angestellt hat, durchgeführt werden. Das insbesondere, was wir von den Lebensumständen des Callimachus wissen, des Lehrers von Apollonius, verdient berücksichtigt zu werden. Demnach läfst es sich mit Sicherheit behaupten, dafs die Geburt unseres Dichters in die erste Hälfte der dreyjährigen Regierung des Ptolemäus II. Philadelphus, seine Blüthe in die Regierung der Ptolemäer, Evergetes und Philopator, sein Tod in die des Ptolemäus Epiphanes falle, und dafs er, wenn auch einige Jahre jünger als Eratosthenes, doch ein sehr hohes Alter erreicht habe (S. 24). Es folgt nun die schwierige Untersuchung über die unangenehmen Verhältnisse, in denen unser Dichter mit seinem ehemaligen Lehrer Callimachus gelebt, und über die Veranlassung, welche die bekannten heftigen Streit- und Schmähschriften zwischen den beyden Männern zur Folge hatte. Aus der Charakteristik des Callimachus nemlich, der bey seinen Zeitgenossen unverdienterweise von Seiten seiner glänzenden Talente, grosse Ehre und Bewunderung erlangt hat, da seine sämmtlichen Gedichte doch mehr Erzeugnisse des Fleisses und der Anstrengung, als eines kräftigen, mit blühender Phantasie ausgerüsteten Geistes sind, und eben so sehr seine ausgebreiteten Kenntnisse, wie seinen Mangel an allem Schönheitsgefühl und seine Geschmacklosigkeit beurkunden, aus der ganzen Denkungsart dieses Mannes, der lieber kleine Werke über einzelne dunkle Gegenstände, als Ein grosses umfassendes Werk schreiben wollte, geht hervor, dafs die Achtung, die ihm der Hof erwies, das allgemeine Ansehen, das er genofs, die gute öffentliche Meinung, in der er stand, einen nachtheiligen Einflufs auf seinen Charakter äusserte. Eitelkeit, ein damit verbundener gelehrter Stolz, der mit Verachtung die Verdienste Anderer ansieht, und alle die feindseelig verfolgt, welche in Lehre und Meinung von ihm sich trennen, diefs waren davon die nächsten Folgen, und in ihnen ist auch der Grund, die Ursache der Feindschaft zwischen Callimachus und Apollonius zu suchen: frühzeitiges, feuriges Emporstreben von Seiten des Letzteren,

Verlassen der Grundsätze seines Lehrers; andererseits stolzer Unwille, Mifsgunst und Neid über den frühen Ruhm des von ihm abgewichenen Jünglings. Dabey enges Anschliessen an die natürliche Einfachheit der Homerischen Gedichte, ein Streben, ihre einfache Schönheit in Sprache und Dichtung zu erreichen, ganz entgegen den Grundsätzen des Callimachus und der übrigen Dichter jener Periode, welche sich von dem Homer möglichst zu entfernen und einen neuen Geist der Dichtung zu schaffen bemüheten, die es sogar tadelnswerth fanden, wenn ein Dichter im Homerischen Geiste zu singen sich unterfieng (vergl. Theocrit. Id. VII, 45). So darf es uns nicht auffallen, dafs Apollonius, als er mit seinem Gedicht (der Argonautica) auftrat, bey den Zeitgenossen gänzlich durchfiel, wobey freylich Kabalen und Intriguen des einflufsreichen Callimachus, wie dessen Anhänger auch das Ihrige mit beygetragen haben mögen. Apollonius verliefs nun aus Schaam seine Vaterstadt, nachdem er sich vorher derb in einem Epigramme gegen Callimachus ausgesprochen, der nun durch ein Schmäh-Gedicht, Ibis genannt, das wir durch Ovid's Nachbildung kennen, sich zu rächen suchte. Die Veranlassung zu dieser Benennung, welche Callimachus seiner Schmähschrift gab, findet Hr. Weichert in der Gesichtsbildung des Apollonius, die vielleicht der der Ibis ähnlich war (S. 72. 73. f. 76. f.). Auch in andern Gedichten hatte Callimachus seinen Zorn gegen Apollonius, der erst durch den Tod ein Ende gewonnen zu haben scheint, ausgeschüttet; ein Umstand, der um so auffallender ist, als beyde, im Leben so feindselig gesinnte Männer in ein Grab gelegt wurden (wie Hr. Weichert nicht bezweifelt S. 85—87). Apollonius, der sich, jenes Epigramm ausgenommen, in der Folge nicht weiter gegen Kallimachus ausgelassen (S. 62), begab sich nun nach Rhodus, die einzige Stadt, die damals mit Alexandrien in einen rühmlichen wissenschaftlichen Wetteifer treten konnte. Dort eingebürgert, lehrte er mit grossem Beyfall die Rhetorik, und nahm den Beynamen des Rhodiers an, unter welchem er dann auch der Nachwelt bekannt geworden ist. Die Nachricht, dafs Apollonius hier sein Gedicht verbessert, und ungetheilten Beyfall bey dem Vorlesen desselben eingeerntet, wird als wahr angenommen, ihre Wahrheit durch innere Beweisgründe zu bestätigen gesucht, somit die Annahme einer doppelten Ausgabe der Argonautica, wie sie Gerhard in den *Lectionibus Apollonianis* durchgeführt hat, gerechtfertigt (s. §. 8. S. 52 ff.). Der Grund, warum Apollonius nicht in den Canon der Dichter zu Alexandria aufgenommen, mag nicht sowohl in einer feindseligen Gesinnung gegen ihn liegen, als vielmehr darin, dafs Apollonius noch lebte (nach Quinctil. Institt. Orat. X.

1 § 54) ob man gleich, vielleicht aus einiger Partheylichkeit, mit Callimachus eine Ausnahme gemacht zu haben schien (§. 15. S. 87—89).

Wir kommen auf das zweyte Kapitel »*von den Schriften des Apollonius, namentlich von dem Gedichte über die Argonautenfahrt.*« §. 16—53 oder S. 90—390. Apollonius war Epigrammatist, Grammatiker und Kritiker, Geschichtsforscher in vorzüglichem Grade, wie die Schriften beweisen, durch die ihm grosses Lob zu Theil geworden ist, besonders die Κτίσεις: Nachforschungen über den Ursprung und die Schicksale einzelner Städte. Nach Hrn. Weicherts Annahme waren sie nicht sowohl ein in sich zusammenhängendes Werk, sondern es bildete eine jede Κτίσις ein für sich bestehendes Werk, sie waren zum Theil in Prosa, zum Theil in Versen abgefaſst (S. 97-88). Grösseren Ruhm erwarb er sich jedoch durch das schon oben erwähnte Gedicht, worin er die *Argonautenfahrt* besang; einen Gegenstand, der so ganz nach den Ansichten seines Zeitalters für ein Epos sich eignete und einen reichlichen Stoff zu Einstreuung gelehrter historischer, geographischer u. mythologischer Notitzen darbot, wo also Gelehrsamkeit und umfassende Kenntnisse in ihrem glänzendsten Lichte sich zeigen konnten. Es hat dieser Umstand unsern Hrn. Verf veranlaſst, in eine umständlichere Betrachtung dieses Zuges und dieser Fahrt einzugehen. Ausgehend von dem Satze. daſs der ganzen Erzählung ein historisches Faktum zum Grunde liege, und daſs, nach Entfernung alles poetischen Schmucks, als sichere Thatsache doch die Annahme begründet sey, es hätten die Griechen vor dem Trojanischen Kriege von Thessalien aus eine Seereise nach Colchis unternommen und glücklich, wenn auch nicht ohne Gefahr, ausgeführt (S. 106), beschäftigt ihn nun die Frage nach Zweck und Absicht dieser Fahrt. Die verschiedenen Meinungen und mannigfaltigen Deutungen, insbesondere die, welche in der Flucht des Phryxus und dem Argonautenzuge eine blosse *Handelsspeculation* sieht, werden prüfend und widerlegend angeführt, die eigene Ansicht geht dahin, »daſs man unter dem Wiederfelle nichts als die Reichthümer des Phryxus zu verstehen habe.« Phryxus wie seine Schwester, durch Familienverhältnisse genöthigt, das Vaterland zu verlassen, entweichen heimlich zu Schiffe mit ihren Reichthümern nach Kolchis, das in frühem Handelsverkehr mit Griechenland stand. Phryxus legt dort die Reichthümer aus seinem Schiffe, *Widder* genannt, (wegen des Widderbildes, das sich als Parasemon am Vordertheile des Schiffes befand,) in einem heiligen Haine nieder, *das goldene Vlieſs.* Die Ermordung des Phryxus durch den wilden Aeetes und die Verletzung der Gastfreundschaft war ohne Zweifel der Familie

der Aeoliden bekannt geworden, zu welcher Jason gehörte. Er unternahm die Blutrache, oder doch die Wiedereroberung der Schätze. Der Heldengeist, der damals die kräftigen Griechischen Stämme beseelte, der Durst nach Abentheuer und Grofsthaten, reizten die Helden aller Orten, um an diesem Zuge Theil zu nehmen, der so zu einem förmlichen Feldzug, ganz dem heroischen Geiste jener Zeit gemäfs, anwuchs, auch ist es wahrscheinlich, dafs man nicht blos *ein* Schiff, das an Grösse und Stärke alle bisherigen übertraf, die »*vielbesungene Argo*« wie sie Homer nennt, zu diesem Zuge ausgerüstet, sondern dafs man mehrere Schiffe dabey hatte, wie auch Charax erzählt. Handel und Verkehr konnten allerdings die Folgen dieses Unternehmens, nicht aber sein einziger Grund seyn, eher möge man es für einen blossen Raub oder Fehdezug halten, was doch wenigstens dem damaligen Zeitgeiste angemessener sey. Die Fahrt selber läfst sich (S. 130) in die Jahre 1260 — 50 vor Christi Geburt setzen, also 80 Jahre vor Troja's Zerstörung, die ins Jahr 1180 fiele.« Dies sind die Resultate der Untersuchungen des Hrn. Verf im §. 21 22 23, und die wir, weil sie einen so wichtigen, schon so vielfach besprochenen Gegenstand betreffen, in einer bequemen Uebersicht zusammen gestellt, unsern Lesern nicht glaubten vorenthalten zu dürfen: doch müssen wir offen bekennen, dafs uns *dieses* Resultat keineswegs als genügend erscheinen konnte, und dafs wir eine höhere Bedeutung, die diesem so reich ausgesponnenen Mythenkreise zu Grunde liegt, nicht aufgeben können. Die Bahn dazu ist bereits durch K. O Müller in den Geschichten Hellen. Stämme I. Bd. S. 258 ff gebrochen worden, und ihm gebührt das Verdienst, zuerst auf die höhere, religiöse oder ideale Beziehung des Ganzen aufmerksam gemacht und die einzelnen mythischen Ansichten besser gesichtet zu haben, ohne deswegen das Historische, das doch auch unbezweifelter massen hier mit in den Mythus eingeflochten, läugnen zu wollen. Zwar hat auch er das Ergebnifs seiner Forschungen mehr negativ als positiv mitgetheilt, überdem hat er ein wesentliches Moment zur höhern Einsicht und Würdigung des Mythus ganz übergangen, wir meinen den Widder, der hier eine so bedeutende Rolle spielt und wohl nur aus alt Kolchisch ägyptischem Sonnendienste abgeleitet werden könnte. Denn mit Erklärungen, wie die von einem Schiffe, das wegen des Parasemon diesen Namen geführt, u. dgl. mehr, wird sich der wahre Mytholog nimmermehr begnügen können, der die Natur des Mythus nicht gänzlich verkennt«, welcher nie ist ohne Einbildung eines Idealen, innerlich Erzeugten, in ein Reales, äusserlich Gegebenes,*) —

*) Müller a. o. a. O. Seite 285.

In den nächst folgenden Abschnitten (§. 24—40) verbreitet sich dann der Hr. Vf. mit Ausführlichkeit über die Quellen, die Apollonius bey Abfassung seiner Argonautica benutzte, nicht blos Schriftsteller über die Argonautenfahrt, sondern auch die Herakleen, Topographien, die Werke alter Historiker und Logographen u. dgl. m.; und zwar scheint sich Apollonius mehr an Prosaiker, als an Dichter gehalten zu haben. Daher verweilt er sehr gerne bey Beschreibung von Gegenden, Schilderungen von Völkern u. dgl. mehr, während oft andere Dinge, welche mit dem Zuge selber in engerer Verbindung stehen, nur kurz berührt, oder gar ganz mit Stillschweigen übergangen werden, ohne Zweifel, weil solche Gegenstände schon von Andern vorher vielfach besungen worden, es also kaum möglich gewesen wäre, hierüber etwas Neues zu sagen. Es mufste Apollonius eine zu grosse Uebereinstimmung und Gleichheit in der Darstellung und Behandlung des Stoffes vermeiden, wenn er nicht ganz den Reiz der Neuheit und dadurch alles Interesse seinen Gedichten entziehen wollte (S. 146 ff.). Als Resultat einer mit Ausführlichkeit angestellten Untersuchung über die von Apollonius so zahlreich benutzten Quellen, ergiebt es sich dann freylich, dafs das, was wir als Eigenthum unseres Dichters, zu betrachten haben, im Ganzen sehr wenig ist. Allein es kann ihm diefs um so weniger zum Vorwurfe gereichen, als gerade der gleichmässige Ton, der durch das Ganze geht, ihn hinlänglich von dem Verdachte einer sclavischen Abhängigkeit, wie sie nur der Geistesarmuth oder Trägheit eigen ist, frey spricht, und sich überall der ihm eigenthümliche, ruhige Geist der Darstellung kund thut (S. 268.). Verdienstlich ist die im §. 42 enthaltene Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts mit steter Berücksichtigung und Vergleichung des Valerius Flaccus in den zu diesem Zweck dem Text beygefügten Noten. Es geht daraus hervor, dafs in der Anlage des Stoffes kein grofser Geist sich verräth (S. 325), jedoch dürfen wir, um in unserm Urtheile nicht unbillig zu seyn, bey der Beurtheilung des Apollonius nicht die Homerischen Gedichte zum Maafsstabe wählen, müssen auch bedenken, dafs die Anforderungen der epischen Kunst, wie sie Aristoteles aufgestellt, und wie sie in der Odyssee so ziemlich erreicht und verwirklicht worden auf die Alexandriner weniger passend, ja bisweilen unausführbar waren, weil sie mehr Erzähler waren, die bey allen gelehrten Bestrebungen durch ausführliche Darstellung, Entwickelung und Deutung sinnvoller Mythen ihren Scharfsinn, wie ihre ausgebreitete Belesenheit und Gelehrsamkeit beurkunden wollten (S. 331). Dann, was der Hr. Verf. bey dieser Gelegenheit über »die stückweise Zusammensetzung der Ho-

merischen Gedichte, die mit Gründen, welche bis jetzt noch nicht widerlegt sind, (?) durch Wolf erwiesen sey,« können wir unmöglich unsere Zustimmung geben, so wenig wie der Ansicht, »dafs die planmässige Anordnung des Ganzen, die künstliche Verknüpfung der einzelnen Theile, jene *σύνθεσις τῶν πραγμάτων*, die Aristoteles so sehr lobt, nicht des Dichters, sondern des scharfsinnigen Ordners der einzelnen im Munde der Rhapsoden fortgepflanzten Gesänge seyn soll,« (S. 326 ff). Wir wollen dem Leser in seinem Urtheile nicht vorgreifen und enthalten uns aller weitern Bemerkungen, bitten jedoch Hrn. Weichert, um eine ausführlichere, mit äussern und innern Gründen unterstützte, ins Detail sich verbreitende Beweisführung, die er vielleicht jetzt nicht mehr für nöthig, wir aber für *sehr nöthig* erachten. Von §. 46 an werden die Charaktere der auftretenden Hauptpersonen geschildert, des Jason, der hier nicht genug hervorgehoben scheint, des Orpheus u. s. w., am meisten episch zeigt sich der Charakter der Medea (S. 359.), hingegen am wenigsten befriedigt Apollonius, wenn wir auf den Antheil sehen, den die Götter an den Schicksalen der Argonauten nehmen; und diese ungeschickte Benutzung der Götter sieht Hr. Weichert für den gröfsten Flecken des ganzen Gedichts an (S. 362). Wir übergehen die weitere Betrachtung der einzelnen Theile des Gedichtes, das demungeachtet grosse Vorzüge und Schönheiten enthält (s. §. 52), und wenden uns zum *III. Capitel: »Von den Erklärern, Beurtheilern und Herausgebern des Gedichts über die Argonautenfahrt.«* §. 54 — 59 oder S. 390 — 423. Hier werden zunächst die Commentatoren, des Apollonius, Irenäus, *Lucilius, Sophocles, Theon* u. s. w. angegeben, die verschiedenen Scholien, die wir jetzt noch besitzen, untersucht, die Nachahmungen des Apollonius, besonders bey römischen Dichtern (*Virgil* hauptsächlich — »ich getraue mir »zu beweisen, sagt Hr. Weichert S. 405, dafs die Aeneis der »Argonautik des Apollonius weit ähnlicher sey, als den Gesängen des Homerus, und dafs diese Aehnlichkeit aus dem fleissigen Studium jenes Gedichts und aus einer gewissen Geistes»verwandschaft herzuleiten sey«), nebst den Urtheilen älterer und neuerer Kunstrichter erwähnt, und zuletzt die Handschriften und Ausgaben der *Argonautica* aufgeführt.

Wir haben den Inhalt und die Hauptergebnisse dieses Werkes, so weit es uns möglich war, in der Kürze zusammengestellt, und hoffen dadurch, theilnehmende Leser zu einem genaueren Studium derselben aufgemuntert zu haben, um so mehr als auch die mannigfachen, gelegentlich eingestreuten Bemerkungen, deren wir aus Mangel an Raum nicht immer gedenken konnten, untrügliche Zeugnisse der Kenntnisse, wie

der rastlosen Thätigkeit und des unverkennbaren Fleisses sind den der Hr. Verf. auf dieses Werk gewandt hat: Vorzüge denen der Verleger durch das *überaus grobe und schlechte Löschpapier,* auf welchem das Werk abgedruckt ist, nur schlecht entsprochen hat.

Dr. Karl Salomo Zachariä's, öffentl. ord. Rechtslehrers auf der Univers. z. Heidelb. vierzig Bücher vom Staate. Stuttg. u. Tüb. in der Cottaschen Buchhandl. 1820. 8. 1 Bd. 507 S. 2 Bd. 478 S. 9 fl.

Es ist wohl ein mifsliches Unternehmen, der Herold seiner eigenen Werke zu seyn. Indessen kann die Anzeige einer Schrift, die von dem Verf. der Schrift selbst ausgeht, auf dieselbe Nachsicht Anspruch machen, wie eine Vorrede.

Der Zweck des vorliegenden Werkes ist eine Darstellung der gesammten Staatswissenschaft, nach dem heutigen Zustande dieser Wissenschaft; eine Darstellung, welche die Hauptresultate der Geschichte und Wissenschaft in sich vereinigen soll; eine Darstellung, welche, sich eines klaren und fafslichen Vortrags möglichst befleissigend, auch auf das Interesse des grössern Publikums möglichst berechnet ist. Immer hat es dem Verfasser geschienen, dafs die grosse Mehrzahl der deutschen Schriftsteller zu ausschliefslich für die Schule, zu wenig für das Leben arbeite.

Der erste Band enthält die Einleitung in die Staatswissenschaft, der zweyte die Verfassungslehre, der dritte und der vierte Band werden die Regierungslehre zum Gegenstande haben.

Der Inhalt der beyden ersten Bände ergiebt sich näher aus den Ueberschriften der einzelnen Bücher

Erster Band. Buch 1. Der Staat in seinem Zusammenhange mit den letzten Gründen aller Dinge betrachtet. Buch 2. Von der Freyheit. Buch 3. Von dem Rechte und von der Gerechtigkeit. Buch 4. Von dem Wesen des Staates im Allgemeinen. Buch 5. Das Staatsrecht Buch 6 Andere Meinungen über den Rechtsgrund der Staatsgewalt. Buch 7. Von den Bedingungen, unter welchen die Idee des Staates auf einen in der Erfahrung gegebenen Verein anwendbar ist. Buch 8. Von dem Zwecke des Staates. Buch 9. Die allgemeinen Naturgesetze in ihrer Anwendung auf die Staatenwelt. Buch 10. Ueber den Bau des Himmels und der Erde in staatswissenschaftlicher Hinsicht. Buch 11. Von den Gütern dieser Erde oder von den verschiedenen Lebensarten der Menschen. Buch 12. Der Mensch als ein Theil der Thierwelt betrachtet. Buch 13. Die Sittenlehre in ihrer Beziehung auf den Staat. Buch 14. Von der Staatsklugheit im Allgemeinen.

Zweyter Band. Buch. 15. Von der Verfassung der Staaten im Allgemeinen. Buch 16. Von der Einherrschaft. Buch 17. Von der Einherrschaft mit einer Volksvertretung oder von dem einherrsch. Freystaate. Buch 18. Zur Beurtheilung des einherrschaftlichen Freystaates. Buch. 19. Von dem Freystaate. Buch 20. Ueber Revolutionen.

Nro. 50. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Versuche über den Electromagnetismus nebst einer kurzen Prüfung der Theorie des Hrn. Ampère vom Freyherrn von ALTHAUS u. s. w. mit einer Vorrede vom Hofrath Muncke, Prof. der Physik in Heidelberg. Heidelberg bey Aug. Oswald. 1821. XVII u. 37 S. u. 1 Taf. in Steindr. 36kr.

Von dieser kleinen Schrift darf Ref. nach den Gesetzen unseres Instituts keine eigentliche Kritik liefern, da der Hr. Verf. derselben ein Inländer ist; allein eine kurze Anzeige dem Publikum mitzutheilen nimmt er um so weniger Anstand, als er selbst durch eine empfehlende Vorrede sein Urtheil schon ausgesprochen hat, und daher kein Bedenken trägt, dieses hier mit kurzen Worten zu wiederholen. Die Schrift, welche so klein ist, weil sie bey engem Drucke alles nicht unmittelbar zur Sache Gehörige ausschliefst, enthält eine Reihe zusammenhängender Versuche über den Electromagnetismus, deren jeder folgende mit dem vorhergehenden in genauer Verbindung und in unmittelbarem Zusammenhange steht, um die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern. Die gebrauchten, sehr einfachen und im mindesten nicht kostspieligen Apparate sind genau beschrieben, und durch eine Zeichnung, auf der anliegenden Platte in Steindruck, anschaulich dargestellt. Alle führen auf eine gemeinschaftliche Erklärung, welche der Hr. Vrf. zuletzt mit kurzen Worten als Hypothese hinzufügt. Einige, weder unter sich, noch mit den Resultaten der vorliegenden Versuche vereinbare Behauptungen des Hrn. Ampère sind näher geprüft, und nach ihrem wahren Gehalte gewürdigt.

Der Wunsch des Hrn. Vfs., dafs diese eben so leicht nachzumachenden als entscheidenden Versuche öfter und von vielen Liebhabern der interessanten Electricitäts-Lehre wiederholt werden mögen, wozu die Einfachheit der Apparate gleichsam von selbst auffordert, theilt auch Ref., und hofft daher, dafs diese kleine Schrift nicht übersehen werden, sondern viele Leser finden möge, weil durch Vervielfältigung der Erfahrungen die Sache selbst ohne Zweifel weiter gefördert werden mufs.

Muncke.

Geschichte des Rechtsstreits zwischen der älteren und jüngeren Linie d Fürstenhauses Anhalt-Bernburg, über die Gültigkeit der Schenku des Schlosses Zeitz, Dorf Belleben und der Aschers- und Gaterslebensche Seelandereyen; nebst Betrachtungen über Buchstaben-Jurisprudenz, g heime Rechtspflege und büreaukratische Prozeſsleitung. Erster Ban Helmst. 1821 in commiss. der Fleckeisenschen Buchhandlung. 510 8. (Preis 1 Rthlr. 8 ggr. sächs.)

Der Rechtsfall, welcher zu der vorliegenden (in dem Interes der Beklagten ausgearbeiteten) Druckschrift Veranlassung geg ben hat, ist kürzlich folgender:

Fürst Victor Amadeus von Anhalt-Bernburg führte i Jahre 1709 durch einen, mit seinen beyden Söhnen, Carl Frie rich und Lebrecht, abgeschlossenen Vertrag in dem Hause A halt-Bernburg die Primogeniturordnung ein. Dem zweyte Sohne Lebrecht, dem Stifter der jüngern Anhalt-Bernburgische oder der Anhalt-Bernburg-Schaumburgischen Linie wurd unter anderem die von seinem Vater aus Schatullgeldern n angekauften, unter Preussischer Landeshoheit (in Ha herstadt und Magdeburg) gelegenen Güter Zeitz, Belleben u die Aschers- und Gaterslebenschen Seelandereyen zu seiner Ap nage angewiesen. Die nur genannten Güter, welche fortdauer in dem Besitze dieser Linie blieben, kamen durch den Tilsi Frieden mit Halberstadt und Magdeburg unter die Landesh heit des Königs von Westphalen. Der letzte des Mann stammes dieser Linie, Fürst Victor Carl Friedrich, Besitzer ner Güter, starb den 22ten April 1812, nachdem er in der selben Jahre die mehrerwähnten Güter seinen Groſsnichten m telst einer Schenkung, gegen deren Form nichts eingewend wird, zugewendet hatte. Diese Schenkung nun wird von de dermalen regierenden Herzoge von Anhalt-Bernburg, als u vereinbar mit den Hausgesetzen, angefochten. (Rec. beme noch, daſs in der vorliegenden Rechtssache noch mehrere N benfragen und processualische Incidentpunkte vorkommen, w che er jedoch, des beschränkten Umfanges dieser Blatter ei gedenk, mit Stillschweigen übergehen muſs. Man wird z das, was über die Untheilbarkeit einer Rechtssache in der Sch gesagt ist, gewiſs nicht ohne Interesse und Belehrung lesen.)

Die Entscheidung dieser Rechtssache hängt hauptsächl von folgenden Fragen ab: 1. Waren die streitigen Güter b in Beziehung auf die Anhalt-Bernburg-Schaumburgische N benlinie, oder auch in Beziehung auf die Anhalt-Bernbu sche Hauptlinie unveräusserliches Stammgut oder Familien- deikommis? (Von dem Kläger und mit ihm von dem K. Pre Geh. Ober-Tribunale, von dem letzteren in dem Urtheile v 23. Jul. 1819, wird jenen Gütern die letztere Eigenschaft b

egt; darinnen liegt der endliche Grund der Klage. Die
klagten erkennen diese Güter nur in der ersten Eigenschaft
Stammgut oder Familien-Fideikommis an. Wir sind nicht
Stande über diese Frage irgend ein Urtheil zu äussern, da
Urkunden, von welchen die Entscheidung der Frage abhängt,
ht in der vorliegenden Schrift abgedruckt sind; wir bemer-
jedoch, daſs der Verf. selbst, vrgl. S. 288, kein besonderes
wicht auf diese Vertheidigung der Beklagten zu legen scheint.)
2. Angenommen, daſs jene Güter die letztere Eigenschaft
ten, ist ihnen diese Eigenschaft durch die K. Westphälischen
etze, unter deren Herrschaft die in Frage stehende Schen-
ig geschah, d. h. durch den C. N. Art. 732, 896 und durch
Gutachten des K. Westphälischen Staatsraths vom 9. Januar
8 — *de facto* oder nach der Absicht des Gesetzgebers — be-
nmen worden? (Diese Frage ist für einen Kenner der Ver-
ung und der Gesetzgebung des K. Westphalen wohl kaum
em Zweifel unterworfen. Auch hat das eben angeführte Ur-
il die Verurtheilung der Beklagten nicht auf den Satz ge-
t, daſs die W. Gesetzgebung *de facto* der ferneren Gültig-
des im Streit befangenen Fideikommisses nicht entgegen
anden habe.) — 3. Angenommen, daſs die auf dem Titel
Schrift genannten Güter zu dem Stammgute des Gesamt-
ses Anhalt Bernburg gehörten, angenommen ferner, daſs die
stphälischen Gesetze dem Fürsten Victor Carl Friedrich er-
chtigten, über diese Güter zu verfügen, war die Westphäli-
e Regierung berechtigt, eine solche Ermächtigung zu er-
llen? oder ist nicht vielmehr diese Ermächtigung als rechts-
rig und nichtig zu betrachten, und zwar a) deswegen, weil
e Güter von dem Hause Anhalt-Bernburg mit besondern
sem Hause von der Krone Preussen zugesicherten Vorrech-
besessen wurden, auch b) die Krone Preussen den Anhalt-
nburgischen Primogenitur-Vertrag vom Jahr 1709 garantirt
te; die westphälische Regierung aber verbunden war, die
bindlichkeiten, welche die Krone Preussen wegen dieser Gü-
übernommen hatte, als Rechtsnachfolgerin dieser Krone an-
rkennen und zu halten? (Auf diesem Schlusse ruht haupt-
hlich das mehrerwähnte Urtheil vom Jahre 1819. Es grün-
sich dieser Schluſs theils auf einen Rechtssatz, den Satz,
die Westph. Regierung in die Verbindlichkeiten der
ne Preussen beziehungsweise trat, einen Satz, der in jeder
sicht Beyfall und Billigung verdient, theils auf gewisse
tsachen. Unter diesen Thatsachen ist wohl die erheblich-
— oder, so weit sich die Sache nach den vorliegenden
en beurtheilen läſst, die allein erhebliche — die von der
ne Preussen für den Primogenitur-Vertrag vom Jahr 1709

geleistete Garantie. Da aber diese Garantie in der Druckschri
nicht wörtlich enthalten ist, so dürfen wir uns über diesen Grun
nur die Bemerkung erlauben, daſs die Hauptfrage die sey
möchte: Ob man annehmen könne, daſs die Kron
Preussen durch jene Gewährleistung dem Recht
entsagt habe, die oft erwähnten in einem Preussi
schen Lande gelegenen Güter im Wege der Gesetz
gebung dem gemeinen Rechte des Landes zu unter
werfen? Es ist uns sehr zweifelhaft, ob diese Annahme we
nigstens anders, als durch eine ausdrückliche Klausel de
Gewährleistung, gerechtfertiget werden könnte.)

Nun noch einige Worte über die auf dem Titel der Schri
erwähnten Betrachtungen. — Der Verf. klagt in mehreren Ste
len der Schrift über Buchstaben-Jurisprudenz, d. h. über di
Anhänglichkeit der Preussischen Gerichte an den Buchstabe
der Gesetze, über die Nichtbeachtung des Geistes der Geset
und des Ansehens der Analogie. Rec. hat jedoch keinen hinrei
chenden Grund für diese Beschwerde auffinden können. — De
Verf. sucht ferner die Verhandlung der vorliegenden Rechtssa
che als ein Beyspiel von den mit der schriftlichen und gehei
men Verhandlung der Rechtssachen verbundenen Nachtheilen da
zustellen. Allein so sehr auch Rec. ein Freund des mündliche
und öffentlichen Verfahrens ist, so konnte er doch keinen Grun
entdecken, weshalb der vorliegende Rechtshandel zu Gunste
dieses Verfahrens besonders angeführt werden könnte. — End
lich befremdet den Verf. noch der entscheidende Einfluſs, de
in Preussen das Justizministerium auf die Proceſsleitung hat. Un
in der That wird dieser Einfluſs alle die befremden, welche
die Selbstständigkeit der Gerechtigkeitspflege eine wesentlich
Bedingung einer guten monarchischen Verfassung ist; währen
Andere sich gegen diesen Vorwurf auf den Geist der Preussi
schen Verfassung überhaupt und des Preussischen Processes in
besondere berufen werden. — Wir können übrigens nicht de
Wunsch bergen, daſs der Verf. diese Betrachtungen einer be
sondern Schrift vorbehalten hätte. Beschwerden dieser Art ge
ben einem Sachwalter so leicht den Schein, als ob er das Ge
richt weniger durch Gründe überzeugen könnte, als durch di
Furcht von der öffentlichen Meinung zu beherrschen beab
sichtigte.

In einem Nachtrage (S. 402 ff.) wird bemerkt, daſs de
vorliegenden Schrift in Berlin das *Imprimatur* verweigert wur
de. Man mag diese Verweigerung oder auch die Censur über
haupt noch so sehr miſsbilligen, so würde doch der Verf. de
Würde seiner Klienten und seiner eigenen besser eingedenk ge
wesen seyn, und die ihm anvertraute Sache, die wenigsten

ne sehr zweifelhafte zu nennen ist, eindrücklicher vertheidi-
t haben, wenn er hin und wieder mit mehr Ruhe und Mäs-
gung geschrieben hätte. Schon der Titel der Schrift möchte
härfer, als billig gefafst seyn.

---

rstellung des Organismus der inneren Staatsverwaltung und der Formen für die Geschäftsbehandlung in derselben. — Als Leitfaden zu theoretisch practischen Vorlesungen über dieselbe. Mit Beylagen. (Von L. A. Freyherrn von MALCHUS etc.) Heidelberg in der akad. Buchhandl. von K. Groos. 1820 8. 136 S. und LXIV S. Beyl. 2 fl. 42 kr.

r Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung. — Mit Andeutungen von Formen für die Geschäftsbehandlung in derselben, vorzüglich in den Departements des Innern und der Finanzen. Von L. A. Freyherrn v. MALCHUS, K. Würtemb. Präsid., Command. des K. C. V. O. Heidelb. im Verlage von K. Groos. 1821. I. B. 8. 462. II. B. qu. Fol. (die Formulare enthaltend). CXXXIV. S. 7 fl. 12 kr.

Da der Hr. Vrf. unser Mitbürger ist, so haben wir uns, nach
n Gesetzen unseres Instituts, auf eine Bezeichnung des In-
ltes der genannten Werke zu beschränken.

Beyde Werke, ihrem Inhalte nach einander nahe verwandt,
thalten eine aus der Praxis entlehnte und auf die Praxis be-
chnete Darstellung der Verwaltungsbehörden, (insbesondere
r höhern), des bey diesen Behörden üblichen Geschäftsgan-
s, der Grundsätze, nach welchen sie zu verfahren pflegen
ler zu verfahren haben, mit andern Worten, eine statistisch-
litische Bearbeitung der Organisations- und Regierungskunst
mit dem Unterschiede, dafs das erstere Werk, zu Vorlesungen
stimmt, sich auf das allgemeinere beschränkt, das letztere aber
elches als ein Commentar über das erstere betrachtet und
nutzt werden kann,) mehr auf das Einzelne und insbesondere
f eine vergleichende Darstellung der Organisation und des
rwaltungsrechts der vornehmsten deuschen Staaten (Oestreich,
ussen, Baiern, Würtemberg, Sachsen, Hannover, Baden,
rhessen, Nassau,) und des französischen Reichs, (da die Or-
nisation und das Recht der Staatsverwaltung in *diesem* Reiche
hreren deutschen Regierungen zum Vorbilde gedient hat,)
geht.

In den letzten dreyssig Jahren haben die meisten Europäi-
en Regierungen ihr Verwaltungssystem entweder gänzlich um-
staltet oder doch in einzelnen Theilen wesentlich verändert.
ie Revolutionen, welche so manchen Staat erschütterten, tra-
n auch das Verwaltungssystem. Die unaufhörlichen Kriege
 waren Kriege der Entscheidung) nöthigten die Regierung-

gen, auf ein jedes Mittel Bedacht zu nehmen, welches die Streit kräfte erhöhen könnte, besonders wenn das Mittel schon vo dem Feinde mit Erfolg angewendet worden war. Eine jed Regierung, welche von Landständen bewacht wird, kann fü ihre Selbstständigkeit nicht besser, als durch die Zweckmässig keit ihrer Organisation und ihrer Maſsregeln, sorgen.

So ist es also für einen Jeden, der sich für den Staatsdien und insbesondere für das Fach der Staatsverwaltung bilde will, ein dringendes Bedürfniſs, in den mechanischen und or ganischen Zusammenhang des heutigen Verwaltungsystems früh zeitig einzudringen. Und dem Vrf. dieser Anzeige ist kei Buch bekannt, welches diesem Bedürfniſs, (was insbesonde die Departements des Innern und der Finanzen betrifft), s vollständig, als die vorliegenden beyden Werke, entspräche.

Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und der Bauer im Sinne einer höhern d. h. menschlichen Gesetzgebung. Von F. M ARNDT. Schlesw. 1820. gedr. u. verlegt im Königl. Taubstumme Institut und Leipz. in Commission b. C. Tauchnitz. 147. S. 8.

»Die folgende Abhandlung,« sagt der Verf. in der Vorred d, »welche vor fünf Jahren mit mehreren andern in der Zei schrift *dem Wächter* erschien, wird hier wieder abgedruck Der Ursachen des Wiederabdrucks sind zwey: die erste, öffen liche Entstellungen meiner Grundsätze durch meine Feind die zweyte, die Wichtigkeit des Gegenstandes selbst, wovon i dieser Abhandlung die Rede ist.«

Da also die vorliegende Schrift nur ein neuer Abdruc einer schon vor fünf Jahren erschienenen Abhandlung ist, beschränken wir uns in dieser Anzeige billig auf die Andeu tung der Hauptideen der Schrift. Auch ist es sehr schwe dem Verfasser ins Einzelne zu folgen, da er sich mehr mit se nen Lesern gesellschaftlich unterhält, als einem im Voraus a gelegten Plane folgt. — Der erste Theil der Abh., welch von der Pflege der Forsten handelt, beginnt mit Betrachtunge über das gegenseitige Verhältniſs zwischen der Erde und d Menschen. Der Mensch, sagt der Verf. z. B., soll die Erde verwalten und regieren, daſs das Schöne und Gute in ihr bl ben und wachsen könne. Der Mensch und die Natur mach einander gegenseitig; wo der Mensch schlecht und erbärml ist oder wird, da ist oder wird auch die Natur schlecht u erbärmlich und umgekehrt, u. s. w. Dann kommt der V auf das Lob der Bäume und Wälder, das er in einer kräftig

sprache preifst; sich gegen den Frevel ereifernd, der in neuern Zeiten so oft durch die Verwüstung und Aushauung der Wälder begangen worden sey. Endlich schliefst er mit Grundzügen zu einer deutschen Waldordnung. Die höchsten Höhen der Berge werden gleichsam geheiliget, wie die alten Götterhaine; sie werden vorzüglich dicht erhalten. Der gröste Feind des deutschen Landes ist der Ost- und der Nordwind (Rec. kann den Verf. versichern, dafs wir, in den Gegenden der Heidelberger Jahrbücher, über den ersteren Wind keine Ursache zu irgend einer Beschwerde haben!) Gegen diesen Feind ist die anderhalb teutsche Meilen auf der Ebne Wald anzulegen, der wenigstens 1500 Fufs Breite haben mufs. (Rec., ein Freund der Wärme, findet diese Vorschläge seinen Wünschen vollkommen entsprechend. Forstmänner und Landwirthe und Staatsrechtslehrer mögen hier das Amt der Kritik verwalten!) — Der Verf. bahnt sich zu dem zweyten Theile der Abhandl., welcher von der Pflegung und Erhaltung der Bauern handelt durch folgenden Uebergang den Weg: »Wir kommen jetzt auf die zweyte Forst, die wir erhalten und, wo sie verwüstet ist, wieder hergestellt wünschten, auf die Forst, woraus zum Staatsbau die stärksten und tüchtigsten Stämme und woraus Masten und Balken gehauen werden müssen, nämlich auf die Bauern.« (Eine Vergleichung, die auch ihre Schattenseite haben möchte!) Nach einer Einleitung, welche die mannigfaltigsten philosophischen und geschichtlichen Andeutungen (über Freyheit, Grundeigenthum, Lehensverfassung, u. s. w.) enthält, kommt der Verf. auf den Hauptgedanken, dafs man den Adel und den Bauernstand auf das Landeigenthum gründen, die Adels- und die Bauern-Güter (die grösseren und die kleineren Landgüter) in Majorate verwandeln, dagegen der Freyheit, die Landgüter bis ins Unendliche zu zerstückeln, wenn auch nicht schlechthin, doch bis zu zwey Drittheile des Landes ein Ende machen sollte. So werde man einen Adel in dem wahren Sinne des Wortes, so einen tüchtigen Bauernstand erhalten. Man wird das, was der Verf. über diesen (schon oft und viel besprochenen) Gegenstand sagt, nicht ohne Interesse lesen, wenn man auch Veranlassung finden sollte, den Verf. in mehr als einer Hinsicht der Einseitigkeit zu beschuldigen, z. B. dafs er nicht den Einflufs berücksichtigt habe, den die grössere oder geringere Fruchtbarkeit des Landes auf die vorliegende Aufgabe habe; (die Nachtheile, welche man von der Zerstückelung der Grundstücke fürchtet, sind in sehr fruchtbaren Gegenden, z. B. in der ehemaligen Pfalz, wohl geringer, als die Vortheile, die man davon erwarten darf;) ferner, dafs er bey seinen Vorschlägen die schon bestehende Ordnung der Dinge zu wenig beachte.

Derselbe Gegenstand beschäftiget den Verf. auch in der Vorrede, in welcher er sich noch insbesondere gegen den Vorwurf verwahrt, als ob er ein Feind des Adels sey. Sein Tadel gelte nur den Junkern, nicht den Adlichen. — Wie könnte es auch einem vernünftigen und unterrichteten Manne entgehn, daſs in Deutschland, einem Lande, in welchem das Landeigenthum so ungleich vertheilt ist, ein Adel für immer zu den wesentlichen Bestandtheilen der Verfassung gehören werde, wenn nicht eine alles vernichtende Revolution, die schon in der Vorstellung Schauder erregt, alle Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft umkehren und umgestalten sollte.

In derselben Vorrede spricht der Verf. noch ein eben so freymüthiges, als beherzigungswerthes Wort über und für den Protestantismus, ein Wort zu seiner Zeit. Wie kleinlich sind doch manche Menschen, daſs sie eine weltgeschichtliche Begebenheit nach dem Maſsstabe ihrer beschränkten Individualität oder des (oft sogar verkannten) Interesses eines einzelnen Staates beurtheilen wollen!

Kurhessisches Kirchenrecht von C. W. Ledderhose neu bearbeitet von Chr. Hartm. Pfeiffer, Reg. Secretair zu Marb. Marburg 1821. In der Kriegers. Buchhandl. 711 S. und XII S. Vorrede und Inhaltsanz. 8. 3 fl. 24 kr.

Das vorliegende Werk ist nicht blos eine vermehrte Ausgabe des im Jahre 1785 erschienenen Versuch seiner Anleitung zum Hessen-Casselschen Kirchenrechte von Ledderhose, sondern, wie es sich mit Recht auf dem Titel ankündigt, eine ganz neue Bearbeitung dieses Buchs. Es unterscheidet sich von dem frühern Werke durch eine grössere Reichhaltigkeit, durch sorgfältige Benutzung vieler handschriftlicher Quellen, durch eine mannigfaltig verbesserte und zweckmässiger eingerichtete Ordnung. Ein wackerer Geschäftsmann zeigt sich in dieser Schrift zugleich als einen sorgfältigen und geschickten Schriftsteller. Möchten recht viele Geschäftsmänner ihre Musestunden auf eine ähnliche Weise anwenden!

So wie es sich von selbst versteht, daſs das Werk ein treuer Rathgeber für die Kurhessischen Geistlichen und Beamten ist, so werden es auch Ausländer, sey es, daſs sie sich mit der Wissenschaft des Deutschen gemeinen protestantischen Kirchenrechts, oder mit Arbeiten, welche die Verbesserung der kirchlichen Einrichtungen zum Zweck haben, nicht ohne Nuz-

zen und Ausbeute lesen. So ist z. B. das, was §. 36 ff. über die Rechte und Pflichten der Kirchenältesten vorkommt, (diese Rechte und Pflichten sind in Kurhessen von bedeutendem Umfange,) auch in so fern beachtenswerth, als dieses Institut theils überall Nachahmuug, theils, wo es schon besteht, wohl eine den freyern Ansichten unseres Zeitalters etc. entsprechende Verbesserung verdienen dürfte. Auch der im Jahr 1805 bestellte Oberschulrath (§. 29) ist eine Behörde, welche in keinem deutschen Lande fehlen sollte.

Das Einzige, was wir dem Verfasser bey einer neuen Ausgabe des Werkes empfehlen würden, wäre eine nochmalige Prüfung derjenigen Abtheilung, in welcher er von der Kirchengewalt und Kirchenregierung handelt. Zwar hat er auch in dieser Abtheilung Schnaubert, Wiese und andere Schriftsteller über das protestantische Kirchenrecht nicht unbenutzt gelassen. Aber theils hat er den Gegenstand wohl zu kurz abgefertiget, theils verdienen die Grundsätze dieser Schriftsteller nichts weniger, als unbedingten Beyfall. Allerdings giengen die Reformatoren (und mit diesen auch die Hessische Synode vom Jahr 1526 u. 1527) von dem Kollegial-Systeme d. h. von dem Grundsatze aus, daſs die Kirche eine freye Gesellschaft sey. Aber in Hessen und anderwärts in Deutschland nahm die Sache bald eine andere Wendung. Die Kirche wurde mehr oder weniger eine Staatsanstalt. Von nun an lieſs sich das Kollegialsystem nicht weiter als Grundlage der protestantischen Kirchen**verfassung**, sondern nur als Grundlage des **Regierungs**rechts - oder als Zweck der **Regierung** der protestantischen Kirche retten. Dasselbe gilt auch von der **heutigen** Verfassung der deutschen Staaten, wenn schon das Verhältniſs, in welchem die landständische Verfassung zu der Freyheit der protestantischen Kirche steht, noch eine genauere Untersuchung verdienen dürfte.

Otnit, herausgegeben von FRANZ JOSEPH MONE. Berlin, 1821 bey G. Reimer. XI und 180 S. 8. 1 Rthlr.

Ich glaube diese Anzeige durch einige Bemerkungen, die zur Sache gehören, entschuldigen zu können. Eine kritische Ausgabe ist es nicht, es konnte keine seyn, weil ich nur 4 Hdss. zu vergleichen hatte, durfte keine seyn, weil das Gedicht in dieser älteren Gestalt zum ersten Mal im Druck erscheint, also das Verhältniſs der Hdss. erst gefunden werden muſs. Die abweichende Ueberarbeitung des Liedes in der Hds. B. war mir Grund

genug, sie nicht abdrucken zu lassen, sondern ich mufste von der übereinstimmenden Familie der drey andern Hdss. die getreueste hiezu auswählen, welches, wie Jeder sehen wird, die abgedruckte Hds. A. ist. Es ist daher Manches stehen geblieben, was zwar einen Sinn giebt, aber mit leichter Mühe kritisch hätte verbessert werden können. So ist z. B. die richtige Lesart V. 51 ohne Zweifel *Kunnes* statt *Kunges*, wie auch die Hds. B. anzeigt, die beyden andern C. und D. lesen aber wie A.; ich habe nicht verändert, ob schon mit Gewifsheit anzunehmen, dafs die falsche Lesart durch Schreibfehler in die Familie dieser Hdss. hineingerathen. Eben so wenig habe ich dem Versmaas und Reim nachgeholfen, auch nicht die Schreibung verbessert, was Alles nur der kann, der alle Hülfsmittel zu einer kritischen Ausgabe in Händen hat. Demungeachtet ist das Buch herausgegeben, nämlich als Vorarbeit, die ihre unvermeidlichen Mängel und Fehler hat, die nur der nicht verzeihen wird, der da meynt, es sey leicht und jetzt schon durchaus nothwendig, dafs Alles, was in dem so kürzlich erst angebauten Felde der altteutschen Literatur erscheint, schon vollkommen und vollendet seyn müsse.

Bedeutend ist die Verschiedenheit der Behandlungsart des Gedichts in der älteren Gestalt und in der Umdichtung Kaspars von der Rhön und es wäre wohl gut, wenn etwa v. d. Hagen in seiner verdienstvollen Ausgabe des Heldenbuchs beyde Bearbeitungen vergleichen würde, um vielleicht die Grundsätze, welche K. v. d. Rhön und der ältere Umdichter beobachtet, noch herauszubringen. — Zu der geschichtlichen Erklärung des Liedes hätte ich noch bemerken können, dafs Goldast den Otnit für den König Ottokar gehalten, welcher Irrthum durch eine Wiener Chronik aufgeklärt wird, worin es heifst, Theodorich der Ostgothe habe den Ottokar vor Ravenna geschlagen (Archiv der Gesellsch. f. teutsche Gesch. III. S. 189), welches also der Otacher des alten Hildebrandsliedes ist, und diese Ansicht mit jener der Brüder Grimm zusammenfällt. Die Nachricht der Chronik ist aber ein Beytrag zu der merkwürdigen Thatsache, wie späte Menschen durch Namensähnlichkeit in die Sage hineingerathen und mit ihrem Helden verschmolzen werden, mit denen sie ausser dem ähnlichen Namen gar nichts gemein haben. Man mufs solche Beyspiele recht fest halten, da sie den Beweis liefern, wie die alte Heldensage nur in verjüngter Gestalt durch nothwendige Anschmiegung an die Geschichte erhalten werden und fortdauern konnte, was ich schon anderwärts ausgesprochen.

Die mythologische Erklärung könnte besser und triftiger, d. h. sie sollte weiter ausgeführt, und dadurch stärker begrün-

det seyn, namentlich ist es ein Fehler, dass ich den Lombardischen Theil der Heldensage mit dem Gothischen für einerley erklärt habe, er ist vielmehr ein Zweig des Fränkischen und dem Gothischen entgegengesetzt, wie schon das Verhältnifs Otnides zum Wolfdieterich zeigt, und ich an einem andern Orte berichtigen werde.

Das Wörterbüchlein mit seinen Sprachbemerkungen wird den Sachverständigen unnütz und ärmlich vorkommen, aber sie werden wohl selbst einsehen, dafs es nicht eine Lehre für sie, sondern ein Nothhelfer für unvorbereitete Leser ist, und ich es gewifs weggelassen, wenn ich voraussetzen könnte, dafs die Kenntnifs unserer Sprachgeschichte so allgemein verbreitet wäre, wie sie es verdient. — Einige bedeutende Druckfehler, deren Verzeichnifs ohne meine Schuld im Buche weggeblieben, will ich hier anzeigen, da die kleineren sich selbst verrathen und nicht viele sind, weil Text und Vergleichung des Liedes mit aller Aufmerksamkeit durchgesehen wurden. S. 16 Z. 14 von unten lies Ogier. Z. 18 v. u. statt W. siehe l. W. Saga. S. 35 Z. 2 v. o. statt Hoff l. Hdss. S. 45 Z. 8 v. o. das Wort: Siderate? zu streichen. S. 46 Z. 16 v. u. statt nicht l. einst. S. 47 letzte Zeile l. Stuhr.

F. J. Mone.

Neue Biographie der Zeitgenossen, oder historisch-pragmatische Darstellung des Lebens aller derjenigen, die seit dem Anfange der französischen Revolution durch ihre Handlungen, Schriften, Irthümer oder Verbrechen, sowohl in Frankreich, als im Auslande, Berühmtheit erlangt haben. Nebst einer *chronologischen Tabelle* über die merkwürdigsten Epochen und Begebenheiten von 1787 bis auf die gegenwärtige Zeit. Von *A. V. Arnault*, ehemaligem Mitgliede des Instituts. *A. Jay*; *E. Jouy*, Mitglied der franz. Akademie; *J. Norvins*, und andern Gelehrten, Beamten und Militarpersonen. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Karl Geib. Frankfurt am Main 1821 Hermannsche Buchhandlung. Erster Band. LVI. 68 u. 402 in gr. 8. 4 fl.

Wir glauben nicht, unsern Beyfall einem Unternehmen versagen zu dürfen, das, wie das gegenwärtige, die Verpflanzung eines fremden Werkes auf vaterländischen Boden zum Zweck hat, und zwar eines solchen Werkes, welches sowohl durch sein allgemein historisches Interesse die Aufmerksamkeit eines Jeden, der nur einigermassen an den grossen die neuere Welt erschütternden Begebenheiten Theil genommen hat, billigerweise auf sich ziehen mufs, als auch durch das Anziehende der Darstellung, wodurch demselben noch ein besonderer Reiz verliehen

worden ist. Und dafs die Uebersetzung, soweit als möglich, diese schöne Darstellung wiederzugeben sich bemüht, darf Rec. unbedenklich versichern.

Da wir wohl glauben können, es möchte das Französische Original, schon wegen des durch die hinzugefügten Kupfertafeln (Darstellungen einzelner grosser Männer, die hier geschildert werden) bedeutenden Preises in die Hände von wenigen unserer Leser gekommen seyn, so wollen wir dieselben kürzlich mit den Eigenschaften dieses Werkes bekannt machen und zugleich angeben, was sie von der Uebersetzung zu erwarten haben.

Eine *Tabelle* der berühmtesten Epochen von 1787 (als dem eigentlichen Anfang der Französischen Revolution) bis auf die gegenwärtige Zeit mit einer summarischen Anzeige der vornehmsten Begebenheiten, merkwürdiger Thaten, Gesetze, Decrete, Schlachten jeder Art, u. s. w. in chronologischer Ordnung eröffnet diesen Band S. 1-61. Sie beginnt mit der am 22. Febr. 1787 zu Versaille unter Ludwig's XVI. Vorsitz, gehaltenen ersten Notabeln-Versammlung, um die Finanzen des Staats zu verbessern und ein Deficit von 140 Millionen zu decken; sie schliefst mit dem 22. July 1820, oder dem Ende der Französischen Deputirtensitzung für 1819. Schon die bey engem, aber doch sehr lesbarem Drucke und grossem Format starke Seitenzahl dieser tabellarischen Uebersicht beweifst ihre Genauigkeit und Ausführlichkeit. — Seite 62 bis 68 incl. füllt eine *Erklärung der Benennungen und Ausdrücke*, welche die interessantesten, sowohl allgemeinen, als besondern Züge der Französischen Revolution, die gesetzgebenden Versammlungen, Faktionen, Partheyen etc. näher bezeichnen. Wir wollen nur Einiges ausheben, was zugleich den Geist und die Ansichten der Verfasser dieses Werkes, näher charakterisiren mag: *Emigranten:* Franzosen, die aus Hafs gegen die Revolution, oder aus Furcht davor, das Land freywillig verliessen« — (??). »*Liberale:* Freunde der gesetzlichen Freiheit, und Feinde aller Unterdrückung (??) — und dergl. mehr.

Nun erst beginnt das Werk selber, dessen erster, vor uns liegender Band den ganzen Buchstaben A enthält. Viele, für uns Deutsche weniger interessante Charaktere der Französischen Revolution sind allerdings, dem Zwecke des Ganzen gemäfs, mit aufgeführt, und ihre Tugenden, wie ihre Laster dadurch dem Strome der Vergessenheit entrissen werden; darum billigen wir es, dafs der Uebersetzer Manches Umständliche, besonders das, was in Beziehung auf Personen, die kein historisches Gewicht haben, wohl Französische, aber nicht Deutsche Leser interessiren kann, abgekürzt hat, ohne dafs man jedoch das We-

sentliche vermiſst. Indeſs ist kein bedeutender Charakter des Auslandes übergangen, und man wird nicht ohne Interesse manche Lebensschilderung eines ausgezeichneten Mannes, unserm Vaterlande, Spanien, England, Holland u. s. w. angehörig durchblättern. Daſs mitunter, besonders was Beurtheilung Deutscher Gelehrten betrifft, nicht immer und allerwärts die richtigsten Ansichten obwalten, wird Niemanden befremden, der den Geist solcher *Französischen* Werke kennt; auch hat sich der Uebersetzer zum öftern die Mühe nicht verdriessen lassen, solche Urtheile zu widerlegen oder zu berichtigen. So z. B.: wenn S. 53 *Adelung* ein »grosser Philosoph« heiſst, wenn gleich richtig sonst bezeichnet durch das Prädikat »*Gesetzgeber seiner Muttersprache.*« Man vergleiche ferner S. 202 von *Ammon:* »eine umfassende »Gelehrsamkeit, eine feste oder scharfsinnige Kritik, sind die »Waffen, deren sich dieser protestantische Theolog gegen den »seltsamen (*bizarre*) Riesen der deutschen Metaphysik (*Kant*) »bediente. Aber diese Waffen sind schwach gegen den Mann, »der die Geheimnisse des menschlichen Denkens so tief erforschte. »Ammon konnte ihm nicht immer in den Wendungen und »Dunkelheiten seines ideologischen Skepticismus folgen. Ueberall, »wo Kant sich fragt: *Warum? — Wie? — Zu welchem Zweck?* »glaubt jener Gelehrte ihm durch biblische Citationen antwor»ten zu können (??). Auf diese Weise muſste man den küh»nen Neuerer, welcher der Vernunft der Sinnen, allem Glauben, »und aller Realität den Proceſs macht, bekämpfen« u. dgl. m. Von *Augusti,* der bekanntlich jetzt in Bonn erster Professor der Theologie ist, heiſst es, er sey seit 1807 *Titularprofessor* der Theologie. Gut gerathen sind die Lebensbeschreibungen anderer (französischen) Gelehrten, eines *Anquetil du Perron,* eines *d'Ansc de Villoison* und Anderer, vorzüglich aber die Schilderungen französischer Kriegshelden der Revolution und der Bonapart'schen Regierung, z. B. die des jetzigen Herzog von Albufera, (*Suchet*) der eigentlich unter dem Buchstaben S hätte vorkommen sollen, da *Augereau* unter *A.,* und nicht unter *C.* als Herzog von Castiglione aufgeführt ist. Dem Nationalgefühl der Verfasser muſs man es auch wohl zu Gute rechnen, wenn sie bisweilen die französische Nation zu sehr erheben und ihren Helden zu grosses Lob spenden. Es hat das Publikum, sagen sie in der Vorrede S XVI., »wohl empfunden, daſs es unsere Pflicht sey, das »zu verkünden, was für Frankreich ehrenvoll ist und was ihm »nützlich seyn kann. Auch hat es sich beeifert, unsere Auffor»derungen zu unterstützen und unserem Streben entgegen zu »kommen. Dieses Verhältniſs zwischen dem Publikum und uns ist »eine nicht zweydeutige Offenbarung jenes Bedürfnisses von Na»tional-Gerechtigkeit, das immer ein grosses Volk charakteri-

»sirt.« Doch haben sie, nach ihrer eigenen Erklärung (S. XV.) bey dieser Biographie der Zeitgenossen nicht den Zweck gehabt, dem Zeitalter ein Denkmahl zu errichten, sondern Materialien zu bereiten, deren sich ein künftiger Geschichtschreiber bedienen kann.

Was die *Deutsche* Uebersetzung betrifft, so glauben wir nicht dafs das Publikum ihr seine Zufriedenheit und seinen Beyfall wird versagen dürfen. Auf Treue, aber mehr des Sinns und Ausdruck's als der Worte, ging das Streben des Uebersetzers (S. IV.), der auch durch die, an mehreren Orten hinzugefügten, theils berichtigenden, theils erläuternden Noten sich besonders verdient gemacht hat. Wir haben auch von ihm (nach S. 57) eine Uebersetzung des Römischen Idyllendichters *Calpurnius* in dem Versmasse des Originals »wenn auch nicht mit ängstlicher Treue, doch mit Vermeidung der Paraphrasen« zu erwarten. — Seite 25 in der Note bemerken wir den Ausdruck »*proklamatisch.*«

Ein Register der in diesem Bande geschilderten Personen, wäre der leichteren Uebersicht wegen wünschenswerth.

Codex Medicamentarius europaeus. Sectio quinta Pharmacopoeam Rossicam et Fennicam et Polonicam continens. Tomus II. Pharmacopoea Polonica.

Und mit dem besondern Titel:

Pharmacopoea Regni Poloniae Auctoritate Ministerii Administrationis rerum internarum et Disciplinae publicae. Edita a consilio Supremo Sanitatis. Lipsiae et Soraviae apud Fridericum Fleischer, 1821. 199 S. 8.

Für Polen war die Bearbeitung einer Pharmakopoe ein dringendes, und um so nöthigeres Bedürfnifs, da sonderbar genug dieses Reich bis jetzt kein eigenes Apothekenbuch besafs, und sich ganz mit fremden behelfen mufste. In den letzten Zeiten mochte freilich die Zerstückelung des Landes und mit ihr die Einführung abweichender Gesetze. Maas und Gewicht, das Haupthindernifs gewesen seyn, das sich einem solchen Unternehmen entgegen setzte; die jüngst erfolgte Wiedervereinigung der gröfsten Provinzen aber mahnte dringend diesem Uebelstande abzuhelfen. —

In dem gröfsten Theile Polens bediente man sich bis jetzt der preussischen Pharmakopoe, daher mit Recht diese als Basis der gegenwärtigen genommen, aber auch die russische, holländische, Londner und andere berücksichtigt würden, ohne deswegen eigene Ansichten zu vernachlässigen. Die Einrichtung

ist im Ganzen die der preussischen Pharmakopoe, deren Terminologie, was sehr zweckmässig ist, als Hauptaufschrift der Präparate beybehalten, aber auch andere Namen, die ihr Daseyn den neuesten chemischen Forschungen verdanken, beygesetzt wurden; dafs aber die alten Benennungen ganz übergangen sind, dürfte kaum zu billigen seyn. Obsolete Medikamente wurden nicht in den Text aufgenommen, doch deren Namen in den Registern angezeigt.

Die *Materia pharmaceutica* ist alphabetisch geordnet und jedesmal dem officinellen und systematischen Namen auch der polnische beigesetzt. Zweckmässig sind die kurzen Beschreibungen der officinellen Substanzen, die meisten derselben sind sorgfältig und genau abgefafst. Nachahmungswürdig ist die Mitangabe und kurze Beschreibung derjenigen Droguen, mit welchen die eigentlich officinellen leicht verwechselt werden, so wie die Bezeichnung des verdorbenen Zustandes mehrerer deshalb zu verwerfender Medikamente.

Recens. findet nur wenige Bemerkungen für nöthig. Das *Gummi ammoniacum* wird fragweise von *Heracleum gummiferum* abgeleitet, nach neueren Untersuchungen soll es aber von *Ferula orientalis* kommen; auffallend ist es, dafs das Quassiaholz blofs fragweise der *Quassia excelsa* zugeschrieben wird, so wie dafs bey den Sennesblättern blofs *Cassia Senna Linn:* angezeigt ist. Die Columbowurzel wird dem *Menispermum hirsutum Brotero* zugeschrieben; sie kommt aber nach de Candolle von *Cocculus suberosus.* Die gegebene Beschreibung von *Conium maculatum* ist unzureichend um sich von der Richtigkeit der Pflanze zu überzeugen; ihr Geruch wird mit dem des Mäuseurins (!) verglichen. Mehrere in Deutschland gemeine Arzneypflanzen wachsen, wie aus den Angaben in dieser Pharmakopoe hervorgeht, in Polen nicht, wie z B. mehrere officinelle Alpenpflanzen, ferner *Atropa Belladonna, Digitalis purpurea, Lactuca virosa, Arum maculatum* (?), das Isländische Moos u. s. w. *Polygala amara* wird als eine dem südlichen Frankreich und Ungarn angehörige Pflanze angegeben; sie kommt aber auch nicht selten in Deutschland vor, wie in Schwaben und auch in den Rheingegenden. Als seltenere Arzneypflanzen, die hier aufgenommen sind, können folgende angesehen werden: *Daphne Laureola, Herba Cicutae aquaticae, Herb. Oreoselini* von *Athamanta Oreoselinum, herba Rub. Chamaemori.* — Die Lindenblüthen sollen ohne die Nebenblätter (*Bracteae*) eingesammelt werden; dies wird, so viel dem Rec bekannt, in Deutschland nirgends befolgt. — Der zweyte Theil enthält *Praeparata* und *Composita*, die häufig nach der preussischen Pharmakopoe abgefafst sind und ihrem Muster vorzugsweise folgen Recensent führt hier nur einige weniger bekannte Präparate und Compo-

sitionen an: als *Acetum Convallariae*, *Conserva Sabinae*, *Mel glycirrhizatum*, *Oleum aetherum radicis Calami*, *Tinctura Catechu composita* aus Catechu, Myrrhe, peruvianischem Balsam mit *Sp. Cochleariae* digerirt, *Tinctura Hyoscyami Herbae*, *Unguentum Mezerei* mit der frischen Rinde bereitet, die ein sehr brauchbares Mittel seyn möchte. Die Digestivsalbe heifst hier *Unguentum terebinthinae aloeticum*. — *Acetum Scillae* wird mit Essig u. Weingeist bereitet. Das reine Quecksilber (*Hydrargyrum purum*) soll aus dem Zinnober durch einen Zusatz von Eisen mittelst der Destillation dargestellt werden. Die hier gegebene Vorschrift zu dem *Balsam. Opodeldoc* möchte besser seyn, als die in der preussischen Pharmakopoe enthaltene. *Vinum Stibiatum* wird durch Digestion des *Stibium oxydulatum fuscum* mit Malagawein bereitet, was der Auflösung des *Tartar. Stibiat.* in Wein vorzuziehen seyn dürfte. Angehängt ist eine Sammlung von zusammengesetzten Mitteln, die, so oft sie verlangt werden, frisch bereitet werden sollen. (*Ex tempore paranda*), worunter sehr zweckmässig mehrere Salben, die bald ranzig werden, oder sonst eine Veränderung der Mischung erleiden, gerechnet sind, wie *Unguentum cereum*, *U. Hydrargyri album*, *citrinum*, *rubrum* u. s. w. Den Beschlufs macht ein vollständiges Register.

Anweisung zur Forst-Einrichtung und Abschätzung, **von H. Cotta, Königl. Sächs. Oberforstrathe etc. Erster Theil. Dresden (bey Arnold) 1820 gr. 8. XII und 180 S. Mit mehrern Tabellen. 1 Rthlr. 4 ggr.**

Man wird wohl allgemein damit einverstanden seyn, dafs die Forstschätzung zu viele und umfassende Kenntnisse von dem praktischen Forstwirthschafts-Betriebe voraussetzt, als dafs Andere, wie hierüber gründlich Unterrichtete darin etwas Brauchbares leisten könnten; und dafs aus diesem Grunde der berühmte Hr. Verf. der angezeigten Schrift und der hochverdiente Staatsrath Hartig seit zwanzig Jahren, die Einzigen geblieben sind, die über diesen schwierigen Gegenstand solche Anweisungen ertheilten, die ausführbar waren und wirklich also in das praktische Leben übergetragen worden sind, während mehrere Taxations-Theorien von Andern, mehr in der Mathematik, als im Forstbetrieb, unterrichteten Forstmännern, unvermerkt im Strome der Zeit wieder untergiengen.

Der Schlufs folgt.

N° 51. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Cotta Anweisung zur Forst-Einrichtung und Abschätzung.

(Beschlufs.)

Ohngeachtet dieser, mit dem Gegenstande verbundenen, eigenen Schwierigkeiten und der allgemein anerkannten Vorzüge, die Hartig's und Cotta's Anleitungen besitzen, hätte man doch bey der grossen forstwissenschaftlichen Regsamkeit unserer Zeit nicht erwarten sollen, dafs vom Jahr 1804 an, wo solche (die von Hartig am frühesten umfassend) zuerst erschienen, bis jetzt keine weitere Fortschritte geschehen, sondern dieser Zweig der Forstwissenschaft sich völlig auf ein und demselben Standpunkte erhalten würde, besonders nachdem manche Lücke und nothwendige Verbesserungen darin allmählig immer fühlbarer geworden waren. Das forstliche Publikum war daher sehr erfreut, als Hr. Cotta, der unterdessen als Direktor der Forstabschätzungsarbeiten in Königl Sächs. Dienste getreten war, im Jahr 1815 den Plan zu einer neuen, sehr umfassenden Anleitung (Abrifs einer Anweisung zur Vermessung, Beschreibung, Schätzung und forstw. Eintheilung der Waldungen, als Vorläufer eines darüber herauszugebenden grössern Werkes, von H. Cotta etc. Dresden 1815 32 S. in gr. 8.) öffentlich verbreitete, und es wird ihm eben so sehr danken, dafs er bey seinen überhäuften Arbeiten dieses Versprechen durch die eben angezeigte Schrift endlich gelöfst hat.

Diese neue Schrift weicht nun sowohl von des Verf. erster Anleitung, als von jenem vorausgesendeten Abrisse, wesentlich ab; und zwar weil, — wie der Verf. in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, ihn geprüftere Erfahrungen zu folgenden Hauptgrundsätzen, auf welche er zugleich seine Lehre neu gründet, — geführt haben, nemlich:

1. »Es giebt keine allgemein anwendbare Waldabschätzungs»lehre, sondern das Verfahren mufs durch die Verschie»denartigkeit der Zwecke und der Ortsverhältnisse bestimmt »werden.
2. »Grosse Künsteleyen sind hier unnütz; das einfachste Ver»fahren ist hierbey auch das beste.

3. »Kein Forsttaxator kann den wahren Holzertrag genau u
»sicher angeben.
4. »Die gute Einrichtung eines Waldes ist gewöhnlich vi
»wichtiger, als dessen Ertragsbestimmung.
5. »Bey einer solchen Einrichtung von Staatswaldungen is
»nicht blos der Zustand des Waldes, sondern vorzüglich di
»Nationalökonomie in Betracht zu ziehen.
6 »Die Einrichtung eines Waldes oder dessen Bewirthschaf
»tungsplan mufs zwar für viele Jahre gemacht und der Er
»trag für einen grossen Zeitraum bestimmt werden; ma
»darf aber dabey nicht im Wahne stehen, als ob die Ein
»richtung und der Etat unveränderlich wären.
7. »Es müssen daher besondere Maasregeln ergriffen werden
»durch welche zu jeder Zeit die nöthigen Abänderungen
»sowohl in Betreff der Einrichtung als des Etats zu mache
»sind, ohne den Bewirthschaftungsplan im Ganzen zu ver
»nichten, oder die Schätzung unbrauchbar zu machen.«

Jeder denkende, vorurtheilsfreye und mit den Gebreche aller bisherigen Abschätzungs-Resultate, durch praktische Ver suche wohl vertraute Forstmann, wird diese Grundsätze mit vol ler Ueberzeugung unterschreiben; und Ref. ist der Ansicht, daſ schon blos die öffentliche Aufstellung derselben, durch eine so competenten Richter, als Hr. Cotta vorzugsweise hinsichtlic seines gegenwärtigen Wirkungskreises es ist, — ein grosser Vor schritt sey. Es scheint hiernach hinsichtlich der Waldabschä tzung sich bewahrheiten zu sollen, was für so viele andere Fäl le gilt, nemlich: dafs — wenn eine, allgemein als nützlic anerkannte Maasregel, aller Anempfehlung ungeachtet nicht häu fig genug ins Leben treten will, — ihr gewöhnlich noch ein oft nur durch dunkles Gefühl erkennbares Gebrechen als Hin dernifs anklebt; und dieses letztere möchte Hr. Cotta sehr rich tig in einem Augenblicke aufgefunden haben, wo sein Beru von ihm die zweckmässigste Abschatzungsmethode für die Wal dungen eines ganzen Königreichs forderte.

Es ist nun zu untersuchen, auf welche Weise es dem H Verf. gelungen ist, das vorliegende Problem in Uebereinstim mung mit jenen vorangestellten Heische-Sätzen zu lösen; wes halb wir die drey Abtheilungen des Buches, deren jede wiede in mehrere Abschnitte zerfällt, weiter verfolgen.

Erste Abtheilung. Von Entwerfung des Bewirthschaftungsplans Hier behandelt der Hr. Verf. in drey Absch. und in 56 §.§. zu erst alles dasjenige, was er unter *Forsteinrichtung* versteht; als alle auf Anwendung eines regelmässigen Betriebes Bezug haben den Gegenstände, wie z. B. die Bestimmung der zweckmässig sten, mit dem Bestande und Wirthschaftsbedürfnifs übereinstim

mende Betriebsart; ferner: die Festsetzung der Umtriebszeiten mit allen dabey möglichen Spekulationen; — die Anordnungen der Hauungen und die Auswahl der Schläge; endlich auch: die nothwendige Vertheilung der verschiedenen Bestände in die auf einander folgende Nutzungsperioden, so weit dieses zur beyläufigen Ertrags-Gleichstellung ohne Anwendung eigentlicher genauer Abschätzung möglich ist; wogegen er aber die Anleitung zur Vermessung und Beschreibung der Forste, die gewöhnlich die ersten Abschätzungsarbeiten auszumachen pflegen, einem nächstfolgenden zweyten Theile vorbehält Diese Gegenstände einzelner, in der Reihenfolge ihrer Paragraph-Ueberschriften hier aufzuführen, ist nicht wohl möglich, da diese Ueberschriften gröstentheils den Inhalt der §.§. nicht wirklich bezeichnen, also in doppelter Hinsicht wohl überflüssig sind. So haben z. B. die §. §. des ganzen zweyten Abschnitts folgende Ueber chriften: »§. 20 *Regeln zur Anordnung der Schläge.* — §: 21 *Erläuterungen zu Nr. 1 und 2;* — §. 23 *zu Nr. 3*« u. s. w. bis zum §. 30. — Nicht selten sind im weitern Verlaufe die Ueberschriften der §.§. folgende: »*Fortsetzung des vorigen; — Erläuterungen; Schlufsfolge; — Einwendungen;* —« Man wird nicht läugnen, dafs bey einer Paragraphen-Abtheilung durchaus jeder §. einen besondern, also auch deutlich zu bezeichnenden oder aussprechbaren Stoff behandeln müsse, wenn diese Abtheilungsmethode ihre Vorzüge nicht verlieren soll. Wir glauben diesen wesentlichen Mifsstand des Buches um so weniger übergehen zu dürfen, da auch des Hr. Verf. Anweisung zum Waldbau (Dresden 1817) eben dadurch etwas entstellt ist, und dieses bey einem Lehrbuche wohl vorzugsweis vermieden werden mufs.

Uebrigens sind die in dieser Abtheilung behandelten Gegenstände gröstentheils bereits aus des Hr. Verf. Anweis. zum Waldbau bekannt, und haben allerdings einen wichtigen Einflufs auf die mehr oder weniger zweckmässige Wirthschaft u. ihren Ertrag; allein gerade weil sie so sehr viele Umsicht u. Berücksichtigung der Lokalverhältnisse, und einen in jeder Hinsicht tüchtigen praktischen Wirth erfordern, läfst sich darüber am wenigsten Allgemeines aufstellen. Daher ist von der Geschicklichkeit des einrichtenden Wirthes das Meiste zu erwarten; er bleibt immer die wichtigste Person, und hätten wir unter unsern bisherigen Forstmännern nicht dergleichen glückliche Naturalisten gehabt, wie wäre es möglich gewesen, dafs da, — wo bisher eine methodische Taxation noch nicht vorgenommen werden konnte, — dennoch häufig eine ziemlich nachhaltige Wirthschaft sich eingerichtet und fortgeführt findet? —

In der *zweyten Abtheilung* zeigt nun der Verf., wie eigentlich der Ertrag schärfer ausgemittelt und mehr oder weniger

genau auf periodisch gleiche Summen festgestellt werden kann. Er geht hierbey vom Einfachen zum Zusammengesetzten über, und giebt dabey drey verschiedene Verfahrungsweisen an, deren wir jede, *da sie die wichtigsten Theile der Schrift ausmachen*, näher betrachten müssen.

Erster Abschnitt. Summarische Forstertragsbestimmung nach gutachtlicher Schätzung. Hier zeigt der Verf. ganz kurz, wie ein geübter praktischer Forstwirth sowohl die höchstmögliche *Ertragsfähigkeit*, als auch die, vom augenblicklichen, mehr oder weniger vollkommenen Zustande abhängige, *nächste Erträglichkeit* eines Waldes in runden Summen oder beyläufig in eben dem Grade von Genauigkeit anzugeben im Stande sey, wie ein Landwirth dieselben Gegenstände beym Ackerlande. Dieses Verfahren, was sehr häufig da, wo summarische Ueberschläge bey Verwaltungseinrichtungen nöthig sind, — in Anwendung kommt, hält er für leichter bey grössern Waldungen und ganzen Forsten, als bey einzelnen Walddistrikten; was ihm jedoch hinsichtlich der, vom augenblicklichen Bestandsverhältnifs abhängigen, *nächsten Erträglichkeit* des Waldes nicht wohl zugestanden werden dürfte.

Zweyter Abschnitt. Specielle Forstertragsbestimmung nach gutachtlicher Beurtheilung. Es wird in diesem Abschnitte Anleitung gegeben, für jeden einzelnen Distrikt nach einem voraus aufgestellten Hauungsplane die nächste Erträglichkeit auf gleiche Weise beyläufig auszusprechen, als es im vorigen Abschnitte von ganzen Forsten geschehen ist; auch weiterhin erläutert, wie dieser Wahrscheinlichkeits-Ertrag der Einzelnen Distrikte zuletzt tabellarisch für jeden künftigen Zeitabschnitt oder Nutzungsperiode zusammengestellt und durch Versetzungen eine nachhaltige Nutzungsgrösse ausgemittelt werden müsse. Ungeachtet jede Versetzung eines Distriktes in eine andere Nutzungsperiode eine Ertragsveränderung zur Folge hat, die nur mittelst Zuwachsrechnungen sich ergeben läfst, so räth der Verf. dennoch diese hier vorerst zu übergehen, und dieselben Erträge für die eine, wie für die andere Periode in dem Falle beyzubehalten, als dergleichen Ausgleichungen nur für nahe Perioden nöthig werden.

Dritter Abschnitt. Specielle Abschätzung des Holzvorrathes in Hochwaldungen durch wirkliches Messen und Berechnen. Der Verf. handelt nun die gewöhnlichen Verfahrungsweisen bey solchen Abschätzungen, wobey die möglichste mathematische Schärfe beachtet wird, ab, und zwar: von §. 61 bis 64 *vor* dem *Messen* und *Auszählen der Bestände*; im §. 64 bis 69 von *Bestimmung des kubischen Inhalts der Bäume* und zwar besonders mittelst sogenannter Normaltafeln für den wahren Inhalt derselben, nachdem

sie als gewöhnliche Kegel ausgemessen worden sind *). Ob schon die wahre Form der Baumstämme nach *Verschiedenheit der Holzart* sehr bedeutend von der Kegelform abweicht, so will der Verf. doch die Holzarten nicht besonders beachtet, sondern alle diese deshalb nach ein und derselben Normaltafel berechnet wissen, weil man sonst in der Anwendung der Tafeln *zweifelhaft* (!!) werden könnte. Ref. will so wenig das letztere einleuchten, als er sich entschliessen könnte, einen leicht zu vermeidenden Fehler von nicht selten 10—15 Prozent zu begehen. — Ferner in §. 69 und 70. Vom Ansprechen des Kubikinhaltes der Bäume, und von §. 70—74 das Abschätzungsverfahren mittelst Probeflächen und Erfahrungstafeln.

Vierter Abschnitt. Vom Zuwachse des Holzes. Dieser Gegenstand ist bis zum §. 95 höchst ausführlich und ganz in der Art abgehandelt worden, um dem Anfänger verständlich zu seyn. Der Verf hat hier, statt der Berechnung des progressiv abnehmenden Zuwachses in einem abzutreibenden Bestande, vorgeschlagen: die Haubarkeit aller Bestände auf das Mittel der Periode einzurichten und dann den Vollbetrag ihrer Holzmasse nach diesem Alter anzusetzen, und ist hiedurch also einer schon längst lächerlich gewordenen Rechnungs-Spitzfindigkeit begegnet.

Fünfter Abschnitt. Vollendung der Abschätzungsarbeiten bey den Hochwaldungen; enthalten von §. 95 bis 104 die Zusammenstellung des Ertrages und die specielle Distriktsbeschreibung, unter Beyfügung erläuternder tabellarischer Formulare.

Sechster Abschnitt. Von der Eintheilung und Abschätzung der Nieder- und Mittelwälder. Im Eingange dieses sehr kurzen, nur 12 Seiten begreifenden Abschnittes wird dem Anfänger sehr ausführlich die Unzweckmässigkeit einer wirklichen Schlageintheilung der Nieder- und Mittelwälder nachgewiesen; ob schon weiterhin (in §. 99) die Nothwendigkeit einer *Flächenabtheilung* für längere Zeiträume von 5 zu 5 Jahren angenommen werden zu wollen scheint. Ref. kann sich hiervon nicht überzeugen, sondern ist der Ansicht: man könne jeden Niederwald — eben so wie die Hochwaldbestände — mit ihrem Ertrage auf das Mittel der, etwa 10jährige Zeiträume begreifenden Nutzungsperioden berechnen, und dann dem Wirthschafter frey lassen, zu welcher Zeit er es am zweckdienlichsten halte, den Anhieb und völligen Abtrieb vorzunehmen. Höchst auffallend war es dem Ref. endlich, die *Abschätzung des Oberholzbestandes der Mit-*

---

*) Wir besitzen bekanntlich bereits solche Tafeln von dem Verfasser. M. vergleiche Cotta's Tafeln zur Bestimmung des Inhaltes und Werthes unverarbeiteter Hölzer. Dresden 1816.

telwälder in wenigen Zeilen des §. 103 mit der Erklärung abgefertigt zu sehen; dafs dieselbe ohne alle Schwierigkeiten ganz so wie die des Hochwaldes geschehen könnte. Der Verf. hat also dieselbe Lücke, die alle frühern Taxations-Anweisungen enthalten, ebenfalls unausgefüllt gelassen, und wird durch obigen Ausspruch nicht allein den Anfänger, sondern auch Solche nicht befriedigen, die sich in Abschätzung von — vorzüglich unregelmässig mit Oberholz bestandenen — Mittelwaldungen nur einigermassen versucht und dann gewifs gefunden haben, dafs dieselbe weit mehr Schwierigkeiten, als die des Hoch- und Niederwaldes verbindet, und längstens schon eine besondere Anweisung erfordert hätte.

Siebenter Abschnitt. Von der Einrichtung und Abschätzung plänterweise behandelter Wälder. Es wird hier zuerst das Verfahren bey Abschätzung eines, in Hochwald (schlagweisen) umzuformenden, Fehmel- oder Plänterwaldes dargestellt und mittelst einer Anhangstafel auch so weit erläutert, dafs wohl Unterrichtete, schwerlich aber Anfänger, sich daraus zu belehren im Stande seyn möchten. Für die *unter gewissen Umständen* nothwendige und nützliche Beibehaltung des Fehmelbetriebs, spricht der Verf. sich bestimmt aus, und es wird jedem genauen Kenner dieser Betriebsart erfreulich seyn, *Hr. Cotta* hier — wie schon in mehreren Fällen geschah — abermals gegen dergleichen fest gewurzelte Vorurtheile unbefangen auftreten zu sehen. Wie hätte sich die Plänterwirthschaft ohne gewisse Vorzüge (besonders im südlichen Deutschland) so weit verbreiten, und auch unter, wenigstens praktisch, nicht ganz ungebildeten, Forstmännern bis jetzt noch erhalten können? — Nur ein Vorwurf war und ist ihr noch in unserer bedrängten Zeit zu machen, nemlich der: dafs sie die Ausmittelung eines nachhaltigen Ertrags, also die Feststellung eines sichern Etats und die Uebersicht über den Gang der Wirthschaft sehr erschweret. Dieses Problem versuchte *Hr. Cotta* hier zu lösen; nachdem er jedoch mehrere Verfahrungsweisen geprüft und verworfen hat, kommt er endlich auf das ihm nur allein sicher scheinende Mittel: den Maasstab für den künftigen Ertrag mit einigen gutachtlichen Modificationen entweder aus den Naturalertragsübersichten der letzt verflossenen Zeiten abzunehmen, oder aber die mögliche Erträglichkeit des Waldes (nach Anleitung des ersten Abschnitts, der zweyten Abtheilung) nach dem praktisch geübten Augenmaas *Summarisch* anzugeben. Ref. bezweifelt, ob diese Anleitung befriedigen werde und ob sie sicherer sey, als die vom Verf. verworfene Prozenten-Rechnung. Es sind ja ausserdem aber noch viele Wege um zum Ziel zu gelangen übrig, deren jeder wenigstens einen Versuch werth ist, z. B. die Behandlung des Fehmelwaldes bei

der Abschätzung in einem forstweis bestandenen Hochwald; ferner wie der Oberholzbestand in einem Mittelwalde etc. — Uebrigens nimmt Hr C. das Ertragsverhältniss eines Fehmelwaldes um 1/4 bis 1/2 geringer, als das eines Hochwaldes von gleichem Alter und Umtriebszeit, an; sollten hierüber wirkliche Erfahrungen vorhanden seyn, so verdienten sie bekannter zu werden; denn *a priori* läfst sich der Ertrag von *sorgfältig behandelten* Fehmelbeständen so tief nicht herabsetzen.

Achter Abschnitt. Von den Reserven. Sie werden in den meisten Fällen als völlig überflüssig und nur unter folgenden Umständen als zulässig erkannt: 1) für Gleichstellung der periodischen Bau- und Nutzholz-Erträge; 2) für die Nachzucht vorzüglich starker Bauhölzer etc.; 3) für Fälle wo der Forstwirth über den Wirthschaftsplan einzelner Forsttheile in Verlegenheit ist; und 4) bey Majorats- und Fideicommifs-Waldungen, wo aussergewöhnliche Abgaben zu erwarten. — Ref. hält die Reserven in jedem Falle für überflüssig, wo die Abschätzung in kürzern Zwischenräumen von 10 bis 20 Jahren wiederholt wird; indem alsdann ein eingetretener Ueberschufs oder Mangel leicht auf alle Perioden des Wirthschaftsturnus hinaus übergetragen oder repartirt werden kann.

Dritte Abtheilung. Von Sicherung der Forsteinrichtungen und Forstschätzungen. Diese Abtheilung enthält in zwey Abschnitten die nöthigen Vorschriften: zu Einrichtung der Wirthschaftsbücher (Taxationsprotocolle); Zusammen- und Gleichstellung des Ertrags; Führung der Ertrags-Controlle; das Verfahren bei jährlichen und periodischen Revisionen u. s. w. in musterhafter Deutlichkeit und Einfachheit; so wie auch durch die erforderlichen Tafeln für hinlängliche Versinnlichung gesorgt ist, ohne hierzu ermüdende Beyspiele und voluminöse Tabellen gebraucht zu haben. Letztere sind in Octavformat: sehr schön gesetzt, überheben des Ausschlagens zur Seite und geben dadurch dem Buche zugleich ein gefälligeres Aeussere. Nur eins ist dem Ref. unter den hier verhandelten Gegenständen aufgefallen, nemlich: warum Hr. C. für Hochwaldungen und jeden höher als 60jährigen Taxations- oder Wirthschaftsturnus gerade 20jährige Periodenabtheilungen vorschreibt, da er doch späterhin auf 10 Jahre hinaus noch einen besondern Hauungsplan, also eine weitere Theilung solcher Perioden, nöthig hält. Sollten hier 10jährige Periodenabtheilungen nicht für alle Fälle die zweckmässigeren seyn? — Auch vermifst man eine, wenigstens beyläufige, Andeutung der Gründe und des Verfahrens bey periodischer Wiederholung des Taxationsgeschäfts um so mehr, als Hr. C. sie in seinen Fundamentalsätzen (oben) als durchaus nothwendig ausspricht. Sollten nicht folgende Gegenstände darauf hinweisen,

dafs bey einem, auf lange Zeit unverändert beybehaltenem Abschätzungsresultat für die jährliche Nutzung *plötzlich*, d. h. nach Ablauf des Taxationsturnus, nur höchst abweichende Nutzungsgrösse sich ergeben könnte? nemlich: 1) durch allmählige Bestandsverbesserungen, die vorerst entweder gar nicht, oder nur unvollständig in Anschlag gebracht werden konnten; 2) durch Bestands-Umwandlungen; 3) durch die oft nur für den ersten Zeitraum - (z. B. bey Versetzungen) - nothwendige Umtriebsverkürzungen und Verlängerungen, u. s. w. — Man stellte eine solche Vergleichung zweyer, auf einander folgender, grosser Zeitabschnitte an, um sich zu überzeugen: wie bedeutend die Ertragsdifferenz beyder seyn könne, und wie unbedingt nöthig es daher seye, von 10, oder 20 zu 20 Jahren die Abschätzung zu wiederholen und hierbey stets auf einen weitern Zeitraum allmählig vorzugreifen, also alle allmählige Bestandsveränderungen nach und nach mit in Rechnung zu bringen. — Wer möchte sich übrigens auch dem Wahn hingeben wollen, man werde eine jetzt gemachte Wirthschaftsvorschrift auf ein Jahrhundert hinaus strenge beybehalten wollen und können? —

Diese ausführliche Darlegung des Inhaltes von Hr. C. Schrift möchte wohl zur Ueberzeugung führen, dafs derselbe sich abermals um einen, dem Forstmann und Staatswirth gleich wichtigen Zweig der Wissenschaft höchst verdient gemacht und auf kaum 200 Seiten einen Stoff behandelt habe, womit man wohl mehrere Bände zu füllen gewohnt war, und dafs Hr. C. überhaupt auf den ausgezeichnetesten Dank des Publikums rechnen dürfe. Zwar soll auf diesen ersten Theil noch ein zweyter folgen, allein Ref. sieht nicht ein, was dieser noch von der *Abschätzungslehre* enthalten könnte; denn die Lehre von der Forstvermessung, Forstbeschreibung, Ablösung der Waldservitute und anderer Verwaltungsmaasregeln, machen eigene oder gesonderte Theile anderer Lehren aus; und wenn dieselbe auch *nebst noch vielen anderen Kenntnissen* bey dem *Abschätzungsgeschäfte* gleichzeitig in Anwendung kommen, so gehören sie doch nicht unmittelbar in jene Lehre. Man wird nicht leicht ein Geschäft ausführen, wobey nicht sehr verschiedene Kenntnisse in Anwendung kommen, wie verwickelt würde also nicht der Unterricht werden, wenn man ihn nach Geschäftszweigen behandeln wollte.

H.

Versuch einer Forstverfassung im Geiste der Zeit von dem Forstmeister G. W. Freiherrn v. Wedekind, Mitglied des Grofsherzogl. Hes-

sisch. Oberforstkollegiums und mehrerer gel. Gesellsch. Leipzig (bei Baumgärtner) 1821. gr. 8. VI. und 104 Seiten.

Durch die besondern Verhältnisse, denen zu Folge der gröfste Theil der deutschen Waldungen von frühe her in den Händen des Staates sich befand, und von diesem durch eine besondere Behörde: — Forstkollegium etc. — als Domaine verwaltet wurde, so wie durch Uebertragung der forstpolizeylichen Aufsicht über alle übrige Waldungen an diese Staatsbehörden, entstand eine eigenthümliche, diesen Gegenständen gewidmete Lehre unter dem Namen: *Forstdirektionslehre* oder auch (wie sie der verdiente *Walther* schon früh nannte) *Staatsforstwirthschaftslehre*. Diese besteht und enthält denn bis jetzt noch allerley Verwaltungsregeln für die obersten oder dirigirenden Forstbehörden, theils wie sie an manchen Orten — mit Rücksicht auf die bestehenden übrigen Staats-Einrichtungen — hergebracht sind; theils solche, wie man sie für dergleichen bestehende Einrichtungen zweckmässig glaubt. Sie gleichen daher mehr gutachtlichen Formularien zum Verhalten in solchen besondern Verhältnissen, als dafs sie staatswissenschaftlich begründet und abgeleitet, oder aber zur wissenschaftlichen Belehrung über zweckmässige Forst-Verfassungen und Verwaltung geeignet sind. Dieses letztere Gebrechen offenbart sich nun gerade in gegenwärtiger Zeit immer mehr und mehr, wo man beynah allerwärts den bestehenden Staats-Uebeln durch neue Organisationen und wiederholte Reorganisationen der Staatsverwaltung zu begegnen sucht, indem hierbey die Reihe des Organisirt-Werdens auch sehr fleissig das Staatsforstwesen trifft, und man dann gar wohl fühlt, wie jene Formen und Vorschriften nicht auf den neuen Leib, den die Verwaltungen anziehen sollen, passen, sondern eben so oft in dem direkten Widerspruche mit dem Zeitbedürfnifs stehen, wie die ältern Staatsverwaltungsansichten, mit den neuesten. Der vortheilhaft bekannte Verfasser dieser Schrift hat daher einen Versuch gemacht, das bestehende Alte, — so gut es bey noch bestehenden Hindernissen gehen will — den neuern, geläuterteren Verwaltungsprincipien anzupassen; und er verdient in dieser Hinsicht gewifs allgemeinen Dank, vorzugsweise aber von seinen nähern Landsleuten, die gerade zur Anordnung eines zweckmässigeren Staatshaushaltes auf einem Landtage berathend versammelt sind.

Die Schrift zerfällt, ausser der Vorrede, in zwey Abschnitte, und jeder dieser in mehrere Kapitel. In der Vorrede sagt der Hr. v. W. sehr wahr: »dafs es den Staatsorganisatoren gewöhn»lich an materieller Kenntnifs des Forstwesens, und denen, bey »welchen diese sich findet, an allgemeiner staatswissenschaftlicher

Bildung fehle etc.« Ref. findet in dem erstern Umstande allerdings die Ursache, warum gewöhnlich bey Organisationen vorzugsweis an der äussern Form gemeistert und experimentirt, dagegen das Wesen selbst unbeachtet und unverbessert gelassen wird; in dem andern Umstande aber den Grund zu dem Dünkel der Staatsforstbehörden, als bestehe in der sorgfältigen Erhaltung der Waldungen im alten Zustande und in ihrem einseitigen eifrigen Streben, alle Ansprüche an dieses Gemeingut, strenge abzuweisen, — das einzige Glück des Staats.

Der *erste Abschnitt* enthält die *Grundsätze der Forstverfassung.* Von dem sehr richtigen Grundsatze ausgehend, dafs die Gewerbspolizey *nicht anders* und *nicht weiter unmittelbar* in die Privatwirthschaften sich einmischen sollte, als wenn dadurch ein, dem Gesammtwohl drohendes, *wichtiges Uebel* beseitigt werden kann, hat Hr. v. W. (§. 15.) die polizeyliche Aufsicht über die Privatwaldungen zwar gröfstentheils auf *Verhütungsmaasregeln* gegen die *Verödung des Waldes* oder seine sorglose und muthwillige Verderbung beschränkt und hierzu die nöthigen Maasregeln bezeichnet; aber dennoch unter letztere mehrere von solcher Art aufgenommen, dafs sie den Privatwaldbesitzer, indem sie ihn zur Erziehung der *höchstmöglichsten Holzmenge* zwingen sollen, in höchstem Grade belästigen müssen. Hierher sind z. B. das für nothwendig gehaltene Verbot gegen Umwandlung der Bestände in andere Holz- und Betriebsarten zu zählen, so wie ferner: die dem Waldbesitzer vorzuschreibende Umtriebszeiten u. dgl. mehr. — Der Hr. Verf. fühlt das Lästige dieser Eigenthums-Einschränkung so sehr, dafs er (§. 11.) *apriori* annimmt, der Waldbesitzer werde dadurch dermassen in der freien und einträglichsten Benutzung seines Grund und Bodens gehindert, dafs man dergleichen Opfer für Gemeinwohl nicht werde fordern dürfen, und also für den Staat die Verbindlichkeit eintrete, alle Privatwaldungen anzukaufen und fürs allgemeine Beste zu verwalten! — Ref. hat diese Verpflichtung des Staates zwar unter allen solchen Umständen, wie Hr. v. W. sie herbeyzuführen beabsichtigt, — schon lange erkannt und anerkannt; allein dieselbe stets nur als seltene Ausnahme in besonderen Fällen betrachtet, und dadurch (selbst wenn sie praktisch ausführbar wäre??) für gröfstentheils *abwendbar* gehalten, dafs der Staat *mehr nicht, als Verhütungsmaasregeln gegen eigentliche Wald-Verödungen ergreift.* — Solche, wie die von Hr. v. W. angeführte, Einschränkungen des Waldeigenthums, finden sich nicht blofs in den Lehrbüchern über die sog. Forstdirektion, sondern leider auch in einzelnen Staaten zum wirklichen Gesetz erhoben, deren Behörden, — so wenig wie das Forstpublikum im Allgemeinen, — über die Grundsätze der zweckmässigsten und voll-

kommensten Waldbehandlung im Reinen sind; ja die sogar Waldbehandlungen als Gesetz vorschreiben, bey denen die Forste offenbar verwüstet werden müssen. Ref. kann dieses alles mit Aktenstücken belegen, und es sind darüber Klagen an Landtagen gehört worden; und auch Hr. v. W. wird gewifs die Beeinträchtigungen nicht verkennen, denen der Privatmann durch Staatsbehörden solcher Art zu einer Zeit ausgesetzt seyn müfste, wo man sich über die zweckmässigste Betriebsarten und Umtriebszeiten noch so sehr im Streite befindet. Uebrigens hätte Hr. v. W., selbst für eine noch weniger enge Einschränkung des Waldeigenthums, schon defshalb triftigere Gründe, — als wie er sie aus des verdienten *Krönke,* und auch *Seutters* Schriften aushebt, — anführen müssen, weil zur Zeit die Anzahl von Vertheidigern *unbedingter Gewerbsfreiheit* noch sehr grofs ist.

In §. 12. werden noch einige Fälle bezeichnet, wo jene strenge Polizeymaasregeln ganz wegfallen sollen, nemlich da, wo die Staatswaldungen und die Forste der, *moralisch mit dem Staate fortlebenden,* Personen (wer sind diese?), die Holzbedürfnisse hinreichend decken; ferner: in Gegenden, wo die Klasse dieser Waldungen zwar nicht, wohl aber andere Holzvorräthe, keinen Mangel an Holz befürchten lassen; so wie auch da, wo mehr Holzüberflufs als Mangel, oder eine hinlängliche Menge Holz-Surrogate vorhanden ist; — *indem hier die Forstpolizey keinen Zweck mehr habe (??).* — Wäre die Sorge für möglichst vollkommene und sichere Befriedigung der *Holzbedürfnisse* alleiniger Gegenstand der Forstpolizey, so würde Jedermann mit Hr. v. W. einstimmen; da aber dieser Polizeyzweig zugleich dafür zu sorgen hat, damit nicht blofs eine unserm Bedürfnifs angemessene Summe von Waldungen, sondern auch eine möglichst zweckmässige Vertheilung derselben in jeder Gegend erhalten; hierdurch zugleich einer schädlichen Veränderung des Klima's vorgebeugt; oder endlich auch eine Waldgegend nicht sorglos behandelt wird, die später, — wenn sie erst verödet ist, — weder zu Feld noch zu Wald mehr wieder anzulegen seyn würde (wie dies viele Tausend, durch sehr unbedeutend geschienene Fehlgriffe verwüstete, Morgen Waldfläche, in unsern höhern deutschen Gebirgen, in den Sandsteppen Norddeutschlands, Jütlands und Preussens, in Schottland etc. beweisen), so mufs ihre Wirksamkeit nie stille stehen oder irgendwo ausgeschlossen werden. Es haben sich ihr alle Glieder des Staats ohne Unterschied zu unterwerfen, selbst also die von Hr. v. W — als moralisch mit dem Staat fortlebend, — bezeichneten Personen (unter denen die mediatisirten Fürsten und Herren verstanden zu seyn scheinen); auch werden sie es alle willig thun, sobald die *Grenze der Zweckmässigkeit* und *des Rechtes* nicht überschritten wird.

Die mediatisirten Herrn von aller Staatsaufsicht entbinden, wäre gerade in Forstsachen eine nicht verzeihliche Inconsequenz. Denn ihnen sind durch die Mediatisirungsakte alle, unter die Kathegorie des Staatsgutes (Domainen) gehörige, Waldungen als Privateigenthum zugegangen; als solche werden aber die daraus fliessenden Einnahmen nicht mehr für den Staatsaufwand, sondern reinweg in den Privatnutzen gedachter Fürsten und Herren verwendet, also die Zusammenbringung der Staatsaufwands-Summen von dieser Seite offenbar schon sehr erschwert. Warum sollte man nun unter solchen Umständen, — bey einem vom Staate oft noch durch Steuerfreiheit völlig getrennten Interesse, — weniger von eigennütziger Waldbehandlung zu befürchten haben, als bey andern Staatsbürgern? — Da es sich hier nur um allgemeine Grundsätze handelt, so lege man dem Ref. diese Aeusserung gegen einen hochachtbaren Stand nicht verkehrt aus, besonders da Ref. jedes Majorat gegen Verwüstung gesicherter und also ganz eigner (nur nicht *aller!*) Freiheiten fähig hält.

Dafs sich Hr. v. W. in §. 13. zuletzt noch durch den, gegen die Zweckmässigkeit aller Forstpolizey (von Hr. Pf..?) aufgestellten Satz: »*der Staat sey nie die augenblickliche Holzbedürfnisse zu bemessen im Stande*« etwas verlegen machen lassen und denselben nicht vollständig zu widerlegen vermochte, könnte leicht von Andern benutzt werden, die Basis seiner vorgeschlagenen Maasregeln zu untergraben.

Im vierten Kapitel, von der *Justitz in Forstsachen* handelnd. — wird unter dem Grundsatze: »*die strenge Gleichsetzung der Entwendung forstlicher Objekte mit dem Diebstahle, ist eine unerlässliche Forderung des Zeitgeistes*« — ohne Weiteres unerbittliche Strenge gegen Holzfrevel gefordert. — Theoretisch wird diese Anforderung Jeder unterschreiben; allein wenn sie auch dem Geist aller Zeiten angemessen ist, so ist sie es doch durchaus *nicht für den Stand der bürgerlichen Verhältnisse dieser Zeit.* Wer die allmähliche Anhäufung von erdrückenden Lasten fast nur allein auf die Schultern des Landmannes geschichtlich zu verfolgen sich die Mühe nimmt; den geringern Land- und Gewerbsmann im häuslichen Verhältnisse näher kennt, und die ihm aus einer grauen Vorzeit angebohrne Ansicht vom Gemeingut des Waldes nicht unbeachtet lassen will, kann unmöglich dem Hr. v. W. unbedingt beypflichten; er müfste dann zu denen gehören, die in der Mifshandlung dieser Menschen keine Grenzen kennen, und denselben ehe ihre Last noch im geringsten erleichtert und nur einiger Wohlstand wieder hergestellt ist, auch den letzten Rettungsweg noch abzuschneiden bemüht sind; — welches Alles wir doch nach der uns bekannten Denkungsweise des Hr. v. W., von ihm nicht annehmen dürfen u. wol-

len. Ref. hält unerschütterlich bey seinem Grundsatze fest: daſs da, wo der Landmann, und so lange er, — nicht durch Lasten erdrückt wird, er ein guter sorgsamer Wirth und leicht vom Waldfrevel abzuhalten ist; daſs aber, wo umgekehrte Verhältnisse statt finden, der Wald gewöhnlich sein letztes Rettungsmittel wird, was man ihm nur auch noch vollends abzuschneiden braucht, wenn er, entweder in Noth und Verzweiflung allmählich duldend dahin schmachten, oder aber, alle Strafen nicht mehr achtend, Verbrecher werden und dann methodisch vertilgt werden soll (M. vergl. die Verhandlungen der Würtembergischen Stände vom 30. März 1821, wo für die Abstellung der Holzdieberey nur noch empfindliche Körperzüchtigung und Deportation als würksam erkannt wurden). Sollte es dem Hr. v. W. entgangen seyn, was der Landmann in den letzten Zeitperioden, auser den drückenden Lasten, noch durch das Kriegsgetümmel in Deutschland litt, und wie mancher frühere gute Wirth seit den letzten Miſshandlungen, alle Rettung aufgebend, sich dem Müssiggange, der Völlerey und dem Waldfrevel hingab? wie ferner noch jetzt Tausende von fleissigen Taglöhnern bey dem Landmann vergebens hinlängliche Beschäftigung suchen, weil lezterer selbst bis zum blosen Taglöhner auf seinem Gute herabgesunken ist, und einen Reinertrag und Ueberschuſs von seiner Arbeit nicht mehr kennt? — Wir können nicht glauben, daſs Hr. v. W. so unbekannt mit dem Stand der Sachen in Deutschland sey, und halten es daher für nothwendig, daſs er dieses, auf den Waldzustand so wesentlich einfliessende Verhältniſs zugleich mitgetheilt hätte.

In dem fünften Kapitel, von der vormundschaftlichen Forstverwaltung (Beaufsichtigung der Gemeinds- und Korporations-Waldungen) vermiſst Ref. die genaue Angabe derjenigen Behörden, welchem die Verwaltung der Gemeindsforste untergeordnet und wie dieselbe organisirt werden soll. Was darüber weiterhin (S. 45—49) vorkommt, genügt in dieser Hinsicht nicht, weil gerade in der Gemeinds-Forstverwaltung die grösten Miſsbräuche einer höhern Kultur im Wege standen. Das *sechste Kapitel* bezeichnet den Standpunkt für die *Domanial-Forstverwaltung; das siebente Kapitel* begreift sehr zweckmässige Vorschläge über Unterordnung der Forstjustitzsachen verschiedenen Grades ferner der Forstpolizeivergehen; so wie der technischen und ökonomischen Forstverwaltung, — unter die passendsten Behörden; und das *achte Kapitel* endlich giebt die Abtheilungen an, in welchen eine forstliche Gesetzgebung zu bearbeiten seyn möchte. — Alle diese Gegenstände sind, — wenn sich auch gegen Einzelnes manche Bemerkung machen lies, — überhaupt sehr gründlich bearbeitet, und geben einen erfreulichen Beweis von

des Hr. Verf. Streben, die bisherigen trocknen Regeln der sog. Forstdirektion, auf zeitgemäsere, wissenschaftliche Grundsätze zurückzubringen.

Der zweyte Abschnitt, von der *Forstorganisation*, verräth nicht weniger einen, in der höhern Forstverwaltung sehr gut unterrichteten und geübten Geschäftsmann; es begreift derselbe folgende Kapitel: *Von der Vertheilung der Wirkungskreise im Allgemeinen.* — *Von dem Lokalforstpersonal.* — *Von der Forstdirektion.* — Auch die hier mitgetheilten Ansichten verdienen eine sorgsame Beachtung, und besitzen für jeden, mit der Forstorganisation beauftragten Geschäftsmann, vorzüglichen Werth. Der Raum gestattet jedoch nicht auf alle im Einzelnen aufmerksam zu machen, weshalb Ref. hauptsächlich nur noch eines Haupt-Vorschlags des Hr. v. W's. gedenkt, nemlich: die technische Forstverwaltung, von der kameralistischen und kaufmännischen (ökonomischen?) zu trennen, also den Verkauf, die Verrechnung des Materials, und die Einkassirung der Forstgelder lediglich einer besondern, vom Forstpersonal getrennten Behörde zu überlassen. — Diese (wenn Ref. nicht irrt) bereits im Grosherzogthum Weimar bestehende Einrichtung empfiehlt sich sehr, doch möchte es nicht hinreichen, dabey blos den Wirthschaftsführer (Förster) und die kameralistische Behörde allein sich wechselsweis controlliren zu lassen, indem die sicherste und einfachste Forstcontrolle in einem möglichst fleissigen Besuche des Waldes besteht und hierzu jene Kassenbehörde sich nicht eignet.

H.

Die Grenze zwischen der Feld- und Waldkultur, in besonderer Beziehung auf die Länder des linken Rhein-Ufers, binnen (zwischen?) dem Rheine, der Sar, Mosel und Aar. Geschrieben für Freunde der Natur und des Waldes von Ludwig Lintz, Königl. Preus. Forst-Inspektor, mehrerer gel. Gesellschaften Mitglied. Bonn (bey Weber) 1821 gr. 8. X und 153 S. 1 fl. 48 kr.

Wie der Titel dieser Schrift besagt, geht der eigentliche Zweck ihres, aus mehreren schätzbaren Abhandlungen bekannten H. Verf. dahin: für Deutschland, oder hauptsächlich die Rheingegend die Gebirgskreise (Bezirke, Regionen) zu bezeichnen, bis zu welchen Feldbau und weiterhin nur noch Holzzucht betrieben werden kann. Dieses interessante Unternehmen verbindet derselbe aber zugleich noch mit zwey Nebenzwecken, nemlich: 1. um sich über Einräumung des Waldbaues mit völlig

Freyheit an die Privati, und 2. über Cottaische Baumfelderwirthschaft auszusprechen.

Zuerst äussert sich der Verf. (von S. 22 an) über die *Zweckmässigkeit den Waldbau mit völliger Gewerbsfreiheit den Händen der Privaten zu überlassen;* hat jedoch hierbey hauptsächlich nur die widersprechenden Ansichten im Auge, welche einerseits *Rauch* in seiner Schrift: *Regeneration de la nature végétale par A. R. Paris 1818,* und andererseits *Pfeil* in einer Abhandlung: *Ueber die Ursachen des schlechten Zustandes der Forste etc. Züllichau 1816,* dem Publikum vorlegten. Beide Schriften sind — wenigstens im staatswirthschaftlichen Publikum — bisher wenig beachtet worden, weshalb es wohl nicht überflüssig ist anzuführen, wie der erstere die menschliche Wohlfahrt nur in Wiederherstellung der, besonders in Frankreich sehr zahlreichen, verwüsteten Waldungen befördert glaubt; während der Andere (der durch seine Paradoxien bekannte *Hr. Pfeil*) gerade umgekehrt die noch zu bedeutende Grösse der deutschen Waldungen, so wie die forstpolizeyliche Einschränkung des Privatwaldeigenthums für das gröſste Ungemach und für die wahre Ursache der darnieder liegenden Betriebsamkeit und des gesammten deutschen Wohlstandes hält. — Wenn nun auch die beyden letzgenannten Eiferer, — wie sich schon aus ihren Grundansichten ergiebt, — dem behandelten Gegenstande keineswegs ganz gewachsen seyn möchten, so enthält doch die Schrift des Erstern eben so allgemein interessante und zuverlässige Nachrichten über den Zustand der Forste in Frankreich, als die des Letztern solche über Preussen giebt; auch *Hr. Lintz,* indem er beyde Schriften beleuchtet, und sich für sorgfältige Beibehaltung der Staatswaldungen ausspricht, theilt viele gründliche Beobachtungen über den nachtheiligen Einfluſs mit, den die völlige Ungebundenheit der Waldbesitzer in Behandlung ihrer Forste in den Ländern des linken Rheinufers äusserten, so lange dieselbe unter der Regierung Frankreichs standen, und woraus hervorgeht, *welche traurige Folgen eine ganz unbedingte Gewerbsfreiheit* nach sich ziehen kann. Vor allem aber werden dadurch die Lehrsätze des *Hrn. Schmalz,* in seiner *Staatswirthschaft in Briefen an einen deutschen Erbprinzen,* 2r Thl. S. 103, für immer durch amtliche Aktenstücke widerlegt seyn.

Gegen die Zweckmässigkeit der *Cottaischen* Baumfelderwirthschaft führt der Verf. S. 51 bis 55 einige zwar richtige, aber bereits von Andern schon geäusserte Bedenklichkeiten auf; und kommt nun endlich auf den Hauptgegenstand seiner Schrift, nemlich: auf *seine Beobachtungen über die Grenzen der Feld- und Waldkultur, besonders in den Ländern des linken Rheinufers.* Diese physische Begrenzungen des Culturlandes werden nun auch in

mehreren Theilen der alten und neuen Welt auf eine, für den weniger unterrichteten Forstmann gewiss unterhaltende, Weise nachgewiesen, wobey jedoch zu bemerken ist, dass der Verf. gerade einige der Hauptwerke über seinen Gegenstand, nemlich *Humboldt de distributione geographica plantarum etc.;* ferner *Wahlenberg's* dahin einschlagende Schriften, so wie *Decandolle (Flore française etc.)* und mehrere Andere nicht zu kennen scheint. Um so mehr Werth besitzen seine Angaben über die Vegetationsverhältnisse in den Gebirgen zunächst des Rheins, von denen Ref. nur einige der wichtigern ausheben will.

Der Getreidebau in den Rheingebirgen bleibt, weil sie nicht viel über 3000 Fuss sich erheben und also nicht durch höhere Hinterberge gegen die Gewalt des Windzugs geschützt sind, auf eine bey weitem niedrigere Grenze als in den Alpen der Schweiz beschränkt. Während also in der Schweiz noch in einer 4000 Fuss übersteigenden Höhe Fruchtfelder gefunden werden, gedeihen bey 2200 F. Meereshöhe in den Vogesen nur noch Sommerfrüchte (Hafer); am Donnersberge aber ertragen bey 2050 F. Meereshöhe der Roggen und Weitzen auf stark gedüngtem Boden das 15fache der Aussaat; woran — wie überhaupt an den örtlichen Abweichungen der Vegetationsgrenzen, — die Gebirgsart ihren wesentlichen Antheil hat. Da dieses der Verfasser selbst beobachtete, so muss man bedauern, dass er die Gebirgsart von den wichtigsten von ihm angegebenen Standpunkten nicht stets genau angeführt, sondern sich auf eine allgemeine Darstellung der Gebirgsformationen überhaupt (grösstentheils nach *Steininger*) beschränkt hat. Uebrigens stimmen diese Angaben, so wie die über die Begrenzung des Wein- und Obstbaues, möglichst genau mit den vom Ref. in Schwaben unter ziemlich gleicher Breite angestellten Beobachtungen überein, indem auch hier bey etwa 1800 F. der Winter-Getreidebau und bei 2200 F. das Sommergetreide seine Grenze findet; welche erstere Grenze gewöhnlich noch durch das Verschwinden der *fruchttragenden* Sommereiche, und die andere durch das nicht weitere Erscheinen der Wintereiche bezeichnet wird. Für die Waldvegetation sind folgende Grenzpunkte angenommen: die *Weistanne* geht in den Vogesen nur 2800 F. hoch hinauf (in den Alpen 5000 F.); die *Birke* kümmert hier schon bey 2000 und noch mehr bey 3000 F. Nur zur erstern Höhe steigt daselbst die *Kiefer* empor, am Soonwalde nur bis 1500 F. — Die *Buche* kümmert zwischen 2600 und 3200 F., während die *Eiche* schon unter 2600 F. ganz verschwindet.

Der Schluss folgt.

N°. 52. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Lintz über die Grenze zwischen Feld- und Waldkultur.

(*Beschlufs.*)

Die übrigen, jedem Naturfreund, Forst- und Landwirth und Statistiker höchst interessanten Resultate über die Produktions-Fähigkeit der verschiedenen höhern und niedern Landestheile (leider nur in etwas voluminösen Tabellen dargestellt) erlauben keinen Auszug, und es wird hinreichen anzuführen, dafs die höchste Feldproduktion auf das 24te (Weitzen) Korn, die geringste auf das 12te gesetzt ist; wogegen der höchste Holzertrag 55 K.F jährlich auf einen Magdeburger Morgen beträgt (ist nicht sehr viel!), der niedrigste 36 K.F. — Allein wie konnte Hr. L. durch das ganze Buch hindurch immer das Körner-Ertragsverhältnifs für den Productionsmasstab annehmen, da dieser doch — wie beym Walde —, so auch beym Felde sich nur durch den *Rohertrag* also hier durch den Erndtebetrag an Getreide ergiebt? — Ein Landwirth kann den Verf hierüber näher belehren, auch findet er den Beweis für diese letztere Behauptung in *Laurop* und *Wedekinds* Beyträgen zur Kenntnifs des Forstwes. in Deutsch. 2tes Heft.

Dafs viele Andere (selten gründl. Landwirthe) denselben Fehler begehen, ändert die Sache selbst nicht.

Noch würde es zur Vollkommenheit der vorliegenden Schrift wesentlich beygetragen haben, wenn der Verf., — da er seine Arbeit für Gebildete bestimmte und der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zueignete, weniger weit seitwärts in naturhistorische Vorbegriffe abgeschweift wäre; zu dem viele derselben mit dem neuesten Stand der Naturwissenschaft nicht übereinstimmen. Hierhin zählt Ref. z B die Ansichten von Luftreinigung durch die Gewächse auf S. 10; ferner den Wärmestoffgehalt der Dammerde oder des Humus S. 61; — die Ernährungstheorie der Gewächse S. 58; — die Vegetationsverhältnisse der Urgebirge S. 63 u. a. m. — Auch würde eine nähere Kenntnifs der Gebirgsarten und Lagerungen der Schweitz und des übrigen Deutschlands ihn in Bezug auf die zu S. 61 eingeschaltete Note belehrt haben, wie der in diesen Ländern in grosser Verbreitung vorkommende ältere Flözkalk (nicht Ur-

kalk) stets eine, in jeder Hinsicht ausgezeichnete Vegetation besitze; dafs dieses auch bey dem jüngsten Flötzkalk (Muschelkalk) hinsichtlich der Rothbuche so oft der Fall sey, als der Gebirgsabfall nicht zu steil und dabey nicht zugleich dem Winde und der Sonne ausgesetzt sey, wie dieses die schönen Waldbestände in den Rhöngegenden; Hessen; am Eichsfelde; Sollinger Wald; schwäb. Alp etc. beweisen. — Aber Heide und Heidelbeeren, — diese so höchst verderbliche Forstunkräuter, hat Ref. weder in den genannten, ihm wohl bekannten Gebirgen, noch aber in der Trappformation da vorfinden können, wo beyde Gesteinarten wirklich entstanden, und nicht etwa durch Schutt aus fremden Lagerungen überführt waren. Sollten dergleichen Gesetze blos an der Eifel eine Ausnahme erleiden? — Ref. schliefst übrigens mit der Ueberzeugung, dafs, so wie er auch kein gebildeter Forstmann diese Schrift ohne Dank gegen ihren Verfasser aus der Hand legen wird.

H.

Lehrbuch der Kunstwissenschaft zum Gebrauche bey Vorlesungen. Von Franz Anton Nüsslein, Professor der Philosophie in Aschaffenburg. Landshut 1819.

Der Verf. wollte in obiger Schrift ein Lehrbuch der Kunstwissenschaft (Aesthetik) geben, welches zwischen einem magern Kompendium und dickleibigen Handbuche, wie er in der Vorrede bemerkt, die goldene Mitte halten soll. Die Ideen, welchen er (nach seinem Geständnisse ebendaselbst) gefolgt ist, sind die der neuesten philosophischen Schule, d. h. wie man sieht, der Schelling'schen. Es war des Verf's Hauptstreben, jene Ideen in ein klares Licht zu stellen, um zugleich dadurch etwas zur Verminderung des Vorurtheils (?) gegen die neueste (?) Philosophie beizutragen, als hafte das Dunkle derselben mehr auf ihren Ideen, als auf der Darstellung mancher ihrer Bearbeiter.

Die Schrift beginnt mit einer Einleitung, worin das Wesen der Philosophie kurz angedeutet, und daraus sodann der Begriff der Kunst und Kunstwissenschaft im Allgemeinen entwickelt wird. Zugleich befafst dieselbe einen historischen Ueberblick der Kunstlehre und der betreffenden Litteratur. — Dann folgt in der ersten Abtheilung eine *Darstellung des Wesens der Kunst*, in der zweyten wird von den *Formen derselben* gehandelt, und dem gemäfs die Betrachtung der einzelnen Künste gegeben.

Rec. will nach dieser Andeutung des Inhalts nur einige wenige Bemerkungen theils allgemeine, theils besondere hinzufügen.

In so fern der Verf. ein *Lehrbuch* der Aesthetik, wie der Titel besagt, geben wollte, hat er seinen Zweck nicht genügend erreicht. Denn dazu fehlt vorliegender Schrift die *strenge wissenschaftliche Haltung*, welche vorhanden seyn kann, ohne daſs darum ein Buch zu einem magern Gerippe wird. Dieser Mangel an Wissenschaftlichkeit offenbart sich in dem Mangel des inneren, nothwendigen logischen Zusammenhanges, der scharfen Unterscheidung und genauen Bestimmung der Ansichten und Begriffe, endlich auch in dem Mangel eines gedrungenen, wirklich wissenschaftlichen und gehaltenen Vortrags, welcher durch den blumen- und oft floskelreichen, meistens breiten und in Variationen sich wiederholenden Ausdruck schlecht ersetzt wird. An diesen Zeichen erkennt man allerdings, zu welcher Schule Evangelium sich der Verf. bekennt. Weniger ersieht man dieses aus dem Inhalte, der die Ideen Schelling's über die Kunst sehr schwankend und inkonsequent durchführt, dagegen häufig fremde Ansichten herübernimmt. Besonders hat der Verf., ob gleich kein Citat es besagt, die *Schreiber'sche* Aesthetik benutzt, oft bis fast zum wörtlichen Ausdrucke. In den historischen Andeutungen hat er sich ausserdem wenigstens in Beziehung auf die Poesie, wie's dem Kundigen bald einleuchtet, vorzüglich an *Eschenburg's* Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste gehalten. Bestimmte Nachweisungen, die allerdings gegeben werden können, scheinen überflüssig; am wenigsten wird sie der Verf erwarten. Daſs keine neuen Ansichten über das Wesen der Kunst und der Künste aufgestellt worden, wird der Unterrichtete gleich beym Ueberblicke sehen. Die Eintheilung der Kunst in die *bildende, redende* und *theatralische* entbehrt durchaus des nothwendigen inneren Princips. Das vom Verf. aufgestellte ist mehr willkührlich, als in der Sache selbst gegründet. Zu der bildenden Kunst wird hier auch die *Tonkunst* gerechnet; mit welchem Rechte, ist nicht wohl begreiflich. Wenn es S 94 in dieser Beziehung heiſst: »Die Natur schlieſst uns die Fülle ihres Bildungstriebes unter den Formen der Zeit und des Raums auf. Der Vogel, von der Musik berauschet, offenbart seine Kunstseele in einer Aufeinanderfolge der lieblichsten Töne, und die Biene macht den Kunsttrieb ihres Geschlechts sichtbar in einem wahrhaft architektonischen Werke, in dem Baue ihrer Zellen. Die bildende Kunst zerfällt *darum* in die Künste der Zeit und des Raumes u. s. w.«, so kann die echte Wissenschaft der Kunst, die sich nach tieferen Gründen umsieht, mit solcher Oberflächlichkeit der Ansicht nicht wohl zufrieden seyn Uebrigens ist besonders über die Malerei und die plastische Kunst manches Gute gesagt, wiewohl ohne gehörige Präcision und

Bündigkeit des Ausdrucks. Die *redende* Kunst wird allein auf Poesie bezogen, mit gänzlicher Ausschliessung der Prosa. Wer das Wesen der Kunst nicht einseitig auffafst, wird begreifen, *dafs* und *wie* es eine wirklich schöne Kunst der Prosa geben konne, und dafs somit auch in dieser Hinsicht obige Schrift mangelhaft ist. Wider die Eintheilung der Poesie in die lyrische, epische und dramatische, ferner wider die Unterordnung des Einzelnen unter diese Hauptklassen, z. B. des Didaktischen unter das Lyrische, des Satyrischen unter das Dramatische, wird der Unbefangene Vieles mit Grund einzuwenden haben.

Im Einzelnen trifft man auf gar viele, theils falsche, theils durchaus schwankende Behauptungen. Dahin gehört, um nur Einiges anzuführen, wenn gesagt wird, dafs das Epos durchaus *schicksalslos* sey, dafs an die Stelle des Schicksals darin die *hohe Zufälligkeit* (?) trete. Die Beweisführung des Verf. für diesen Satz ist nichts beweisend. — Welcher Nüchterne, dem phantastischer Wortschwall nicht für wissenschaftliche Tiefe gilt, wird unterschreiben, was S. 277 vom Romane ampullirt wird? »*Der Roman*, heifst es daselbst, *stellt das unendlich freye Leben einer genialen Seele dar, welche mit dem Samen einer ganzen Welt befruchtet ist (eheu!) und den lebensschwangern Keim ihrer Subjektivität in tausendfältigen Blüten und Gestalten entfaltet und entäussert.* —« Kennt auch der Verf. die vorzüglichsten in- und ausländischen Romane der gröfsten Meister? — Rec mufs nach solch einer Behauptung daran zweifeln. — Ueber die Tragödie wird wiederum neben manchem Wahren eben so viel Halbwahres und Unwahres gesagt. So wird für die tragische Person *hohe Sittlichkeit* gefodert, welche Forderung, wie dem Verf. bekannt seyn mufs, schon Aristoteles verwirft, und die vorzüglichsten Meisterwerke der vorzüglichsten Dichter als ungegründet darthun. S. 311 heifst es: »In der griechischen Tragödie wird der Held durch die Verhängnisse des Schicksals oder den Willen der Götter *nothwendig* zum Verbrecher « Dieser Satz ist *in seiner kategorischen Allgemeinheit* grundfalsch, obgleich ihn der Verf. weder allein, noch zuerst aufstellt. Aber so geht es, wenn man allgemeine Resultate zieht, ehe man das Einzelne gehörig und genau verglichen hat — leider ein häufig sich offenbarender Fehler unserer Zeit in unserm lieben Deutschland nicht blos was Kunst, sondern auch Geschichte und Wissenschaft überhaupt betrifft. — S. 313 wird gesagt: »In der modernen Tragödie tritt der *Charakter an die Stelle des Schicksals*« — wie einseitig und zum Theil ganz falsch! Allerdings herrscht in der modernen Tragödie mehr Charakteristik, als in der antiken (wovon der Grund sich leicht ergiebt), allein keinesweges vertritt darum der Charakter die Stelle des Schicksals. Hier mufs genau

unterschieden werden zwischen Tragödie und Trauerspiel. Jene ist nur durch die Offenbarung des Schicksals, was sie ist; in diesem kann und soll die Charakteristik vorwalten; wie denn die meisten Shakespear'schen Trauerspiele desfalls musterhaft sind. — Ebendaselbst »in der griechischen Tragödie erscheint die Person als *absolut schuldlos*«. — Hat der Verf. die griechische Tragödie studirt? Ist Agamemnon, ist Ajas — ja ist selbst Oedip absolut schuldlos? — Hat der Verf. auch bedacht, wie hoch den Griechen die *Pietät* gegen die Götter galt, und wie leicht diese verletzt werden konnte? — Ebendaselbst »die Strafe des Verbrechens (wie mag der Verf. nach seiner frühern Bemerkung, daſs die tragische Person hohe Sittlichkeit haben müsse, nur überhaupt von Verbrechen reden können?) also »die Strafe des Verbrechens wird in der neuern Tragödie von der Nemesis verhängt — die Nemesis ist mit dem Schicksale nicht zu verwechseln.« Also in der griechischen Tragödie ist kein Walten der Nemesis? — Hat der Verf. des Aeschylus *Sieben vor Theben* verglichen? Hat er des Sophokles Ajas gehörig studirt? Hat er in letzterm Stücke besonders die Rede des Boten beachtet, worin offenbar des Ajas Schicksal als die Rache der Nemesis dargestellt wird? Erscheint selbst in dem Oedip das Schicksal nicht in *gewisser* Hinsicht als Nemesis, nämlich als Vergeltung der Verbrechen der Ahnen an ihren Enkeln? Straft nicht der Herr bis in's dritte und vierte Geschlecht? — Freilich begreifen wir dieses verborgene Walten nicht — aber dennoch findet es statt — wer mag es leugnen, der die Geschichte kennt, im Grossen, wie im Kleinen? — Ueberhaupt hat der Verf. die Idee des Schicksals weder historisch noch philosophisch richtig aufgefaſst. — S. 326 heiſst es »der Mensch kann nur vom Menschen repräsentirt werden; der Chor, der Repräsentant der Zuschauer, muſs *darum* in der Komödie aus *vernunftlosen* Wesen bestehen, wie bey Aristophanes, wo er bald aus Fröschen, bald aus Wespen, bald aus Wolken besteht.« Rec. gesteht, daſs er einmal in diesem Satze allen Sinn vermiſst; dann wird darin abermals die historische Unkunde des Verf. offenbar, denn bekanntlich hat Aristophanes öfter den Chor in seinen Komödien aus vernünftigen als unvernünftigen Wesen gebildet. Wir verweisen auf »die Ekklesiazusen«, auf »den Frieden«, auf »die Acharner« und »die Ritter.«

Diese Beyspiele, die noch um ein Bedeutendes vermehrt werden könnten, so wie die weiter oben gegebenen allgemeinen Andeutungen, von deren Richtigkeit sich jeder Kenner (auf die unkritischen Lobredner und Tadler, deren es leider zum Schaden der Wissenschaften nur zu Viele giebt, wird hier keine Rücksicht genommen) beim ersten Blicke überzeugen kann,

begründen das Resultat, *daſs vorliegender Schrift zu einem Lehrbuche über die Kunst die Haupterfordernisse abgehen.* — Uebrigens gesteht Rec. gern, daſs darin ein Mann von Talent und gutem Willen redet, der es daher um so weniger übel nehmen wird, wenn hier, auch gegen ihn in unserer in vielfacher Hinsicht unwissenschaftlichen Zeit die Rechte der Wissenschaft, die sich nie in poetisirendes Räsonnement auflösen soll, ernst zu wahren, für Pflicht galt.

Platonicorum librorum de Legibus examen quo, quonam jure Platoni vindicari possint, adpareat. Auctore C. DILTHEY Dr. in Academia Georgia Augusta privatim docente. Commentatio, e sententia amplissimi Georgiae Augustae philosophorum ordinis pretio regis ornata. — Gottingae, impressit Christianus Herbst. typograph. Academ. MDCCCXX. (mit einer Dedication an Sr. Excellenz den Hrn. Minister von Arnswaldt). 64 S. in Quart.

Wenn es eben so verdienstlich, wie zum öfteren auch schwierig ist, Urtheile, bald nicht gehörig begründet, und nur im Allgemeinen ausgesprochen, bald mit einigem Witz und Scharfsinn durchgeführt gegen die Aechtheit irgend eines, bisher allgemein für ächt anerkannten Werkes, gründlich zu widerlegen, um so erst durch eine genaue bis ins Einzelnste sich verbreitende Deduction die wahre umumstöſsliche Ueberzeugung von der Aechtheit desselben zu gewinnen, so verdient Hr. Diltheys Bemühung schon um deſswillen Beyfall und Lob, wie die gebührende Aufmerksamkeit eines Jeden, dem es nur einigermassen nicht ganz gleichgültig ist, ob er das Machwerk eines Philosophaster, der seine eigenen Mängel nur unter der Maske eines vornehmen Namens verstecken wollte, oder das vollendete Werk eines erhabenen Geistes vor sich hat.

Unter den Kritikern, welche in neuester Zeit die Grundsätze der höhern Kritik auf eine leider wenig erfreuliche Weise gegen Plato angewendet haben, gebührt unstreitig Hrn. *Ast* der nicht sehr beneidenswerthe Vorrang, da ihm wohl in der Verwerfung (d. i. in der Erklärung der Unächtheit) Platonischer Geisteswerke gewiſs keiner es je zuvorgethan hat, noch je, wir hoffen es wenigstens, zuvorthun wird, der auch, trotz sich von mehreren Seiten gewichtige Stimmen dagegen vernehmen liessen, demungeachtet in dem einmal gefaſsten System zu beharren scheint. Wenn nämlich die Aechtheit eines Platonischen Werkes durch keine äusseren Zeugnisse, nicht einmal durch das des *Aristoteles*, wie uns Hr. Ast hat glauben machen wollen (1

Wien. Jahrb. d. Lit. VII. Bd. 1819. S. 61) bewiesen werden kann, so haben wir darauf wirklich *keine* Antwort; wenn ferner das »einzige untrügliche Merkmal der Aechtheit Platonischer Schriften« der Platonismus seyn soll, der (S. über Plato's Leben und Schriften S. 4. vergl. S. 9.) eben darin besteht, dafs er *keine Eigenthümlichkeit* besitze u. s. w., und nur das platonisch ist, in welchem eine Richtung vom Besonderen, Einzelnen auf das Allgemeine, die *Idee*, ein Erheben über das Zufällige zum Unbedingten sichtbar ist, so sind diefs wieder eben so allgemeine, eben so trügliche subjective (in einem andern Subject sich anders gestaltende), mithin veränderliche Gründe, die gewifs nie ausreichen werden. Eben so allgemein und unzureichend ist die in den Wien. Jahrb. a. a. O. gegebene Definition des wahren Platonischen Geistes, als des in das Tiefste eindringenden und zugleich nach dem Höchsten strebenden Geistes der Forschung, und der ächt philosophischen Gesinnung, die, unbekümmert um das, was für den in der Welt und blos für diese gebildeten Menschen, Werth und Bedeutung hat, nach wahrhafter Erkenntnifs und lauterer Tugend strebt. Das Ungenügende dieser Definitionen und die Nichtigkeit der darauf gegründeten Verdammungsurtheile ist bereits von mehreren Gelehrten im Einzelnen nachgewiesen worden, wie es denn auch in vorliegender, mit Recht von der Philosophischen Fakultät zu Göttingen gekrönten Preisschrift geschehen ist. Auffallend ist jedoch, dafs Hr. Dilthey seines würdigen Vorgängers, des Hrn. Hofrath Thiersch, der in den Wiener Jahrbüch. III. Bd. 1818 die gegen die Platonischen Gesetze so wie gegen die Apologie erhobenen Beschuldigungen in Einzelnen scharfsinnig und gründlich widerlegt, gar nicht gedacht hat; vielleicht fällt die Abfassung seiner Preisschrift in frühere Zeiten. Auch Socher (»über Plato's Schriften« 1820 München bey Lentner, eine Schrift, welche natürlich Hr. Dilthey damals noch nicht benutzen konnte) hat mit gleich starken Waffen die Gründe gegen die Aechtheit dieses Platonischen Werkes entkräftet. S. z. B. S. 439 ff. 448.

Wenden wir uns nun näher zu einer Untersuchung vorliegender Schrift. Sie geht nach einigen Vorbemerkungen *de Platonis indole et ingenio* von einer Untersuchung »*de legum Platonicarum consilio atque indole*,« aus. Wir finden hier den von Thiersch a. a. O. und neuerlich von Socher a. a. O. S. 439 aufgestellten Satz befriedigend entwickelt, dafs, während die *Politia* den Staat in der *Idee*, die *Gesetze* ebendenselben, in der *Wirklichkeit* darstellen, d. h. inwiefern das in der Politia aufgestellte Ideal in der Wirklichkeit ausführbar, und in wie weit man sich jener Idee in der Wirklichkeit nähern könne, sie stammen also, setzen wir hinzu, aus dem Gedanken, sein Sta-

tenurbild vom Himmel auf die Erde zu versetzen. Daher beyde Werke zusammen ein vollständiges Ganze bilden, daher ihre Aehnlichkeit in den Hauptresultaten, daher aber auch ihre Verschiedenheit, indem beyde von entgegengesetztem Standpunkte und von verschiedenem Plane ausgehend, einem gemeinsamen Mittelpunkte zustreben. Die eigentliche Widerlegung und Beweisführung durch innerliche, wie äusserliche Gründe beginnt S. 13. Jene sind verdoppelter Art, den Inhalt, wie die Form des Werkes, dessen Aechtheit dargethan werden soll, betreffend, die aus dem Inhalt entnommenen Beweisgründe beziehen sich entweder auf politische Gegenstände und Gesetzgebung, oder auf philosophische, mit ersteren zusammenhängende und verbundene Untersuchungen oder auf mehr äusserliche, zufällige historische Notizen (»*in rebus casu quodam oblatis aut ex ipsa auctoris vita et tempore intelligendis*«). Daher der erste Theil der innerlichen Beweisgründe (»*de rerum in opere traditarum ratione*«) in der ersten Abtheilung *de rebus politicis* S. 14 - 39, in der 2ten *de* »*rebus philosophicis*« S. 39 - 42 und in der 3ten »*de rebus casu obviis*« S. 42 - 47 handelt. Was das Erstere betrifft, so hat der Hr. Verf. hier hauptsächlich sich zum Zweck gemacht, aus dem mannichfachen Stoff das herauszuheben »*quae vel ita Platonica, ut alienum auctorem respuant, esse videntur, vel quae contra Platonismum et Platonis sententias alio loco expressas pugnare dicuntur*« Er hat den Inhalt der Platonischen Gesetze als ächt-platonisch nachgewiesen sowohl in den Principien und Gründen der Platonischen Gesetzgebung, als in den einzelnen Einrichtungen des in den Gesetzen bezeichneten Staates, in »*disciplina publica, re forensi et aeraria*« ferner im Kriegswesen, in der Religion, in Künsten und Wissenschaften, im häuslichen und im Privatleben. Dieselbe Uebereinstimmung mit der wahren Platonischen Lehre zeigen die in dem Werke von den Gesetzen vorkommenden philosophischen Principien und Dogmen; die Widersprüche, die sich etwa hier darbieten könnten, sind als blos *scheinbare* Widersprüche zu betrachten. Auch drittens, in dem beständigen Gegensatze des Jonismus und Dorismus und in andern Punkten die man besser beym Verf. selber nachlesen mag, zeigt sich der ächt platonische Geist dieses Werkes, welches wie noch andere äusserliche Gründe beweisen, zwischen 356 - 348 v. Chr. in den letzten Lebensjahren Plato's abgefaſst ist Eben so befriedigend wird im 2ten Theile, die *Form* betreffend, (»*de operis nostri ratione, arte et compositione*« S. 47 - 57) die Aechtheit der Platonischen Gesetze dargethan, und die Angriffe Ast's als wenn hier das Dramatische und Charakteristische ganz vernachlässigt sey, ferner in Bezug auf die hier auftretenden, erdichteten Personen u. s. w. auf die gehörige Art widerlegt.

Diese inneren Beweise werden durch eben so mächtige äussere Beweise verstärkt (»*II. argumenta externa* S. 57 - 64). Mit Recht steht hier *Aristoteles* voran, von dem es mit Recht heifst: »*usu et consuetudine Platoni conjunctissimus, in cujus auctoritate fides* »*librorum Platonicorum posita sit necesse est. Genuinos enim,* fährt »dann der Hr. Verf. fort, *Platonis dialogos omnes fere ab illo me*»*moratos et argumentum eorum passim enarratum invenimus. Vel Ari*»*stotelis igitur testimonium valere debet, vel de fide et auctoritate li*»*brorum Platonicorum invenienda plane est desperandum. Spreto* »*enim Aristotelis judicio vix aliquid superest, unde quid Platonicum* »*sit necne, possit dijudicari. Sola enim indoles Platonica per se nihil* »*probare potest: quae ipsa scilicet ex libris tantum externa auctoritate* »*firmatis cognosci potest*« etc. Dann folgt ausser vielen andern Schriftstellern nach Aristoteles, welche sämmtlich die Gesetze als Platonisch aufführen, *Philipp* aus *Opus* Schüler des Plato, der, nach Hr. Dilthey das nur im Entwurf hinterlassene Werk seines Lehrers in Ordnung brachte, keineswegs aber, wie Ast vermuthet, das Werk selber verfafst hat. Dafs derselbe Philipp dagegen Verfasser der *Epinomis* sey, wird mit Boekh angenommen. Weiter bezeugen die Aechtheit: Perseus der Stoiker, der ein Werk gegen die Platonischen Gesetze verfafste, die Alexandrinischen Grammatiker, Cicero, Dionysius von Halicarnafs, Strabo, Seneca, Plutarch und eine Menge folgender, auch christlicher Schriftsteller.

Dies ist der Inhalt einer Schrift, die, so weit wir sehen, dem beabsichtigten Zweck entsprochen hat; was die Sprache betrifft, mag das oben gegebene Pröbchen zu einem Urtheile des Lesers genügen. Seite 31 wünschten wir jedoch das *aeque ac in Legibus* verändert, so wie hie und da einige Härten vermieden. Etwas nachlässig finden wir das Griechische gedruckt, auch im Lateinischen haben sich Druckfehler eingeschlichen, wie z. B. S. 9 *abhorre* statt *abhorrere* u. s. w.

Die irregulären Verbe und Deponente des Lateins, neu untersucht, und zum Schulgebrauche verzeichnet und erklärt von JOH. GOTTL. RADLOF Prof. in Bonn. Bonn 1821, b. Büschler. XII. u. 94 S. in 8.

»Ein Theil der lateinischen Verbe, die im Ganzen hinsichtlich der Personalendungen, Zahlformen u. s. w. sich regelmässig bilden, weicht von den übrigen in einigen Zeitformen ab, so zwar, dafs man unter diesen abweichend gebildeten Zeitformen

wieder eigentlich irreguläre (*sum etc.*) und solche unterscheidet, wo Perfectum oder Supinum oder beide zugleich abweichend gebildet werden (*sumo etc.*), während die Grundsylbe im Ganzen die nämliche bleibt. Demnach müssen bey weitem mehrere Verbe unregelmässig genannt werden, als bisher geschehen. Grund dieser Abweichungen ist Vermeidung der Zweydeutigkeit (z. B. *colo, colui,* nicht *coli,* weil dies *Infinitiv Praes. Pass.* ist). — So wird also die abweichende Formart besser die *künstliche* — im Gegensatze zur *einfachen* — benannt. — Die *künstliche* Umendigungsart ist im Ganzen älter, als die *einfache.* Neu abgeleitete Verbe wurden daher nur nach der 1. 2. und zuweilen 4., nie nach ihr conjugirt (*alienus — are; albus — ēre* u. s. w.); daher die grössere Wörterzahl der einfachen Conjug. vor der künstlichen. — Auf doppelte Weise wandeln sich die irregulären Verbe um. Einmal durch das *Augment.* Dies dient als *Fernzeichen* oder *Zeitzeichen.* Es findet vorne wie hinten statt, kann eine eigne Sylbe seyn, oder nur in der Verwandlung eines Vokals bestehen. Die andre Art der Verwandlung geschieht *zum Behufe des Wohllautes.* In dem Perfect- und Supinzeichen der künstlichen Conjugation nämlich ändert das lat. Verbum sehr häufig die Laute der Stammsylbe. Z. B. *h* und *g* geht über in *c,* wenn ihm ein *t* folgt, und in *x,* wenn ein *s* folgen sollte; *frango* wirft im Perf. das *n* heraus; *u* wird *o,* wenn es zwischen 2 andre Vokale hineintrifft u. s. w.«

Nach diesen im Auszuge mitgetheilten Vorbemerkungen und aufgestellten Sprachgesetzen handelt der Verf. unsrer Schrift in 6 Abschnitten über die lateinischen irregulären Verbe und Deponente, woran sich ein Verzeichniſs dieser abweichend umgeendigten Verbe und Deponente nebst einigen ihrer griechischen Verwandten anschlieſst. Ein Auszug aus dem Ganzen würde unsre Leser in den Stand setzen, über das Werkchen zu urtheilen. Sollte jedoch ein solcher den genannten Zweck erfüllen, so müſste er für diese Anzeige zu weitläuftig werden. Ref. verweist daher die für die Grammatik sich interessirenden Leser dieser Jahrb. auf die Schrift selbst, mit der Versicherung, daſs er sie mit vielem Vergnügen gelesen und bey ihrer Vergleichung mit dem, was die bisherigen Grammatiken über den gleichen Gegenstand haben, darin eine recht schätzbare Bereicherung der lat. Sprachlehre gefunden hat. Und so zweifelt er dann nicht, daſs jeder Sachverständige eine Schrift billigen und schätzen werde, die schon dadurch sich empfiehlt, daſs »gründliche Kenner des Alterthums den Vf. zu ihrer Abfassung ermuthigten,« daſs sie »von der kön. Akadamie zu München nicht ungünstig aufgenommen« und Herr Radlof von einem unserer ersten Sprachkundigen zu ihrer Herausgabe aufgefordert wurde; eine

Schrift, welche durchaus als Hauptzweck ihres Vfs. den Zweck zeigt, »die in den äussern Sprachformen angewandten Denkgesetze nachzuweisen und die Abweichungen von denselben durch die Geschichte des sprechenden Volks zu erklären« und so darauf hinzuarbeiten, daſs nicht mehr, wie früher manchmal durch die unzweckmässige Behandlungsart der Grammatiker geschehen, »der jugendliche Geist gelähmt, verkrüppelt, verschraubt werde.«

Das Streben des Vfs., in diesem Werkchen die gewöhnlichen lateinischen, dem Anfänger unverständlichen Benennungen *Verbum, Perfect* u. s. w. zu verdeutschen, findet Ref. verdienstlich.*) Nur hätte er mehr Consequenz in dem Gebrauche dieser neuen Terminen gewünscht, so daſs nicht z. B. das einemal, *Meldewort, Vergangform, Behauptungsform, Umendigungsart*, das andremal *Verbum, Perfect, Modus, Conjugation* gebraucht worden wäre.

Mehrere nicht angezeigte Druckfehler, als Gramatik mit Einem *m*, *ἐιμι* statt *εἰμί*, *Sanctus* statt *Sanctius* (Verf. der *Minerva*), auch Fehler in der Interpunction, haben wir wohl auf Rechnung eines den Herrn Verf. plagenden Augenübels zu schreiben, wovon ihm Ref. recht baldige Befreiung von Herzen wünscht.

R — r.

---

*) Ueberhaupt zeigt sich Herr R. auch hier als Wortbildner und ist als solcher meistens glücklich. So verdankt ihm unser *Vocabularium* z. B. die Wörter: zweideuteln, sich kennzeichnen, brieflich, Mannigfalt, Wohlverhältniſs u. a.

Die Natur der Skrophelkrankheit. Ein Versuch die Ursache derselben nach neuen Ansichten zu erklären, und sie vollkommen zu heilen. Aus dem Englischen des Wilhelm Fare, Mitgliedes des Königl. Collegiums von Wundärzten u. s. w. von Dr. G. W. Becker, prakt. Arzte in Leipzig und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften in Leipzig, Jena, Paris u. a. O. Leipzig in der Baumgärtner'schen Buchhandlung 1820 VIII und 68 S. 8. 8 ggr.

Die ersten 29 Seiten bieten ein, das physiologische, pathologische, macrobiotische und diätätische der fraglichen Krankheit betreffendes Gerede dar, welches »einem jeden an logisches Denken gewöhnten, an sich eben so widrig als nichtssagend vorkommen mag.« Wir wollen einige Stellen als Belege unserer Aeusserung ausheben. Der Verf. beginnt also: »Skropheln oder das Königsübel (Struma, wie es Celsus allemal nennt, wenn

er davon spricht) ist ein Ausdruck, der einem jeden, an logisches Denken gewöhnten, an sich eben so widrig als nichtssagend vorkommen mag u. s. w.« Ref fällt hier unwillkürlich eine Stelle aus einer Fabel ein. Sein seidenes Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht S. 2 sagt der Verf.: »Ich habe nicht die Absicht, in diesen Blättern überflüssige Behauptungen, nutzlose Gründe [nutzlose Gründe!!] aufzustellen, um irgend eine Hypothese zu vertheidigen, und daraus zu erklären, warum die Krankheit so oft dem Scheine nach erblich ist. (So!) Ganz ruhig kann ich nur versichern, daſs kein Alter, kein Geschlecht, kein Temperament vor der Empfänglichkeit für diese Krankheit sicher sey, so bald Umstände eintreten, welche sie thätig seyn lassen.« Welche Flachheit! Der Verf. sagt, nachdem er einige Ansichten über die nächste Ursache von englischen Aerzten angeführt hat: »Ich werde es nicht versuchen, der Gelehrsamkeit zu huldigen, welche zur Unterstützung der genannten Hypothesen aufgeboten worden ist, indem ich überzeugt bin, die Unzulänglichkeit derselben bey Erklärung der einzelnen Thatsachen, um nicht härter mich auszudrücken, sey durch die Meinung und Erfahrung unserer Tage eben so anerkannt, als erwiesen.« Wahrlich, wahrlich, wer sich so ausdrückt, der thäte besser, sich gar nicht auszudrücken! S. 4 »Ein Schriftsteller, dessen tiefe Einsichten nur selten übertroffen werden, behauptet, daſs die nächste Ursache der Krankheit in einer Störung der Verdauungsorgane zu suchen sey. Ich schätze mich glücklich, (dieses Glück gönnen wir dem Verf.) mein geringes Zeugniſs der Ansicht des Herrn Carmichael, auf den ich hier anspiele, beyfügen zu können, vorausgesetzt jedoch, daſs solche Störungen der ersten Wege mit vorbereitenden Ursachen zusammentreffen, die entweder in einer ursprünglichen Anlage des Körpers, oder in feuchter und kalter Atmosphäre, oder ungesunder, nicht nährender Kost, oder Mangel an Bewegung gegründet seyn können.« »Die Physiologie ist nach dem Verf. wohl in keinem Theile des menschlichen Körpers so weit zurück, als in Hinsicht der Gekrösdrüsen, namentlich wenn es darauf ankommt, zu erklären, für welche Verrichtungen dieselben in der thierischen Oekonomie bestimmt sind.« Dieſs nur zur Probe! In diesem Geiste gehts noch viele Zeilen fort. S. 6 »Sollte es wohl nicht mit angenommen werden dürfen, daſs bey allen Vergrösserungen dieser Drüsen eine Störung dieser Thätigkeit in sofern statt findet, daſs nur der hindurchgehende Speisesaft in seinen Eigenheiten wesentlich verändert und so die Grundlage der Skropheln bewirkt werde, ohne daſs eine krankhafte Strucktur der Drüsen selbst statt fände, indem sonst ein Durchgang des Speisesafts selbst unmöglich wäre? Diesen Krank-

heitsstoff nun, die Folge der fehlerhaften Thätigkeit in den Drüsen, will ich zwar nicht gerade in die Reihe der spezifischen Gifte setzen, in so fern man darunter die Erzeugung einer ähnlichen Krankheit durch Einimpfen versteht. Aber in wie fern er nun durch seine Einwirkung auf die ganze Körperconstitution des Individuums, wo er sich erzeugt, so viel dazu beyträgt, jene Anlage zu begründen, welche die Skropheln hervorbringt, so kann man ihn doch mindestens als Gelegenheitsursache, wenn auch nicht als nächste Ursache der Krankheit betrachten.« *Risum teneatis amici!* Dem Verf. dünkt es, der Prozefs des Kochens mache die Kuhmilch der Menschenmilch ähnlicher. Aber als Substitut für diese können sie nicht ernstlich genug zurückgescheucht werden. Der Hr. Uebersetzer giebt der Ziegenmilch den Vorzug; und verweifst auf Zwierleins Schrift; die Ziege als Säugamme. Bey dieser Gelegenheit will Ref. nicht unbemerkt lassen; dafs es sehr beherzigungswerth und merkwürdig ist: dafs Herr Weisse in seiner Schrift, Paris und London für den Arzt, uns mittheilt: dafs die Versuche in dem grossen Findelhaus zu Paris, die Säuglinge durch Saugen an Euter der Ziegen zu ernähren, sämtlich unglücklich abgelaufen, und die Kinder gestorben sind. Das nämliche war vor Jahren der Fall in dem grossen Findelhaus zu Petersburg. Ref. hat dies in einer Beschreibung Rufslands gelesen. *Experimentum periculosum!*

So viel der Verf. weifs, haben nur wenige Schriftsteller als Ursache der fraglichen Krankheit äusserer Verletzungen gedacht. Wir gehen jetzt ohne uns bey den übrigen ordnungslosen, lükkenhaften, und nichts neues enthaltenden Stellen dieses Abschnitts, der, die Natur der Skropheln, überschrieben ist, zur »Behandlung der Skropfeln im Allgemeinen« über. Des Verf. Methode ist die von *Brandish,* von dem 1811 eine Abhandlung: Nutzen des ätzenden Laugensalzes bey der Heilung der Skropheln erschien. Er läfst das Mittel täglich zweymal, zwischen dem Frühstück und Mittagessen und beym Niederlegen in einem Vehikel nehmen, wie es der Kranke am angenehmsten findet, wenn es nur nicht durch seine *chemische* Eigenschaften entgegenwirkt. Der vom Verf. angeführte *Liquor potassae pharmac: Londin.* ist: *potas. subcarbon. Libr.; Calcis recent. Libr. β. aq. destil. fervent. conchium; Liqua potassam in partibus aquae duabus, calci adjici aquae quod reliquum est. Liquores calentes inter se misce. Tum repone in vase clauso et postquam refrixerint, per pannum grossipinum cola.* Kindern von 4 bis 6 Jahren giebt der Verf. 1 Quentchen, von 6 bis 8 1½ Quentchen. von 8 bis 15 Jahren 2½ und älteren Personen 3 Quentchen. Er versichert die nachtheilige Folgen von diesen Gaben beobachtet zu haben. »Es wirkt als ein flüchtiger Reits auf die ganze Maschine, und vermehrt

sichtlich die Thätigkeit des Herzens, des Arteriensystems; jedoch nicht etwa, wie das Alkohol und ohne Verhältnifs zu der Kraft des Organismus, sondern gleichförmig und übereinstimmend mit der Thätigkeit desselben überhaupt, dafs man nie eine nachfolgende Abspannung und Trägheit beobachtet. »Verdient wohl ein solch flaches Raisonnement eine beleuchtende Zurechtweisung?« Wahrlich der Herr Verf. hat sich nicht zu ängstlich gequält; »denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein!« S. 40. »Bei Kranken, wo die Gallenabsonderung in zu geringer Menge statt findet, oder wo die Kraft derselben fehlt, weil ihr Gehalt von Laugensalz — das man wohl in ihr vermuthen darf, — zu gering ist, wo sie nur darum nicht die Dienste thut, die sie bey gehöriger Gesundheit zur Verdauung der Speisen, bey Absonderung des Speisestoffes und Darmkothes und der Ausleerung des letzteren aus den Därmen leisten mufs, ist nun das Laugensalz von wesentlichem Nutzen.« Ist's möglich einer solchen Sprache nur eine Seite abzugewinnen? Allerdings darf man Natrum in der Galle vermuthen, aber sie enthält dasselbe in einem gebundenen Zustand, wie Versuche deutlich zeigen. Im frischen Zustand enthält die Galle kein Alkali, denn sie wirkt nicht als solches gegen Reagentien u. s. w. Heut zu Tage will alles Bücher machen, und über Dinge, von denen man aber durchaus nichts versteht, sprechen. Der Verf. läfst auch das *Unguent. hydragyri fortius et mitius* einreiben. Bey anfangenden Drüsen, Anschwellung, die noch nicht in Verschwärung oder Eiterung übergehen, läfst er alle Wochen zweymal Blutigel ansetzen. Hierauf eine Auflösung von Salmiak in Weinessig und Wasser aufschlagen. Erfolgt nicht Zertheilung, so legt er das *emplastrum Lyttae (vesicat.)* auf, um eine stäte Ausleerung zu erhalten, und verbindet mit eine Salbe von der *herba sabina*, und auch mit dem *Unguent. hydragyri mitius.* Bey sich bildenden Abscessen bediente er sich eines Umschlags aus Weitzenbrod und Milch. Den entleerten Abscefs behandelt er mit *Compressen* und anliegenden Binden; doch mifsräth er zu starken Druck. Er eifert mit allem Rechte gegen das Verfahren mit dem Messer skrophulose Hohlgeschwüre von grossem Umfange blos zu legen. Gegen skrophulose Gelenkgeschwülste empfiehlt er kalte Umschläge; auch Blasenpflaster, welche man einige Zoll weit vom Sitze des Uebels, bemerkt der Verf. sehr richtig, auflegen müsse. Er hat auch mit allem Rechte der Blutigel und Schröpfköpfe hier gedacht u. s. w. Des glühenden Eisens wird nicht erwähnt. Ref. verweifst auf seine frühere Aeusserung über die äusserliche Behandlung in diesen Jahrbüchern. Den Schlufs des Buches machen zwölf Krankheitsgeschichten, welche der Verf. als Belege für die Tüchtigkeit seiner Methode

anführt. Ref. hat keine eigene Erfahrung über den Gebrauch des Laugensalzes in fraglicher Krankheit, er enthält sich demnach alles Urtheils bis jetzt darüber.

Vielen deutschen Schriftstellern geht es mit den englischen Schriften, wie einem Theile der deutschen Damenwelt mit den Pariser Moden. Alles was von dorther kommt, muſs vortreflich seyn! Was übersetzen jetzt nicht alles die Büchersüchtigen Deutschen! Freilich einem so schreibseeligen Manne, wie Hrn. B., der das Büchermachen gar lieb gewonnen hat, muſs man schon was zu Gut halten; wahrscheinlich gebrachs diesmal an Schreibmaterial im eigenen Schrank.

. . . t.

Aloys Schreiber's, Groſsherz. Badischen Hofraths und Historiographen *Auszug* aus seinem Handbuch für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland etc. enthaltend die *Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf.* Nebst einem eigenen Anhange, die Mainreise von Mainz bis Aschaffenburg enthaltend. Ausgabe für 1821 mit den nöthigen Zusätzen und Verbesserungen bis zum 1ten Januar. Mit einer Karte. Heidelberg bey Joseph Engelmann. 1821. 285 S. ohne Register. 12mo nebst dem besondern Titel: *Taschenbuch* für Reisende auf dem Rhein von Mainz bis Düsseldorf. Von Aloys Schreiber, Groſsherzogl. Bad. Hofrathe und Historiographen etc. etc. 3 fl.

Ueber den Werth und die Brauchbarkeit des *Handbuchs für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland,* in die schönsten umliegenden Gegenden und die dortigen *Heilquellen* von demselben Verf. noch ein weiteres Wort zu verlieren, möchte um so überflüssiger seyn, als das Publikum den Werth dieses Werkes hinlänglich anerkannt und seine Theilnahme daran lebhaft durch den Beyfall, mit welchem es dasselbe aufgenommen, ausgesprochen hat. Auch das Werk selber hat durch die mehrfachen Umgestaltungen und Auflagen, die es auf diese Weise erlitten, an Brauchbarkeit und innerem Gehalte so sehr gewonnen, daſs wir, so wie die Lage der Gegenden, die es beschreibt, jetzt ist, nicht glauben, daſs Etwas von Bedeutung vermiſst, oder ein bedeutender Irrthum sich eingeschlichen habe. Möchten nur alle Gegenden Deutschlands solche Führer besitzen! Da aber für diejenigen Rhein-Reisenden, welche blos die Strecke von Mainz bis Kölln oder Düsseldorf sich auswählen und demnächst über die Bäder am Taunus zurückkehren, jenes Werk zu ausgedehnt seyn würde, so hat der Verf. desselben zu Gunsten solcher Reisenden einen Auszug in bequemem Taschenfor-

mate veranstaltet, worin die Anleitung den Rhein von seinen Quellen an, bis nach Mainz, so wie von Kölln an bis Holland u. s. w. zu bereisen, als ein unbequemer Ueberfluſs weggefallen ist. Nur in so fern darf es ein *Auszug* genannt werden, da das Uebrige vollständig aus dem grösseren Werke beybehalten worden, ohne irgend eine Abkürzung, sondern vielmehr zahlreiche Verbesserungen und Berichtigungen, sowie zweckmässige Zusätze erlitten zu haben. Mittheilungen befreundeter Forscher setzten dazu den Verf. in Stand. Und daſs das Werk wirklich durch Verbesserungen und Zusätze bereichert ist, davon wird sich jeder, der einen Blick hinein wirft, überzeugen. Ref. wenigstens fand solches bey einer genauen Durchsicht und Vergleichung. Namentlich der Artikel über die Rheinreise von Koblenz aus nach Bonn, die Bemerkungen über diese Stadt selber u. s. w., über die Heilquellen am Taunus, wo Hr. Dorow's und Gerning's neulich erschienenen Schriften benutzt worden sind. Ganz neu ist der Anhang: »*die Mainreise von Mainz bis Aschaffenburg* S. 257—285. Die Hauptmerkwürdigkeiten von Frankfurt und seinen Umgebungen sind in befriedigender Kürtze dargestellt, Nichts Wesentliches übergangen; dann wird *Hanau, Seeligenstadt,* wo Eginhard und Emma ruhen, *Dettingen* und wie es erforderlich war, mit etwas mehr Ausführlichkeit *Aschaffenburg* und seine herrlichen Umgebungen geschildert. Für den, welcher genauer über einzelne Punkte, Städte u. dgl. sich orientiren will, sind die nöthigen Werke, wo solche anders existiren, aufgeführt und auf diese Weise auch dem Wunsche des Reisenden entsprochen. Ein Ortsregister und ein Inhaltsverzeichniſs beschliessen das Ganze, dessen Werth durch die aus dem grösseren Werke beygefügte Karte des Rheinlaufes von Mannheim bis Wesel erhöht wird. — Von sinnentstellenden Druckfehlern ist dasselbe frey, Druck und Papier schön und angenehm.

Intelligenz - Blatt

für die

Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1821.

Nr. VI.

Chronik der Universität Heidelberg.

Se. Königl. Hoheit der Grofsherzog haben allergnädigst geruhet, den hiesigen Privatdocenten Dr. Bähr zum ausserordentlichen Professor der Philosophie zu ernennen.

Die Kupferstichsammlung in der hiesigen Bibliothek hat durch den Herrn von Graimberg einen schätzbaren Zuwachs erhalten, indem derselbe zwey vollständige Exemplare seiner Ansichten der Heidelberger Umgegend, eines in Heften, das andere in Glas und Rahmen der Bibliothek zum Geschenk gemacht hat.

Antikritik.

In den »Allgemeinen medicinischen Annalen, Maiheft d. J. p. 68« etc findet sich unter »den allgemeinen literarischen Anzeigen von medicinischer Schriften« die Druckschrift:

Magnetismus und Immoralität u. s. w.

erwähnt, und in dem aus sechzehn Zeilen bestehenden Urtheile über sie wird schmähend ausgesprochen.

1. sie sey »eine actenmässige Mittheilung einer Verführungs- und Fruchtabtreibungs-Geschichte, vollführt von einem magnetisirenden Doctor u. s. w.« —
2. dieser Arzt sey ein »heuchlerischer Verbrecher, der gerichtlich freygesprochen worden« — und
3. jene Schrift sey »dem Verlauten nach, in den Preussischen Staaten verboten.« —

Die Anführungen 1 und 2. sind freche Lügen — jene Schrift ist keine actenmässige Mittheilung, sondern das eigene Machwerk eines schwarzen bis jetzt noch verkappten Verläumders. — Es ist über die Sache, die in der Art, wie sie dar-

gestellt ist, durchaus niemals statt gehabt hat, ein gerichtliche Verfahren gegen den Arzt nicht eingeleitet gewesen, und ein gerichtliche Freysprechung hat daher nicht erfolgen können. Die Beschuldigung einer eben so frechen Lüge, würde auch die Angabe 3. treffen, hätte sich hier der Verfasser nicht durch »die Worte:« dem Verlauten nach »dagegen geschützt. Um aber jeden Zweifel, der dem Leser hierbey aufstossen könnte, zu lössen, wird bemerkt: daſs in den preussischen Staaten jene Schrift niemals verboten gewesen ist.

Der mit Ch. unterzeichnete Verfasser dieser mit Lügen angefüllten und darnach in ihrem übrigen Inhalte zu würdigenden Anzeige wird hiermit von dem Unterzeichneten für einen boshaften Verläumder erklärt, und eine gleiche Erklärung richte ich hiermit gegen den Verfasser jener angezeigten Schmähschrift, mit dem Wunsche: daſs sie beyde ans Licht treten u. den Muth haben mögen, ihre Namen öffentlich so zu nennen, daſs sie von mir, gegen den diese Schmähschriften gerichtet seyn sollen, nach Verdienst zur Rechenschaft gezogen werden können.

Der guten Sache und meinem Stande bin ich diese vorläufige öffentliche Erklärung schuldig — eine nähere Aufklärung der gegen mich geschmiedeten Kabale soll mit Beweisen belegt dem Publikum nicht vorenthalten bleiben. Möge dann die öffentliche Meinung das Richteramt wie immer gerecht verwalten.

Berlin d. 30. Juni 1821.

Dr. Wolfart.

Da von den meisten der obigen kleineren Schriften nur wenige Exemplare für den Buchhandel übrig geblieben sind, deshalb auch nicht an alle Buchhandlungen versandt werden konnten, so bittet der Verleger etwaige Verschreibungen baldigst über Leipzig einzusenden, wo dieselben, so lange noch Vorrath ist, prompt expedirt werden.

Anzeige.

Zur Verhütung von Collisionen wird wiederholt hierdurch angezeigt, dass bey dem Unterzeichneten in Kurzem erscheinen wird:

» *Vollständige Sammlung der Quellen des deutschen Bundesrechts;* « (auch unter dem Titel: » *Corpus juris Confoederationis Germanicae.* «) vom Lüneviller Frieden bis zu den neuesten Gesetzen des Bundes, nach den Original-Documenten herausgegeben von dem Grofsh. Mecklenb. Gesandschafts-Secretär am Bundestage *G. v. Meyer*, Verfasser des Repertoriums oder der systematischen Uebersicht der Bundestags-Verhandlungen.

Frankfurt a. M. im July 1821.

Ferdinand Boselli.

In *August Oswald's* Buchhandlung in Heidelberg und Speyer ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Q. Horatii Flacci opera, ad MSS. codd. Vaticanos, Chisianos, Angelicos, Barberinos, Gregorianos, Vallicellanos aliosque plurimis in locis emendavit, notisque illustravit, praesertim in iis quae. Rom. antiquitates spectant Carolus Fea, JCtus, Bibliothecae Chisianae, et Rom. antiquitatum Praefectus. Denuo recensuit, adhibitisque novissimis subsidiis curavit F. H. Bothe, Dr. Phil. etc. 2 Volumina 71 Bogen. Ausgabe auf schön weifs Druckpapier. Mit neuer Schrift. Ladenpreis 5 Rthl. 4 ggr. sächs. 8 fl. rhein.

Horaz ist der gelesenste aller alten Dichter, selbst *Homer* nicht ausgenommen. *Jedermann* begehrt daher eine gute Ausgabe desselben. Allein so manche Herausgeber sich auch diesem Ideal näherten, so blieb doch ihre Arbeit entweder unvollendet, oder sie wurde zu wenig bekannt, oder zu theuer, um Gemeingut werden zu können.

Das Verdienst der *Fea'schen* Ausgabe des Horaz ist anerkannt. *Fea* ist Italiener, in Rom erzogen, mit jedem Punkt seines schönen Vaterlandes durch eigene Anschauung bekannt; er bekleidet die Aemter eines Präfect der Alterthümer und der Bibliothek Chigi zu Rom, ist Rechtsgelehrter und sachkundiger Herausgeber von *Winkelmanns* Geschichte der alten Kunst. Unter jedem dieser Gesichtspunkte eignet er sich bey seinem freymüthigen und im Ganzen sehr gesunden Urtheil zu einem Herausgeber des Horaz, und es war besonders seit *F. A. Wolf's* ausgezeichneter *Empfehlung* dieser

Ausgabe in den literar. Analecten 2tes Heft ein fast allgemeines Verlang darnach entstanden.

Wenn nun gleich die Liebhaber zunächst den *Fea'schen* Text hier e halten, so hatte der deutsche Herausgeber doch Zeit, mehr zu geben, u er glaubte sich dazu verpflichtet, da ihm theils neuere Hülfsmittel zu G bote standen, besonders *Vanderbourg* und *Heindorf*, theils *Fea*, trefflich i Ganzen, doch im Einzelnen irrt und mangelhaft ist. Es wurden daher d Anmerkungen und Berichtigungen des Herausgebers und *Johannis Georg Graevii Scholia in Horatii odarum libros duo priores nunc primum edita* in e nem besondern Bande hinzugefugt, in Rücksicht dessen, so wie alles Ob gen, wir uns, zur Bestätigung, auf die in Nr 44 *der Heidelberger Jahr vom Jahr* 1820 abgedruckte ausführliche Recension des ersten Theils bez ben, mit welcher man auch die Beurtheilungen in den *Göttinger Anzeig* 1820, 163. St. und im *Leipz. Allgem. Repertor. der neuesten in- und au länd. Litt.* 1820 Bd. 2. St. 1. vergleichen kann.

Bis zum Nov. 1820 war der Pränumerationspreis für das ganze We 5 fl. 30 kr. rhein. oder 3 thlr. 18 gr. sächs. Dieser kann für das Jahr 18 nur noch in dem bestimmten Falle Statt finden, daſs sechs Exemplare z gleich bestellt und wirklich vorausbezahlt werden. Nur unter dies Bedingung werden auch andere Buchhandlungen im Stande seyn, den Pr numerationspreis noch im laufe dieses Jahrs zu halten.

Ferner ist erschienen:

Des *Quintus Horatius Flaccus* erster Brief des zweyten Buch erklart von Carl Zell. 8. 30 kr. rhein. oder 8 gr. säch

Der Hr. Verf. hat diesen interessanten Brief ausgewählt, nicht n um ihn als Probe einer künftigen allgemeinen Bearbeitung vorzulegen, so dern auch, um für Lehranstalten aus dem beliebten Dichter ein vorzüglich Stück auszuheben, welches durch seine vielseitige Beleuchtung sowohl f die Sprache, als auch für Geist und Geschichte reichen Gewinn biet Es wird daher gewiſs mit entscheidendem Beyfall und um so leichter a genommen werden, da der geringe Preis die Anschaffung allgemein m lich macht.

Becker, G. J. Specimen variarum lectionum et observationum Philostrati vitae Apollonii libr. I. Adj. scholiastam graec mss. ad septem libros priores Accedunt Fr. Creuzeri annatat ones. 8. maj. 22 ggr. sächs. 1 fl. 30 kr. rhein.

Grossing, Fr., Rudolf Geschichte der Päbste, in einer Galle historischer Skizzen aufgestellt 8. 20 ggr. sächs. oder 1 15 kr. rhein.

Daſs diese Geschichte zu jeder Zeit von Interesse gewesen sey, b weiſst die starke Nachfrage, nach welcher nur noch ein kleiner Vorrath v dem Buche geblieben ist; daſs sie es aber besonders gegenwärtig sey, fü unfehlbar jeder, der nur irgend in der Zeit lebt, und wir hoffen dahe manchem einen Dienst zu erzeigen, indem wir darauf hiemit neuerdin aufmerksam machen.

Inhalt des achten Heftes.

		Seite
1.	Jahrbuch der häuslichen Andacht. von *S. Vater.*	721 — 722.
2.	*Heinemann*, Almanach f. d. israel. Jugend	. . — 722.
3.	*Stendel*, Dr., *Joh. Christ. Friedr.*, Reden üb. Religion und Christenthum	722 — 724.
4.	*Mörlin, Fr. A. Chr.*, Erbauungsreden, geh. im Gymnasium, herausgeg. v. *A. Matthiä.*	724 — 725.
5.	*Lomler, F. W.*, Jesus Christus, 1s Heft	725 — 726.
6.	*Zimmermann, E.*, Fest- u. Zeitpredigten	726 — 729.
7.	*Maglich, K.*, Religions-Zifferblätter	729 — 733.
8.	Pompeji Commentum Artis Donati, ed. *Frid. Lindemann*	733 — 735.
9.	*Jakobsen, Friedr. Joh.*, Briefe an eine deutsche Edelfrau	735 — 744.
10.	Prinzessin Brambilla Capriccio nach J. Callot, v. *E. T. A. Hoffmann*	744 — 749.

Inhalt des achten Heftes.

Seite

11. *Wachsmuth, W.*, Entw. einer Theorie d. Geschichte — [illegible]
12. *Krebs, Joh. Phil.*, Inscriptiones Graecae etc. — [illegible]
13. Senecae L. A Tragoediae rec. *Torkillus Baden.* 2. vls. von F. H. Bothe — 753 — [illegible]
14. Juvenal's Satiren, in d. Versart d. Urschr. verdeutscht von *J. J. C. Donner* — 773 — [illegible]
15. *Weichert, M. Aug.*, üb. d. Leben u. Gedicht d. Apollonius v. Rhodus — [illegible]
16. *Zacharia*, Dr., *K. S.*, vierzig Bücher vom Staate 1r, 2r Bd. — [illegible]
17. *Althaus*, Fr. v. Versuche üb. d. Electromagnetismus m. e. Vorr. v. Hofr. *Muncke* — [illegible]
18. Geschichte d. Rechtsstreits zw. d. ältern u. jungern Linie v. Anhalt-Bernburg — [illegible]
19. *Malchus*, Fr. v., Darstellung des Organismus der innern Staatsverwaltung — [illegible]
20. — — der Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung — [illegible]
21. *Arndt, E. M.*, üb. Pflegung u. Erhaltung d. Forsten u. d. Bauern — [illegible]
22. *Ledderbose, C. W.*, Kurhessisches Kirchenrecht, n. bearb. v. *Chr. Hartm. Pfeiffer* — [illegible]
23. Otnit, von *Franz Joseph Mone* — [illegible]
24. Neue Biographie der Zeitgenossen, v. *A. V. Arnaut* u. a. übers. v. *K. Geib* — [illegible]
25. Pharmacopoea Regni Poloniae etc. — [illegible]
26. *Cotta, H.*, Anweisung zur Forst-Einrichtung u. Forstabschätzung etc. — 800 — [illegible]
27. *Wedekind, G. W.*, Freyh. v., Versuch e. Forstverfassung im Geiste der Zeit etc. — 808 — [illegible]
28. *Lintz, Ludw.*, die Grenze zwischen d. Feld- u. Waldkultur etc. — [illegible]
29. *Nusslein, Fr. Ant.*, Lehrb. d. Kunstwissenschaft etc. — [illegible]
30. *Dilthey, C.*, Platonicorum librorum de legibus examen etc. — [illegible]
31. *Radlof, Joh. Gottl.*, die irregulären Verbe u. Deponente d. Lateins — [illegible]
32. *Fare, Wilh.*, Natur d. Skrophelkrankheit, übers. v. Dr. *G. W. Becker* — [illegible]
33. *Schreiber, Al.*, Rheinreise v. Mainz b. Düsseldorf — 831 — [illegible]

Intelligenz-Blatt Nro VI.

Bey der Inhalts-Anzeige des Julyhefts ist aufzuführen vergessen:

Seite

Granville, A. B., fernere Beobachtungen üb. d. Gebrauch d. Blausäure
Magendie, F., üb. d. Anwendung d. Blausäure
Roch, Dr., *Ed.*, üb. d. Anwendung d. Blausäure

Heidelberg, gedruckt bei J. M. Gutmann, Universitäts-Buchdrucker.

Heidelberger

JAHRBÜCHER

der

Literatur.

Vierzehnter Jahrgang.

Neuntes Heft. September.

Heidelberg,

in der Universitäts-Buchhandlung von August Oswald.

1821.

Die

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur,

erscheinen fortdauernd wöchentlich zu anderthalb Bogen, oder in zwölf Heften zu 6 und 7 Bogen. Diejenigen Professoren aus den verschiedenen Facultäten der hiesigen Universität, welche die Redaction seither übernommen hatten, werden dieselbe auch ferner besorgen, und dadurch das dem Institute in seiner bisherigen Dauer bewiesene Vertrauen auch für die Zukunft sichern. Ohne von dem bestandenen Plane im Wesentlichen abzuweichen, sind von dem Jahre 1821 an, statt der früheren deutschen Typen, lateinische gewählt, um die mannigfach gesuchte Lecture im Auslande zu erleichtern. Ueberdiefs ist seit 1821 durch compresseren Druck der Inhalt vermehrt, und es sollen aufser den ausführlichen Recensionen für jedes Heft verhältnifsmäfsig auch kürzere Anzeigen aufgenommen werden, um dadurch eine möglichst vollständige Uebersicht der gesammten neuesten Literatur zu geben.

Das Intelligenzblatt wird ferner wie bisher aufser der Chronik der Universität 1) *literarische Nachrichten jeder Art*, 2) *Antikritiken*, 3) *Anzeigen des Buch- und Kunsthandels*, aufnehmen, um auch von dieser Seite den Ansprüchen an ein

Allgemeines literarisches Institut

möglichst zu genügen.

Die unter No. 1, 2, 3, erwähnten Gegenstände des Intelligenzblattes bezahlen für die mit kleiner Schrift gedruckte Zeile 1 gr. sächs. oder 4 1/2 Kreuzer rhein.

Sollten Schriftsteller oder Verleger einer baldigen beurtheilenden Anzeige wegen die neuerschienenen Werke einsenden wollen; so wird gebeten, dieselben vermittelst Buchhändler-Gelegenheit unter der Addresse

An die Redaction
der
Jahrbücher der Literatur
in
Heidelberg

der unterzeichneten Verlagshandlung gefälligst zugehen zu lassen.

Der Druck und die Expedition werden prompt und pünktlich besorgt, und letztere posttäglich durch die hiesige löbliche Zeitungsexpedition an alle löblichen Postämter und monatlich durch alle Buchhandlungen statt finden.

Der Preis bleibt der gedachten Erweiterung ungeachtet für den Jahrgang

11 Fl. rhein. oder 6 thlr. 16 gr. sächs.

Vorausbezahlung, und bitten wir, die Bestellungen beym Beginn des Jahrs möglichst zu beschleunigen, da jedes Heft immer mit Anfang des treffenden Monats versendet und die Fortsetzung dadurch in regelmäfsigem Gang gehalten werden soll.

Heidelberg, den 1. December 1820.

August Oswald's
Universitäts - Buchhandlung

N°. 53. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Eusebii Emeseni Oratio in sacrum paraseeves diem. e duobus Codicibus Vindobonensibus nunc primum in lucem edita et observation. histor. et litterariis illustrata, ab *Jo. Christ. Guil. Augusti*, Ph. et Th. D. in Univ. Boruss. Rhenan. Th. Prof. P. O. Bonnae, b. Marcus, 1820. 4. 36 kr.

Zu Edessa geboren und in der dortigen Schule erzogen, alsdann von Eusebius Cäsariensis und Patrophilus Skythopolitanus gebildet, war dieser Eusebius als Schrifterklärer und Kirchenredner unter den Zeitgenossen so angesehen, daſs ihm das Erzbisthum zu Antiochia und, nach Vertreibung des Athanasius, das noch bedeutendere zu Alexandrien angetragen wurde. Beydes nahm er nicht an, nachher aber das Bisthum zu Emesa, ungeachtet ihn bey diesem die Gemeinde eine zeitlang nach Sokrates Kg. 2, 9. deswegen nicht anerkennen wollte, weil er ein Mathematiker, d. i. ein astrologisch-zauberischer Zeichendeuter, seyn sollte. Des Sokrates Worte: ελοιδορειτο γαρ ὡς μαθηματικην ασκȣμενος, erklären sich aus Sozomenus III. 6 *ed. Vales.* p. 501. διεβαλλετο ασκειϛαι της αςρονομιας, ὁ μερος αποτελεσματικον καλȣσι. Sokrates schreibt ihm überdies *erstaunenswürdige Wirkungen* τα τερασια εν ταις χερσιν αυτȣ zu, Sozomenos das θαυματȣργησαι. K. Constantius nahm ihn in den Persischen Krieg mit, als einen *Thaumaturgen*. Im J. *359*. war er nicht mehr Bischoff zu E. also wahrsch. gestorben. Er war zu Antiochia begraben.

Ein solcher Kirchenvater aus der Antiochenischen, der historischen Auslegung kundigeren Schule (vergl. *Münter* von d. Antiochen. Schule im Archiv f. Kg. 1. Bds. 1. St. *1813*) ein Kirchenvater, welchen Hieronymi Catalogus Scriptor. ecles. c. 91. als *elegantis et rhetorici ingenii* schildert, *qui innumerabiles et qui ad plausum populi pertinent confecit libros, magisque historiam secutus, ab his, qui declamare volunt, studiosissime legitur.*. endlich ein KV. der zwar nicht Arianer, nicht Sabellianer, aber doch auch nicht Homousianischer Nikänist war — als welch ein charakteristisches Beyspiel aus seiner ganzen Zeit, als welch ein Muster, wohl auch für die Nachwelt, muſs dieser erscheinen?

Sehr schätzbar ist, daſs Hr. *Dr. Augusti*, durch den Custos der Kayserl. Bibliothek und Prof. der griech. Sprache zu Wien,

Herrn *Kopitar*, einige Homilien desselben erhielt. Zwey von diesen macht Hr. Dr. Augusti hier das erstemal bekannt und zwar auf die zweckmässigste Art. Eine ist in zweyerley Abschriften mit solchen Verschiedenheiten, wie sie durch *nachschreibende Geschwindschreiber* zu entstehen pflegen, erhalten. Der Herausgeber stellt deswegen, sehr gut, beyde Texte ungeändert in 2 Columnen nebeneinander. Dergleichen Tachygraphen. Oxygraphen, Notarii, schrieben oft, sogar heimlich, *latenter adpositi*, Reden eines Origenes (Euseb. Kg. 5, 36.) Gaudentius (s. dessen Orat. XV, *ed. Gallardi*) Gregor. M. u. a. nach, wie sie nun eben von diesen Säulen der Kirche extemporisiert wurden oder aus ihrer Begeisterung hervordrangen. Selbst Frauen faſsten ihre Worte auf, mit fliegendem Griffel. Vgl. Bingham Antiq. eccl. T. VI. p. 197.

Und welche Ausbeute giebt nun der Inhalt? Wie sehr wird die Achtung gegen solche Muster unter den Kirchenvätern durch dieses Anekdoton vermehrt, wenigstens bestätigt?

Das Ganze ist, wie es Hr. Dr. Augusti selbst richtig charakterisirt, ein *dramatisirtes Gespräch zwischen dem Teufel und dem Hades* (König des Todtenreichs). Der Diabolos, so erzählt der Kirchenvater seinen »geliebten« Zuhörern, hatte Jesu Wort: Meine Seele ist bis zum Sterben betrübt (Mt. 26, 30) belauscht. Er schlieſst: Jesus fürchte den Kreuzestod. Sogleich eilt er zu seinem Freunde, Hades. Bruder! rüste dich, mache einen festen Ort bereit, wo wir den Jesus einschliessen. Die Verrätherey gegen ihn, die Mordinstrumente habe ich bereit. In zwey Tagen werde ich ihn herab bringen und Dir stellen. παραστησω. Du alsdann, halte ihn! Als Ursache schildert dann Diabolos: wie immer, wo er zu seiner Lust jemand krank gemacht, oder gar den Lazarus getödtet hatte, Jesus durch sein mächtiges, heilendes Wort ihm seine teuflische Unglücksfreude gestört habe. Einzelne solche Ereignisse werden wie im Leben dargestellt, aber nicht nach einer belehrenden, sondern blos phantastischen Vergegenwärtigung der Umstände. Zum Beyspiel. Da Jesus die Kananäische Mutter zuerst abgewiesen, habe ich, sagt Diabolos, mit Freude geschlossen: Jesus überlasse mir wenigstens die Kananäer. Wenigstens an diesen, dacht ich, kann ich mir gemütblich thun. μελλω καν εκεινας (wahrscheinl = και εν ἐκείνοις) εχειν παραμυθιαν. Aber bald habe ihm J. auch diese Lust verdorben. Und nun, sogar bey Lazarus. Er wisse auch gar nicht, ob Er, der Bruder Hades, es verschlafen habe, oder anderswo beschäftigt gewesen sey, daſs er sich sogar den Lazarus habe entreissen lassen. Hades entschuldigt sich sehr, daſs er 4 Tage lang den Laz. in der Fäulniſs erhalten habe. Aber Jesu Stimme habe ihn und die ganze Erde so gar sehr erschüttert. Der

»von mir so recht überwältigte, faulende, verwesende, schon »stinkende Lazarus; er sprang davon aus meinem Schoos wie »ein Löwe aus der Höhle; wie ein Adler war er weg. Ihn »(den Jesus) also kann Ich nicht verschliessen«

Der Diabolos schilt den Bruder Hades über seine Kleinmüthigkeit. ολιγοψυχον. Habe doch Er selbst indefs nie nachgelassen, Leib und Seele der Menschen zu entstellen. αφανιζειν. Dem Jüngling, Matthäus, habe Er den Geiz eingegeben. Er that tüchtig Thaten meiner Art, τα εμα εργα. Und doch; im Vorübergehen ruft ihm Jesus: Mir nach! und sein Geld und Gut läfst er zurück. Eben so der kleine Zacchäus. Kurz, wo ich hingehe, klagt Diabolos, da verkündigt der Jesus seine Metanoia, und alles läuft Ihm zu. Bereite also, Du Hades, einen festen Ort, dafs wir ihn einschliessen. — —

Hades erschöpft sich, abzurathen. Die Propheten alle, die er im Verschlufs habe, auch Johannes der Täufer, warten nur, bis der Jesus herabkäme. Diabolos schilt diese, Lügner. Hades werde doch in seinen unersättlichen Leib, αχορταςος κοιλια, der alles verschlinge, auch den Einen zu fassen vermögen. Diabolos verläfst sich auf Hannas, Kaiphas, (die Hierarchie) eine Menge Judäer. Hades dagegen: Gehe! Thue was Du willst, aber wehe uns Unglücklichen, wenn Er doch dich besiegt und die Judäer. — Diabolos kommt zu Jesus zurück, gerade als dieser den Seinigen sagte: Betet, damit ihr nicht in Versuchung gerathet.

Hier schliefst der Emesenische Kirchenvater die erste Rede, σφραγισας τον λογον.

Aus einer andern seiner Reden doch nur nach 1. Codex, wird dann auch ein Fragment: wie Jesu Seele wirklich zum Hades gekommen sey, mitgetheilt.

Mit Zittern eilt Diabolos, da er durch die bey Jesu Tode geschehene Naturveränderungen merkt, wie spöttlich er getäuscht sey, zu Hades. Wir wollen die Thüren schliessen, feste Riegeln vorschieben, alle unsere Mächte (Heere, δυναμεις) entgegenstellen, damit nur Er nicht hereinkomme. Hades schiebt eiserne Riegel vor. Aber aus Ps. 24, 7. erschallt: Hebt euch ihr dauernde Pforten; einziehen wird der König der Herrlichkeit etc. Jetzt, ruft Hades: Du dreyköpfiger Beelzebub, du Abfall von den Engeln, du Spott der Rechtschaffenen, du Belustigung der Heiligen.. Hab ich es Dir nicht gesagt?.. Streite nun. Ich kann Dir nicht helfen.. *Diabolos in Thränen:* Ich ward betrogen, getäuscht durch seine Worte: Meine Seele ist betrübt bis zum Sterben; Vater, wenns möglich ist, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber. Solche Worte haben mich verlockt. εδελεασαν. (Die Kirchenväter hatten gar oft ihre grosse

Lust daran, wie der schlaue Diabolos doch — von Gott!! — überlistet worden sey.)

Schon jauchzen die Propheten, der Täufer, dem Einziehenden entgegen. David beruft sich darauf, dass erfüllt werde müsse: Tod! wo ist dein Stachel? Hades! wo dein Sieg? — Und

»Hierauf ergriff der Herr den Diabolos, band ihn mit unlösbaren Banden, und führte ihn hinab in das Unterste des Hades. Und *weinend seufzte* Diabolos. Er aber legte unter ihn unlöschbares Feuer und nie schlafende Würmer. Und *dort lag er dann weinend und seufzend.* » Die Propheten aber spotten und belachen ihn, gehen hin und treten ihm auf den Kopf; bis der Herr sie alle nimmt, aus dem Hades herausführt und ruft: Gehet in das Paradies. Lustig hüpfen sie hinaus. Der Redner aber schliesst, da alle zujauchzen, mit Hallelujah der Gnade und Menschenliebe deines Eingebornen Sohnes! Nebst seinem anfanglosen Vater und dem allerheiligsten, guten und lebenmachenden Geist, jetzt und immer und in alle Ewigkeiten der Ewigkeiten. Amen!«

Dies also war im vierten Jahrhundert ein Muster von einem Kirchenvater, der höchsten Stellen der Kirche würdig erkannt, sogar als *historiam sequutus* und deswegen von allen für die Kanzelberedsamkeit fleissig gelesen. Ein Kirchenlehrer, der dem *Volke* einen eigenen Geist über alle Todte, auch die Propheten und Heiligen herrschend, einen *Hades*, als Person, wie den Diabolos, einschwatzt, welcher auch die Leichen faulen mache und dem erst Jesus die Seelen des alten Testaments entführt habe. Bey allen diesem — ein *vir elegantis et rhetorici ingenii!* Und was solche Art »historischer« Redner und solche Dogmaticker glaublich und erbaulich fanden, das soll *für alle Zeiten Glaubensvorschrift,* und Christenthum, und Ausspruch der Kirche Jesu, seyn!? Durch dergleichen Vorbilder soll wieder christliche Erbauung erweckt und ein religiöser Sinn entflammt werden?

Von selbst versteht es sich, dass das Verdienst des Herausgebers gerade darin besteht, *durch ein neues sprechendes Beyspiel* diese dem Afterglauben so unwillkommene Reflexionen, welche die Lobredner und Bewunderer jener (zu wenig gekannten) Vorzeit durch die feyerliche Namen von *Vätern, Heiligen, Kirchenlichtern etc.* andächtigscheinend zurückweisen, desto lebhafter zu erneuern. Welche Zeiten, wo dergleichen Declamationen dem Christenvolk Beyfall abgewannen »*ad plausum populi pertinebant.*« Sollen diese wiederkommen? Doch nein! Jetzt möchten kaum noch Missionäre aus den Ignorantinern den französischen Pöbel damit herbeilocken können.

Uebrigens ist nicht zu verkennen, wie sehr selbst aus diesem verderbten Gebrauch der biblischen Geschichte die Regel erhellt: ' Mächtig könnte die wahre Geschichte des Christenthums auf die Gemüther wirken, wenn sie lebendig, vergegenwärtigend, menschenkundig, sachverständig, mit Beredsamkeit vorgetragen würde. Wenn das Unedle soviel wirkte, wie vielmehr das Edle, Erhabene, wenn es würdig und dennoch volksverständlich dargestellt würde. Wenn das Aechtreligiöse nicht wirkt, wer ist mehr daran Ursache, als die, welche es nicht genug studiren, durchdenken, selbst empfinden, um es für Andere lebendig darzustellen. Allgemeines Gerede und noch soviel Andächteley wirkt nicht einmal soviel, als des Eusebius von Emesa Diabolos und Hades.

Angehängt sind *Statuta Seminarii Evangelico-theologici in Universitate Rhenana*, wo 12 Seminaristen durch jährliche 240 preuss. Thaler und zum Theil durch freye Wohnung zu gelehrteren Studien aufgemuntert und unterstützt werden. Wie sehr erfordert die *arme* Zeit und die *immer reichere* Wissenschaft, dafs durch Unterstützungen von Städten und Ländern das ächte Studiren der Lehrer für die — sonst gewifs sehr zu beklagende — Nachwelt möglich gemacht werde! Wo das Geld fehlt, fehlt die Zeit. Und ohne hinreichende Zeit, wie wäre da hinreichende Kraftübung zur Geistesbildung möglich? sollen, dürfen wir denn, sorglos für die Nachkommenschaft, nur oberflächlich vorbeyeilende, als Lehrer, hinterlassen? fängt man nicht heute an, ihre Bildung wahrhaft möglich zu machen; so wird man in 20 Jahren Gold für tüchtige Männer bieten und sie nicht finden.

H. E. G. Paulus.

Henry Hallam Esq. view of the state of Europe during the midle age. London 1818. II Vol. 4to 2 ed. 1819. III Vol. 8. — Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übertragen von B. J. F. Halem. Leipzig J. C. Hinrich'sche Buchhandlung 1820. 2 Bde. gr. 8. (XII. 616 und 800 S.) 6 fl.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dafs das Studium der Geschichte des Mittelalters, welches seit einiger Zeit unter uns Deutschen mit so regem Eifer und glücklichem Erfolg betrieben wird, auch unter unsern Nachbarbewohnern, besonders unter den um andere Zweige des historischen Studiums so hochverdienten Britten, thätige Beförderer zu finden anfängt. Nur

zu lange ist dieser so sehr verkannte Theil der Geschichte, von Geschichtforschern sowohl, als Geschichtschreibern, vernachlässigt worden, indem man meistens, entweder nur das bekannte wiederholte, oder über das Mittelalter, als eine dunkle und verworrene Zeit, welche wenig anziehendes darbiete, flüchtig hinwegeilte, oder höchstens über einzelne Parthien gründliche Forschungen anstellte. So lange man in dem Mittelalter nun eine finstere Zeit des Aberglaubens und des Feudaldruks sah, liefs sich kaum eine umfassende Bearbeitung dieser an historischen Erscheinungen der verschiedensten Art so reichen Zeit erwarten, wenn auch einzelne Theile noch so gründlich bearbeitet werden mochten. Auch die poetische Ansicht unserer neuern romantischen Dichter war schwerlich der rein historischen Auffassung der mittlern Zeiten günstig, aber sie diente doch dazu, mehr auf das Grosse und Herrliche jener Jahrhunderte aufmerksam zu machen, und Liebe für das Studium ihrer Geschichte zu wecken. Vornehmlich gebührt wohl unsern historischen Rechtsgelehrten das Verdienst auf tieferes Studium der mittlern Geschichte hingeführt, und einen der Hauptgesichtspunkte, aus denen diese Zeit betrachtet werden mufs, den der Bildung neuer Staatsverfassungen aus den Resten des Alterthums und aus den Gewohnheiten der germanischen Völker unter dem Einflusse der Kirche, angegeben zu haben. Mit Freude und mit gespannter Erwartung nahm daher Recens. das Werk von Hrn Hallam in die Hände, und er mufs nach genauer kritischer Prüfung desselben gestehen, dafs er es allerdings für ein sehr geistreiches Buch hält, wiewohl er hin und wieder historische Gründlichkeit ungern vermifste und nicht blos in der ganzen Ansicht des Mittelalters, sondern auch in vielem Einzelnen von dem Verfasser abweicht. Hr. Hallams Ansicht vom Mittelalter, namentlich den frühern Jahrhunderten desselben, spricht schon das Motto seines Buches aus, die bekannte Stelle aus *Hesiodus*

Εκ χάεος δ'Ερεβός τε μέλαινά τε Νὺξ εγένοντο·
Νυκτὸς δ'αὐτ' Αιθήρ τε καὶ Ημέρη ἐξέγενοντο.

Eben so, wenn er in der Vorrede äussert, viele beträchtliche Zeiträume, insbesondere vor dem zwölften Jahrhundert, könnten mit Recht für so unfruchtbar an denkwürdigen Thatsachen gehalten werden, dafs ein einziger Ausspruch, ein einzelner Satz oft hinreiche, um den Charakter ganzer Generationen und eine Reihe von Geschlechtern unberühmter Könige zu bezeichnen. Recensent ist gerade der entgegengesetzten Meinung und hält es für unmöglich, das spätere Mittelalter gehörig aufzufassen, wenn man nicht auf die früheren Jahrhunderte, welche die Keime der sich nachher ausbildenden Institute enthalten, namentlich auf die Art der Errichtung germanischer

Staaten in den römischen Provinzen und die ältesten Gesetzbücher, sowohl die für die Germanen, als die für die Römer, besonders aufmerksam ist. Wir leugnen nicht, daſs es mehr als eine Geschlechtsreihe unberühmter Könige giebt, aber so unbedeutend auch in manchen Zeiträumen die Könige sind, und so arm die äussere Geschichte mancher Völker ist, so reich ist dagegen die innere Geschichte, und gerade die Unbedeutendheit der Könige trägt zu der Entwickelung der Verfassungen ungemein viel bey. — Man denke nur an die Merovinger und an die spätern Carolinger, namentlich in Frankreich. — Dagegen stimmen wir ganz mit dem Verf. überein, wenn er überall die Staatsverfassungen als die Hauptsache ansieht. — Quellenstudium läſst sich Hr. Hallam nicht absprechen; aber doch scheint er mehr in den Quellen, als die Quellen gelesen zu haben. Seine Gewährsmänner sind gewöhnlich nur Hülfsschriften, meist Arbeiten gelehrter Franzosen, Engländer und Italiener. Mit der deutschen Literatur ist er nicht ganz unbekannt, namentlich hat er die Arbeiten von *Schmidt* und *Pütter* über deutsche Geschichte benutzt, und führt auch hin und wieder andere Schriften deutscher Gelehrten an; aber gerade die tiefsten unserer neuen Forschungen, z. B. die von *V. Savigny*, *K. F. Eichhorn* u. a. hat er durchaus unberücksichtigt gelassen. Während wir Deutsche begierig nach allem, was uns das Ausland bietet, haschen und durch Uebersetzung des Fremden fast unsere Nationalwerke in den Hindergrund dringen, nehmen selbst die Gelehrtern im Auslande, unter welche Hr. Hallam ohne Widerrede gehört, wenig Notiz von dem, was wir in den Wissenschaften leisten. Besonders in der Geschichte des Mittelalters sollten die Ausländer eher von uns lernen, als unsere Lehrer werden wollen. Ist es nicht auffallend, wenn Hr. Hallam (Thl. I. S. 583 der deutschen Uebersetzung) sagt, *Müllers* Geschichte der Schweitz sey ihm nicht in der Ursprache bekannt, und sich daher mit *Stante* behilft. Die Ansicht, welche der Verfasser vom Quellenstudium hat, spricht er ziemlich deutlich aus, wenn er (Thl. I. S. 270—272) die, seiner Geschichte von Italien zum Grunde liegenden Autoritäten, *Muratori*, *St. Marc*, *Denina* und *Sismondi* nennt, dann sagt er habe fast keinen Band von *Muratori Ss. rerum Ital.* unbenutzt gelassen, aber nachdem er die Annalen desselben Verfassers und Sismondis Werk gebraucht, sich nicht verpflichtet geglaubt, seine mühsamen Forschungen nach sämmtlichen Quellen zu wiederholen. Wir hegen dagegen die Ueberzeugung, daſs, wer es unternimmt, Geschichte zu schreiben, oder auch nur über Geschichte zu schreiben, seine sämmtlichen Materialien aus den Quellen selbst geschöpft haben muſs, und Hülfsmittel ihm nur dazu dienen können, um

die Quellen besser zu verstehen und den Standpunkt der Wissenschaft zu kennen, damit er nichts überflüssiges schreibe und nichts längst bekanntes als neue Entdeckungen aufstelle.

Die Geschichte des Mittelalters läfst sich eben so, wie die eines jeden anderen grösseren oder kleineren Zeitraums auf eine doppelte Art behandeln, entweder als eine allgemeine Geschichte, welche die sämmtlichen neben und nach einander auftretenden Völker als ein Ganzes betrachtet, und den allgemeinen Charakter der Zeit, wie er in den einzelnen Anordnungen und Begebenheiten derselben sich ausspricht, ohne die verschiedenen handelnden Subjecte und die verschiedenen Richtungen ihrer Thätigkeit in abgesonderte Theile zu zerlegen darstellt, aber als ein Inbegriff von Particulargeschichten mag man dabey nur eine ethnographische Ordnung, oder eine Materien Abtheilung zum Grunde legen, und mehr auf die verschiedenen Völker und Staaten, oder mehr auf die verschiedenen Richtungen der Thätigkeit des menschlichen Geistes und die daraus hervorgehenden einzelnen Institute Rücksicht nehmen. Jede dieser beyden Methoden hat ihre eigenen Vortheile und Nachtheile und jede auch ihre eigenen Schwierigkeiten. Es ist hier der Ort nicht, uns in genauere Untersuchungen darüber einzulassen, welche von beyden historischen Methoden für eine auf kunstgemässe Darstellung Anspruch machende Geschichte der mittlern Zeiten am meisten zu empfehlen sey. Nur so viel bemerken wir, dafs wir unmöglich dem übrigens um die Geschichte des Mittelalters sehr verdienten und gründlichen Forscher, dem verstorbenen *F. Rühs* beystimmen, wenn er glaubt, es lasse sich für diesen Theil der Geschichte durchaus keine synchronistische Anordnung, die für alle Völker passe, auffinden. Allerdings ist es wahr, dafs gerade in dem isolirten Zustande der Völker und in der Verschiedenartigkeit der politischen und hierarchischen Institute ein vorherrschender Zug des Charakters mittlerer Zeiten besteht; aber von der andern Seite ist eben so wahr, dafs trotz der grossen Mannigfaltigkeit im Einzelnen, besonders der auffallenden Verschiedenheit zwischen Orient und Occident das Mittelalter ein allgemeines Gepräge trägt, dafs gewisse vorherrschende allgemeine Ideen sich durch das Ganze ziehen, dem ganzen Zeitalter und einzelnen Abschnitten desselben einen allgemeinen Character geben und dafs es dem Historiker dadurch möglich wird, die verschiedenartigen Theile zu einem Ganzen zu verbinden. Ein Hauptgeschäft des Geschichtschreibers ist diese allgemeine Idee aufzusuchen und nachzuweisen, wie sie im Einzelnen verschiedenartig einwirkten und die mannigfaltigsten Resultate erzeugten.

Hr. Hallams Absicht war nun, weder eine solche allgemeine Geschichte des Mittelalters, noch eine allgemeine Cha-

rakteristik des gesellschaftlichen Zustandes zu liefern; sondern er wollte in einer Reihe historischer Abhandlungen eine gedrängte Uebersicht der Hauptthatsachen darlegen, welche in dem gewöhnlich unter der Benennung des Mittelalters begriffenen Zeitraum für den philosophischen Forscher anziehend seyn können. Dabey hat er nicht alle Völker des Mittelalters, sondern wie schon der Titel des Werks sagt, nur Europa vor Augen, die Griechen und Saracenen nur wie im Vorbeygehen berührt. Genau genommen hat er nur Frankreich und England im Auge; denn so vieles Geistreiche und Durchdachte über Frankreich gesagt wird, und so trefflich insbesondere Englands Verfassungsgeschichte mit urkundlicher Gründlichkeit und tiefem Beobachtungsgeiste abgefaſst ist, so unbefriedigend sind doch im Ganzen die Abschnitte über Italien, Spanien und vornehmlich Deutschland. Die nordischen Reiche sind ganz mit Stillschweigen übergangen, eben so die Slaven, ausser daſs bey Deutschland von Böhmen ganz kurz die Rede ist. Sogar Ungarn wird, was doch ganz unhistorisch, namentlich im Mittelalter, genannt werden muſs, als ein Anhang von Deutschland betrachtet. — Das Werk ist also nur einem Theile des Mittelalters gewidmet und keineswegs eine Geschichte des Mittelalters, sondern eine Anzahl einzelner Gemälde über einige Hauptbegebenheiten dieser Zeit. Mit Recht protestirt der Verf. in so weit gegen eine Beurtheilung, nach den kritischen Gesetzen ausführlicherer Werke. Es gereicht ihm keineswegs zum Vorwurf, daſs er selbst unter den europäischen Völkern einige unberücksichtigt lieſs; aber wohl muſs untersucht werden, ob er die von ihm in das Auge gefaſsten Völker und Einrichtungen richtig aufgefaſst, und in so weit es sein Zweck erforderte, vollständig abgehandelt habe. Was nun hier insbesondere das französische und das englische Mittelalter betrifft, so ist es dem Verf. allerdings gelungen, im Ganzen eine klare und ziemlich vollständige Ansicht von dem politischen Zustande dieser beyden Nationen zu geben, doch liesse sich bey Frankreich über manchen Punkt mit ihm streiten, und manches andere sollte deutlicher auseinander gesetzt zu werden verdienen. Wir wollen an dem Werke keineswegs tadeln, daſs es nach des Verf. eigener Erklärung mehr den Charakter politischer Abhandlungen, als den einer Geschichtserzählung annimmt; aber dennoch hätten wir gewünscht, daſs neben der Schilderung des gesellschaftlichen Zustandes zugleich mehr auf die Art der Entstehung desselben Rücksicht genommen, und wenigstens im allgemeinen die Ursachen, welche die Veränderungen desselben bewürkten bestimmter, als in den meisten Capiteln geschehen ist, angegeben worden wären. So ist zwar von den Kreuzzügen

im 6ten Cap. bey der Geschichte der Griechen und Saracenen und von der Entstehung der Städtefreyheit, in mehrern Capiteln, besonders bey Cap. 3 bey Italien die Rede; aber nirgends wird der Einfluſs dieser beyden Begebenheiten auf die europäischen Völker und ihren gesellschaftlichen Zustand bestimmt hervorgehoben. Ueberhaupt zeigt uns Hallam mehr, welches der Zustand des Mittelalters in so weit er es in den Kreis seiner Untersuchungen zog, war, als wie derselbe geworden ist.

Auch gegen die Anordnung der einzelnen Capitel haben wir mehreres einzuwenden. Hr. Hallam sagt in der Vorrede (S. V.): »Jedes Capitel des folgenden Werks behandelt vollständig seinen besondern Gegenstand und kann einigermassen als unabhängig von den übrigen betrachtet werden. Folglich wird die Ordnung, in welcher sie gelesen werden, nicht sehr wesentlich seyn, obwohl ich selbstredend die der jetzigen Reihenfolge vorziehen würde.« Ist die getroffene Anordnung eines aus mehreren einzelnen Theilen bestehenden historischen Gemäldes richtig, so kann die Folge, in welcher man die Capitel lieſst, nicht anders, als sehr wesentlich seyn. Der Verf. hat bey der Anordnung seines Werkes, theils eine ethnographische, theils eine Materienabtheilung zum Grunde gelegt. Dem Feudalwesen, der kirchlichen Macht und dem gesellschaftlichen Zustande überhaupt sind besondere Capitel gewidmet. Dadurch entsteht die Unbequemlichkeit, daſs der Zusammenhang der zwischen den verschiedenen Instituten des Mittelalters unleugbar statt findet, nicht gehörig nachgewiesen, insbesondere die zwischen Kirche und Staat statt findende Wechselwürkung und der Einfluſs der Hierarchie auf das Lehnwesen und die Verfassungen nicht in volles Licht gesetzt werden konnten. Anderntheils war es nicht möglich, die verschiedenartige Gestalt der bürgerlichen und kirchlichen Institute in den einzelnen Staaten, in solchen allgemeinen Abhandlungen über dieselben zu berücksichtigen. Wenn auf diese Art die Materialien uns oft zu sehr vereinzelt scheinen, so ist in andern Capiteln dagegen die Ansicht des Verf. wieder zu allgemein. Gerade dieſs mag Schuld seyn, daſs für manche Begebenheit sich kein schicklicher Platz fand und dadurch Lücken entstanden. Selbst die Reihenfolge der einzelnen Völker hätten wir anders gewünscht und wenigstens nicht Deutschland und Italien von einander getrennt. Recensent würde das Allgemeine haben vorausgehen, und dann erst die besondern Völker folgen lassen. An die Spitze des Ganzen würde er das Capitel über die kirchliche Macht gestellt, und dabey zugleich die Kreuzzüge abgehandelt haben, dann zu dem Lehnwesen, dem Ritterthum, den Städten und den andern bürgerlichen Instituten, welche den allgemeinen Charakter des Mittelalters bestimmen, übergegangen seyn, und darauf

erst die einzelnen Staaten unter denen Deutschland mit Italien, oder das heilige römische Reich deutscher Nation, die erste Stelle einnimmt, haben folgen lassen, und hier gezeigt haben, wie aus den allgemeinen Bildungselementen durch besondere Ursachen die Verschiedenheit der Staatsverfassungen hervorging. Den Schlufs des Ganzen hätte dann die Culturgeschichte bilden müssen, wobey zugleich Handel, Gewerbe und Sitten einen schicklichen Platz finden würden, wenn es nicht vorzuziehen seyn sollte, wenigstens von Handel und Gewerbe gleich bey den Städten zu handeln, und die Sittengeschichte mit der der religiösen Denkart und der kirchlichen Einrichtungen zu verbinden. Die Geschichte der Literatur und Kunst mufs aber auf jeden Fall in einer solchen Uebersicht an das Ende gestellt werden, weil erst nach völliger Erläuterung aller allgemeinen und speciellen, auf Literatur und Kunst einwirkenden, Umstände sich über diesen schwierigsten Theil der Geschichte gehöriges Licht verbreiten läfst.

Diese Ansichten, welche Recensent von der Behandlung der Geschichte des Mittelalters gefafst hat, hindern ihn unbedingt in das allgemeine Lob, welches Hr. Hallam eingeerndtet hat, einzustimmen. Gern aber gesteht er ein, dafs trotz der von ihm gerügten Mängel das beurtheilte Buch, reich an tiefen Untersuchungen und geistreichen Bemerkungen ist, und unter die schätzbarsten Produkte der neuesten Literatur, welche uns das Ausland darreicht gezählt werden mufs. Vorzüglich das Capitel über Englands Verfassung verdient ausgezeichnetes Lob und enthält die gründlichsten und scharfsinnigsten Forschungen, welche bisher über diesen Gegenstand angestellt worden sind. Dankbar wollen wir also annehmen, was der geistreiche Verf. uns dargeboten hat, und um so eher die Lücken seiner Arbeit übersehen, je trefflicher vieles in dem, was er geleistet hat, ist. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, den ganzen reichhaltigen Inhalt des Werks anzugeben und durch genaue Prüfung des Einzelnen, unser im Allgemeinen ausgesprochenes Urtheil ausführlich zu begründen. Wir müssen uns darauf beschränken, den allgemeinen Inhalt der Kapitel anzugeben, und erlauben uns zur Rechtfertigung unserer Ansichten nur einzelne Gegenbemerkungen, besonders in Beziehung auf die Geschichte von Frankreich, mit welcher das Werk beginnt.

Das erste Capitel (Thl. I. S. 1 - 115 der Uebersetzung) ist überschrieben: »Geschichte Frankreichs von dessen Eroberung durch *Chlodwig* bis zu *Carls VIII.* Einfall in Neapel.» Es zerfällt in zwey Theile, von denen der erste (— S. 55) die Geschichte bis zum Aussterben der ältern Linie des Hauses Capet herabführt. S. 2 wird Chlodwig König der salischen Fran-

ken eines lange mit Rom verbundenen Volksstammes genannt. Diese Angabe ist irrig; denn Chlodwig war vor der Eroberung keineswegs Oberhaupt des ganzen salischen Frankenstammes, und eben so wenig kann man sagen, die Salier seyen lange mit Rom verbunden gewesen. Der Verfasser hatte bey dieser letztern Angabe wahrscheinlich die Verhältnisse der Franken zu den Römern welche *Stilico* auf kurze Zeit anknüpfte, die Verbindung eines fränkischen Fürsten mit *Aetius*, während der andere sich an *Attila* anschloss und die Erzählungen *Gregor von Tours* und des Verfassers der *gesta regum Francorum* von *Childerichs* Flucht und der Herrschaft des *Aegidius* über die Franken vor Augen. Aber waren auch die Franken bisweilen Verbündete der Römer, widersetzten sich namentlich (im J. 406) den in Gallien eindringenden Alanen, Vandalen und deren Verbündeten und stritten zum Theil mit den Römern auf den catalaunischen Feldern (451); so waren sie doch als feindliches Volk über den Rhein gegangen und stritten häufiger gegen, als mit den Römern. Salische Franken heissen alle auf dem linken Ufer des Rheins in *Gallia belgica* und *Germania secunda* angesiedelten. Chlodwig war wohl Führer des Hauptzweigs dieser Salier; aber keineswegs einziges Oberhaupt, noch weniger eigentlicher König; denn ausser ihm werden von Gregor von Tours *Chararich*, der seine Theilnahme an dem Zuge gegen *Syagrius* versagte, *Ragnochar* in Cambray und *Regnomer* der wenn er auch nicht zu le Mans herrschte; doch wenigstens bey dieser Stadt *(apud Cenomannis civitatem)* umgebracht wurde als Könige der Franken im salischen Lande genannt. — S. 4 heisst es Galliens Geistlichkeit habe Chlodwigs Waffen schon vor seiner Bekehrung begünstigt. Rec. wäre begierig den Beweis dieser Behauptung zu vernehmen. — Gleich darauf wird Bayern und vielleicht auch Schwaben unter die Staaten, welche Chlodwigs Söhne (511) theilten, gezählt. Nur ein Theil der Alemannen oder Schwaben ward Chlodwig nach dem Siege bey Zülpich (496) unterthan, die übrigen begaben sich in des Ostgothen *Theodorich* Schutz und sind erst durch den Vertrag des Ostgothen *Vitiges* (536) mit Chlodwigs Sohnen zum fränkischen Reiche gekommen. Mit den Bayern traten die austrasischen Könige erst seit ihrer Einmischung in den Krieg der Ostgothen und Byzantiner in einige nähere Berührung und noch zu den Zeiten des Longobardenkönigs *Autharis* (586 — 591) herrschte in Bayern ein unabhängiger König *Garibald*, dessen Tochter, die berühmte *Theodolinde*, Autharis Gemahlin ward. Der erste von dem Austerkönige eingesetzte oder bestättigte Bayerherzog ist *Thassilo I.* (um 596). — S. 6. » *Majores domus* — ursprünglich Hofbeamten, beauftragt dem Könige Bittschrif-

en oder Vorstellungen vorzulegen.« Dies war keineswegs ein Geschäft der Hausmaier, sondern gehörte wohl eigentlich für die Referendarien und Pfalzgrafen. Die Hausmaier sind ursprünglich oberste Wirthschaftsbeamten auf den königlichen Kammergütern. — S. 20 wird in der Anmerkung der erste Einfall der Aglabiden in Sicilien falsch in das Jahr 827 gesetzt, schon 812 griffen sie die Insel an, 821 soll sie *Euphemias*, um der Strafe für die Entführung einer Nonne zu entgehen, herübergerufen haben, 826 unterwarf *Photeinos* die Insel dem Kaiser wieder und 827 zwangen die zurückgekehrten Aglabiden die Syrakusaner zur Abkaufung einer Belagerung und verbreiteten sich seitdem glücklicher auf Sicilien, wenn nicht Syrakus erst weit später (um 880) von ihnen erobert wurde. — Aehnliche Bemerkungen sind uns in Menge aufgestossen, doch es möge hier an den wenigen gemachten genügen. Ungern vermifsten wir bey der Regierung *Ludwigs IX.* eine genaue Schilderung der innern von diesem Könige in seinen *établissements* gelassenen und so sehr zur Erhöhung des königlichen Ansehns beitragenden Einrichtungen, insbesondere der durch die *baillifs* eingeführten Appellationen, der Sauvegardebriefe, der *quarantaine du roi*, des Studiums des römischen Rechts u. dgl. m. — Sehr unbefriedigend ist, was S. 36 u. ff. über die Ursachen der Kreuzzüge, welche der Verf. fast blos als traurige Wirkungen eines aufgeregten religiösen Fanatismus betrachtet, gesagt wird. Die Kreuzzüge müssen durchaus nach dem Geiste der damaligen Zeit aufgefafst werden. Wie vieles würde hier H. Hallam richtiger gefafst haben, wenn er *Wilkens* ihm, wie es scheint, ganz unbekannt gebliebenes Werk benutzt hätte. *Heeren* über den Einflufs der Kreuzzüge wird zwar (Thl. I. S. 173 u. Thl. II, S. 5.) angeführt: aber keineswegs in Beziehung auf den eigentlichen Gegenstand dieser Schrift, sondern nur wegen einzelner Bemerkungen. — Eben so hätten wir gewünscht der Verfasser habe die Politik *Philipps des Schönen* (S. 47 u. ff.) genauer beleuchtet und die Mittel, deren sich dieser Monarch zur Begründung der Königsgewalt bediente, vollständiger aufgezählt. Ueberhaupt wäre es nothwendig gewesen die allmählige Einziehung der Kronlehen genauer anzugeben. — Mit Vergnügen haben wir dagegen die Untersuchung über die Rechtsfrage über das salische Gesetz und *Eduards III.* Ansprüche (S. 50 u. ff.) gelesen. — Auf ähnliche Art, doch mit grösserer Ausführlichkeit, wird im zweyten Theile des Cap. I. die französische Geschichte bis auf Carl VIII. herabgeführt, und insbesondere der Successionskampf der Valois und Plantagenets, welchen der Verf. für den merkwürdigsten seit dem Falle des römischen Reichs hält, (S. 56) erzählt. Wir wollen mit H. Hallam über das Gewicht

dieses Krieges nicht rechten, halten aber unsererseits die Kreuzzüge, den lombardischen Freyheitskampf, ja selbst die Welfen- und Gibellinenfehde in Deutschland, für weit wichtiger und folgenreicher. Sicher aus blossem Versehen wird (S. 96) gesagt, ein Theil des Kriegsvolks sey mit dem Dauphin *nach Frankreich*, statt nach der Schweitz und nach Deutschland, gezogen. Es ist der Sieg des Dauphin auf dem St. Jakobshirchhofe *(1444)* und der sogenannte Krieg der Armen Gecken *(Armagnacs)* gemeint. — Die Verhältnisse der Bretagne zu den Merovingern und Carolingern (S. 111) sind nicht ganz richtig aufgefaſst. Chlodwig eroberte die Bretagne und die Fürsten (Grafen oder Herzöge) derselben standen zu dem Könige in einem ähnlichen Verhältnisse als die Herzöge der Schwaben und Bayern. Zu *Ludwigs des Schönen* Zeiten empörte sich zuerst *Mormann* und mehrere der Nachfolger desselben, namentlich *Nominol* und *Herispon* setzten den Aufstand gegen *Carln den Kahlen* fort und führten eine Zeitlang den königlichen Titel, den ihnen Carl lieſs. Die nachherigen Herzöge oder Grafen, seit *Salomo* erkannten wieder die Lehnsoberhoheit des französischen Königs an und standen bis auf die Errichtung des Herzogthums der Normandie zu dem Oberlehnsherrn in denselben Verhältnissen wie die andern grossen Vasallen.

In dem gleichfalls in zwey Theile zerfallenden Cap. II. (bis S. 269) wird das Feudalsystem, insbesondere in Frankreich abgehandelt. — Gerade dies Capitel dient am besten zum Beweise unserer Behauptung, daſs der Verf. bald zu sehr trennt, bald zu allgemein spricht. Das Feudalsystem in Frankreich kann nur in Verbindung mit der Geschichte dieses Königreichs und eben so die letztere nicht ohne jenes gehörig erläutert werden. Dagegen muſste dem Feudalwesen überhaupt ein eigenes Capitel gewidmet werden, und war dabey weit mehr, als von H. Hallam geschehen ist, auf die anderen Reiche, besonders auf Italien und Deutschland, Rücksicht zu nehmen. Auch hätte der Ursprung der Lehen, die Art wie sie zu erblichen Besitzungen wurden und der Unterschied zwischen Aemtern und Gütern und geistlichen und weltlichen Vasallen mehr berücksichtigt zu werden verdient. Der Verfasser hat die wesentlich verschiedenen Institute des Lehnwesens und des Ritterthums nicht genugsam geschieden. Läſst auf diese Art der Verf. gleich vieles zu wünschen übrig, und kann man ihm in manchen Punkten nicht beistimmen, so gehört doch dies Capitel zu den lehrreichsten und gründlichsten in dem ganzen Werke und verräth tiefe Kenntniſs des französischen und oft damit verglichenen englischen Staats- und Privatrechts im Mittelalter. Neben der Auseinandersetzung der Rechte und Pflichten der

Vasallen findet man hier scharfsinnige Untersuchungen über das Steuerwesen, über die gesetzgebende Gewalt des Königs und deren Beschränkung durch die Stände, und über die Gerichtsverfassung in Frankreich. — Im Einzelnen ist uns besonders aufgefallen, dafs (S. 120) die Benennung *conviva regis* erklärt wird durch einen Römer von hinreichendem Range um an der Tafel des Königs zugelassen zu werden. Die eigentliche Bedeutung des *Romanus conviva regis* ist ein in das Dienstgefolge des Königs getretener Römer. — Blosses Versehen mag es seyn, wenn (S. 128 in der Stelle) *Warnachar* Hausmeyer von Austrasien unter *Brunehild* genannt wird statt von Burgund, und eben so wenn (S. 131) behauptet wird die Pflicht, einen Mann zum Heerbann zu stellen, habe dem Besitzer von drey *mansos* obgelegen, da es doch bekanntlich nach *Capitulare I. a. 812 cap. 1.* vier heissen mufs. — Sehr ungenau ist dagegen die Behauptung (S. 121), die Gesetze der Westgothen seyen auf römischen Grundlagen zusammengetragen und zu einem gleichförmigen Codex bestimmt worden, nach welchem beyde Nationen regiert werden sollten. Es gab vielmehr im westgothischen Reiche anfangs zwey ganz verschiedene Gesetzbücher, die von *Eurich* (466 — 483) angefangene, von mehrern seiner Nachfolger erweiterte *lex Visigothica* und die unter *Alarich* (506) entworfene *lex Romana*, gewöhnlich *breviarium Alaricianum* genannt. Erst später unter *Reiesvinth* (649 — 672) ward der Unterschied des Rechts zwischen Römern und Westgothen aufgehoben, das westgothische Gesetz für allein geltend erklärt und, zwar nicht das Studium, aber der gerichtliche Gebrauch des römischen Rechts untersagt.

Cap. III. enthält die Geschichte Italiens vom Erlöschen des Carolingischen Kaiserstammes bis zu Carls VIII. Einfall in Neapel, im ersten Theil (bis S. 328.) bis auf den Uebergang der Hohenstaufen und im zweyten (bis S. 454) die folgenden Zeiten und die Geschichte und Verfassung der vornehmsten einzelnen italienischen Staaten, meist nach *Sismondi* bearbeitet und voll anziehender Stellen. — Dann folgt in Cap. IV. (bis S. 530) die Geschichte von Spanien bis zur Eroberung von Granada; wobey das westgothische Reich zu oberflächlich mit wenigen Worten abgefertigt, dagegen die Verfassung von Castilien und Arragonien gut erläutert wird. Navarra und Portugal sind ganz übergangen. — Cap. V. (bis S. 586) hat die Geschichte Deutschlands bis zum Reichstage zu Worms im J. 1495 zum Gegenstande. Hier liesse sich fast über jede Seite mit dem Verf. streiten. Das ganze Capitel ist höchst unbefriedigend. Besonders hätte die Entstehung der alten Herzogthümer, das Verhältnifs der Herzöge zu den Grafen und Bischöfen,

die Zersplitterung der grossen Herzogthümer, überhaupt di Entstehung der Territorien, so wie das ganze reichsständisch Wesen deutlicher und vollständiger entwickelt werden sollen Wer mit der Entstehung unserer Reichsverfassung bekannt ist wird oft mit H. Hallam in geradem Widerspruche stehen und wer nicht damit bekannt ist, der gewinnt durch ihn nich einmal eine Uebersicht. Doch wir wollen es dem mit unsere Literatur nur wenig bekannten Ausländer verzeihen, wenn e uns in diesem Punkte durchaus nicht Genüge leisten konnte Als Anhang folgt einiges über Böhmen, Ungarn und die Schweiz — Noch magerer ist Cap. VI. (bis S. 616), die Geschichte de Griechen und Sarazenen enthaltend, wo ausser den beyden in der Ueberschrift genannten Völkern auch die Mongolen un Osmanen, alles zusammen auf dem engen Raume von 30 Seiten abgehandelt worden. Doch es konnte dieses Capitel nach den Plane des Verfassers auch nur als ein Nebencapitel betrachte werden. *Gibbon* ist die Hauptquelle der mitgetheilten Nachrichten, doch werden auch *Ockley* und *Cardonne* und selbst *Abulfed* und *Abulfaradsch* hin und wieder angeführt. So richtig auch der Verfasser den Geist des Islam im Ganzen aufgefaſst hat, so wäre doch zu wünschen gewesen, er habe die Wirkungen desselben auf die Völker des Orients genauer angegeben und den Einfluſs des Chalifats, der mongolischen Züge und des osmanischen Sultanats auf die Völker des Abendlandes, in politischer mercantilischer und wissenschaftlicher Hinsicht bestimmter her vorgehoben. Die Eroberung Asiens und Aegyptens durch die Araber, der Untergang des byzantinischen Reichs und die Errichtung der ottomanischen Pforte sind Begebenheiten, welche abgesehn von ihrem unmittelbaren Einfluſs, die bedeutendsten Wirkungen auf die europäischen Völker gehabt haben, so daſs ohne Kenntniſs derselben ein grosser Theil der Geschichte dieser letztern dunkel bleibt. Eben so hätte Recensent eine tiefer eindringende Schilderung der Ketzereyen der griechischen Kirche und der Verhältnisse des Patriarchen zu Konstantinopel zum Papst in Rom gewünscht, damit die politische und hierarchische Trennung zwischen Orient und Occident und den beiden christlichen Kaiserthümern und Kirchen einleuchtender geworden wäre.

(Der Beschluſs folgt.)

N^ro. 54. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Hallam view of the state of Europe.

(*Beschlufs.*)

Cap. VII. (Bd. 2 S. 1—153) ist überschrieben: Geschichte der kirchlichen Macht im Mittelalter; enthält aber fast blos die Geschichte des Papstthums, wobei auf die Nationalkirchen und insbesondere auf das Mönchswesen zu wenig Rücksicht genommen ist. Wiewohl Recensent auch hier in vielen Punkten andere Ansichten als der Verfasser hat, gesteht er dennoch, dafs er dies Capitel für eins der gelungensten hält und es nicht ohne Belehrung und reichen Genufs gelesen hat. — Die Krone des ganzen Werks ist aber Cap. VIII. die Verfassungsgeschichte Englands enthaltend und in drey Theile getheilt, von denen der erste (bis S. 192) die angelsächsische, der zweyte (bis S. 248) die normannische Periode bis zu *Heinrich III.*, und der dritte (bis S. 514) die folgenden Zeiten bis auf die Vereinigung der beyden Rosen zum Gegenstande hat. Durch die gründliche und geistreiche Behandlung dieses interessanten Themas hat sich H. Hallam einen Platz neben den gröfsten Historikern seiner Nation erworben. — Das Werk schliefst mit Cap. IX über den gesellschaftlichen Zustand Europens im Mittelalter. Diese reichhaltige in zwey Theile, von denen der erste (bis S. 575) bis auf das Ende des eilften Jahrhunderts und der andere (bis S 766) bis auf die Erfindung der Buchdruckerkunst reicht, zerfallende Abhandlung hat Literatur, religiöse Denkart, Sitten, Handel und Kunst zum Gegenstande, und enthält insbesondere treffliche Bemerkungen über provencalische, italienische und englische Poesie. Schade dafs der Verf. nicht auch die nordische und deutsche Poesie, wozu es ihm wahrscheinlich an Sprachkenntnissen fehlte, in dem Kreise seiner Untersuchungen aufnahm. — Ein gut gearbeitetes Register (bis S. 800) erleichtert dem Leser, welcher das ganze Werk studirt hat und die getrennten Parthien im Zusammenhange übersehen möchte, das Nachschlagen.

Die Uebersetzung ist im Ganzen gelungen zu nennen, wenn man ihr gleich hin und wieder ansieht, dafs sie Uebersetzung ist, und Ausdrücke wie die häufig vorkommenden, oberliches Ansehn, selbstredend u. dgl. und andere nicht rein Deutsche

wie Peninsularkrieg (Thl. I. S. 88), oder ungebräuchliche wie Einhebung der Steuern (Thl. I. S. 224) und tautologische, wie allgemeine Reichsstände (S. 74 u. ff.) für *états genereaux*, hätten vermieden werden sollen. Aufgefallen ist uns die Inconsequenz in der Rechtschreibung der Eigennamen, wenn z. B. bald *William von Tyr* (Thl. I. S. 40, Note) bald *Wilhelm von Tyrus* (S. 42) geschrieben und in orientalischen Namen fast immer die englische Orthographie beybehalten wird,; z. B. *Kilidge* (*Kilidsch Arslen* (S. 42).

Druck und Papier verdienen Lob. Der eingeschlichenen Druckfehler sind nur wenige.

Dr. F. Rehm.

Melanges de Litterature par HENRI PIGUET, ministre du Saint Evangile à Lausanne 1816.

Da ein Zufall dem Ref. dieses Buch in die Hände gebracht hat, so glaubt er auf einige Aufsätze in demselben aufmerksam machen zu müssen, weil sie sich auf die Geschichte der neuern französischen Litteratur näher oder entfernter beziehen.

Das Buch selbst ist die Arbeit eines gebildeten, nicht gerade gelehrten Mannes von sehr viel gesundem Sinn, edlem Herzen und warmer Menschenliebe, und ist einem Publikum bestimmt, welches in Deutschland nicht existirt. Denjenigen nämlich unter uns, für welche die leichtern Aufsätze des Buchs passen und der ganze Ton und Inhalt desselben berechnet ist, möchte mit der ernsten Moral, der ohne alle Spielerey, ohne Bombast und Phrasenjagd ertheilten Belehrung, der wahrhaften Religiosität ohne Frömmeley, wohl nicht gedient seyn, und die Ernsten Wenigen unter uns würden wieder das Leichte nicht ertragen. Wir übergehen, weil sie die Litteratur nicht angehen, die vier ersten Aufsätze, und kommen auf den 5ten *Examen des reproches que J. J. Rousseau fait aux habitans du pays de Vaud.* Wenn gleich der Verf. den Grund manches Vorurtheils gegen seine Landsleute in Rousseaus Eitelkeit (wer ist aber nicht eitel, besonders wenn er das Unglück hat Schriftsteller zu seyn?) findet, so muſs er doch am Ende gestehen, was wir alle wissen, daſs die Leutchen, die alle die Pariser spielen wollen, und die Grundsuppe der Europäischen Ueberverfeinerung bey sich poliren und beherbergen, einem Rousseau, der Rigorist seyn wollte, nicht gefallen konnten. Sucht zu glänzen, Cercles, Salon, aller Apparat der Assambleen und

nterdrein, weil man doch die Mittel nicht so ganz hat, Gensucht, Sparen am Nöthigen, Kargheit im Hauswesen, Man- der wesentlichen Freuden um des Vergnügens der Ostentan zu geniessen, wie konnte das dem Genfer gefallen, der bis r Affectation natürlich war? Der Verf. hat übrigens dem fsatze einen Brief angehängt, in welchem ein Franzose dasbe höchst leichtfertig sagt, was Rousseau ernst und verdriessh gesagt hat Zu diesem Aufsatz gehört wesentlich ein anr S. 234. *Ueber die Abfassung des Artikels Genève von d'Alemt, und des bekannten Briefs an d.Alembert von Rousseau über Gee und ein dort zu errichtendes Theater.* Hier thut der Verf. dem ien Rousseau mit seiner Psychologie gewiss unrecht, da sich usseau der Gründe, die pag. 235 beygebracht werden, sichera nie klar bewusst wurde. Sein Enthusiasmus war nicht wie den Hallunken der *bonne société,* die ihm gegenüber stan-t, *factice,* sondern sicherlich, wie seine Eitelkeit auch, *de ne foi,* darum stand er dann auch weit mehr im Schatten, die andern, die im Nothfall ihren Mantel hatten. Seine histereyen täuschten ihn, wie das bey uns manchem ehrlin Mann in der Theologie begegnet, selbst, dann täuschte in dem ganzen Zeloteneifer für die *einzige* Wahrheit, die predige, die Andern. Die Hauptsache aus dem Briefe hat igens der Verf. in wenigen Worten sehr gut angegeben, die tik der Form ist zu scharf, denn gerade dadurch ist ja Rous- ganz allein gross, dass er den Franzosen einen Herzensers, in dem die Form nicht das Wesen verschlang, angenehm chen konnte. Die Genfer Geistlichkeit versucht der Verf. gebens zu retten, würde ihnen auch einen schlechten Dienst n, wenn er bewiese, dass sie rechtgläubige Christen wären, sie selbst öffentlich erklärt haben, dass sie nur *liberal* und his weiter seyn wollten. Socinianer sind sie nach ihrer neu- Erklärung zwar nicht, aber sie würden Arianer seyn, wenn n sie beym Wort halten dürfte, das darf man aber auch nicht, Ref. möchte also jetzt gerne vom Verf. erfahren, was sie entlich sind, er gesteht, dass er nicht klug daraus wird, so er auch dahin gestellt seyn lässt, ob die Pietisten, die sich ihnen zanken, gerade besser sind — es scheint *que l'un vaut l'autre.*

Die abgedroschenen und ekelhaften Klatschereyen der Encyklo- istischen Bande, z. B. Grimm, Diderot, d'Alembert kommen h hier wieder vor, sie sind aber so bekannt und widrig, dass der f. sie besser weggelassen hätte. Ueber Rousseau kommt hier Brief des jungen *d'Epinay,* des Sohns der bekannten Frau *pinay* vor, deren Correspondenz neulich die Masse der Grimma, Holbachiana u. s. w. vermehrt hat; uns hat der Brief

lächeln machen: der Verf. kennt wahrscheinlich den Saul nicht, den er unter Propheten oder Nichtpropheten eingeführt hat. Die Vergleichung von Buffon und Rousseau S. 259, wenn sie auch nicht tief geht, nicht viel Neues hat, ist doch geistreich. Wir würden den Punct der Eitelkeit so fassen: der Eine war eitel mit dem Stern auf der Brust, dem Kleid von Goldbrocat, dem ererbten Gut, so trat er denn auch dem Tone nach auf, stets und überall prangend und schallend; der Andere eitel auf den zerrissenen Rock des Cynismus, auf den Brodranzen auf der Schulter und den Notenbündel unterm Arm, — er trotzte — die Weltleute lachten dabey ins Fäustchen, und haben uns die Anekdoten überliefert, die der eigentlichen Grösse der Männer selbst nichts entziehen, wohl aber die kleinen Seelen der Schnurrensammler zeigen.

Man könnte, was der Verf. sehr gut ausführlich beygebracht hat, vielleicht eben so passend kurz fassen: Büffon war ein kenntnifsreicher vortrefflicher Rhetor, und Rousseau der rhetorischte unter den Sophisten, nur wufste der Eine, was er war, der Andere ahndete es nicht einmal.

Dann folgt über den liebenswürdigen Verf. des *Paul et Virginie* und der *études de la Nature* ein allerdings anziehender Aufsatz, wenn gleich das Mehrste mehr den Herrn Piguet und sein persönliches Verhältnifs zu Bernardin, als das Publikum angeht. Man findet hier unter andern S 290, eine Anekdote über die erste Bekanntschaft der beyden gutmüthigen Schwärmer Rousseau und Bernardin de Sct Pierre. Der letztere kehrt aus Ostindien zurück, der bekannte Verf. der *Revolutions de la Pologne*, Rulhière (denn dafs es dieser war, sehen wir aus einem Briefe Bernardins an Hr. Piguet, der weiter unten vorkommt) hatte die Bekanntschaft schon vorher eingeleitet, sie sehen sich, Rousseau fragt, ob er Sämereyen mitgebracht habe? Er schickt hernach Kaffee, — jetzt natürlich Rousseau Feuer und Flammen — Versöhnung — Neuer Zwist — Die alte Geschichte von und mit Rousseaus Freunden — Drollig ist es, wie die beyden sonderbaren Männer sich hernach wieder auf dem Kaffeehause treffen. S. 292 Rousseau: warum haben sie mich nicht besucht? — weil sie mir zu nahe getreten sind ich, will lieber mit ihnen nichts zu thun haben, als mir ihre Ungerechtigkeiten gefallen lassen. Lieber Freund, erwiedert Jean Jaques, gutmüthig und eitel, mit der Wohlthat, die man durch Freundschaft erhält, mufs man, wie bey jedem andern Dinge, sich auch das Ueble gefallen lassen. Wir wollen uns nicht gerade oft sehen; aber es wäre mir doch auch leid, wenn wir uns gar nicht sehen.

Wir übergehen die Briefe an und von Bernardin der Sct.

Pierre, dessen Eitelkeit äusserst gutmüthig und liebenswürdig ist; eben so auch einige andere Aufsätze, selbst den *über den Einfluſs der ersten Liebschaften Rousseaus auf die Abfassung der neuen Heloise.* Wozu das? jeder, dem es nützlich ist, findet die traurigen Sachen leicht selbst aus den *confessions,* und für einen andern ist diese *chronique scandaleuse* eines Charakters ganz unpassend. Nur eine Bemerkung am Schlusse ist vortrefflich und jeder, der die ganze Sippschaft der Herren des Philosophismus von Holbach bis auf Grimm und Galiani herab kennt, wird einstimmen, wenn es S. 428 heiſst: *Ah quand on lit dans les mémoires des contemporains une aussi horrible aussi épouvantable licence dans les moeurs, est il besoin de rechercher les causes des malheurs qui ont pesé sur la France entiere?*

Wohl haben daher auch von der einen Seite die Liberalen Recht, wenn sie die Sitten der Generation *nach* der Revolution rühmen, die Gelehrten, die höhern Stände, die studierende Jugend ist weniger verdorben — aber leider müssen wir hinzu setzen, die Revolution hat die selbst in Paris vorher unverdorbene *bourgeoisie* aufgewühlt, hat dem Landvolk den Zaum der Kirche, des *Clerus,* des Aberglaubens abgenommen, hat das Princip des Genusses dem Princip des Duldens, Hoffens und Harrens, welches für den gröſsten Theil der Menschheit das passendste ist, untergeschoben — so ist Immoralität allgemine. Ueber Rousseaus Aufenthalt in Motiers *dans le Val Travers* hat der Verf. einige artige Notitzen beygebracht, und macht einige Bemerkungen, die sehr passend sind — nur über die Ursache, warum die Bauern Rousseau als Propheten verspotteten irrt er. Nicht in seinen Schriften, hatten sie etwas gelesen, das darauf Bezug hatte, sondern der Aufzug der Armenischen Kleidung, in dem er herumgieng, brachte sie ganz natürlich auf den Einfall, daſs er eine Art Hexenmeister sey.

Wir berühren endlich noch einen andern Aufsatz in diesem Bande S. 469 über die französische Literatur in der Schweiz, den man auch eine Charakteristik des litterarischen Treibens der französischen Schweizer nennen könnte. Mit Genf beginnt natürlich der Verf., und hat ganz recht, wenn er den mercantilen Seelen das Talent für *belles lettres* und ungeachtet des allgemein verbreiteten Lesens und Redens über Litteratur und Wissenschaft Styl und Kraft abspricht; wer kennte nicht den Genfer Styl? Ob er gleich selbst Bürger des Pays de Vaud ist, so hat er doch nicht die Hoffnung, daſs, besonders bey dem Hauptsatze aller französischen Litteratur «*Nichts ohne Paris*», — je einbedeutendes Werk von Lausanne ausgehen könne. Er giebt seinen Landsleuten den sehr weisen und wohlthätigen Rath, sich mit der Cultur ihres Bodens angelegentlich zu beschäftigen.

Den Bürgern des Fürstenthums Neufchatel (deren lächerliche Abtheilungen in hohe Cirkel, mittlere Cirkel, niedre Cirkel, alle geschlossen und in ihrer Art vornehm, er hätte erwähnen sollen) spricht er die Kenntnisse der Genfer, die Gutmüthigkeit, Einfalt u. s. w. seiner Landsleute ab, und findet in ihren Büchern dasselbe gezierte und gesuchte Wesen, dasselbe *Verbiage*, was man in ihrer Unterhaltung trifft. Wir sind nicht so bewandert in der Neufchateller Litteratur, um ein Urtheil darüber zu haben, wenn aber in der französischen Schweitz keine bessere Oden gemacht werden, als die herzbrechende des Herrn Duvoisin auf die Schlacht bey Granson, die der Verf. eingerückt hat, dann sollten die Schweitzer lieber das Odenmachen bleiben lassen; auch Herr Duvoisin wird gewiſs besser predigen, als Odenmachen, er bleibe dabey.

Architectonischer Grundriſs der medizinischen Disciplinen, nebst Anleitung zu einem zweckmässigen Studium derselben. Zu Vorlesungen entworfen von Johann Jacob Günther, der Medizin und Chirurgie Doctor, Königl. Preuss. Kreisphysikus, Herzogl. Nassauischem Medizinalrathe, der physikalisch-medizin. Societät zu Erlangen etc. Mitgliede. Cöln 1819. 163 S. 8.

Der Herr Verf. dieser Schrift bemerkt in der Vorrede, daſs er im Ganzen bey der Ausarbeitung derselben dem Grundrisse der medizinischen Encyclopädie und Methodologie des Herrn geh. Hofrath Conradi gefolgt sey, doch in einem grösseren Umfange und nach einer bey einzelnen Theilen etwas veränderten Ordnung, er habe die Literatur der alten Aerzte, welche in der zweyten Ausgabe des angezeigten Grundrisses wegblieb in einem Anhange nebst der Literatur der Thierheilkunde aufgenommen u. s. w.; es scheint als sähe der Hr. Verf. jene Weglassung als einen Hauptfehler an, ohne zu bedenken, daſs der Herr geh. Hofr. C. das Studium der alten Aerzte nach wie vor empfiehlt, und die einzelnen Schriften der bedeutendsten unter denselben immer bey denen Wissenschaften anführt, worauf sich dieselben beziehen, und nur darum deren Characteristik weglieſs, weil dieselbe (was der Hr. Verf. selbst eingesteht) doch eigentlich ein Gegenstand der medicinischen Literärgeschichte selbst ist, oder wenigstens eher für eine specielle methodologische Abhandlung sich eignet. —

Die Einleitung enthält eine kurze Uebersicht aller dem Arzte nöthigen und von ihm zu erlernenden Disciplinen, die

am Ende in einem eigenen Schema aufgestellt werden. — Die Einrichtung des Buches ist nun folgende:

Erstes Kapitel. Ueber die vorbereitenden und Hülfswissenschaften, das Studium der Medizin mit Nutzen zu betreiben; es wird hier von der Nothwendigkeit des Studiums älterer und neuerer Sprachen, der Mathematik, der Philosophie, den historischen Wissenschaften und Aesthetik gesprochen. Hier werden auch die medizinischen Wörterbücher aufgezählt, von denen Knackstädts Erklärung lateinischer Wörter, welche zur Zergliederungslehre etc. gehören, ohne Schaden hätte wegbleiben können, da dieses Buch in mancher Rücksicht mangelhaft ist.

Zweytes Kapitel. Wissenschaften von der Natur im Allgemeinen, ihren Gesetzen und Kräften. — Dahin sind die allgemeine Naturbeschreibung, Physik und Chemie gerechnet; unter der ersten versteht der Hr. Verf. die Darstellung des ganzen Inbegriffs der produktiven Natur nach der äussern Form, den übrigen in die Sinne fallenden Eigenschaften u. s. w. bey der dahin gehörigen Literatur werden die Werke des Aristoteles, Plinius, Linnés *Sytema naturae etc.* aufgeführt, und ganz zweckmässig der Literatur der Naturgeschichte des Menschen ein eigener Paragraph bestimmt.

Drittes Kapitel. Wissenschaften von dem Menschen nach seiner physischen und psychischen Beschaffenheit. — Als einzelne Doctrinen werden hier aufgeführt Anatomie, Physiologie, Psychologie, Anthropologie. — Die Literatur der Anatomie scheint dem Recens. etwas dürftig, indem besonders die Schriften über die einzelnen Zweige derselben nicht angegeben worden sind. Schicklich ist dagegen die Angabe einiger Schriften für die vergleichende Physiologie. —

Viertes Kapitel. Wissenschaften von den äussern physischen Momenten zur Hervorbringung der Krankheiten, welche zugleich die Gegenstände zur Heilung derselben in ihrem rohen Zustande darbieten. — — Hier finden sich folgende Unterabtheilungen. Physische und medizinisch-physische Geographie, die Lehre von den Atmosphärilien, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Toxicologie, Gewerbe des Menschen — — Nach des Recens. Dafürhalten ist die Anordnung der Materien in diesem Kapitel nichts weniger als glücklich gewählt: die erste Abtheilung gehört streng genommen gar nicht in die Reihe der eigentlich medizinishen Doctrinen, um so weniger da davon schon im ersten Kapitel (§. 24) gehandelt ist; die Lehre von dem Einfluſs der Atmosphärilien, mithin auch die medizinischen Topographien gehören zur allgemeinen Pathologie, wo nothwendig von dem Einflusse des Klima's, der Witterung, der Lage eines Landes u. s. w. auf die Gesundheit gesprochen werden muſs.

Auch ist es sonderbar, daſs die Geographie nach der Anatomie und Physiologie hier aufgeführt ist, nicht minder auffallend ist es daſs die Zoologie zwischen die Botanik und Mineralogie gesetzt wird, wohin sie in keinem Falle gehört, man mag die Reihe der Körper mit den niedersten oder den höchsten anfangen. Die nach Willdenow gegebene Definition der Botanik möchte den Meisten heut zu Tage nicht mehr genügen, und die dahin gehörige Literatur bedarf mancher Verbesserung: von *Linné's Philosophia botanica* besteht eine vierte durch Sprengel besorgte Ausgabe (*Halle 1809*) welche die beste ist; von Willdenows Grundriſs der Kräuterkunde ist die dritte Ausgabe angezeigt, es ist aber schon eine fünfte vorhanden (*Berlin 1810*); mehrere sehr wichtige besonders physiologische Werke fehlen ganz; z. B. Sprengel, vom Bau und der Natur der Gewächse Halle 1812; Link, Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen, Göttingen 1807, u. s. w.; dagegen sind einige bey weitem weniger wichtige aufgenommen, wie z. B. *Merrem* Handbuch der Pflanzenkunde; dazu kommt noch, daſs durchaus keine Ordnung in der Aufzählung der Werke befolgt ist, so stehen die Lehrbücher und die systematischen Pflanzenwerke beysammen, eine Bemerkung die auch mehr oder weniger auf die in dem ganzen Buche aufgezählte Literatur angewendet werden kann, wo weder eine chronologische noch sonst irgend eine bestimmte Ordnung sichtbar ist. — Bey der Literatur der Zoologie vermiſst man ungerne die Schriften von *Cuvier*, dagegen auf die angeführten Beyträge zur Geschichte der Thiermetamorphosen von *F. W. Th. Zander* eben kein grosser Werth gesetzt werden dürfte. Zweckmässig ist die Literatur der Mineralogie, aber Recens. vermiſst sehr ungerne einige Schriften, die die mineralogischen Kenntnisse der alten Aerzte erläutern; dagegen das Studium der von dem Hrn. Verf. über Geogenie angegebenen Werke füglich den Aerzten erlassen werden könnte. — Augenscheinlich unrichtig steht in diesem Kapitel die Toxicologie, welche, da sie fast durchgängig solche Dinge enthält, die auch als Arzneymittel dienen, und nothwendig zugleich von der Behandlung der Vergifteten in dieser Doctrin gesprochen werden muſs, sich schicklicher an die *Materia medica* anschlieſst. Wends sehr brauchbare Schrift: *Die Hülfe bey Vergiftungen*, Breslau 1818, hätte angezeigt zu werden verdient, eben so *P. J. Schneiders* Schrift über die Gifte, Würzburg 1815. Das in dem letzten Abschnitte dieses Kapitels anempfohlene Studium der Technologie scheint auch eine zu grosse Zumuthung für den Arzt zu seyn, um so mehr da die angegebenen Schriften über den Einfluſs der Gewerbe auf die Gesundheit hinreichen möchten, um den Arzt über alles das zu belehren, was ihm in

Hinsicht der Gewerbe wissenswürdig ist und vernünftiger Weise von ihm gefordert oder als bekannt voraus gesetzt werden kann.

Fünftes Kapitel. Wissenschaften, Krankheiten zu erkennen, und über ihren Verlauf auszusprechen.

Dahin sind gerechnet: Pathologie, Semiotik, Pathologische Anatomie. Die bey der Pathologie angegebene Literatur ist im Ganzen sehr zweckmässig ausgewählt; Recens. bemerkt nur, dafs *Malfatti's* Entwurf einer Pathogenie und *Wolfarts* Schrift über den Genius der Krankheit nicht (wie hier steht), zu der allgemeinen, sondern zu der speciellen Pathologie gehören. — Auffallend ist es, dafs der Hr. Verf. von den Geisteskrankheiten besonders spricht, und deren Literatur mittheilt. Wollte man consequent seyn, so müfsten die übrigen Hauptklassen von Krankheiten auf dieselbe Weise einzeln angeführt werden. *G. Reid en Essay on hypochondriacal and other nervous affections, Lond. 1816* wird mit Unrecht zu den Schriften über Gemüthskrankheiten gezählt, oder man müfste alle Werke über die Hypochondrie und andere Nervenleiden dahin rechnen. — Bey der Literatur der Semiotik vermifst Recens. Sebastians Zeichenlehre. —

Sechstes Kapitel. Wissenschaften, Krankheiten zu heilen, (Jaterie) I. *Auf dynamischem Wege.*

Dahin zählt der Hr. Verf. folgende Doctrinen: Allgemeine Therapie, Heilmittellehre und Diät in Krankheiten, Psychische Heilmethode, Pharmacie und Waarenkunde, Pharmacopoeen, Formulare, Specielle Therapie. —

Die Literatur der allgemeinen Therapie ist im Ganzen zweckmässig, als weniger brauchbar hätten folgende Schriften ohne Schaden unangezeigt bleiben können: wie Metzgers Grundsätze der allgemeinen Therapie und Semiotik, Königsberg *1785,* Fries Regulative für die Therapeutik nach heuristischen Grundsätzen der Naturphilosophie, Leipzig *1803;* Naumann allgemeine Therapie *1808;* auch in Reils Entwurf einer allgemeinen Therapie, Halle *1816,* herrscht der Geist nicht, der die übrigen Schriften dieses Mannes so schätzbar macht; dagegen hätte der allgemeinen Therapie von *Hensler* billig eine Stelle eingeräumt werden sollen. — Bey der Literatur der Arzneymittellehre ist auch einiges zu verbessern. Murrays *Apparatus medicaminum* enthält nicht 4, sondern 6 Bde. Von Arnemanns Arzneymittellehre (deren Titel auch unrichtig geschrieben ist) wird die 4e Auflage angeführt; es erschien aber bereits im Jahre *1811* schon die fünfte und *1819* die sechste Ausgabe; die zweyte Ausgabe von Burdachs System der Arzneymittellehre ist nicht *1818,* sondern (wenigstens der erste Band) *1817* erschienen. Statt der hier aufgezeichneten Lehrbücher der Arzneymittellehre von Remer und Wurzer, hätte Recens.

eher F. A. C. Gren's Handbuch der Pharmakologie, dritte Auflage, von Bernhardi und Bucholz umgearbeitet (Halle und Berlin *1813*) anführen mögen. — Auffallend ist es, daſs der Hr. Verf. die Literatur der Mineralwasser besonders aufführt, da doch das nöthige davon schon in den von ihm angezeigten Werken Burdachs und Heckers enthalten ist, übrigens sind nur wenige Werke aufgezeichnet, von denen *Bouillon - Lagrange* zu den speciell von Frankreichs Mineralwässern handelnden gesetzt werden könnte. — Ausser mehreren älteren Schriftstellern über die Gesundbrunnen Teutschlands sind unter den neueren Werken besonders brauchbar J. E. Wetzler; über Gesundbrunnen und Heilbäder 2 Thle., Mainz *1819*. C. F. Mosch, die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. 2 Thle., Leipzig *1819*. Zu verwundern ist es, daſs der Hr. Verf. Hufelands praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Teutschlands, wovon kürzlich eine zweyte Auflage herauskam, überging. — Eine etwas allzureichhaltige Literatur der Imponderabilien läſst der Hr. Verf. auf die der Mineralwässer folgen, dies ist um so mehr zu verwundern, da von den Atmosphärilien bereits im fünften Kapitel (§. 45) gesprochen wurde, und die Doctrinen von dem Einflusse des Lichtes, der elektrischen Materie in der Atmosphäre u. s. w. in die allgemeine Pathologie gehört. Viele Schriften führt der Hr. Verf. hier an, die von der Anwendung der Elektricität und des Galvanismus handeln; dies ist in so fern unpassend, als der Consequenz wegen auch die Schriften, die wir von dem Gebrauche der China, des Opiums, des Quecksilbers u. s. w. haben, auch hätten angegeben werden müssen, indem diese Mittel nicht minder wichtig sind, als die Elektricität etc.

In dem Abschnitte von der Pharmazie und Waarenkunde findet sich §. 77. folgende Stelle: »Und ob zwar der Arzt, als »Heilkünstler betrachtet, beyder Wissenschaften eigentlich nicht »bedarf, so bedarf er derselben doch in anderer Hinsicht, be»sonders aber alsdann, wenn ihm als Staatsarzt die Handhabung »der Medizinalpolizey obliegt.« Diesen Satz möchte Recens. nicht vertheidigen, also braucht der praktische Arzt, blos als solcher, keine Kenntniſs von der Bereitung der Mittel? soll er die Medikamente, welche er täglich verordnet selbst nicht dem äussern Ansehen nach kennen und zu unterscheiden wissen? das wären doch traurige Aerzte, die diesen Namen kaum verdienten. Schon die Gewohnheit des gemeinen Mannes zeigt, daſs die verlangte Kenntniſs bey dem Arzte vorausgesetzt wird; denn wenn derselbe Miſstrauen in die aus der Apotheke erhaltene Arzney setzt, so fragt er seinen Arzt, ob das Medikament auch richtig bereitet und gut, so wie ob es ganz dasjenige sey,

das man ihm verschrieben habe. Was soll in diesem alltäglig vorkommenden Falle, wenn keine pharmaceutische Kenntnisse vorhanden sind, geantwortet werden? Muſs nicht ein solcher Arzt, wenn er seine Unwissenheit nicht listig zu bemänteln weiſs (eine traurige Kunst) sie dem Kranken und dem Apotheker offen bekennen? Welches Zutrauen werden nachher beyde zu ihm haben? Aber dies sind die Gründe noch lange nicht alle, die dem Arzte das Studium der Pharmazie, abgesehen von seinen Pflichten als Staatsarzt, unentbehrlich machen. Buchner hat davon in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift (Ueber die Trennung der Pharmazie von der Heilkunst, Nürnberg *1819*) recht gut gehandelt. Schon in den Werken des Hippocrates wird die Kenntniſs der Medikamente auf das nachdrücklichste empfohlen, und grosser Werth darauf gelegt. Sollte dies heut zu Tage nicht mehr nöthig seyn? Wenn die Doctrinen in der Ordnung erlernt werden sollen, wie sie der Hr. Verf. nach einander folgen läſst, so steht die Pharmazie und Waarenkunde nicht an ihrem gehörigen Orte, denn es ist ungereimt zuerst die Anwendung der Mittel in Krankheiten zu erlernen, und dann hinterher erst, sich mit dem äussern Ansehen u. s. w. dieser nämlichen Mittel bekannt zu machen. Weit natürlicher ist die Stelle, die der Hr. Geh. Hofr. Conradi diesen Doctrinen in seinem Grundrisse anwies.

Von Hagens Lehrbuch der Apothekerkunst führt der Hr. Verf. die 2e Auflage an; es ist jetzt aber schon die 7e vorhanden. Von Hermbstädts Grundriſs der Experimentalpharmazie ist eine zweyte Auflage (Berlin *1808*) in 3 Bänden erschienen. Von Bucholz Grundriſs der Pharmazie hat Brandes eine neue Auflage (Erfurt *1819*) besorgt, — Die Literatur der Pharmacopoeen ist etwas dürftig. —

Ein Recept nennt der Hr. Verf. im Lateinischen *Receptum:* es möchte dieser Ausdruck höchst selten in solchen Schriften der Aerzte vorkommen, die sich einer reinern Sprache rühmen dürfen. Gebräuchlicher und besser ist *Formula medica.* — Von Tode's Buch (das Receptschreiben) führt der Hr. Verf. eine Ausgabe von *1779* an, Recens. hat eine spätere von *1799* die in Koppenhagen und Leipzig heraus kam, vor sich liegen. Von Ebermaiers Taschenbuch der medicinisch-chirurgischen Receptirkunst wird die erste Auflage Leigzig *1808* angezeigt; es kam aber 1811 die zweyte, und 1818 die dritte Auflage heraus. —

II. Jaterie auf mechanischem Wege. Dahin wird gerechnet: Chirurgie und Geburtshülfe. Bey der Literatur der letzteren hätte F. C. Nägele: Grundzüge einer Methodenlehre der Geburtshülfe, Mannheim 1812 angeführt werden können.

Siebentes Kapitel. Heilwissenschaften zur Kunst erhoben (*Jatrotechnik*).

Sie wird in die medizinische und chirurgische Jatrotechnik eingetheilt und letzterer die geburtshülfliche untergeordnet. —

Achtes Kapitel. Wissenschaften Krankheiten zuvorzukommen, oder Gesundheitserhaltungskunde. Dieses Kapitel zerfällt in zwey Hauptabschnitte, die Higieine und Medizinalpolizey. —

Neuntes Kapitel. Wissenschaft zur Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit im Staate, in so fern dieses auf medizinischen Grundsätzen beruht. —

Gerichtliche Arzneywissenschaft. — Bey deren Literatur hätte J. Bernts Systematisches Handbuch der gerichtlichen Arzneykunde, Prag 1813, eine Stelle verdient. —

Zehntes Kapitel. Wissenschaft von der Begründung der Medizin im Staate.

Medizinalconstitutionslehre. — Unter diesem Namen begreift der Hr. Verf. denjenigen Theil der Staatsarzneykunde, welcher das Organisationswesen des Medizinalpersonals und seiner Behörden, in sofern sie auf die Verfassung des Medizinalwesens Bezug haben, zum Gegenstande hat. —

Eilftes Kapitel. Wissenschaften von der Medizin in literarischer Hinsicht. —

Dieser Abschnitt zerfällt in zwey Unterabtheilungen. 1) Geschichte der Medizin. 2) Literatur der medizinischen Literatur. —

Zwölftes Kapitel. Materiale Philosophie und besonders Naturphilosophie. —

In unsern Tagen vorzüglich (sagt der Hr. Verf.) beschäftigt diese Wissenschaft eine Menge Federn, aber von sehr ungleichem Werthe, und bey weitem nicht immer rein von sinnloser Schwärmerei, die sich mit der Wissenschaft nicht verträgt; daher Werke dieser Art, besonders für junge Leute, einer grossen Auswahl bedürfen. —

Recens. hält dieses für vollkommen wahr und würde deshalb einige Schriften weniger angeführt haben, als hier geschehen ist. —

Es folgt nun ein doppelter Anhang, wovon der erste das Studium der Thierarzneykunde und der zweyte das Studium nebst der Literatur der alten Aerzte betrifft. —

Mit Wärme empfiehlt das Studium der letztern der Hr. Verf. an und Recens. stimmt ihm in jedem Worte bey; solche Mahnungen sind um so nöthiger je mehr heut zu Tage diese alten und vortrefflichen Muster bey Seite gelegt und vernachlässigt werden, die alten Aerzte, deren Literatur hier aufgezeichnet ist, sind folgende: *Hippocrates, Celsus, Aretaeus, Galen,*

Coelius Aurelianus, Oribasius, Aetius, Alexander von Tralles und *Paulus von Aegina.* — Recens. würde noch den *Pedacius Dioscorides* hinzugesetzt haben, dessen Arzneymittellehre viele Jahrhunderte lang die einzige war, die das westliche Europa anerkannte, und die noch bis auf den heutigen Tag bey den Völkern Griechenlands und eines Theiles von Asien in hohem Ansehen steht, gelesen und befolgt wird. —

Wenn Recens. mehrere Anmerkungen zu gegenwärtigem Buche zu machen für nöthig hielt, und noch mehrere hätte machen können, so will er damit keineswegs dasselbe in seinem Werthe herabsetzen, sondern er ist im Gegentheile mancher Mängel unerachtet (wir fehlen ja alle!) von der Nützlichkeit und Brauchbarkeit desselben überzeugt.

Dierbach.

Hebräisches Uebungsbuch, enthaltend die evangelischen Pericopen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Hebräische, mit der nöthigen Phraseologie und beständigen Hinweisungen auf die Grammatik von Gesenius, nebst unpunktirten Wörtern und Stücken zur Uebung in der Vocalsetzung, von JOH. FR. SCHRÖDER, Dr. der Phil. und Lehrer an der Stifts-Schule und dem Land-Schullehrer-Semin. zu Zeiz. Leipzig, 1821 bey C. Cnobloch. XVIII u. 176 S. 8.

Als Ref. in diesen Jahrbüchern Nr. 32 d. J. die Materialien zu Uebungen in der hebräischen Sprache von *Weckherlin* anzeigte, äusserte er den Wunsch, den wohl mancher Leser mit ihm theilte, dafs nun doch auch durch einen dem Geschäfte gewachsenen Schulmann ein Uebungsbuch ähnlicher Art möchte ausgearbeitet werden, welches sich an die mit Recht ziemlich allgemein verbreitete Grammatik von Gesenius anschlösse. Der Erfüllung dieses Wunsches sah er indefs um so weniger als etwas sehr nahe Bevorstehendem entgegen, je geringer bisher noch die Zahl der Schulmänner war, die sich in diesem Zweige der Sprachkunde mit gleicher Liebe, also auch mit demselben Erfolge wie in der lateinischen und griechischen Sprache geübt. Um so mehr freut er sich aber auch, seine Collegen auf ein Werkchen aufmerksam machen zu können, das von einem mit der behandelten Sprache innig vertrauten Manne fleissig und gründlich gearbeitet, jenen Wunsch (zum grossen Theil wenigstens) so bald schon erfüllt hat.

R—r.

Ueber die Soolbäder zu Nendorf von D. FERD. WURZER, Kurhessischen Hofrathe, ord. Professor der Med. und Chemie, Director der med. Deput. d. K. Obersanitäts-Collegii zu Marburg, wie auch mehrerer Academien und gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Leipzig 1818. 36 S. 8.

Diese kleine Schrift hat den Zweck, die seit wenigen Jahren in Nendorf eingerichteten Soolbäder zur allgemeinen Kenntniſs zu bringen, besonders die Aerzte, mit deren Bestandtheilen u. den Wirkungen derselben, so wie sie die Erfahrung bis jezt gelehrt hat, bekannt zu machen.

Der Hr. Verf. erinnert, daſs schon Theophrastus Paracelsus Soolbäder angerathen und mehrere Krankheiten benannt habe, gegen die sie sich hilfreich zeigten, auch habe er den Werth der natürlichen Soolbäder vor den künstlichen schon bemerkt; die Erfahrungen von den grossen Heilkräften der Soolbäder hätten auf die der Salzsoole aufmerksam gemacht und dadurch zum Gebrauche der letztern aufgemuntert, obgleich sie keineswegs mit den Seebädern für gleichwürkend zu halten seyen. — Die Kräfte der Soolbäder zeigen sich nach des Hrn. Verfs. Bemerkung vorzugsweise in Krankheiten des lymphatischen Systems, den Scropheln und deren Folgen, bey chronischen Hautkrankheiten, Gicht und Rheumatismus, bey Nervenbeschwerden (?) manchen Arten von Kopfschmerz, Hüftweh, Lähmungen u. s. w. Es wird dann eine genaue Beschreibung der Einrichtung dieser Bäder (deren jetzt 6 vorhanden sind) gegeben, und die kleine Schrift mit der ausführlichen Angabe der chemischen Analyse der Salzsoole beschlossen; die Resultate dieser Untersuchungen lehrten, daſs dieselbe ausser dem Kochsalze, salzsaure — schwefelsaure und kohlensaure Bittererde, kohlensauren und schwefelsauren Kalk, dann etwas harzähnlichen Stoff und ganz wenig Kieselerde enthalten.

Darstellung der Badischen Forst-Administration, mit besonderer Beziehung auf das Staats-Budget und die, bey der Ständeversammlung vom Jahr 1819 erhobenen Vorwürfe. Von J. F. von KETTNER, Land-Ober-Jägermeister und Vorstand der Grosh. Ober-Forst-Commission etc. Karlsruhe (Müllerische Hofbuchdruckerey) 1820. gr. 8. VI u. 104 S.

Abriſs der gegenwärtigen Forst-Verfassung Würtemberg's, nebst Darlegung einiger bis jetzt für die Administration erhaltenen Resultate. Von J. CH. *von* SEUTTER, Direktor des königl. Forstraths. Stuttgart (Gebrüd. Mäntler's Hof- und Kanzley-Buchdruckerey) 1820. gr. 8. VIII. und 65 S.

Indem wir nach den Gesetzen unseres Institutes die erstere dieser Schriften blos anzeigen dürfen, so geschieht dieses zugleich in Verbindung mit der zweyten ähnlichen Inhalts. Beyde sind durch die, bey der neuen ständischen Verfassung in den betreffenden Ländern statt gefundenen, Prüfungen der bestehenden Staats-Forstverwaltung veranlaſst worden, und enthalten Mittheilungen über den Stand eines wichtigen Verwaltungszweigs, der früher dem grössern Publikum nie so vollständig bekannt werden konnte, und der dieserhalb, sowohl für die betreffenden Länder, als auch überhaupt, von vielem Interesse ist. So ruhig, ernst und gewissenhaft diese Schriften nun auch abgefaſst sind, werden sie doch wahrscheinlich Gelegenheit zu manchen Gegenbemerkungen geben, und auf diesem Wege, — wenn böse Leidenschaften sich nicht mit einmischen, — zu dem glückbringenden Ziele führen helfen, was jeder ständischen Verfassung vorgesteckt ist.

Die verschiedenen Betriebsarten der Holzwirthschaft. Ein Programm etc. von K. Papius, Professor (zu Aschaffenburg). Aschaffenburg (Wailandt's Wittwe) 1820. 8. 37 S.

Diese kleine Schrift ist, ihrer gründlichen und eigenthümlichen Ansichten über die verschiedenen Betriebsarten wegen, dem forstlichen Publikum mit Recht zu empfehlen. Sie enthält zugleich den (ausserdem schon sehr bekannten) Lehrplan der Forstakademie zu Aschaffenburg.

H.

Praktisches Lehrbuch des Steinschnittes der Bögen, Gewölbe und Treppen herausgegeben von G. Strobel. Mit 25 Steindrucktafeln. Heidelberg und Speyer bey A. Oswald. 1819. 12 S. Text. gr. Folio. Pr. 5 fl. 30 kr.

Der Titel dieses Werkes, wovon wir, als einem schätzbaren inländischen Produkte, dem Publikum eine blosse Anzeige nicht vorenthalten dürfen, war schon auf die Steinplatte gezeichnet und abgedruckt, als die Vollendung einiger andern Platten verzögert wurde, so daſs daher das Ganze erst in diesem Jahre in den Buchhandel kommen konnte, und also nicht von einem schon älteren Artikel die Rede ist. Ohne Einleitung und allgemeine theoretische Untersuchungen giebt der Verf. in mög-

lichster Kürze bloſs dasjenige, was praktisch brauchbar und nützlich ist, um die Zeichnungen für die verschiedenen Bogenstücke, Gewölbe, Treppen, Gesimse, die erforderlichen Böschungen u. s. w. zu entwerfen, dann die einzelnen Steine dazu auszuwählen, die Linien, wornach sie behauen werden sollen, auf ihnen zu verzeichnen, und die Gestalt, welche sie nach der Vollendung zu den verschiedenen Anwendungen haben müssen zu versinnlichen. Alle hierzu erforderlichen Haupt- und Hülfs-Linien sind vollständig in den Zeichnungen angegeben, und zugleich mit grossen und kleinen Buchstaben, römischen und arabischen Ziffern so deutlich bezeichnet, daſs auch der Ungeübte nach so genauen Anweisungen arbeiten kann.

Von welchem Umfange übrigens dieses Werk sey, wird folgende Inhalts-Anzeige näher darthun. Die erste Abtheilung wozu acht Tafeln gehören, ist den verschiedenen Bögen gewidmet und findet man darin die Bögen mit schräger Stirnseite; schräge Bögen mit gerader Stirnseite; schräge Bögen, die äussere Seite mit einer Böschung, die innere mit einem Tonnengewölbe verbunden; Bögen in einem runden Thurme, aussen mit Böschung, innen mit Kuppelgewölbe verbunden; steigende Bögen in einem runden Thurme, die Aussenseite in Böschung, die innere mit einem Kuppelgewölbe verbunden; schräge Bögen mit Hakenstücken in einem runden Thurme, die Aussenseite in Böschung innen durch Gratstücke mit einem centralen Tonnengewölbe verbunden; Marseiller oder Kernbögen und waagerechte Bögen. Da wo die Arbeit einfach und leicht ist, ist auch die Beschreibung nur kurz, um durch Weitläuftigkeit nicht zu verwirren, wie z.B. bey dem letzten. Die zweyte, und weitläuftigste, zwölf Tafeln erläuternde Abtheilung handelt von den Gewölben, u.z. dem Kreuzgewölbe, Walmengewölbe, Kuppelgewölbe, Tonnengewölbe, und dabey zugleich von denjenigen, welche von andern in winkelrechter Richtung unterbrochen werden; von den verschiedenen überragenden und inclinirenden Gewölben, endlich von den gedrückten Gewölben, wobey vorzugsweise die elliptische Form berücksichtigt ist, aus welcher die Construction der ovalen leicht gefolgert werden kann, wenn man statt der angegebenen Verzeichnung jener ersteren Curve eine leichte der letzteren setzt.

Beyläufig sind zwey Tafeln der Construction verschiedener Nischen gewidmet. In der dritten Abtheilungen endlich findet man die nöthige Anweisung zur Verfertigung der verschiedenartigen Treppen nach den auf fünf Tafeln enthaltenen Zeichnungen, als runde, schraubenförmige, Wendeltreppen ohne Spindel und runde freygetragene Treppen. Die Verfertigung gewöhnlicher gerader Treppen bedurfte wohl keiner besondern Anweisung.

N° 55. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Ueber höhere Landeskultur und den vortheilhaften Anbau neuentdeckter Getraidearten vom Freyherrn von WITTEN Ritter etc. etc. und Ehrenmitglied mehrerer landwirthschaftlichen Gesellschaften — 204 S. 1 Kupfer. Berlin bey Dunker und Humblot. 1821. 1 Rthlr.

Befremdend ist es, in Deutschland und anderwärts den Ackerbau, die Basis alles soliden Wohlstandes, so geringgeschätzt zu sehen. Allein wer die Geschichte, besonders des ältern, Deutschlands kennt, sieht den Grund davon ein. Dafs die dem Landbau gebührende Würde allgemein werde anerkannt werden, dies wird nicht ausbleiben. Erfreulich ist die Hoffnung, diese Zeit nahe zu sehen. Zu wünschen wäre nur, dafs alle, welche wissenschaftliche Kenntnisse, die Hülfsmittel und die Gelegenheit dazu besitzen, auch damit das Streben und den Grad von Erfahrung verbänden, wie der Verfasser vorstehenden Werkes!

Nach einem kurzen Eingange über die Würde der Landwirthschaft untersucht d. V. (S. 9. bis 26) *die Mittel den Ackerbau eines Landes zu heben.* Von den bisher vorgeschlagenen Verbesserungen sagt er, sie forderten zu vielerley Kenntnisse, zu viel Kapital. Dem Austausch der im Gemenge liegenden Grundstücke stünden zu viele Hindernisse im Wege; auch sey er nur bey durchgängig gutem Boden vortheilhaft; der Ankauf von Futter und Vieh zur schnelleren Düngervermehrung seye zu gewagt, wofür die Gründe angeführt werden. Ueberhaupt ist Rec. der Meinung, dafs jener Austausch praktisch — selbst bey gutem Boden — nie ganz ausführbar seyn werde, ohne zahllose Inconvenienzen, Beschränkungen und Nachtheile andrer Art herbeyzuführen. Der Verf. schlägt dagegen vor: 1.) die Kenntnisse des gemeinen Landmannes und kleinern Gutsbesitzers zu erweitern durch zweckmässigen Unterricht in Volksblättern und Schulen. 2.) Die Servituten, vorzüglich die Zehnten, Frohnden und die Weideberechtigung abzulösen, wobey er sich auf die neuern Maasregeln Preussens bezieht. 3.) Die Freyheit des Verkehrs mit selbsterzeugten Produkten wenigstens auf vaterländischen Märkten zu begünstigen. 4.) Die Ausfuhr überflüssiger Produkte und daraus erzeugter Fabrikate zu fördern. Je-

doch glaubt Rec. es dürften die vom V. angerathenen Begünstigungen ausführender Fabrikanten nach nationalökonomistischen Principien mehr Beschränkung erleiden. 5.) Einen der Beschaffenheit der Verhältnisse anpassenden Fruchtwechsel müsse man überall einzuführen suchen. 6.) Der Anbau der Brache sey zu erweitern, bessere Ackergeräthe einzuführen, wovon einige genannt sind. 7.) Man müsse mehr urbares Land zu gewinnen suchen, durch Ausstockung unergiebigen Holzlandes, durch Trockenlegung des sumpfigen etc.: durch Umpflügen des Haidegrundes, wogegen sich Flugsand nur zur Holzkultur eigne. 8.) Veredlung der Viehzucht: besonders, bey geeigneten Verhältnissen, der Schaafzucht. 9.) Erweiterung der Obstbaumzucht, wozu Anlage von Kreissgärten anempfohlen wird. Besser dürften jedoch Baumschulen von Privatunternehmern seyn, zumal wenn mehrere in Concurrenz treten. 10.) Anlegung von Kunststrassen und Kanälen. 11.) Zweckmässige Behandlung des Bodens in Bezug auf dessen Bestandtheile und die zu kultivirenden Pflanzen. 12.) Richtige Auswahl der Acker-Gewächse, je nach dem Boden etc. zumal bey den Futter- und Getraidegräsern, wie denn in England beynahe jede Grafschaft ihre eigne Getraidegattungen anpflanze.

Zur ersten Anzucht der neuen Getraidearten und den damit anzustellenden Versuchen werden — nicht die beengten und den Vögeln sehr ausgesetzten botanischen Gärten, sondern möglichst frey gelegene, befriedigte, von Gebäuden und Bäumen ferne Ackerstücke empfohlen, von verschiedenen Mischungs-Verhältnissen des Bodens, von wo die Aerndte in ein zweckmässig eingerichtetes Gebäude zu bringen, um genaue Sortirung vornehmen zu können. In leichten Umrissen setzt der Verf. hierauf (S. 26 — 66) kurz die Theile der *Pflanzen*, ihre physiologische und chemische Beschaffenheit auseinander (unverständlich ist, was er sich S. 31 unter »Zersetzung des Wasserstoffs« denkt) überall den Kern der neuesten Forschungen klar zusammenfassend, und, so wie im Verlauf des ganzen Werks, seine eignen belehrenden Erfahrungen und Ansichten damit verschmelzend, deren wir, der Verkettung seiner Gedanken folgend, nur einige ausheben werden. In Bezug auf dasjenige, was von Aussen auf das Gedeihen der Pflanzen Einfluss zeigt, zeichnet er dann für die Landwirthschaft aus: 1.) Auswahl des Bodens, in Beziehung auf welchen die Eigenschaften der Thon-, Kiesel- und Kalk-Erde und ihrer Verbindungen die des Humus und die wechselweise Einwirkung dieser Stoffe auseinander gesetzt werden. Es folgt hierauf eine Uebersicht des Mischungs-Gehaltes von 6 Bodenverschiedenheiten (Ackerklassen) mit Angabe der darauf wildwachsenden Pflanzen und der mit Vortheil darauf zu kultivirenden bekannteren Gewächse. Auf diese Ta-

belle bezieht sich der V. in der Folge, wenn er von dem, für jede Getraideart geeigneten Boden spricht.

2.) Verbesserung des Bodens durch Bearbeitung. — Verschiedene neue Ackergeräthe sind dazu besonders anzuwenden.

3.) Verbesserung durch Düngung verschiedener Dünger-Arten und deren Wirkung; gehörige Bereitung des Düngers.

4.) Wahl der Zeit zur Aussaat, und des Maases der Saamen. Interessante Darstellung dessen was alles dabey zu berücksichtigen.

5.) Vertilgung des Unkrautes, zumal bey langsamer wachsenden Ackerpflanzen, mittelst des Schaufel- und Anhäufe-Pflugs bey der Reihensaat.

6.) Fruchtwechsel.

Im folgenden Abschnitte (S. 66 — 85.) handelt der V. von den *Getraidepflanzen*. Schnell wachsende Arten mit breiten Blättern ersticken das Unkraut. Winter- und Sommerfrüchte; Umwandlungsweise ersterer in letztere, und in wie fern solches räthlich. Vortheile gemengter Getraidesaat vor der einfachen. (Warum aber »bey dem vermischten Anbau verschiedner Pflanzen-Gattungen gleichsam ein Wetteifer derselben Statt finden solle, um den Vortheil des Lichtes und der freyen Luft sich abzugewinnen« mehr als diefs bey nicht gemengten Saaten Statt findet, sieht Rec. nicht ein). Verschiedene vortheilhafte Saatgemenge werden genannt. Schwierigkeit, die Saamen gleichmässig zur geeigneten Tiefe in den Boden zu bringen, und wie dies am besten zu erreichen. Krankheiten der Getraidepflanzen. 1.) Der Brand, welcher von zweyerley Art ist. Interessant, dafs der V. die Ursache desselben nach vorgebrachten Gründen in Mangel der Befruchtung und in Stockung der Säfte wegen, in der Blüthezeit eingetretenen Regens, gefunden zu haben glaubt. 2.) Mehlthau, Honigthau, Rost, scheint durch schnellen Temperaturwechsel zu entstehen. 3.) Taubbleiben der Aehren: wenn die Befruchtung ausbleibt. 4.) Mutterkorn: scheint nur eine Modification des Brandes, herrührend von dem Abweichenden des chemischen Gehaltes beym Roggen. — Dreschen und Aufbewahren des Getraides — Chemische Bestandtheile der Getraidesaamen.

Der V. ist nicht geneigt zu glauben, dafs bedeutende Varietäten sich beym Getraide vorfinden; *Triticum compositum* z. B. sagt er seye ausgemacht eine eigene Art, indem sie, wenn die Aehren in schlechtem Boden auch einfach würden, aus Saamen in besserem Boden doch stets wieder zusammengesetzt erschienen. Ferner »Bey allen, in gleichem Boden und zu einer Zeit

„gesäeten Getraidearten, die Hinsichts ihres Wachsthums und „Fruchtbarkeit, der Farbe ihrer Aehren und der Gestalt ihrer „Saamen, insonderheit aber Hinsichts der Zeit ihrer Blüthe eine „Verschiedenheit zeigen, ist man vollkommen berechtigt, eine „besondre Species anzunehmen, sollte sie selbst durch keine „botanische Merkmale bezeichnet werden können......» (Seite 84.) und kurz vorher:

„Vermischungen des Blüthenstaubes können vielleicht bey ge„wissen Pflanzengattungen Bastarde hervorbringen, sie werden „sich aber nicht leicht durch Saamen fortpflanzen. Bey den „eigentlichen Getraidepflanzen aber ist eine künstliche Vermi„schung der verschiedenen Species noch nicht gelungen.«

Rec. theilt hierbey des V. Ansicht nicht. Schon jenes Variiren des Wunderkorns macht dessen Specifität verdächtig. *Triticum atratum u. a. A.* zeigen sich *hier* bey gutem Boden jedes mit einfacher und zusammengesetzter Aehre vermengt unter einander stehend, doch nie so sehr zusammengesetzt, wie *Tr. compositum* in der Regel ist; aber so, daſs keine Zwischenstufe fehlt zwischen ganz einfacher Aehre und der zusammengesetzteren. Endlich führt der V. selbst *T. Spelta ferrugineum* »*spicis simplicibus et compositis*« (S. 115) an; so wie (S. 108) *T. polonicum* und *T. p. α. compositum, spiculis compositis.*

Aehnliche Verhältnisse zeigen sich bey den übrigen vom V. vorhin aufgeführten Criterien.

Wie sehr das Alter der Saamen Einfluſs habe auf das Wachsthum, die Grösse der Stengel und im entgegengesetzten Verhältnisse auf die Früchte, dieſs ist, bey Cerealien insbesondre, zur Genüge bekannt. Wie von den, aus im März an einem Orte ausgesäeten Saamen des Wintergetraides aufgegangnen, Pflanzen gewöhnlich nur wenige im nemlichen Sommer noch ihre Aehren reifen, während die meisten diese Beugsamkeit nicht besitzen, wie aber folgende Generationen weit beugsamer werden, und wie zuletzt vollkommnes Sommergetraide entsteht, dieſs führt der V. (S. 67.) selbst an. Höchst interessant über diesen Gegenstand im Allgemeinen, sind die Versuche, welche an *Georginia variabilis* während 12 Jahren angestellt, durch *van Mons* kürzlich bekannt gemacht worden (6s Heft der *Annales générales des Sciences physiques*; und ein Auszug in Flora 1821 I. S. 235). Was endlich die haarige Bekleidung der Aehren, deren Farbe, die Farbe (welche allein, so wie die Bekleidung, sey es an welchem Theil es wolle, wie einen *specifischen Character* bey irgend einer Pflanze abgeben würde) und Durchsichtigkeit der Saamen, die Grannen u. s. f. betrifft, so führt der V. selbst auf: (Seite 88) »*Triticum hybernum α. spiculis dilute rubescenti-fuscis,* »*seminibus pellucidis dilute rubescenti-fuscis, intus corneis: β. spiculis*

„fuscescenti-eburneis, seminibus opacis ochraceis, intus farinosis γ. spiculis eburneis, seminibus opacis, eburneo-betulinis, intus farinosis,“ ebenso Seite 91 und 92 bey *Triticum pilosum*, Seite 108 ein *T. polonicum. β. tomentosum*, S. 109. *T. compositum α. glumis villoso pubescentibus*, S. 109 u. 110. *Tr. compactum* ohne Grannen und *T. compactum aristatum*, S. 112. *T. pulverulentum aristis divaricatis coloratis*, und *T. p. aristis suberectis non coloratis*; S. 114 — 115. *T. spelta ferrugineum* und *T. spelta nigrum*, S. 158. *Avena sativa nigra, A. s. strigosa, A. s. albida* u. s. f. Daſs aber der V. diese Verschiedenheiten als eben so viele Arten wirklich angesehen wissen wolle, glauben wir nicht; sonst h[illegible] er wenigstens die gemeinsamen Artnamen nicht stehen lassen dürfen, sonst hätte er nicht wissen müssen, wie fast alle diese Verschiedenheiten selbst wieder variiren und so Uebergänge bilden.

Sind aber einmal nur wenige Getraidevarietäten der Art vorhanden, so kann durch Kreutzung (von den glücklichen Versuchen des Herrn *Knight* giebt *Davy* in seiner Agrikulturchemie Nachricht. Auch *Bellardi* hat, wenn wir nicht irren, dergleichen angestellt) eine grosse Zahl neuer hervorgebracht werden, und wir brauchen hier deshalb das Naturgesetz, daſs Bastarderzeugungen durch verschiedene Arten schwierig zu erhalten, und so erhaltene Bastarde gewöhnlich unfruchtbar sind, nicht anzugreifen, obgleich Ausnahmen, das Gegentheil beweisend, (*Köhlreuthers* u. a. Versuche) nicht selten geblieben. Noch mehr kömmt der Variabilisirung zu Statten, daſs Bastardpflanzen oft nicht das Mittel zwischen den Aeltern halten, sondern in Manchem von beyden ganz abweichen.

Dazu rechne man das vielfältige Klima, welches die Cerealien zu ertragen haben, deren verschiedene Behandlung u. s. f., die Reisen, welche in partiellen Miſsjahren das Getraide vieler Länder in ferne Gegenden macht, und wodurch plötzlich Verschiedenheiten zum Vorschein kommen, deren Spur der Naturforscher nicht zu verfolgen vermag, der gemeine Landmann nicht zu verfolgen versteht.

Indessen erkennen wir an, daſs es für die Wissenschaft und Praxis vortheilhaft sey, die Varietäten durch Name und Diagnose streng zu scheiden, um so genauere Beobachtungen anstellen, und in Schriften sich bestimmter ausdrücken zu können; und wir enthalten uns alles ferneren Urtheils über die als zuverlässig aufgestellten neuen Arten, um so mehr da solches nach blossen Diagnosen nie entscheidend ausfallen kann, und der V. stets mehrere Merkmale zu verbinden gesucht hat, welche zum Theil sehr scharf sind.

Sie beruhen bey den neuen Arten in der Form der Aehren, in Zahl, Gestalt, Farbe und Durchsichtigkeit der Saamen,

in Bekleidung, Längeverhältnifs, Stellung, Farbe, Form der Spelzen, Beschaffenheit der Blüthen, der Spindel, der Grannen, u. s. f. Dabey ist bey allen angeführten Verschiedenheiten angegeben, für welchen Boden sie am besten geeignet und welches ihr Vaterland seye, so wie gröfstentheils bey den vortheilhafteren Arten: wo sie kultivirt werden, Bemerkungen über Verhalten des Lagerns, des Wachsthums, der Reif- und Blüthenzeit, Beschaffenheit der Saamen, des Mehls, des Strohes, ihr Verhalten bey Frost, Regen und Krankheiten.

Wir bedauern, dafs der Verfasser nirgendwo die Namen der ersten Benenner zugefügt hat, um in Ansehung der Synomie sich leichter zurecht zu finden, und die von ihm selbst benannten Species schneller erkennen zu können, und dafs er nicht einige Rücksicht auf die neuern Arbeiten (*Seringe*, *Schübler*) genommen Die Namen und Diagnosen der ältern Arten scheinen aus *Roemer* und *Schultes* zu seyn.

Wir gehen zur Aufzählung der zahlreichen Arten über, von welchen uns der V. seine höchst interessante Beobachtungen mittheilt: (Der Theil dieses Werkes S. 85 — 177, von den Getraidepflanzen im *Speciellen* handelnd, ist unverändert schon in den *Möglin'schen Annalen*, V. Band (1820) S. 317 — 425. niedergelegt, wo uns auf dieses Werk, doch in grösserem Umfang unter dem Titel: »Die Getraide-, Futter- und Handelspflanzen für Landwirthe und Naturforscher« schon Hoffnung gemacht worden).

Waitzen. (85 — 121) *a.* Gebräuchlichere Arten: 1. *Triticum hybernum*, 2. *T. h. α. spiculis seminibusque rubescenti-fuscis pellucidis etc*; 3. *T. h. β. spiculis fuscescenti-eburneis, seminibus ochraceis etc*; 4. *T. h. γ. spiculis eburneis, seminibus opacis eburneo-betulinis*; 4. *T. aestivum*. *b.* Andre vorzügliche meist neue Arten: 5. *T. maculatum*; 6. *T. pilosum α.*; 7. *T. p. β.*; 8. *T. p. γ.* (Fast dieselben Varietäten wie 2, 3 u. 4.) 9. *T. rubescens*; 10. *T. flexuosum*; 11. *T. erinaceus*; 12. *T. meum* (?); 13. *T. pyramidatum*; 14. *T. inane*; 15. *T. fastuosum*; 16. *T. flabellatum*; 17. *T. pubescens*; *c.* Weniger vortheilhafte Arten: 18. *T. turgidum*; 19. *T. polonicum*; 20. *T. p. α. compositum*; 21. *T. p. β. tomentosum*; 22. *T. compositum*; 23. *T. c. α. glumis villoso pubescentibus etc.*; 24. *T. hordeiforme*; 25. *T. compactum*; 26. *T. c. aristatum*; 27. *T. speltoides*; 28. *T. fuscatum*; 29. *T. cevallos*; 30. *T. gaertnerianum*; 31. *T. durum*; 32. *T. albidum*; 33 *T. pulverulentum aristis coloratis etc.*; 34. *T. p. aristis non coloratis etc.* 35. *T. rubrum*; 36. *T. silaceum*; 37. *T. atratum*; 38. *T. elymoides*; 39. *T. pruinosum*; 40. *T. brachystachyon*; *α.* Spelzen. 41. *T. spelta*; 42 *T. sp. aestivum*; 43. *T. sp. ferrugineum*; 44. *T. sp. truncatum*; 45. *T. sp. turgidum*. 46. *T. zea*

47. *T. sp. nigrum*; 48. *T. monococcon*; 49. *T. cienfugos*; 50. *T. Bauhini*. Abgebildet sind die Aehren von 5., 8., 12., 13., 14., 16., 17. — (Einige Druckfehler hätten verbessert werden müssen; wie S. 99: *multicis* und *dimidio*; S. 115: *simplicis*; S. 189: *aequina* u. a.)

Vom Roggen (S. 121 — 144) unterscheidet der V. 7 Arten. 1. *Secale cereale*; 2. *S. c. grandiflorum*; 3. *S. c. longiculme* (bey beyden weitläuftige Erfahrungen über Behandlungsart und Ergiebigkeit; 4. *S. c. nigrum*; 5. *S. c. dentatum*; 6. *S. c. multicaule*; 7. *S. c. praecox* (Johanniskorn) wobey Bemerkungen des Hrn. Staatsrath Thär.

Gerste (S. 145 — 156) giebt es 9 kultivirte Arten. 1. *Hordeum distichon*; 2. *H. vulgare*; 3. *H. hexastichon*; 4. *H. zeocriton*; 5. *H. nudum* (sonst: *H. distichum nudum*); 6. *H. coeleste* (sonst: *H. vulgare nudum*); 7. *H. nigrum*; 8. *H. capense*; 9. *H. maculatum*.

Hafer: 1. *Avena sativa*; 2. *A. s. α. nigra*; *A. s. β. striata*; 4. *A. s. γ. strigosa*; 5. *A. s. δ. albida*; 6. *A. s. ε. trisperma*; 7. *A. orientalis*; 8. *A. nuda*; 9. *A. pensylvanica*; 10. *A. brevis*; 11. *A. sterilis*. Als neu: 12. *A. praegravis*; 13. *A. tartarica*; 14. *A. benghalensis*; 15. *A. persica*; 16. *A. fusca*, 17. *A. chinensis*.

Hirse. (S. 166 — 170) 1. *Panicum miliaceum semin. flavesc.*; 2. *P. m. seminib. nigrescent*; 3. *P. m. semin. albescent*; 4. *P. italicum*; 5. *P. germanicum*; 6. *P. sanguinale*; Als neu: 7. *P. miliaceum obovatum*; 8. *P. m. rubescens*; 9. *P. italicum nutans*; 10. *P. i. rubescens*; 11. *Holcus sorghum, halepensis, bicolor, saccharatus etc.*

Buchwaitzen. 1. *Polygonum fagopyrum*; 2. *P. emarginatum*; 3. *P. tartaricum*.

Mays. 1. *Zea mays*; 2. *Z. praecox*; 3. *Z. Curagua*.]

Erbsen. 1. *Pisum sativum*, 2. *P. s. quadratum*; 3. *P. grandiflorum*; 4. *P. falcatum*; 5. *P. umbellatum*; 6. *P. succinaceum*.

Linsen. 1. *Cicer Lens minor*; 2. *C. L. subvirid*; 3. *C. L. camelorum*; 4. *C. L. nigrum*.

Bohnen: (?) *Vicia Faba*.

Wicken. *Vicia sativa*; 2. *V. grandiflora*; 3. *V. esculenta*; 4. *V. albicoma*; 5. *V. mihi* (?); 6. *V. praecox*; 7. *V. megalosperma*; 8. *V. narbonensis*; 9. *V. onobrychioides*; 10. *V. biennis* u. v. a.

Reis. 1. *Oryza sativa*; 2. *O. mutica* (Bergreis).

Knollen- u. a. Nahrungsgewächse.

Schliefslich wünscht der V., dafs die von ihm als Privatmann betretene Bahn weiter verfolgt werden möchte, dafs die

vorzüglichen Saamenarten von den Regierungen u. s. f. gekauft, an die Dorfschaften zum Anbau, wenn auch nur lothweise, und zur ersten Vermehrung mittelst Gartenkultur, möchten vertheilt werden. Rec. möchte sich mehr Erfolg davon versprechen, wenn allenthalben der Eifer einzelner thätiger Landwirthe erregt, und durch deren Beyspiel und Erfahrung andre angefeuert würden, indem die Landbauern gröſstentheils am Alten klebend, gegen alle Neuerungen Widerwille äussern, und jeden widrigen Zufall, der sich dabey biethet, benutzen, um daraus zu demonstriren, daſs alles Alte besser seye. — Angehängt sind 2 gleichlautende Testimonien (—?) der Hrn. Proff *Link* und *Hayne*, daſs die vom V. gesammelten Getraidearten botanisch und ökonomisch interessant seyen.

Wir empfehlen dies an neuen Beobachtungen reiche Buch allen denjenigen sehr, welche nach wissenschaftlich-praktischen Kenntnissen in der Landwirthschaft streben, und wünschten daſs correspondirende Versuche auch anderwärts mit diesen verschiedenen Cerealien angestellt würden. Vielleicht gefällt es dem Hrn. V. uns künftig von Zeit zu Zeit von seinen weitern Versuchen Nachricht zu geben.

Bronn.

System der thüringischen Landwirthschaft des 19ten Jahrhunderts, oder die verbesserte Dreyfelderwirthschaft. Der Königl. Preuss Thüring. Landwirthschaftsgesellschaft in Langensalze hochachtungsvoll zugeeignet von Justus Ludwig Günther Leopold, Pastor zu Leimbach und Vatersdorf etc. Erste Abtheilung. Sondershaussen und Nordhaussen. 1821. bey Voigt. 1 Rthlr. 8 gr.

Wenn ein Veteran in der Wissenschaft, von der sich's handelt, nach einer langen schriftstellerischen Pause, wieder die Feder ergreift, so spannt sich wohl mit Recht die Aufmerksamkeit aller, denen der Verf. durch seine frühere Schriften bekannt worden ist. Ref. findet für seine Person seine Erwartung nicht getäuscht. Er findet in dieser Schrift ganz das Eigenthümliche des Vortrags wieder, durch welches sich der Verf. des Agricola schon im Jahre 1805 ausgezeichnet hat. Gründlichkeit, verbunden mit genügender Deutlichkeit, ist auch in diesem Werke, wie in jenem, vorherrschend, und das Ganze bethätigt, hier wie dort, eine Fülle von Sachkenntniſs, bey dem regsten Eifer zur Gemeinnützigkeit. — Daſs die thüringische Landwirthschaft

überhaupt, und die Ackerwirthschaft ins besondere — aus andern Provinzen, ja ganzen Ländern verglichen — auf einer nicht geringen Stufe stehe, glauben wir dem Hrn Verf., nach allen Belegen, die er zu seiner Behauptung liefert, aufs Wort. Die verbesserte Dreyfelderwirthschaft macht das herrschende und (nach des Verfs. Meinung) das geeignete Ackersystem in Thüringen aus. Zwey Drittel des thüringischen Ackerbaues befinden sich in den Händen der Bauern, ein Drittel besteht in herrschaftlichen und adlichen Güthern. Von diesem einen Drittel befindet sich wieder ein grosser Theil in den Händen solcher Landwirthe, welche keine wissenschaftliche Bildung haben. Darauf hin gründet der Hr. Verf. die Behauptung: Daſs in Thüringen die Wechselwirthschaft weder ganz, noch zum grösten Theil eingeführt werden kann; sondern daſs man die Dreyfelderwirthschaft beybehalten müsse, weil der thüringische Akkerbau zu zwey Drittel in den Händen der Bauern ist, die ihre Ackerflächen oder Grundstücken nicht gerundet an einem Stücke haben. Inzwischen gehört Dreyfelderwirthschaft mit bebauter Braache, wie sie in Thüringen statt findet, schon in die Kathegorie der Wechselwirthschaft. Der Streit zwischen Dreyfelderwirthen, welche die Braache anbauen, mit den Wechselwirthen, ist ein Streit um nichts: denn Beyde thun in der Hauptsache dasselbe. Beyde erkennen die Wichtigkeit des Viehfutters an, und suchen davon so viel zu erbauen, als möglich. Beyde sind darüber einig, daſs zwey Erndten, zu welchen man nicht viel mehr Arbeit anzuwenden braucht, als zu einer, mehr reinen Vortheil gewähren, als eine. Wer seine Braache anbaut, thut es in der Absicht, mehr Dünger zu erhalten, und dadurch den Getreydebau zu heben. Einen andern Zweck kennt der Fruchtwechselwirth auch nicht. Der Dreyfelderwirth baut sein Futter auf der Braache, und behält seine Feldeintheilung bey, weil ihm die Umstände nicht gestatten, eine andere Eintheilung zu machen, Wo der Futterbau so stark getrieben wird, die Stallfutterung allgemein eingeführt ist, und ein halber Akker reiner Braache zur Seltenheit gehört, wie es der Verf. von seiner Gegend rühmt — da gehört die Dreyfelderwirthschaft unstreitig in die Kathegorie der Wechselwirthschaft.

Der Roggen ist in Thüringen die Hauptbrodfrucht, und das beste Material zur Bereitung des Branntweins. Auch wird er zur Viehfütterung verwendet.

Vom Weitzen baut man drey Abarten, den gelben, weissen und Agelweitzen. Wächst er zu geil, so wird er durch Schröpfen zurück gehalten, d. h. er wird entweder mit den Schaafen abgehüthet, oder zum Viehfutter abgemäht. Dieses Ueberwachsen der Früchte soll besonders in den Niederungen

an der Halme und Unstrut und zwar im May und anfangs Juny häufig statt finden. Da der Herr Verf. keiner Erwähnung vom Lagerkorn dabey thut, so scheint sich auch die Meinung nicht zu bestätigen, als ob das Abhüthen oder Abschröpfen des Wintergetreydes Lagerkorn verursache. Dieser Meinung liegt die Ansicht zum Grunde, daſs der zweyte Halm, der nach dem Abhüthen oder Abschröpfen hervortreibt, weit schlaffer, als der erste ist, so, daſs er weder die nöthige Steifigkeit und Kraft besitzt, dem Winde und Regen zu widerstehen und sich wieder aufzurichten, wenn er einmal niedergedrückt ist.

Das Glück, welches der archangelsche oder russische Roggen vor einigen Jahren in Thüringen gemacht, schreibt der Hr. Verf. lediglich auf Rechnung der Saamen-Veränderung: denn als er eingewohnt hatte, war er nicht besser, wie der thüringische, und muſste diesem auch wieder Platz machen. Nur auf den kälteren Anhöhen des Harzes und der Hagelleite ist er beybehalten worden, wohin er sich, da er aus einem kalten Clima kömmt, eigentlich schickte. Der egyptische oder Josephs-Roggen wird hin und wieder von irgend einem Liebhaber ökonomischer Seltenheiten *en Miniature* gebaut.

Der sogenannte Mengkornbau, d. h. ein Gemenge von Roggen und Waitzen, wird in manchen Gegenden, z. B. auf der Hagelleite besonders aus dem Grunde getrieben, weil es da jedes Jahr höchst ungewiſs bleibt, welche von diesen beyden Fruchtgattungen geräth, indem immer eine davon fast ganz umschlägt. Auch ist unter allen Fruchtarten kein Gemenge so natürlich, als jenes von Roggen und Waitzen; indem der früher reif werdende Roggen unbedenklich auf den Weitzen warten kann, da der Roggen durch das längere Stehen nichts verliert, sondern oft sogar dadurch gewinnt. Dieſs ist bey anderem Gemenge nicht der Fall, indem, da meist die zuerst gereifte Frucht, wenn sie zu lange auf die andern warten muſs, zum Theil verlohren geht. Nur mit dem Roggen und Dinkel ist es der gleiche Fall. Letzterer wird eben so, wie das Einkorn, nur äusserst wenig in Thüringen gebaut.

Durch ganz Thüringen hat man die zweyzeilige Sommer-Gerste, *hordeum distichon aestivum* hauptsächlich beybehalten; nur in solchen Gegenden, welche sehr leichten, also keinen eigentlichen Gerstenboden haben, wird auch die vierzeilige, *hordeum vulgare, s. polystichon* gebaut, weil diese auch im Mittelboden fort kommt. Die *Consumtion* in diesem Artikel geht sehr in's Grosse. Der einzige Ort Nordhausen verbraucht den Ertrag der ergiebigsten Gersten-Erndten von 46 bis 48 Hufen Landes zur Branntweinbrennerey. Dadurch zum Gerstenbau aufgemuntert, baut man solche sogar im Brachfelde, und läſst Winterfrucht

rauf folgen. Der Hr. Verf. eifert mit Recht dagegen', und
nnt es die Wirkung eines unvernünftigen und sich verrech-
nden Geitzes. Es ist zwar klug, gerade dasjenige zu bauen,
s am meisten gesucht wird; allein es darf nicht auf Kosten
öherer Zwecke geschehen!

Vom Haber ist nur der gemeine, *avena sativa,* und einige
pielarten desselben im Gebrauche. Von der Wikke baut man
wey Arten, welche eben so wenig von einander abweichen,
als sie mehr für Spielarten zu halten sind, nemlich die Fut-
rwikke (*vicia sativa*) und die schwarze Futterwikke (*vicia an-
ustifolia*).

Alles Getreyde wird gemäht; sogar die Linsen werden, wenn
ie gut stehen, mit der Grassense in Schwaden gemäht. Vor
inem Menschenalter wurde in den meisten Gegenden von Thü-
ingen nur Gerste und Hafer gemäht. Jetzt werden nur noch
olche Früchte geschnitten, die all zu wirrig durcheinanderlie-
en. Nach des Verf. Meinung, gehen bey dem Sichelschnitt mehr
örner verlohren, als durch den Sensenhieb, namentlich bey
licht stehender Frucht. Er schlägt überdiefs den Stroh-Ge-
innst zu $1/_{12}$ Zuwachs an. Auch kommen die Unkräuter si-
cherer vom Acker, als bey hohen Stoppeln.

Was die Ackerwerkzeuge betrifft, so ist man im Ganzen
ey den alten stehen geblieben, und zwar nicht aus hartnä-
ckigem Widerstande gegen Neuerungen, sondern weil man das
Alte erprobt, nützlich und anwendbar fand und der arbeiten-
den Classe nicht zumuthen wollte, sich in neue Gebräuche zu
fügen und an veränderte Handgriffe zu gewöhnen, da man mit
den üblichen gut auskömmt. Der gebildete thüringische Land-
wirth kennt die neueren Ackergeräthe sowohl aus Schriften,
als aus eigener Anschauung. Manche dortige Ackerwirthe ha-
ben sich viele derselben angeschaft, aber grösten Theils wieder
bey Seite gestellt, weil die von ihren Vorfahren ererbten gleich
gute Dienste leisten. *C'est partout comme chez nous!* Dafs der
Thüringer kein abgesagter Feind von Neuerungen und land-
wirthschaftlichen Verbesserungen ist, beweifst seine Willfährig-
keit, mit welcher er sich der Veredlung der Viehzucht in al-
len Zweigen, und der Einführung der Stallfütterung hingiebt.
Seit 20—30 Jahren sind in Thüringen bekannt geworden: der
Hakenpflug, die Dukersche Säemaschine mit allem Zugehör,
der Anhäufelpflug, mehrere Arten Eggen, die Hexelschneide-
maschine, der Gemüsschneider, mehrere Arten Fruchtfegen etc.
Von allen diesen Dingen hat sich der Gemüsschneider allein
erhalten. Die übrigen gebraucht man nur alsdann, wenn man
jemanden ihren Gebrauch zeigen will. Mit vollem Rechte sagt
der Verf.: Man zeige erst einen Districkt in Deutschland, in

welchem man 160 Quadrat-Ruthen mit 300 Thaler Kaufgeld oder mit 12 bis 15 Thaler Pachtgeld bezahlt — und dann wird der Thüringer gern alle mögliche Versuche machen, den Kapitalwerth seiner Grundstücke, oder deren Ertrag noch mehr zu erhöhen! — Alles, was grosse Ankaufs- und immerwährende Reparatur-Kosten verursacht, macht den Unterhalt der Wirthschaft kostspieliger und verletzt den Reinertrag — ist folglich ein blos kostbarer Aufputz, blos Befriedigung einer gewissen Eitelkeit. Alle Kunstmethoden, mit Einführung von Maschinerien und fremden Werkzeugen, so zweckmässig deren einige auch seyn mögen, sind gröstentheils nur für solche geeignet die Epoche in der Agrikultur machen wollen, keinesweges aber für solche, die ihre Rechnung bey der Landwirthschaft finden und zu Vermögen kommen wollen. Es giebt Ausnahmen, aber im Allgemeinen ist es so! Bey der kunstmässigen Bewirthschaftung verschlingt der grosse Aufwand die Vortheile des Ertrags nur allzuoft. Wer im Wege der Simplicität, mit Beybehaltung der gewöhnlichen Werkzeuge einen grösseren Reinertrag erhielt, wie jener, der alles kunstmässig betreibt, ist der bessere Oeconom. — Sehr erfreulich und genugthuend ist es, von dem Verf. zu hören, dafs in eben dem Zeitraum von 20 bis 30 Jahren, fast alle Acker und Wirthschaftsgeräthe merklich verbessert und vervollkommnet worden sind, und dafs man in der Geschicklichkeit, sie zu gebrauchen, sehr weit vorgerückt ist dergestallt, dafs man sich, vermöge dessen, um so füglicher u. sicherer mit ihnen behelfen kann.

Das Messer oder sogenannte Sech am Pflug, hält der Hr. Verf. nicht nur in den meisten Fällen für überflüssig; sondern er hält sogar die Gewohnheit, jedes Pflügen mit dem Sech vorzunehmen, für einen grossen Fehler, weil die bezweckte Auflockerung und Zerkleinerung des Bodens dadurch vereitelt wird. Er meint, es sey blos eine Arbeitserleichterung für ungeschickte Pflüger, und versichert, dafs in seinem Wohnorte das ganze Jahr hindurch kein Sech an den Pflug komme, es sey denn wenn Klee gestürzt wird, oder wenn Wasser-Rinnen in eine Wiese gepflügt werden sollen. Dem sey wie ihm wolle, so kömmt es hier wohl hauptsächlich auf die Beschaffenheit des Bodens an! Ländlich sittlich! Im strengen festen Boden, der stärkeren Widerstand leistet, würde man zuverlässig diese Methode, ohne Sech zu pflügen, nur auf Kosten und mit Aufopferung vieler Pflüge, in Anwendung bringen können!

In vielen Gegenden Thüringens macht man die Beete ackerbreit, d. h. 4 Ruthen, oder 60 Fus breit. Bisher war man zufrieden, wenn man um des Halmfruchtbaues willen, eine Ackerkrume von 6 Zoll Tiefe hatte, wobey man ziemlich ge-

s war, daſs man nicht so leicht auf todte Erdte traf. Da
i bisher alles oben aufsäete, so konnte man voraussetzen,
bey weitem der gröſste Theil der Saamenkörner nicht tie-
als $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll tief zu liegen kam. Je mehr man aber
nwärtig anfängt, den Saamen unterzupflügen, desto mehr
ſs man auch Bedacht auf eine tiefere Ackerkrume nehmen,
l bey diesem Verfahren ein sehr grosser Theil der Saamen-
hte 1 — 2 Zoll tiefer zu liegen kömmt, als bey'm Aufsaen.
r man also bisher mit einer 6 Zoll tiefen Ackerkrume zu-
den; so sucht man nunmehr noch 2 Zoll Tiefe mehr zu
ommen. Mit Recht erklärt sich der Hr. Verf. gegen eine
ere Ackerkrume, als man solche nöthig hat, indem nur die
eit dadurch erschwert und ein unnöthiger Verlust an Dung
urch verursacht wird.

Jeder gute Ackerwirth sucht im Herbste alle seine Aecker,
che Roggen oder Waitzen getragen haben, zu stürtzen. Und
hiermit die Ackerarbeit im Jahr vollendet wird, so nennen
Tühringer diese Pflugart Völligen. Wer nicht im Stande
sein ganzes Winterstoppelfeld zu stürtzen, der stürtzt we-
stens diejenigen Aecker, welche zum Gerstenbau bestimmt
l. In andern Gegenden, z. B. im Amte Volleben, bey Eis-
n, stürtzt man hauptsächlich diejenigen Felder, welche zum
erbau bestimmt sind. Diese gestürtzten Felder werden im
hjahre, wie sie sind, ohne weitere Pflugfahrt, mit Hafer
äet und übereggt. Man ist durch Erfahrung von dem Nu-
i dessen so überzeugt, daſs man es strenge beybehält und
Meinung ist, als könne man ausserdem keinen guten Ha-
erbauen. — Da sich unter allen Formen atmosphärischer
derschläge, vorzüglich die des Schnees *reich* an Kohlensäure
t, welche sich ihrerseits wieder von vorzüglicher Wirkung
die Vegetation ausspricht, so ist es von höchster Wichtig-
t, den Eingang des Schneewassers zu befördern. Daher die
schiedene Differenz des Erfolgs der Bearbeitung des Bodens,
h der *Zeit*, in welcher sie vorgenommen wird: daher das
schiedene Uebergewicht ihrer Wirkung, wenn sie im Spat-
r vollführt wird — daher der Vorzug einer Winterbraache,
en einer Sommerbraache!

Eben so grosse Stücken hält man auf das sogenannte *Bossen*,
nennt man das erste Eggen der Felder im Frühjahr, welche
Herbste gestürtzt worden sind. Der Hafer wird einige
nach der Aussaat übereggt; dieſs Uebereggen geschieht sogar
h mit grossem Vortheil, wenn er schon ziemlich hervor-
eimt ist. Man nennt diese Procedur »*den Hafer wecken.*«

Das Ausgrasen, oder Jäten der Getraidefelder, ist in ganz
ringen gebräuchlich. Da viele Ackerwirthe ein Jahr um's

andere düngen, so nimmt auch das Unkraut leicht überha
Man düngt nicht blos mit animalischem Dünger; sondern es
auch der Kompast (Mengedünger) in vielen Gegenden von Th
ringen sehr im Gebrauch. Der Hr. Verf. will sogar, zum B
hufe stärkerer Düngung, das Ackerland an den schlammig
Flüssen der Unstrut, Helme und Wipper, durch Wässeru
gedüngt wissen. Die Fruchtbarkeit der Felder würde allerdi
dadurch erhöht werden, wenn auch gleich die Felder dadur
nicht in eben dem Grade gedüngt würden, wie z. B. jene v
Nieder-Egypten durch den Nil gedüngt werden, so, daſs
keiner weiteren Düngung bedürfen.

Bey Erwähnung der Fruchtbarkeit des Feldes, nimmt d
Hr. Verf. Gelegenheit, eine äusserst merkwürdige Thatsache a
zuführen, die sich in den Jahren 1790 bis 92 in Thüringen
eignet hat, bestehend in einem allgemeinen Aehren-Verlu
dessen Ursachen unbekannt geblieben sind. Man rieth auf Mä
se, Käfer, Heuschrecken, Raupen etc. etc., traf aber wed
diese noch irgend einen andern Feind über der Verwüstung a
denn sie geschah über Nacht. Jeden Morgen fand man imm
neue und neue Halme ohne Aehren emporstehen, und die Ae
ren ganz unversehrt, mit ihren halb reifen Körnern an der E
de liegen, so, daſs mancher Acker seine Aehren zur Hälfte
darüber verlohr. Der Feind blieb unentdeckt und soll bis a
diesen Augenblick noch unbekannt seyn.

Was die Feldverheerungen durch Mäusefras betrifft;
unterscheidet der Hr. Verf., zwischen der Herbstmaus und d
Frühlingsmaus. Im Herbste sollen sie das Feld gut mache
daher das Sprüchwort; die Herbstmaus hat einen goldnen Zah
Kommen sie aber im Frühjahr, so sollen sie die Saat unwide
bringlich verheeren, daher das Sprichwort; die Lenzmaus h
einen eisernen Zahn. Solcher Sprüchwörter sind eine Men
eingeschaltet, um das Behalten der Grundsätze zu erleichter
aus welchen sie gebildet sind. Desto weniger Berechnung
findet man dagegen in diesem Werke. Der Hr. Verf. schei
ein abgesagter Feind derselben zu seyn. Er meynt, sie träf
meist nur auf dem Papier, selten aber in der Ausübung z
Der Anfänger, sagt er, findet grosses Wohlgefallen daran; ab
beym Nichtzutreffen verliert er erst den Muth, und dann au
die Neigung zur Sache.

Die in Thüringen übliche Aussaat, giebt er nach dem Nor
hauser Scheffel an. Dieser hält vier Viertel, und ein Berlin
Scheffel hält solcher Nordhäuser Viertel beynahe fünf. Der Be
liner Scheffel enthält 2571 Pariser Cubikzoll, folglich kom
men 2148 Pariser Cubikzoll auf einen Nordhäusser Schef
werden $^{11}/_{21}$ auf 160 Quadratruthen, bey sämtlichen Halm-

Hülsenfrüchten gerechnet. Bey'm Lein 1/6 mehr; bey'm Rübsen höchstens 1/8 Scheffel, und wenn der Säemann richtig vertheilt, nur 1/12 Scheffel. Ref. wundert sich, dafs bey Angabe dieser üblichen Aussaat, der erhöheten oder verminderten Bodenkraft mit keiner Sylbe gedacht worden: denn es würde doch offenbar ein ökonomischer Mifsgriff seyn, wenn man, nachdem sich die Bodenkraft um ein Bedeutendes erhöhet oder verringert hat, dennoch immerwährend bey einem und demselben Saat-Quantum stehen bleiben wollte! der Flächengehalt mufs bey der Aussaat, nach dem Körner-Ertrag, zu oder abnehmen. Wenn man z. B. bey einem Felde, welches das 6te bis 7te Korn trägt, auf 160 Quadratruthen 1 1/2 Scheffel Aussaat rechnet; so darf man auf dieses selbe Feld, wenn man es durch Cultur im Ertrag bis zum 9ten Korn gebracht hat, die gleiche Aussaat nur auf 190 Quadratruthen rechnen, und in diesem Verhältnifs nach einander fort.

Was der Herr Verfasser von der Hollsteinischen und Meklenburgischen Koppelwirthschaft sagt, stimmt nicht mit den Ansichten des Ref. überein. Er sagt, es habe noch kein einziger gründlicher Oeconom ihr seinen Beyfall gegeben, sondern es verwundre sich vielmehr ein jeder darüber, dafs man noch so wenige Versuche gemacht, die dortigen grossen Wirthschaften in kleine zu zertheilen, und so zu verpachten, wie die Engländer oft mit augenscheinlichem Nutzen gethan haben. — Aber welchen Unterschied, zwischen dieser und jener Oertlichkeit, zwischen dieser und jener Bevölkerung! Es giebt in der Landwirthschaft kein höheres *Princip*, als das der Oertlichkeit. Was in einem Lande, in einer Gegend, in einem Orte zum höchsten Zwecke führt, das führt in einem andern, bey veränderten Verhältnissen, oft ganz vom Ziele ab. Das *absolut idealisch* beste Wirthschafts-System, ist nicht immer das *relativ* beste, für jedes Land und jede Gegend. Wie viele *physische* und *politische* Hindernisse sind hier leichter, dort schwerer, oft auch gar nicht zu überwinden! Alle Regeln und Grundsätze in der Landwirthschaft gelten nur im Allgemeinen, aber nicht *allgemein*. Oertlichkeit und politische Verhältnisse haben den gröfsten Antheil an jener Hollsteinischen und Meklenburgischen Wirthschaftsmethode. Sie findet überall Eingang, wo grosse Güter und wenig Menschen sind. Bey der Organisation solcher Wirthschaften, ist es von der gröfsten Wichtigkeit, alle Geschäfte zu vereinfachen, und sich nur auf *Produktionen* zu legen, die nicht viel Menschenhände und keine besondere Geschicklichkeit der Arbeiter erfordern. Durch die Koppelwirthschaft wird mit den geringsten Arbeitskräften der gröfste Reinertrag erlangt. Der Weide-Ertrag von einem grossen Theile des Landes, ist fast ohne Abzug zum reinen Ertrag zu rechnen, weil hier kein

Aufwand erfordert wird, als den die Haltung eines Hirten verursacht. Der Koppelwirth *concentrirt* seinen Getraidebau nur auf eine so grosse Fläche, als er weiss, dass die Frucht seiner Wirthschaft hinreicht, die Bestellungskosten reichlich und sicher zu bezahlen. Wo der Gutsbesitzer, bey obwaltenden Frohn- und Leibeigenschafts-Verhältnissen, mehr zu *administriren* hat, als er im eigentlichen Kulturstande zu erhalten vermag, wo der grosse Ackerbau vorherrscht, daneben der Absatz in der Nähe fehlt, wo nur 800, bis 1000 Menschen auf einer Quadratmeile wohnen, und nur wenige Städte vorhanden sind, welche sich auf *Industrie* begründen. — Da läfst sich, bey so unermefslichen Ebenen und Sandfeldern, fast auf keine andere Weise ein Reinertrag erzwingen. Wo sollen, in so menschenleeren Gegenden, die nöthigen Arbeiter herkommen, wenn man seine Zuflucht zur *Dismembration* nehmen wollte? so natürlich und vortheilhaft die Zerschlagung grosser Güter in volkreichen Ländern in der Nähe der Städte ist: so unnatürlich und zwecklos ist solche, in einem Lande wie Meklenburg — Kurz, der höchst möglichste Reinertrag kann nur dann erreicht werden, wenn die Wirthschaftsweise den örtlichphysischen und politischen Verhältnissen angemessen ist. Bey gleicher Bodenbeschaffenheit, Temperatur und Lage, giebt es daneben noch gar mancherley Dinge, die volle Berücksichtigung verdienen.

Ist aber auch gleich Ref. in dietem Punkte nicht einverstanden mit dem Herrn Verfasser; so ist diefs nur eine Nebensache, die dem Werthe seines Buches keinen Abbruch thut.

Ein Anderes ist Meklenburg — ein Anderes Thüringen! Letzteres gehört, wegen des lebendigen und emsigen Betriebs seiner Landwirthschaft, zu den Ländern, um welche sich der denkende Landwirth mit vieler Theilnahme beküinmert. Bisher fehlte es uns noch an einem Buche, das ein lebendiges Bild von der Landwirthschaft dieses Landes liefert: denn was wir dem verewigten Reichardt in dieser Hinsicht zu verdanken haben, ist, (wenn gleich Reichardt zu seiner Zeit ein Stern erster Grösse am ökonomischen *Horizonte* war, und heute noch, als Schriftsteller die *Autorität* eines Classikers für sich hat!) dennoch kein umfassendes Ganzes Durch vorliegende Schrift ist aber diesem Mangel abgeholfen. Der Verfasser derselben hat das Land in allen Richtungen durchreist, und liefert uns in diesem Buche eine umfassende Schilderung des dortigen landwirthschaftlichen Gewerbfleisses, mit reichhaltigen Fingerzeigen zur Vervollkommnung dieses Gewerbes, durchwebt. Wer das Buch liefst, gewinnt gewifs den Verfasser und die Wirthschafts-Weise lieb, die er schildert.

Forstner.

Nro. 56. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Themis ou Bibliothèque du Jurisconsulte par une réunion de Magistrats, de Professeurs et d' Avocats. Paris 1819 — 1820, au Bureau de la Themis (chez Bavoux Libraire) Rue Git-le-coeur, Nr. 4. Baudouin frères, Impr. libr. rue de Vaugirard, Nr. 36. — Tom. prem. I — V. Tom. sec. livraisons VI — X.

Recensent hat bisher in den Heidelberger Jahrbüchern einige nicht unwichtige Schriften französischer Rechtsgelehrten angezeigt, sie als Zeichen der wiederauflebenden wissenschaftlichen Bearbeitung des Rechtes in dem Nachbarlande ansehend, wo wohl nicht ganz mit Unrecht die fast allgemeine Meinung der deutschen Juristen die gelehrte juristische Bildung als ihrem Verfalle nahe betrachtete. Er muſs daher mit um so grösserer Zufriedenheit es ankündigen, daſs die zuletzt von ihm erregten Hoffnungen (Heid. Jahrb. 1819) eines nahe bevorstehenden Umschwunges der Rechtswissenschaft in Frankreich auf eine überraschende Weise sich zu verwirklichen begonnen haben und uns zu erfreulichen Erwartungen berechtigen. Die Ursachen hiezu liegen theils in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, theils aber vorzüglich in dem enthusiastischen Eifer einiger gelehrten Juristen Frankreichs, die schon durch ihr erstes Auftreten beweisen, daſs der Sinn für tüchtiges Rechtsstudium in diesem Lande denn doch nicht verloschen war, wenn gleich die Flachheit und das scholastische Unwesen, von dem vorhergehenden Gouvernement absichtlich begünstigt, auf eine gewissermassen despotische Weise da herrschte. Es war zu erwarten, daſs nach dem hergestellten Frieden bey dem gewiſs überaus gebildeten Volke der Franzosen die Liebe zu jeder Art von Wissenschaft erwachen werde und daſs namentlich den politischen Studien, mit welchen die Rechtswissenschaft in so enger Verbindung stehet, ferner den philologischen, historischen, philosophischen Wissenschaften eine grössere Pflege zu Theil werden würde.

Der *Commission de l'instruction publique*, zuletzt vom Herrn *Royer-Collard*, dann vom Herrn *Cuvier* geleitet, konnte es nicht verborgen bleiben, wie sehr das Rechtsstudium in den Fakultäten hinter dem mathematischen, medizinischen und Naturwissenschaften zurückgeblieben war, wie wenig nach den bestehenden Ordnungen der Unterricht in Philologie, Philoso-

phie und Geschichte, welcher doch die Grundlage der Bil
des Juristen ausmacht, befördert wurde, wie einförmig
unvollständig die französischen Rechtsschulen organisirt
ren, und welche die unausbleiblichen Folgen einer so
lerhaften Studienordnung seyn mufste. Man wollte aber
leise das Universitätswesen umgestalten. Man begann
der Rechtsschule zu Paris, welche durch die *Ordonnance*
20 März 1819 erweitert und durch die Berufung einiger
ausgezeichneten Männer zu den neu errichteten Lehrsti
bedeutend gehoben wurde. Eine *Ordonnance* vom ersten
1820 befahl, dafs hinführo niemand mehr zu den Rechtssch
um Grade zu erlangen sollte zugelassen werden, der nich
nen vollständigen *Cursus* der Philosophie und Literatur w
gemacht haben. Wir sehen jetzt wieder alle Fakultäten in
ris zu einem Ganzen vereint, zu einer eigentlichen Univer
die durch Gelehrte vom ersten Range besetzt, die wissensc
liche Bildung der Jugend in Frankreich gewifs schnell h
wird. *)

Während der Herbeyführung dieser günstigen Verä
rungen, zum Theil schon durch sie veranlafst, haben sich
ner, denen die Wiederherstellung der Rechtswissenschaf
Frankreich sehr angelegen ist, in verschiedene Gesellsch
vereinigt, um auf dieselbe durch ihr gewidmete Zeitschr
einzuwirken, durch diese die fast seit Jahrhunderten u
brochene Verbindung mit gelehrten Juristen des übrigen Eu
wieder herzustellen, und die *levis nota*, welche die französi
Rechtsgelehrsamkeit erhalten hatte, wieder aufzuheben. **)

Der glückliche Fortgang der *Revue Encyclopédique* war
ermunternd; sie diente zum Muster. Diese Zeitschrift d
eine bedeutende Zahl der ersten Gelehrten Frankreichs un
niger Ausländer redigirt, ausgezeichnet durch ihren umfas
den Plan, ihre Gründlichkeit und die äusserste Urbanität
der sie geschrieben wird, mufste schnell Beyfall finden,
dürfte wohl eben so in Deutschland wie in England, N
Amerika und Holland als Muster eines vortrefflichen *Jou*
gelesen werden.

Rec. hat sich hier zum Gegenstande gemacht, jetzt
von einer dieser juristischen Zeitschriften, der Zeit nach
ersten unter ihnen, zu deren Theilnahme er selbst durch

---

*) Es sind seither noch andere sehr vortheilhafte Verordnungen d
Art getroffen worden.

**) Hierher gehört auch das Journal *de législation et de jurispru*
von *Lanjuinais*, *Llorente*, *Cousin* und andern redigirt.

ren Redaktoren eingeladen wurde nämlich der *Themis ou* *iothèque du jurisconsulte* zu reden. Drei Männer sind es, die n lange aufmerksam auf die verschiedene Lage der Rechts- enschaft in Deutschland und Frankreich den Plan hierzu en nämlich die Herren *Blondeau*, Professor des röm. Rechts der Rechtsschule zu Paris, *Dufrayer*, Professeur-Suppléant daselbst, vorher an der Rechtsschule zu Koblenz, und Doctor *dan* ein junger Mann von glühendem Eifer für die Wissen- ften, derselbe von dessen *Relation du concurs* früher in Heidelberger Jahrbüchern die Rede war. Zu ihnen gesell- sich einige der ausgezeichnetesten Advokaten in Paris als Herren *Macarel*, *Mauguin*, *Isambert*, und die beyden *Dupin*, Hrn. Professoren *Cousin*, *Degerando*, *Berriat-St. Prix*, *lle*, und *Deportets* zu Paris, Professor *Arnold* in Strasburg, Hrn. *Agresti* und *Ramanazzi* Rechtsgelehrte in Neapel, so einige Rechtsgelehrte in Belgien und Holland, mehrere tsche Juristen wurden eingeladen. Rec. der in seinem n Vaterlande, nach den ihm von verschiedenen Seiten zu- mmenen Wünschen es für seine Pflicht hielt an den Bau Brücke für die Rechtswissenschaft zwischen Deutschland Frankreich Antheil nehmen zu müssen, was durch die chtung der Nachbars-Universität Bonn sehr erleichtert wird, sehr gerne die ihm angebotene Gelegenheit ergriffen, um e Kräfte zu versuchen, obgleich seine Theilnahme nur sehr ng seyn kann. Auch andere Deutsche Collegen in dem ichen Niederlande wie z. B. Professor *Birnbaum* in Löwen in die Verbindung mit getreten. Auf diese Weise glaubt enn auch dem Deutschen juristischen Publikum, da es ja llem Wissenschaftlichen, auch dem fremden regen Antheil mt, von der Erscheinung dieses Blattes Nachricht geben müssen.

Die *Themis* begann im Monate December 1819 nachdem sie n im September durch ein Programm war angezeigt worden. jetzt sind 10 Hefte erschienen, fünf machen einen Band etwa 500 Seiten. Die vier ersten Zeilen des Programms en uns die Bestimmung der Zeitschrift nämlich: *Faire con- re l'état actuel de la science du droit, seconder les progrès de cette ce, et contribuer au perfectionnement de la législation, tel est le que se proposent les auteurs de ce nouveau recueil périodique.*

Jedes Heft zerfällt in 4 Hauptabtheilungen. 1) *Législation istoire de droit*, ausführende Aufsätze über Rechtsgeschichte, n. und Germanische; über Gesetzgebung bey den neuern kern; Vergleichung des Rechts verschiedener Länder. 2) *iprudence des arrêts*, Entscheidungen wichtiger Fälle, jährliche bersicht der durch die *jurisprudence* festgesetzten Rechts-

grundsätze etc. Diese Abtheilung bezieht sich mehr auf Frankreich, ist aber auch für andre Länder, wo die französische Gesetzgebung gilt, von Interesse. 3) *Doctrine des auteurs*, Anzeigen und eigentliche Recensionen juristischer Werke des In- und Auslandes. 4) *Enseignement du droit*, Angabe der Organisation der Rechtsschulen, vergleichende Prüfung der Lehrmethoden, Anzeige von Lehrbüchern. In einem Anhange werden sonstige Nachrichten, welche die Rechtsgelehrten interessiren können als Beförderungen von Rechtsgelehrten, Preisaufgaben, Entdeckungen, Programmes etc. angezeigt. Jeden Monat erscheint ein Heft, die zwey Ferien-Monate ausgenommen, das Abonnement ist für Paris 24 Frs., für die Provinzen 27, für Deutschland 8 Thlr. Hr. Buchhändler Marcus in Bonn hat die alleinige Commission für Deutschland. Jch gehe zu der Anzeige der einzelnen Lieferungen über:

1. Lieferung enthält folgende Artikel: *De l'état actuel de la science du droit en Allemagne, et de la révolution qu'elle y a éprouvée dans le cours des trente dernieres années* von Rec. Die Redaction wünschte durch diesen Artikel die Zeitschrift zu eröffnen. Die Aufgabe war schwierig. Er versuchte zu zeigen, welche Veränderungen in dem Rechtsstudium in Deutschland seit dem Ausbruche der französischen Revolution vor sich gegangen waren. Er glaubt die wichtigsten Punkte dieser in der Deutschen Rechtsgeschichte so merkwürdigen Epoche in ihrem Zusammenhange unpartheyisch herausgehoben zu haben.*) Es war natürlich, dafs er mit dem Wunsche an seine Landsleute gerichtet schlofs: *Espérons que nous verrons bientôt cesser les causes de cette indifférence; espérons qu'un lien fraternel existera entre tous les savans de l'Europe civilisée. Contemporains, la science doit les rendre compatriotes; qu'ils reprennent donc leurs relations scientifiques que les divisions des princes ne devraient jamais interrompre; qu'ils réunissent leurs efforts; et que tous leurs travaux entrepris dans un meme interet, n'aient aussi qu'un même but, le triomphe de la vérite et le bonheur des peuples, resultat nécessaire du perfectionnement progressif de leurs institutions civiles et politiques. p. 8 — 24.*

2) *Introduction à la jurisprudence administrative p. 20 — 3*[illegible] und *livr. III. Nr. 232 — 255 etc.* von *Macarel.* Der Verf. schrieb

---

*) Von den ältern Juristen Deutschlands im vorigen Jahrhundert und ihrem Einflufs auf ihre Zeit zu reden war hier der Ort nicht. Insofern trifft nicht, was in den Gött. Gel. An. 1820 p. 1431 erinnert ist. Ein anderes Mifsverständnifs jener Anzeige wird der vergleichende Leser des Aufsatzes sich leicht selbst heben; so wie den Druckfehler 1780 statt 1789 verbessern. Diefs zur Vertheidigung gegen jene Bemerkungen. Siehe Themis Liv. XV. p. 381. W.

über diesen Gegenstand ein grösseres Werk 1818. Die Schwierigkeit desselben leuchtet in die Augen so wie die Nothwendigkeit gewisser Grundsätze hierüber, in so fern möchte dieser Aufsatz besonders für Deutschland wichtig seyn, wo Justiz und Administration noch mehr durcheinander laufen als in Frankreich. 3) Die *Jurisprudence des arrêts en matière judiciaire* enthält eine Aufzählung der in Frankreich erscheinenden periodischen Schriften sowohl der *Cour de cassation* als anderer ausgezeichneter Gerichtshöfe so wie die *Recueils des plaidoyers etc.* von A. Dufrayer S. 40 — 47. *Jurisprudence du code civil* S. 48 - 58. Hr. Dr. Jourdan giebt uns hier den Plan und ein Probestück eines fortlaufenden *Commentairs* über den *Code civil*, in welchem eine vollständige Entwicklung des Ganzen, jede einzelne Lehre und eine erschöpfende Erläuterung jedes Artikels gegeben werden soll, so dafs jedes Mal die Quelle des Rechts angezeigt, auf röm. und älteres französisches Recht hingewiesen, die Literatur genau angezeigt, jeder Artikel durch eigentliche Interpretation und zugleich kritisch beleuchtet und die durch die *Jurisprudence* festgesetzten Grundsätze bemerkt werden. Der Verf. beweist neben gründlicher Gelehrsamkeit eine hohe Ansicht vom Rechte und grossen Scharfsinn, so dafs jeder diesen Artikel mit Vergnügen lesend ihn bitten wird seinen Plan baldmöglichst auszuführen. — Doppelanzeige des Werkes von *A. Duranton, Traité des contrats et des obligations en général, 4 Vol. Paris, Genève* 1819. 8vo. Die ersten Nr. 54 — 57 vom Hrn. Hennequin, die zweyte von P. 57 — 65. Von einem Ungenannten. In beyden Anzeigen wird mit Recht bemerkt, dafs nach Pothier und Toullier (*Cours du droit civil français* Tom. 6 — 8.) es schwierig sey, viel Neues über diesen Gegenstand zu sagen. Wenn übrigens die erste dem Verfasser das Lob des gründlichen Selbstdenkers giebt, so bemerkt die zweyte genauer mit grossem Anstande und Humanität dafs der Plan des Werkes nämlich die Ordnung der Artikel des *Code* eben der beste nicht sey, dafs man nicht deutlich sehe, ob der Verf. eine eigentliche Abhandlung oder *Commentar* habe schreiben wollen. Rec. der mehr mit der letzten Anzeige übereinstimmt, mufs bemerken, dafs beym Durchlesen des Werkes ihm die grosse Weitschweifigkeit des Verfassers sehr misfallen hat, —

Discours d'ouverture du Cours de droit public et administratif; par M. de Gerando, Conseiller d'Etat, Membre de l'Institut etc. P. 65 — 91. woran sich in der zweyten Lieferung P. 150 — 187. der Plan dieses Cursus schliefst. Der berühmte Verf. zum Professor des öffentlichen Rechts an der Rechtsschule zu Paris ernannt spricht hierin seine Ansichten aus, auf eine wie es von ihm zu erwarten war, sehr ausgezeichnete Weise. Rec.

schien es übrigens, dafs sowohl in der Rede als in dem Plane das *Droit administratif* mit bey weitem grösserer Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt ist als das *Droit constitutionnel*, während man gerade über das letzte, welches die Grundlage des erstern bildet, sich von dem Verf. vieles verspricht. In so fern behandelt er das öffentliche Recht in ganz anderm Geiste als Lanjuinais in seinem Werke la Constitution de France etc. Genau bestimmte staatsrechtliche Grundsätze findet man nicht angegeben, aber eine ungemein tiefe Einsicht in den Organismus der Staaten namentlich des Französischen beurkundet. Nur ist nicht genau geschieden, was in allen den Rücksichten das eigentliche Rechtliche sey, welches mit dem blossen Statistischen und Administrativen auf eine das Verstehen des Ganzen störende Weise vermengt ist.

Im Anhange giebt Hr. Dufrayer eine interessante Uebersicht der neuen Civilgesetzbücher in ganz Europa, Hr. Berriat-St. Prix eine Anzeige der Briefe von Cujas auf der Pariser Bibliothek, wovon schon Savigny im civilistischen Magazin B, 3. Nachricht gegeben hat. Ein *Fac-simile* der Handschrift von Cujas ist angehängt.

Die zweyte Lieferung p. 101 — 119. vom Herrn Dufour, Advokaten in Mainz: *Rapprochement des principes de diverses législations relativement à cette question: Est il des cas où l'ivresse puisse être considérée comme un motif d'excuse?* ein wie Recens. scheint sehr glücklicher Beytrag zur vergleichenden Rechtsgeschichte. Es ist schon mehrmalen im neuen Archiv für Criminalrecht bemerkt worden, wie sehr sich die Behandlungsweise dieses Zweigs der Rechtswissenschaft bey den Franzosen von der der Deutschen unterscheidet, indessen beyde ihre eigene Vorzüge haben. Wir sehen hier einen französisch gebildeten Juristen zugleich Kenner der deutschen Criminalrechtswissenschaft, eine im *Code pénal* von 1810 ganz übergangene Frage in wie weit die Trunkenheit ein Entschuldigungsgrund bey Verbrechen seyn könne, nach allgemeinen Grundsätzen entschieden. Der Artikel ist noch interessant durch die Anführung eines merkwürdigen Beyspiels von Peter dem Grossen aus Duclos (*Mémoires sur le règne de Louis XIV. etc., t. II. p. 235. 5e Edit.*)

Quels sont les devoirs et le caractère du ministère public lorsqu'il devient l'organe d'une partie, par exemple, lorsqu'il est appelé à plaider pour le domaine du Roi? par un Magistrat de province. Eine glückliche Beleuchtung über das in manchen Fällen sich selbst widersprechende Amt des *Ministère public* nach der französischen Gerichtsverfassung wie in den bemerkten Beyspielen, wo wenn er als Advokat der Krondomaine gegen einen Minderjährigen, den es doch vermöge seines Amts zu schützen

nat, auftreten mufs. Der Verf. entscheidet, dafs hier seine Stelle als Advokat seinem Amte als Magistrat vorgehen müsse p. 119 bis 129 — p. 130 bis 140. *Des actes des Notaires et de la jurisprudence des cours et tribunaux qui s'y rapporte.* — p. 141 bis 145. Anzeige des Werkes: *Des caractères auxquels on doit reconnaitre les substitutions prohibées par le Code civil; par Mr. Rolland de Villarges, juge au tribunal de Melun*; in 8vo, wovon noch in andern Lieferungen weiter gesprochen wird. Der Anhang enthält verschiedene kürzere Notizen, wie z. B. über Processe die gegen Thiere geführt werden.

Die dritte Lieferung beginnt mit 1) *Coup d'oueil sur la législation qui gouverne aujourd'hui les Grecs sujets de l'Empire ottoman.* Wir sehen aus dieser Mittheilung, dafs die Neu-Griechen sowohl im festen Lande in Europa als auf den Inseln ihre eigene Verfassung und ihr eigenes Recht obgleich unter dem Joche der Türken erhalten haben. Ihr Recht ist das alte römische *jus romanograecum*). Der bekannte Harmenopulus (S. 205. etwas stark gelobt), ins neu griechische übersetzt, (die Uebersetzung ist in Venedig öfter gedruckt) gilt als Rechtsbuch, soweit nämlich örtliche Gewohnheiten ihn nicht modificiren, in schwierigen Fällen geht man zu den Basiliken zurück, Die Gerichtsverfassung ist nicht an allen Orten dieselbe. Auf dem festen Lande findet man Distriktsbeamte *προεστωτες, antistites;* sie machen die Befehle der Regierung bekannt, entscheiden in wichtigen Fällen, nach Art der französischen Friedensrichter selbst, sind sonst Vorsitzer des Distriktsgerichtes welches durch die Vornehmern des Distriktes gebildet wird. Von diesem Gerichte appellirt man an den Erzbischof oder Bischof, der in gewöhnlichen Fällen selbst entscheidet, in wichtigern Fällen aber die Sache vor ein von den Vornehmern der Diözese (*δημογεροντες, αρχοντες*) gebildetes von ihm präsidirtes Gericht bringt. Die Urtheile werden exequirt von einer Art von Konstabler, im Nothfalle werden die *αρματολοι (gensd'armes)* eine Art von Landreutern zu Hülfe gerufen. Ein jeder führt seinen Procefs selbst oder durch seine Freunde. Advokaten und Rechtsgelehrte, als eigenen Stand giebt es nicht, auch keine Professoren der Rechte. Die Richter studieren die Rechtsquelle für sich. Auf den Inseln ist die Verfassung von dieser einigermassen verschieden, in Chios soll sie am besten seyn. Rec. bemerkt nur dafs, statt der ausführlichen Beschreibung der Abfassung der Basiliken u. s. w. der neuere Zustand etwas ausführlicher beschrieben seyn könnte.

2) Anzeige des Werkes vom Hrn. *A. J. Lherbette Introduction à l'étude philosophique du droit, precedée d'un discours sur les*

causes de la stagnation de la science du droit en France. Paris chez Warée Oncle. Man findet freylich nicht in diesem Werke was man darin zu finden wünscht, die Vorrede erschöpft ihren Gegenstand nicht, sie könnte vielleicht selbst in gewisser Rücksicht als Beweis der Behauptungen des Verfassers dienen. Herr Renouard Verfasser der Anzeige zeigt mit vielem Scharfsinne, daſs die Ansichten des Verfassers diesem vielleicht selbst noch dunkel gewesen seyn möchten. Es herrschen überhaupt über Naturrecht und Rechtsphilosophie in Frankreich die verschiedenartigsten Meinungen, wie unter andern auch das Werk von *Rey Préliminaire du droit* und dessen Anzeigen nach den Ansichten des Herrn Cousin im 6n Hefte der Themis pag. 63. beweisen. Ist man ja auch nicht in Deutschland mit aller Philosophie zu einer gemeinsamen Ueberzeugung gekommen! Das Bedürfniſs einer solchen ist in der Themis zu wiederholten Malen ausgesprochen.

3) *Tableau de la jurisprudence de la cour de cassation relativement à cette question: Dans quels cas les tribunaux criminels, correctionnels, ou de police peuvent-ils prononcer sur des difficultés, dont la connaissance appartient ordinairement aux tribunaux civils?* p. 221 bis 231. Die durch die Unbestimmtheit der Gesetzbücher streitige Frage ist durch Beyspiele und Entscheidungen des französischen Cassationshofes vortrefflich erläutert.

4) Fortsetzung der erwähnten Abhandlung des Hrn. Macarel p. 232 — 252.

5) Anzeige des Werkes von *Salviat Traité de l'usufruit, de l'usage et de l'habitation. Limoges 2 Vol. 8vo.* Rec. hat das angezeigte Werk selbst noch nicht zu Gesicht bekommen, die Anzeige schien ihm aber in vieler Hinsicht wichtig. Sie beginnt mit der interessanten Frage: *Quel devrait être actuellement pour nous l'usage et l'utilité du droit Romain?* Und wir finden die sehr richtige Antwort: im Geiste der römischen Juristen unsere heutigen Rechte und Gesetze behandeln zu lernen. In diesem Sinne zeigt der Verf. der Anzeige welche Sonderbarkeiten aus der wörtlichen Uebersetzung von Stellen des römischen Rechts in neuere Gesetzbücher gekommen und gedankenlos von den Schriftstellern angenommen worden sind. Er erläutert dieſs durch mehrere Beyspiele, wie gleich im Anfange p. 380. durch die Uebersetzung der *Code* der *definition* des Nieſsbrauchs in den Institutionen *Ususfructus est jus etc.* durch *l'usufruit est le droit d'user et de jouir de la chose d'autrui mais à la charge d'en conserver la substance (art. 478.)* die Worte nemlich: *Salvâ rei substantia* müssen durch *l. II. de usufructu* mit »so lange die Substanz der Sache dauert« wiedergegeben werden, und nicht in wie fern dieſs unbeschadet der Substanz der Sache geschehen kann, wie ja auch

in den deutschen Lehrbüchern gesagt wird. Rec. glaubt auch dafs die angegebene Erklärung eine genaue Prüfung eher aushalten möchte als die gewöhnliche. Die Anzeige schliefst mit dem Urtheile, dafs das Werk von H. Salviat zwar nützlich sey. aber überaus viel zu wünschen übrig lasse. Auch die für Frankreich neue Erklärung von Usus in der Anzeige ist ziemlich richtig.

6) Ankündigung des am 20. December 1819 durch den Tod des Hrn. Pigeau für die *Chaire de procedure civil* eröffneten *concours*. Sie enthält eine Einleitung über das Verfahren bey solchen Concours, (wovon Rec. früher in den Heidelb. Jahrbüchern einiges in Deutschland bekannt machte) die Rede des Hrn. Präsidenten, jetzigen Minister Siméon, und die Darstellung der ersten Proben. Der Verfasser der Anzeige ist Hr. Dr. Jourdan. Das Resultat des Concours ist S. 398. angegeben. Herr Duranton erhielt die Stelle. Rec. ist folgende Stelle in der gedachten Rede aufgefallen: p. 282. »*Ne veuillez pas être in»grats envers eux (les Professeurs) et envers le gouvernement, qui se »plait dans l'illustration de cette école, qui l'enrichit de nouvelles »chaires, afin qu'elle n'ait rien à envier aux plus célèbres »Universités de l'Allemagne.*« Diese Weise bey Besetzung von Lehrstellen zu verfahren ist für uns Deutsche neu; obgleich in Frankreich alt; es mögte nicht zu viel behauptet seyn, dafs dieselbe eben kein Beweis einer lebendigen Wissenschaft und Literatur sey, die immer einen richtigeren Maasstab Männer von Talenten und Kenntnissen zu beurtheilen angiebt. Partheylichkeit hat ohnedem sehr häufig auf die Wahl unter den Candidaten Einflufs. — Im Anhange folgt eine Uebersetzung des Berichtes, welchen Herr Professor Göschen 1817 über das Manuscript von Gajus an die Akademie zu Berlin machte, von Hrn. Dr. Lauth aus Strasburg, der noch über die Bestimmung des Zeitalters von Gajus aus den Incriptionen der Pandectenstellen, welche sehr treffend ist hinzugefügt. p. 281 — 295.

Das vierte Heft beginnt mit einer äusserst interessanten Abhandlung über die Frage: ob Cujas mit dem Gesuche um eine Lehrstelle in seiner Vaterstadt Toulouse abgewiesen worden (nämlich 1554, wo er nach Cahors gieng)? Der Verfasser derselben ist Hr. Berriat-St. Prix, vorher in Grenoble, seit 1820 Professor der Rechtsschule in Paris. S. 297—328. Die Abhandlung ist ein Beweis der grösten Belesenheit und Gewandheit des Verfs. in historischen Untersuchungen. Es möchten nur wenige Arbeiten der Art, selbst der deutschen Juristen mit dieser Untersuchung zu vergleichen seyn. Es ist bekannt, dafs die vorliegende Frage seit lange bestritten

war, daſs man in neuerer Zeit sie verneinend beantwortet, besonders seit der 1807 erschienenen Schrift von Helyot.

Hr. Berryat-St Prix zeigt auf eine überzeugende Weise, daſs die Abweisung Cujas wirklich begründet, und in den ersten 80 Jahren seit seinem Tode allgemein bekannt gewesen sey, wie aus den Schriften der berühmtesten Männer jener Zeit grossen Theils Freunde und Schüler von Cujas hervorgeht. Erst später als kein Widerspruch mehr zu befürchten, suchte Toulouse von den Flecken (der freylich an. 1554 so groſs noch nicht war) sich rein zu waschen, und man fieng an, die Thatsache zu läugnen und zu bestreiten. Man setzte sogar eine Inschrift, die es widerrief unter das im Rathhause zu Toulouse sich befindliche Portrait von Cujas! Der Verf. zeigt die Sache in ihrem wahren Lichte einmal durch eine Menge historischer Conclusionen; und führt zuletzt einen bisher ungekannten Brief von Cujas auf, den er auf der Decke des ersten Bandes von einem Exemplar seiner Werke aufgeklebt fand, welcher für die Entscheidung der Frage sehr wichtig ist. P. 317 — 319 Wir geben ihn, da er doch in Deutschland noch wenig bekannt seyn mag, hier wieder.

Monsieur, je commencerai par ce que dit feu M de la Case-Dieu, votre oncle, à mon départ de Toulouse en bonne compagnie, quem presentem contempsistis absentem requiretis... Ce la est advenu, et plût à Dieu que néanmoins je pusse en cela vous complaire, à vous et à Monseigneur le premier président, et tous ceux qui ont le même désir, et qui m'en interpellent. Mais je ne puis aucunement quitter les commodités que j'ai ici, qui sont infinies, pour une simple régence de Toulouse. Ce serait me reculer au lieu de m'avancer, et un oeuvre non d'un homme chenu tel que je suis, mais je vous laisse à penser de qui. La ville de Toulouse n'aurait garde de me loger et bailler les 2000 Liv. que j'ai ici, ni de me défrayer pour mon voyage, ni pour la conduite de mes meubles, ce que les Berruyers ont fait, et tous ceux qui m'ont voulu avoir. Et l'Université à peine m'élirait-elle, ou quand elle le ferait, elle n'aurait garde de me faire doyen comme je suis ici, tous les docteurs m'ayant cédé leur antiquité, comme aussi requiert le seul respect de l'etat que le Roi m'a donné en une Cour souveraine. J'ai plusieurs autres raisons qui m'en détournent, que je tairai pour le present. Mais je vous sais bien fort bon gré, et vous remercie tres-humblement de votre bonne volonté. Il me semble que Monsr. Maran serait très propre à cette charge, et mieux encore Monsr. Roaldès, si vous le pouviez avoir. Mais je me doute fort qu'aussitôt aurez-vous moins que lui. Graviores causas nolo dicere. Et sur ce

Monsieur, je me recommanderai bien humblement à votre bonne grâce, et prierai Dieu vous donner la sienne très-sainte.

De Bourges, ce 25 Mars 1578.

Votre Serviteur bien humble
Jacques Cujas.

(Adresse au revers) A Monsieur Monsieur de Saint-Jorry, président en la Cour de Parlement de Toulouse. A Toulouse.

Einen andern eben so schlagenden Beweis liefert der Verf aus der Schrift von *Maranus* (N. 1615) *de vera juris docendi ratione*, in welcher Maran der Schüler von Cujas die Sache unverhohlen seinen Landsleuten vorhält. Diese Schrift wurde aus den *Operibus Marani* 1671 absichtlich weggelassen, während der Herausgeber derselben in der angezeigten Biographie von Maranus zuerst die ganze Sache läugnete und widersprach. Hr. Berryat-St. Prix verspricht die eine Rechtsgeschichte, der eine Biographie von Cujas angehängt seyn wird, die auch schon unter der Presse seyn soll, und gewiſs mit dem grösten Interesse wird aufgenommen werden. *)

Auf diesen Aufsatz folgt eine interessante vergleichende Zusammenstellung verschiedener Werke über die Geschwornengerichte, wie sie in England und Frankreich sich vorfinden, von Dr. Dupin jeune S. 329—341. Die Fortsetzung hievon folgt im 2ten Bande *livraison 8.* S. 209—230. In dieser Abhandlung beweist der Verf. genaue Kenntniſs seines Gegenstandes, grosse Freyheit des Urtheils und einen wahrhaft liberalen Geist. In dem zweyten Artikel entwickelt er sehr glücklich den wesentlichen Unterschied des Jury in England und in Frankreich, zeigend, daſs der letztere nur eine Nachäffung und Verunstaltung einer für die bürgerliche Freyheit, selbst in seinem Vaterlande trotz der grossen Mängel, welche sie da hat, so wichtigen Einrichtung sey. Er sagt in der Conclusion P. 230: *Il est aujourd'hui reconnu que l'institution du jury est le palladium de la liberté. Si elle n'existait pas chez nous, il faudrait l'etablir.* Der Verf. möchte vielleicht hier für Frankreich nicht allein gesprochen haben! — Ich übergehe den dritten und vierten Artikel mit Stillschweigen: Sie sind: *Revue des arrêts rapportés dans les divers Recueils de Jurisprudence pendant le premier trimestre* 1820 S. 342—374; und die Anzeige von *A. Goux Manuel du Notaire, 4e edition*, P. 375—381. Beyde Artikel sind für Frankreich immer von Interesse. —

---

*) Eine deutsche Uebersetzung dieses Aufsatzes erschien im vierten Hefte der Isis 1821. Die Rechtsgeschichte und Biographie ist seit April dieses Jahres erschienen.

Hierauf S. 382—397 *De l'enseignement du droit dans les Universites des Pays-bas* vom Recensenten. Es liegt in der Bestimmung der Themis von der Verfassung der Universitäten in verschiedenen Ländern zu reden, da dieselbe so mächtigen Einfluſs auf die Bildung der Juristen in einem Staate, ja auf die Rechtswissenschaft selbst hat. Sehr leicht glauben überdieſs Gelehrte eines Landes, daſs es überall so, wie bey ihnen seyn müsse Die Organisation der Rechtsfakultäten an den theils neu gestifteten, theils wieder neu gebildeten Universitäten des Königreichs der Niederlande ist in vielen Hinsichten von allen andern in den Europäischen Staaten ausgezeichnet. Der alten Verfassung *Leidens*, wovon Hugo vor 30 Jahren eine unvollkommene Darstellung gab (Civ. Mag. Bd. II. S. 334—345,) denn aber mehr den französischen als deutschen Rechtsschulen ähnlich, hat diese Verfassung den wichtigen Vorzug vor andern, daſs das juristische Studium innig mit dem historischen und philologischen verbunden ist, und dadurch den künftigen Juristen gründlich vorbereitet. Die Freyheit des Advokotenstandes im Königreiche ist die Ursache, daſs die Doctoren alle ihre politischen Rechte im Lande haben, wo die Regierungs-Examina, so wie die langen Listen auf Anstellung wartender Rechts-Candidaten unbekannt sind. Wer als Advokat durch Talente und Kenntnisse sich auszeichnet, wird von der Regierung zu Staatsämtern berufen; jeder ist das, was er ist durch sich selbst, seinen eigenen Werth. Es ist zu verwundern, daſs man in Deutschland diese Universitäts-Verfassung noch gar nicht berücksichtigt hat, ob gleich zwey Reglements das für Holland von 1815, für Belgien von 1816, letzteres sogar in französischer Sprache gedruckt, und im Buchhandel sind. Ich übergehe hier die Darstellung des Aufsatzes selbst.

Der Anhang enthält die Anzeige der Ankunft des Hrn. Dr. Clossius in Paris, der den Herausgebern der Themis vom Rec. empfohlen durch ihre Mitwirkung in kurzer Zeit über 150 Codices untersucht und theilweise verglichen hat.

5te Lieferung. 1. *Notice sur les lois maritimes des Rhodiens par Isambert Avocat à la Cour de Cassation* P. 401—417. Der gelehrte durch Schriften bekannte Verf. untersucht hier verschiedene Fragen über das Rhodische Seerecht. Pastoret hatte hierüber 1784 eine Dissertation geschrieben. Diese so wie *Bynkershoeks* Urtheil über diesen Gegenstand besonders über die Aechtheit der Sammlung Rhodischer Gesetze, die theils gedruckt theils vollständig in der königlichen Bibliothek zu Paris Codex 1356 Folio 277 existirt, werden hier bekämpft. Im §. I wird die Frage ob das Rhodische Seerecht blos Gewohnheitsrecht war, oder einmal schriftlich abgefaſst worden untersucht, und

für das letzte gegen Boucher (*le Consulat de la mer*) entschieden — §. II. Diese schriftliche Redaction ist nicht wie Pastoret glaubt 900 Jahren vor Christus verfafst, sondern etwa ein Jahrhundert nach König Philipp von Macedonien; also ungefähr 300 Jahre vor Christus. §§. III. IV. Das Rhodische Seerecht hatte Ansehen bey den Römern und unter Tiber wurden Commissäre nach Rhodus geschickt, um eine Sammlung der wichtigsten Seegesetze zu verfertigen. Diese war während der ganzen Kaiserzeit geltendes Seerecht; auch (§. V.) noch unter Justinian, der es wohl nicht nöthig hielt alle Rhodische Gesetze in seine Sammlung aufzunehmen; der Verf. beruft sich unter andern auf *l. 9 de lege Rhodia*, die Justinian wohl sonst nicht würde eingeschaltet haben. Ein anderer Beweis dafür ist die Aufnahme dieser Gesetze in den Basiliken. (§. VI.) Lib. 8 Tit. 53, welche ein Auszug aus der (§. VII.) näher bezeichneten neuen Umarbeitung der alten Sammlung ist, die zum Theil wörtlich mit ihr übereinstimmt. Daher die Meinung Bynkershöks, dies Werkchen sey ein neueres Machwerk, verworfen wird. Zweymal ist in dem gedachten Manuscripte diese Sammlung vorhanden. Der Verf. wird in einer folgenden Lieferung der Themis diese Gesetze mit Uebersetzung bekannt machen. Rec. wagt über den behandelten Gegenstand, da es ihm ganz an Hülfsmitteln ihn näher zu untersuchen fehlt, nichts zu entscheiden. Nur scheint ihm der Verf. öfter seinen Conjecturen eine grössere Beweiskraft beyzulegen, als sie im Grunde haben.

Von P. 418—242 wird von Herrn De Cormenin die Rechtsfrage: *Les prefets peuvent ils élever le conflit, apres des jugemens en dernier ressort ou des arrets des Cours royales?* sehr genau abhandelt.

Darauf folgen Anzeigen der Werke *1. Dupüis Essais sur le notariat, I Vol. J. B. Perrin Traité des nullites de droit en matiere civile I Vol.* Die Lehre von der Nichtigkeit der Rechtsgeschäfte gehört zu den schwierigsten des ganzen französischen Civilrechts. Aus welcher Ursache? »*A cause de la composition defectueuse de nos Codes*«. — Alle sich auf die Sache beziehende Stellen sind herausgehoben, und dann die Frage untersucht: ob die Nichtigkeit *ipso jure (de plein droit)* Regel oder Ausnahme sey? Ist schon ohne oder erst nach der richterlichen Entscheidung Nichtigkeit eines Rechtsgeschäfts vorhanden? (Unterschied zwischen *nullité proprement dite* — u. *moyens d'annullation*) Der Verf. hatte (wohl im Geiste des Code) sich für die Meinung entschieden, nach welcher der Code eigentlich Nichtigkeit nie annimmt. Der Verf. des Artikels entscheidet nach der Natur der Sache und der Regel: *Quod lege prohibente fit, nullum est,* für die entgegengesetzte Meinung. Wir folgen der sonst für jeden Bearbeiter des Code wichtigen Erörterung hier nicht weiter.

P. 441—455. Von P. 461—469 giebt uns H. *Cotelle* einen Auszug einer seiner Vorlesungen über Naturrecht nämlich: *De l'établissement des lois civiles et de leur objet;* wie wir sagen, über Ursprung und Gegenstand des Positiven Rechts. Unter den über die von jeher anziehende Frage aufgestellten Hypothesen nimmt der Verf die an, nach welcher Recht und Staatsformen so alt sind, als das Menschengeschlecht, Resultat des Bedürfnisses u. des mächtigen Naturtriebes, welcher die Menschen zur gesellschaftlichen Verbindung beständig hinzieht und leitet. Der zweite Theil — *Objet des lois civiles* — ist historisch eine leicht hingeworfene Darstellung des Privatrechts; — wenig befriedigend —; troz der Lobrede des römischen Rechts. — *Acte public de Doctorat de M. Gruau* S. 470—475. Es ist die zweite Promotion in Paris, wo über eine eigentliche Dissertation statt über Theses disputirt wird. — Necrologie. — Tod des Hrn. Professors *Boulage*, der plötzlich starb. Seine Schrift: *Conclusion sur la loi des XII Tables, anno 1804* zu *Troyes-anonyme* geschrieben, gegen *Terrasson* und *Bouchaud* gerichtet, eine Prüfung der Gothofredischen Restitution der zwölf Tafeln — ist die letzte Schrift, welche überhaupt über diese Sache erschienen ist. Sie war übrigens in Frankreich wenig, und *bisher in Deutschland* fast gar nicht bekannt.

Hiemit schliefst der erste Band, dem eine *Table des matières* nach der 4 Hauptabtheilungen des Themis beygegeben ist.

Rec. will nicht eben so ausführlich den Inhalt des 2ten wie den den 1ten Bandes hier angeben, da der Geist der Zeitschrift sich in jenem sehr erkennen läfst, auch der zweite Theil, wie es natürlich geschehen mufste, um derselben in Frankreich bey der Mehrzahl der Rechtsgelehrten Eingang zu verschaffen, mehr auf französisches Recht Rücksicht nimmt. Er hebt daher nur die Aufsätze, welche allgemeines Interesse haben heraus.

Die 6te Lieferung, womit der 2te Band beginnt, eröffnet eine historische Uebersicht der im Königreiche Neapel und Sicilien auf einander folgenden Civil-Gesetzgebungen von *Romanazzi*, die mit der zwar sehr kurzen Darstellung der jetzigen Gesetzgebung d. h. des modificirten Code Napoleon schliefst, welcher seit 1819 1. Sept. in beyden Theilen des Reichs allgemeines Gesetz ist.

Der Verf. bedauert P. 14, dafs man die frühere italiänische Uebersetzung mit desselben ihren zahlreichen Fehlern auch nun noch zur Grundlage beibehielt. P. 1—17. Hierauf folgt ein Versuch über die Frage: Welches Ansehen die Römischen Rechtsgelehrten zu Rom in dem Jahrhunderte zwischen August und Justinian hatten; besonders in wie fern ihre Aussprüche gesetzliche Kraft gehabt haben. P. 17—26. Das Königl. Niederlän-

dische Institut zu Amsterdam hat seit 1817 schon zum zweiten Male diese Preisfrage zur Beantwortung vorgelegt. Der Verf. sah, dafs die wichtige Stelle im neu aufgefundenen Gajus — Ausgabe Berlin Lib. I. §. 7. in Verbindung mit der Stelle von *Pomponius de origine juris* l. 2 §. 47. D. 1. 2. Hauptstelle in Beantwortung eines Theils dieser Frage sey; und versucht eine Erklärung des scheinbaren Widerspruchs dieser zwei Stellen. Rec. kann der Darstellung des Verf. Hr. Professor *Du Caurroy de la croix* (zu Paris) eben so wenig Beifall geben, wie in der Anzeige von Savigny (Zeitschrift für Geschicht. Rechtsw. B IV. Nr. 2. S. 484—486 geschehen. Er hat sich über diese ganze Frage in seiner Ausgabe von Gibbon 44ten Capitel *Précis historique du droit Romain* — Note 61 p. 117—120 geäussert. Auch er ist der Meinung, dafs die Responsa gewisser Rechtsgelehrten, die jedoch wie ihm scheint, zu einem eigentlichen consultirenden Collegium von dem Kaiser ernannt wurden, für die sie begehrende Richter verbindende Kraft hatten, wenn darüber Stimmeneinheit vorhanden war. In so fern da nun doch einmal von einem *permissum est jura condere*, und einem Kaiserlichen Rescripte die Rede ist, scheint ihm die auf nichts hinauslaufende Erklärung Hugo's, wornach der Kaiser nur gesagt hätte, was sich von selbst verstände, nämlich dafs die Richter die Gutachten der Rechtsgelehrten in Erwägung ziehen sollten, unhaltbar. Wie hätte denn Hadrian von *Sententiae quae in unum concurrunt*, welche den Richter durchaus binden sollten, sprechen können, wenn nicht von gewissen, besonders autorisirten Juristen die Rede gewesen wäre. Er kannte wohl nicht von *sententiae* aller möglichern Juristen *quae in unum concurrunt*; etwas verordnen wollen?! — S. *Hugo*'s Rechtsgeschichte 7te Ausgabe. S. 580—582.

Unter den übrigen Artikeln des 6ten Heftes verdienen noch ausgezeichnet zu werden die auf einander folgenden S. 74—85 von Hr. Dr. Jourdan, und S. 83—88 von einem Ungenannten Der erste ist überschrieben: *Coup d'oueil sur l'histoire de la science de droit en France suivi de quelques reflexions sur la découverte d'un manuscrit de Gajus;* die letzte Anzeige des *Compendium Institutionum par Delusseux.* Die beiden Verfasser, wie es scheint, wohl mit einander einverstanden, zeigen in welcher Lage gegenwärtig das schulmässige oder academische Rechtsstudium in Frankreich ist. H. Dr. Jourdan unterscheidet 3 Epochen in der Geschichte dar Rechtswissenschaft seines Vaterlandes. Die erste geht von Irnerius bis Cujas, von welchem letzten er sagt: *Il donna aux Jurisconsultes Romains une nouvelle vie.* Er nennt das 16te Jahrhundert das goldene Zeitalter der französischen Jurisprudenz. Aus der Schule von Cujas und Dumonlin sind die

grösten Magistrate und Rechtsgelehrte unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. hervorgegangen! — Die zweite Epoche geht von da bis zum 18ten Jahrhundert, und ihr gehören Donat und Pothier. Die Richtung dieser Juristen gieng mehr auf wissenschaftliche Gestaltung des Rechts, auf praktische Verschmelzung des römischen und einheimischen Gewohnheitsrechtes. In letzterer Rücksicht hat sich Pothier die Unsterblichkeit erworben. Der Verf. wagt es zu sagen, dafs indessen doch keiner der Rechtsgelehrten dieser Epoche Cujas oder Dumoulin an die Seite gesetzt werden könne.

Die dritte Epoche nämlich des 18ten und 19ten Jahrhunderts zeichnet sich zuerst durch weitläufige Repertorien und Inventarien des vorhandenen Stoffes aus. Die Juristen aus dem Anfange dieses Zeitraums sind im Auslande nicht bekannt. (Aber leider desto mächtiger in der vaterländischen Praxis!) Mit der Herrschaft des Codes beschränkte sich zuerst alles wissenschaftliche Bestreben auf diese, besonders auf den Code civil. Bücher ohne Zahl — aber leider auch grossen Theils ohne Gehalt und Werth erschienen rasch auf einander. Die Kenntnifs des römischen Rechts war ihrem Untergange nahe. Da rief man einen für alle — Heineccius zu Hülfe. *Il reçu les droits de cité et de bourgeoisie dans nos écoles: on imprima et réimprima ses Elemens, on les traduisit en langue française, on lui voua une sorte de culte, on le défendit avec une sorte d'idolâtrie!* — S. 80 — — — — *On abjura la raison pour ne cultiver que sa mémoire!* (Rec. kann aus eigener Erfahrung die Wahrheit des letzten Ausspruchs für gewisse Rechtsschulen in seiner Nähe bezeugen!) — den gegenwärtigen Zustand bezeichnend sagt er: *La science attend une nouvelle direction; c'est le moment de la lui imprimer.* Kraftvoll ruft der Verf. hier die Rechtsgelehrten seines Vaterlandes auf, zur Umgestaltung der Wissenschaft mitzuwirken. Auf Gajus kommend, den er einen der ersten in Frankreich sah, sagt er, dafs ein Vereinigungspunkt aller gebildeten Rechtsgelehrten in ihm gegeben sey; er fordert die Landsleute von Cujas auf — hier etwas zu thun »*Esperons* sagt er, *que la patrie de Cujas produira un digne interprete de Gajus; et si l'Allemagne peut se féliciter d'avoir découvert ce précieux manuscrit, que la France du moins ait la gloire d'en offrir le premier commentaire* — P. 83.

(*Der Beschlufs folgt.*)

N°. 57. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

(Themis, ou Bibliothèque du jurisconsulte.)

(*Beschlufs.*)

m folgenden Artikel wird die in den französischen Rechts-
chulen bisher herrschende scholastische Methode aufgezogen.
Vir werden mit den Büchern bekannt gemacht, welche den
tudirenden in Frankreich als Quelle ihres Wissens bisher
ienten. So wie wir unsern vielfach verarbeiteten Heinec-
ius haben, gibt es in Frankreich verschiedene elementarische
ücher, die hinter jenem indessen weit zurück stehen. Zwei
nd älter, d. h. aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhun-
erts, nämlich Lorry und Delusseux, letzterer in verschiede-
en Formaten kürzlich wieder aufgelegt. Beide haben wenig An-
pruch auf wissenschaftlichen Werth. Niedlicher sind die noch
leineren Bücher meistens verfafst um den Studierenden zum
xamen abzurichten, wohl von Studirenden verfafst; — eine
rt von Catechismen, deren Rec. noch bei den Studirenden
er Rechtsschule zu Bruxelles sah. Es sind ausser dem Petit
ernère, besonders das s. g. Enchiridium, die Synopsis und
as kürzeste von allen unter dem erbaulichen Namen *le petit
ustinien?* Der Verf. zeichnet übrigens Delusseux wegen seiner
larheit und Deutlichkeit durch Beyspiele als das beste Buch
er Art aus, und äussert den lebhaften Wunsch, dafs gut ge-
chriebene Lehr- und Handbücher des römischen Rechts (in
rankreich ein dringendes Bedürfnifs), bald erscheinen möchten!

Die 4 folgenden Lieferungen enthalten mehrere Anzeigen,
on in Frankreich neu erschienenen juristischen Werken, die
n Deutschland wohl wenig noch bekannt seyn mögen. Hieher
ehören die Anzeigen von *Cottu de l'administration criminelle en
ngleterre et de l'esprit du gouvernement anglais. Livr. VII. P. 97
—108 Oeuvres choisies de M. A. Servan, 2 Vol* — einst berühm-
er juristischer Redner des Parlements zu *Grenoble S. 108—116.
ssai sur la puissance paternelle par J. P. Chrestien de Poly 2 Vol.
vo P. 117—122 De l'autorité judiciaire en France par Henrion
e Pansey 1 Vol. P. 166—174. Du vice de l'instruction criminelle
n France et des moyens d'y remedier par Tougard. Livr. VIII. P.
09—230. Traité des Servitudes par Pardessus 5ieme edition.*

Destriveaux Essai sur le Code pénal Liége 1819. 1 Vol. L IX. P. 324—328 Henrion de Pansey Justice de paix. In all diesen Anzeigen, unter deren Verf. die Herren Jourdan, D pin ainé Renouard und andere sich nennen, herrscht gro Unpartheilichkeit und Gründlichkeit mit einer in bekannten de schen Litteraturzeitungen seit einiger Zeit immer seltener w denden Urbanität verbunden. Gehen sie nicht immer ins E zelne, so geben sie dem Leser doch eine Idee vom angezei ten Werke. Auch halten sich die Verfasser der Anzeigen ni an kleinlichen Nebenpunkten, wie manche Anzeigen, die d durch oft so räthselhaft werden, daſs der Leser sie verlä ohne zu wissen, was er vom Anzeiger — oder vom angezeigt Werke denken soll. Von einigen Anzeigen möchte hier e nähere Angabe an ihrer Stelle seyn. Livr. VIII. P 286—2 Eine Widerlegung von dem Bekannten allen Völkern Euro zum Musterbuche empfohlenen Werke *Volney's La loi natur ou principes de la morale deduits de l'organisation de l'homme et l'univers* — von *Renouard.* Dieses schon vor der französisch Revolution geschriebene, während derselben als *Catéchisme citoyen* oft erschienene, und neuerdings bei Gelegenheit der W dereinführung der Vorlesungen über Naturrecht vielfach verbr tete Büchlein enthält die consequenteste Durchführung ei egoistisch materialistischen Moralsystems, welches in Frankrei überaus viel Anhänger fand. — Herr Renouard eine hohe p losophische Ansicht mit gründlicher Bildung verbindend zei das die menschliche Natur eben so sehr erniedrigende als in si traurige dieser Ansicht, welche aber nicht durch Unterdrücku des philosophischen Forschens, sondern durch das Aufblüh einer gründlichen Philosophie vernichtet werden kann. W heben hier aus, was er P. 292. sagt: *Cette doctrine est a claire; elle deifie l'égoisme, elle résout la vertu en un calcul, le en imprudence; elle place le remords dans la peur; elle justifie l' pression du fort, encourage l'habileté du voleur, absout le meurt s'il sait se soustraire à la peine!* und P. 293 — *Quand Volney les philosophes de son école disent que la conservation de soi m est une loi inhérente à l'humanité, ils ont raison. Leur tort est vouloir faire de cette loi un précepte de morale, et même le préce fondamental, le precepte unique.* In Deutschland hat freilich Philosophie Volney's nie Beyfall gefunden; wenn sie gleich öffentlichen wie im häuslichen Leben auch da leider! s häufig die herrschende ist.

Eine andere eigentliche Recension ist die von Blondeau ül *Lebrun, La prestation des fautes* Livr. IX P. 344 — 3 Dieses in Frankreich wenig, in Deutschland bisher ganz un kannte dem Rec. durch Zufall bekannt gewordene Büchlein e schien schon 1761, wurde damals durch Pothier einer Wid

legung gewürdigt, mit welcher es Merlin im *Répertoire* in sehr ausführlichem Auszuge gab, und ist durch Dr. Loiseau 1813 wieder herausgegeben worden. Die Ansichten Lebruns über die Grade der Culpa haben grosse Aehnlichkeit mit denen, welche dem berühmten Werke von *Hasse* zu Grunde liegen, ob sie gleich nicht auf die überzeugende Weise begründet sind. Herr Geh. J. R. Hasse hat unterdessen in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft Band 4 Heft 2 das ihm mitgetheilte Werk mit einer freylich etwas scharfen Feder beurtheilt. — Die französische Anzge desselben, die das Buch nun auch im Vaterlande zur allgemeinen Kenntnifs bringt — ist mehr von einem praktischen als historischen Gesichtspunkte aus abgefafst. Der *Code civil* — wie von Blondeau gründlich gezeigt wird — folgt über die Leistung der *diligentia* in Vertragsverhältnissen keiner allgemeinen angenommenen Grundidee; es ist also alle Bestimmung hierin der Wissenschaft überlassen; für welche natürlich die Lehre der Röm. Juristen von Wichtigkeit ist. In so fern untersucht Blondeau, ob die Theorie von Lebrun genügender für die Praxis sey, als die gewöhnliche. Sie darstellend, begegnet er hie und da den Bemerkungen von *Hasse*, befolgt sie in andern Fällen wieder; die eigentliche Theorie des letztern ist ihm bis jetzt noch unbekannt. Die Vergleichung dieses Artikels von Blondeau mit dem vielen, was in Deutschland seit etwa 15 Jahren über die Culpa geschrieben ist — zeigt uns recht klar die verschiedene Richtung der französischen u. deutschen Rechtswissenschaft, Vergleichung, die nicht ganz zum Nachtheil der ersteren ausfallen möchte; indem dieselbe lebendig in die Praxis eingreift, während bey uns viele der gründlichsten gelehrtesten Ausführungen, selbst wenn sie immer von den Praktikern gekannt wären, für dieselbe doch von keinem Resultate sind.

Unter den übrigen Aufsätzen dieser Lieferungen sind dogmatische, philosophische und historische Abhandlungen und Ausführungen. Unter die ersten gehören die 3 Artikel: *Tableau de la jurisprudence relative aux droits des enfans naturels*, von Dr. Dalloz P. 123—138, 245—255, 340—348 Zwey Vorlesungen aus dem *Cours du droit public* von Degerando über den Begriff und das Wesen des Gesetzes, P. 175—201, und *sur l'harmonie des pouvoirs* P. 468—484, letztere ein für Frankreich bey den gegenwärtigen Verhältnissen sehr subtiler Gegenstand. Unter die historischen und litterarischen gehören Bemerkungen über das historische Studium des römischen Rechts von Recensenten. P. 375—382; Entwickelung der Ansichten, mit welchen die Herrn Professoren *Ducaurroy de la Croix* und *Demante* ihre Vorlesungen eröffnen; eine kurze Uebersicht der Veränderungen der Verfassung der Rechtsschule begleitet dieselbe.

Bemerkungen über das 44te Cap. von Gibbon bey Gelegenheit der in Lüttich und Paris jetzt veranstalteten besondern Ausgaben desselben, von *Ducaurroy de la Croix*. Die juristischen Unrichtigkeiten Gibbon's und seines französischen Uebersetzers Guizot werden darin herausgehoben. Die Conclusion, welche deshalb über die historische Darstellung des römischen Rechts von Gibbon ganz den Stab bricht, ist freylich etwas stark.

Sonst sind noch kürzere Anzeigen von Dissertationen wie z. B. der in Paris von Brielmann in Lüttich von *Cralle* vertheidigten, im Anhange jedes Heftes verschiedene auf Rechtsstudium sich beziehende Nachrichten, wie z B. Preisfragen von Groningen, Lüttich, Berlin und Amsterdam, die Anzeigen der Vorleskatalogen von Paris, Lüttich, Heidelberg, welche Zusammenstellung die Grundverschiedenheit der Universitäts-Verfassung Frankreichs, der Niederlande und Deutschlands auffallend zeigt. Uebrigens findet sich in den Anhängen der 2 Bände eine (so viel Rec. urtheilen kann) vollständige Angabe der neuesten in Frankreich erschienenen juristischen Werke. —

Rec. beschliefst diese Anzeige mit einem doppelten Wunsche: einmal, dafs unter den deutschen Rechtsgelehrten diese Versuche ihrer französischen Collegen Unterstützung und Ermunterung finden mögen, dann aber (was gerade durch die Erfüllung des ersten Wunsches möglich wird) dafs die Richtung, welche die Themis genommen, dem Geiste ächter Wissenschaft immer mehr sich nähere. Französische und deutsche Rechtsgelehrsamkeit haben einen verschiedenen Charakter, obgleich deutsches und französisches Recht einen gemeinsamen Ursprung haben. Die — jetzt historisch praktische Richtung der französischen Jurisprudenz darf uns vielfach (wie in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft gesagt ist) zum Muster dienen; sie ist unmittelbar von gröster Wichtigkeit für die Länder, wo noch jetzt das französische Civilrecht als gemeines Recht gilt. — Von der andern Seite werden die Ansichten, welche die neueste Rechtswissenschaft Deutschlands vor der aller anderer Länder auszeichnet — auf französischen Boden verpflanzt, sowohl für die Juristen Frankreichs, als — für deren eignen Fortbildung gewifs die fruchtbringendsten Folgen haben. Zwei Länder sind es — von wo aus die Verbindung zwischen Deutschlands und Frankreichs Rechtsgelehrten besonders erhalten werden kann, nemlich die Schweitz und die Niederlande. In so fern war Rec. das Erscheinen der *Annales de législation et de jurisprudence* in Genf, ein erfreuliches Zeichen des Anfanges einer für die Rechtswissenscheft viel versprechenden Periode.

L. A. Warnkönig.

Journal des Cours publics de Jurisprudence, Histoire et Belles Lettres. Paris. Au Bureau du Journal, rue Saint-Jacques No. 51.

Offenbar ein guter Gedanke, eine Wissenschaft in Form gedrängter sacherläuternder Vorlesungen encyclopädisch durchzuführen, so daß die Encyclopadie nicht allein zeigt, worüber und wie in jedem Fache studiert und gelehrt werden solle, sondern das, was der Inhalt selbst seyn soll, concentriert und gleichsam in einer Quintessenz gegeben werde. Eine solche *Analyse complete et raisonnée* versprechen hier, zunächst für die Rechtschule zu Paris, Männer von empfehlenden Namen, über 8 Curse. 1. Naturrecht, Völkerrecht, allgemeines Staatsrecht — Prof. *Dr Portets*, 2. Gesch. des röm. und des französ. Rechts — *Poncelet*. 3. Staatsverwaltungsrecht (*droit administrativ*; denn selbst in Policey soll unter bestimmten Rechtsgrundsätzen und Gesetzen stehen!) — *de Gerando*. Diese 3 Vff. sind aus der *Faculté de droit* zu Paris. Aus dem *College de France* haben sich damit verbunden, 4. *Daunou* für die Lehre von der Geschichtverfassungskunst, und 5. *Tissot* für lateinische Dichtkunst. Dazu kommen aus der *Faculté des Lettres* 6. *Lacretelle* der jüng. für alte Geschichte, 7. *Guizot* für Geschichte Ständischer Verfassungen und 8. *Cousin* für Philosophie. Jeder Cours erscheint auf ungefähr 400 Seiten in 12 Lieferungen. Subscribirt kostet der einzelne Curs 8 bis 9 Franken, zwey 14 bis 16 Fr. das Ganze 40—49 Fr. Andere Mitarbeiter werden zu den gegebnen *Uebersichten*, Bemerkungen mittheilen. Sehr richtig wird der Wink gegeben: *Les Elèves des Ecoles de droit, persuadés avec d'Aguesseau, que le droit naturel est l'étude fondamentale du Légiste, en feront la base de leur travaux en jurisprudence. Ils voudront, avant d'entreprendre l'étude des lois positives, remonter jusqu' à leur principe, connaitre leur histoire et les attributions légitimes des differens pouvoirs, dont elles émanent.* Nur wo tieferforschte Grundsätze und wohlbeobachtete Erfahrungen in einander würken, sind aus Pflichten Rechte abzuleiten, welche recht sind. *Jus esto et rectum et justum.*

P.

Revue Encyclopédique **ou Analyse Raisonnée des productions les plus remarquables dans la litérature, les sciences et les arts. (Es folgen die zahlreichen Namen der Herausgeber.) Paris au bureau central de la revue Encyclopédique, Rue d'Enfer, Saint-Michel. Nr. 1[illegible]. et chez Arthus Bertrand, Rue Hautefeuille, Nr. 23. Londres Treuttel et Würz, et Dulau et Comp. 1821. Janvier, Fevrier, Mars, Avril, Mai oder 25., 26., 27., 28., 29. Livraison. (9. Volume 642 S. 8vo.) 10. Vol.**

470 S. — Preis für einen Jahrgang zu 12 Heften in Paris 42 Fr. im Auslande 54 Fr.

Dieses Journal, erst seit kurzem, seit 1819 gegründet, und in monatlichen Heften von ungefähr 12 Bogen, bei zum Theil engem, jedoch lesbarem Drucke, erscheinend, zeichnet sich sowohl durch Mannigfaltigkeit der darin enthaltenen Gegenstände, wie durch die Art der Behandlung derselben, so sehr aus, dafs wir glauben, die Aufmerksamkeit des deutschen gelehrten Publikums darauf lenken zu müssen, sind auch überzeugt, dafs dieses Journal nebst dem älteren rein wissenschaftlichen *Journal des Savans*, jetzt die erste Stelle unter den französischen Blättern der Art einnimmt. Wir brauchen nur die Namen Einiger unter den zahlreichen Gelehrten, die sich zu Herausgabe dieses Journals verbunden haben, anzuführen, um den Standpunkt desselben näher zu bezeichnen. Es sind zum Theil Männer, deren Gelehrsamkeit und Kenntnisse auch das Ausland rühmlichst anerkannt hat, wie z. B. unter der Rubrik: *sciences physiques et mathématiques et Arts industriels, sciences naturelles et médicales* die Herrn *Dupin, Orfila, Chaptal* u. s. w.; unter den *sciences philosophiques et morales, politiques et historiques* die Herrn *Lanjuinais, M. A. Jullien*, einer der Hauptredacteurs, *Al. de la Borde, Arnold, Barbièr-Dubocage, Degérando, Jomard, Alex. Lameth, Naudet, Simonde Sismondi* u. s. w.: endlich unter der *Littérature française et étrangère, Bibliographie, Archéologie et Beaux-Arts:* die Herrn *Aignan, Andrieux, Barbier, Champollion-Figeac, Ph. Golbéry, Langlès, Pougens, Schweighäuser* der Sohn, Graf *Segur, Sicard* und Andere. Neben dem lobenswerthen Bestreben Frankreich mit dem, was andere Länder in der Literatur geliefert haben, bekannt zu machen, läfst sich der Zweck der Herausgeber nicht verkennen, auch durch Einführung und Beurtheilung des Vorzüglichsten, was Deutschland zu Tage gefördert, ihrem Journal Reiz und Interesse zu leihen, daher allgemeine Uebersichten des Standes der Literatur, Reflexionen über Zu- oder Abnahme der Literatur und der wissenschaftlichen Bestrebungen überhaupt: dergleichen über Frankreich das Januarheft von 1819, über Polen in einem andern Hefte von 1820 enthalten sind. Aber auch das deutsche Publikum gewinnt durch diese Einrichtung, indem es nicht blos mit dem Hauptsächlichsten der französischen Literatur, in ausführlichen Recensionen, wie in kürzern Anzeigen bekannt gemacht wird, sondern auch das Wissenswertheste unter dem im übrigen Europa erschienenen in ziemlicher Vollständigkeit, in kürzeren Anzeigen enthält. Es ist nemlich bei diesem Journal die Einrichtung ge-

treffen, dafs jedes Heft in vier Abtheilungen zerfällt, wovon die erste »*Mémoires, Notices et Mélanges*« enthält; ausführlichere Abhandlungen über verschiedene Gegenstände; als z B. im Februarheft eine »*Notice relative au Tableau ci-joint des variations de la température pendant l'année 1820*« von *Francoeur*, ein »*Essai historique sur la poésie anglaise et sur les poetes anglais vivans*« von *Ph. E. Chasles*; ein *Rapport sur l'histoire naturelle des mammiferes*, von *De Lacépede*; eine *Notice sur les expériences électro-magnetiques* von *Ampere*. Einiges von dem durch mehrere pädagogische Schriften berühmten *Jullien* u. s. w. Die zweite Abtheilung ist für ausführlichere Beurtheilungen bedeutender Erscheinungen in jedem Fache der Literatur bestimmt, unter dem Titel: *Analyse d'ouvrages*. So enthält das letzte Maiheft eine interessante Anzeige und Beurtheilung der Böckschen Erklärung einer Aegyptischen Urkunde, durch den berühmten *Jomard.*; die dritte Abtheilung: »*Bulletin bibliographique*« überschrieben, giebt kürzerere Anzeigen von Werken, die in Frankreich, wie im Auslande, in Spanien, Portugall, England, Holland, Deutschland, Rufsland, Italien, den Vereinigten Staaten und sonst erschienen sind, und zwar in bedeutender Anzahl, wie solches auch bei dem etwas engeren Drucke und kleinerer Schrift möglich ist; so enthält der 9te Band, aus den drei ersten Heften des Jahrs 1821 bestehend, in Allem 263 Werke angezeigt, die zwei ersten Hefte des 10n Bandes 210 Werke. Die vierte Abtheilung endlich: »*Nouvelles Scientifiques et Littéraires*« dient zur Bekanntmachung und Verbreitung alles Neuen, was sich im Gebiete der Wissenschaften ereignet hat, neuer Erfindungen, Gründung neuer wissenschaftlichen Institute, Chronik der Universitäten, Nekrologe u. dergl. mehr. — Schliefslich wäre noch zu wünschen, dafs doch zunächst die deutschen Namen mit mehr Genauigkeit geschrieben würden. Manche Druckfehler bieten sich hier dar, was um so auffallender ist, als durch Correktheit des Drucks und äussere Eleganz dieses Journal sich sehr empfiehlt.

Rheinische Jahrbücher der Medicin und Chirurgie. Mit Zugabe des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der medicinisch-chirurgischen Literatur des Auslandes. Herausgegeben von Dr Chr. Fr. Harless, Königlich Preussischem Geheimen Hofrathe, Ritter des Kaiserl. Russischen St Wladimir-Ordens, ordentl öffentl. Lehrer der Medezin an der Königl. Universität zu Bonn, mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften in Deutschland, Frankreich, Italien, Rufsland

u. s. w. Mitgliede. *Ersten Bandes erstes* und *zweites Heft.* Bonn 1819 bei Adolph Marcus.

Zweiten Bandes erstes und *zweites Stück*, in Verbindung mit den Herren: FICKER in Paderborn, J. GUMPRECHT in Hamburg, MAYER in Bonn, MEYER in Minden, MERREM in Cöln, RENARD in Mainz, v. WALTHER in Bonn, Freih. v. WEDEKIND in Darmstadt, WITTMANN in Mainz, Bonn 1820 bei Heinrich Büschler.

Dritten Bandes erstes Stück. In Verbindung mit den Herren FICKER in Paderborn, GÜNTHER in Cöln, J. GUMPRECHT in Hamburg, G. JÄGER in Stuttgardt, v LENHOSSEK in Wien, MAYER in Bonn, MEYER in Minden, MERREM in Cöln, PEIPERS in Cöln, RENARD in Mainz, W. J. SCHMITT in Wien, v. WALTHER in Bonn, FR. v. WEDEKIND in Darmstadt, WITTMANN in Mainz, Bonn 1821 bei H. Buschler.

Nach einer Pause von vier Jahren folgt diese Fortsetzung der beliebten Jahrbücher der deutschen Medicin und Chirurgie von dem berühmten *Harless.* Dieselben haben für neu hinzukommende Käufer auch den besondern Titel Rheinische Jahrbücher der deutschen Medicin und Chirurgie erhalten. Der Name des Herrn Herausgebers, der Geist der diese Zeitschrift beleben soll, die Theilnahme mehrerer grossen Aerzte an diesem Unternehmen bürgen für den guten Fortgang; die Zahl dieser vermehrt sich mit jedem Jahrgange, und das Bestreben die Rheinische Jahrbücher mit nützlichen, gehaltvollen, die Wissenschaften und Kunst befördernden Beiträgen auszuschmücken, leuchtet aus jedem Hefte hervor. Für jetzt werden nur vier Hefte jedes zu 13 — 14 Bogen oder zwei Bände jährlich erscheinen; doch wird die Zahl der Hefte und Bände, sobald es das Publikum wünschen wird, in der Folge vermehrt werden.

Bereits das *erste Heft* enthält vortreffliche Aufsätze, wichtige Bemerkungen und Beobachtungen, merkwürdige Krankengeschichten u. s. w. Den Anfang machen *Bemerkungen über die Ursachen des endemischen Wahnsinnes im Schwarzwalde* von dem Grofsh. Badischem Geheimenrathe und Medicinal-Referenten des Donaukreises Dr. *J. Rehmann,* dem Vater, zu Donaueschingen. Man wird dasjenige was der Verfasser über Klima, Lebensweise, Nahrung, Wohnungen, herrschenden Aberglauben dieser Waldbewohner sagt, mit Interesse lesen, durch diese Ursachen werden die atrabilarischen Infackten bewirkt, die den Grund zum Wahnsinn vorzüglich legen. Der V. schlägt zur Verhütung der Häufigkeit vor auf den Frohsinn der Schwarzwälder zu wirken durch Volksspiele, verbunden mit gymnastischen Uebungen, denselben bessere Religionsbegriffe mitzutheilen, den Schulunterricht zu verbessern. Der zweite Abschnitt ist über die *Ruhr,* die im Jahre 1811 in Stuttgart

herrschte, und besonders über die gewöhnlich tödtliche Form derselben von Dr. *Georg Friedr. Jäger*, dem Jüng., ausüb. Arzte zu Stuttgart. Nach einer Uebersicht der im Jahr 1811 häufig beobachteten Krankheiten, deren epidemischer Character vorzüglich der rheumatische war, folgt die Uebersicht der Ruhrepidemie, eine Angabe der verschiedenen Grade der Ruhr im Allgemeinen, und der gewöhnlich angewandten Heilungsmethode, ferner liefst man hier einige Fälle, in denen die Ruhr tödtlich war, worauf die Resultate des Gesagten zur nähern Bestimmung der Ruhr vom Verf. angegeben werden. Es betreffen diese 1) die anfangs mehr örtliche Affection und den Uebergang in Allgemeinleiden; 2) insbesondere die früher erfolgten Kopfaffectionen und den schnellern Verlauf bei jüngern Personen; 3) die vorzüglichen Veränderungen des Mastdarms und die Ausdehnung dieser Veränderungen auf den Düldarm. Der V. vergleicht 4) die Entzündung bei der Ruhr mit der aphthösen Entzündung im Halse, macht 5) auf die Verwandtschaft derselben mit der Krankheit, die oft die Entstehung von Schwämmchen bei Kindern begleitet, aufmerksam; bemerkt 6) dafs nur in drei Fällen die dünnen Därme zum Theil entzündet waren; in den übrigen Organen des Unterleibes aber 7) der Blutreichthum abgerechnet wenig verändert war. Die Organe der Brusthöhle scheinen 8) in der Regel am wenigsten Theil zu nehmen; doch offenbarte sich 9) ein deutlicher Zusammenhang zwischen den Krankheitserscheinungen und den Veränderungen, die nach dem Tode im Kopfe wahrgenommen wurden. Endlich kommen 10) die Zufälle der Ruhr zur Sprache, die durch eine Affection des sympathischen Nerven bedingt scheinen, nemlich Fieber, gastrische Zufälle, Ausbreitung der Entzündung auf andere Theile, Störung der Assimilation und Nutrition, gestörte Wärmeerzeugung; wo es an guten Bemerkungen nicht fehlt. Der dritte Abschnitt handelt von der *Blausucht*, Hr. Prof. *Schallgruber* in Gräz in Steiermark giebt die Krankengeschichte und Leichenöffnung eines Blausüchtigen, läfst darauf Bemerkungen folgen, wo derselbe bei den Anfallsperioden und ausser derselben die Beibringung einer grössern Menge Sauerstoffs zur Verschaffung von Linderung und Verlängerung des Lebens empfiehlt. Darauf folgt: *Ein Beitrag zu den Erfahrungen für die Wirksamkeit der allgemeinen Schutzpockenimpfung in Baiern* von Dr. *Schmidt*, kön. Landgerichts- und Salinenarzte zu Rosenheim in Baiern. Mit einem Vorwort des Herausgebers. Es beweifst dieser Beitrag abermals, dafs die Vaccination vor den Menschenpocken behütet, und dafs bei Subjecten, wo die Ansteckung durch Menschenpocken kurz vor der Vaccinirung erfolgt war, die Menschenpocken gelinder ver-

liefen. Die ferner hier enthaltenen *praktischen Bemerkungen und Beobachtungen über einige Heilmittel* vom Regierungs- und Kreismedicinalrathe *Wetzler* zu Augsburg betreffen den Nutzen von Flachs und Werg bei entzündlichen Affectionen; vorzüglich äusserer Theile, den Nutzen einer *Mixtura oleasa* beim Magenkrampf, die bekannte Wirksamkeit des *Spiritus Mindereri*, der kalten Umschläge auf den Kopf und den Nutzen der Zinksalbe wider Flechten und andere Hautausschläge. Merkwürdig ist der Krankheitsfall von einer *Eitersammlung im Herzbeutel* von Dr. *Fr. G. A Fabricius*, Herzogl. Nassauischem Hofrathe, es zeigte sich an dem obern und vordern Theile der Brust rechterseits zwischen der zweiten und dritten Rippe ein Geschwulst, durch deren Oeffnung eine beträchtliche Menge Eiter ausgeleert wurde; die Kranke starb unter immer zunehmenden Erstickungszufällen Ebenfalls merkwürdig ist die *Krankengeschichte und Leichenöffnung* beschrieben von Herrn Dr *Adelmann*, Landgerichts-Arzt in Gerolzhofen im Würzburgischen. Die Krankheit war aufangs Catarrh, darauf folgte *Carditis*, die sich mit *Abortus* und *Febris puerperalis* verband, und bis zum Tode die Hauptrolle spielte. Bei den enthaltenen *Nachrichten über die neuste Veränderungen und Verbesserungen an dem Kaiser-Franzensbad bei Eger* mitgetheilt von Hrn. Dr. *Pöschmann*, k. k. Kreisphysicus in Eger und ersten Brunnenarzt zu K. Franzensbad, die beträchtlich sind, fordert der Herausgeber in der Note zu Nachrichten von wichtigen und kräftigen Mineralquellen und Bädern auf. Herr *Hofk. Dr. Damm* macht aufmerksam auf die *Heilkräfte des Karlsbades in veralteten Wunden und Geschwüren.* Frischgeschlossene Wunden gehen unter dem Gebrauch dieses Mineralwassers oft auf, aber sie schliessen sich auch wieder. Den Schluſs dieses Heftes machen kürzere Bemerkungen praktischen Inhalts, und betreffen die Beobachtung einer wahren Starrsucht, zwei Beobachtungen über die Harnruhr, und rhapsodische Notitzen über einige praktische Fälle von Dr. Adelmann von verschiedenem Werthe.

Das *zweite Stück* des *ersten Bandes* enthält einen, auch besonders abgedruckten, *Aufsatz* über *Republikanismus* in der Naturwissenschaft und Medizin auf der Basis des Electrismus, ein kräftiger Aufsatz zu seiner Zeit, der die vielumfassende Gelehrsamkeit des Herrn Verf. aufs neue beurkundet. Diesem Aufsatze folgen Bemerkungen über den *Diabetes mellitus*, von Hofk. *Ritter* in Mannheim. Die der Diabetes und der Steinkrankheit zum Grunde liegende allgemeine Ursache ist keine andere, als die fruchtbarste Mutter der meisten Krankheiten, die Ablagerung des zerfallenen Thierstoffes auf die *Plexus renales*, der an seiner Ausscheidung gehindert, nun eine gänzliche Verstim-

mung der abscheidenden Kraft im innersten Organismus der Nieren veranlafst, so dafs deren Produkt jetzt auffallende Abnormität darstellt?? An diese Bemerkungen schliefst sich eine *vortreffliche Abhandlung von Portal über die Entzündung des Bauchfells* an, vorgelesen in der *Acad. Royale de Sciences* im Jul. 1818. Aus dem Franz. übersetzt mit einem Zusatze von Dr. Fabricius, Herzogl. Nassauischem Hofrathe. Die Endresultate sind: das Bauchfell wird entzündet gefunden ohne Zeichen der Peritonitis; bei ihr sind die Eingeweide selbst entzündet; das Bauchfell entzündet sich vorzüglich in der Gegend der entzündeten Eingeweide; die Entzündung im Unterleib pflanzt sich nicht durch das Bauchfell, sondern durch die Gefässe und Nerven fort; die Peritonitis ist so wenig von der Entzündung anderer Eingeweide des Unterleibs verschieden, als die Entzündung der Gehirnhäute, von der des Gehirns, oder die Pleuritis von der Peripneumonie. Allerdings würde derjenige, wie Herr Fabricius im Zusatze bemerkt, eine zu beschränkte Ansicht des Kindbetterinnenfiebers haben, der es nur als Entzündung des Bauchfells betrachten wollte, und das ganze der Erscheinungen nicht erkennt. Die ferner hier *gelieferten Wahrnehmungen über die Kur der Lustseuche ohne Quecksilber* von *Thomas Rose*, wovon die Fortsetzung folgt, sind nicht geeignet den Gebrauch des Quecksilbers in der Lustseuche aufzugeben. Sehr lesenswerth ist der *Nachtrag zu der Geschichte der Pest zu Noja* in den Jahren 1815 und 1816. Nach Mittheilungen des Herrn Dr. und Hospitaldirectors *Schönberg* zu Neapel und mit den Originalschriften verglichen vom Herausgeber. Die *praktische Bemerkungen über die Brüche im Allgemeinen* von Dr. *Collomb* zu *Lyon* sind wahrhaft praktisch und dem Wundarzt gar sehr zu empfehlen. Den Schlufs machen *kürzere Bemerkungen und Wahrnehmungen,* sie betreffen Versuchen an Thieren über das Anstekkungsvermögen der Gangrän, von *J. G. Double* zu Paris; ferner Beobachtungen eines gänzlichen Mangels der Speiseröhre bei einem neugebornen Kinde von Dr. *Sonderland;* den Fall einer Schwängerung durch den Mastdarm von Dr. *Rossi;* die Beobachtung über ein falsches primitives *Aneurysma,* welches durch die Compression geheilt wurde von Dr. *Chayz* zu Paris; dann den Erfolg der Behandlung der Gicht nach *Cadets* Weise durch Trinken von heissem Wasser von *Goudinet.* Der Kranke ward nicht besser, als in andern Nachlässen, auch kamen die Gichtzufälle wieder; und endlich einen Fall von beispiellos schnellem Wachsthum des Körpers bei einem Knaben von vier Jahren. Er trug, indem mit dem sehnellen Wachsthum des Körpers auch seine Kräfte im Verhältnifs stehen, in seinem vierten Jahre einen halben Sack Roggen, und fährt auf einem Schubkarren

einen erwachsenen Menschen, der 130 Pfund wiegt, er hatte damals die Länge von 3 Fuſs $11^1/_2$ Zoll.

Des *zweiten Bandes erstes Stück* enthält zuvörderst die Erklärung, die Fortsetzung, den Plan und die neue Einrichtung der Rheinischen Jahrbücher, und beginnt dann mit einer Abhandlung über und gegen den neuern *Empirismus* in der Physiolophie und Medicin von Harless, der bereits in dem Aufsatze über Republikanismus zur Sprache gekommen, näher hier angedeutet, und nach des Herausgebers Weise treffend bezeichnet wird. Der V. schlieſst mit den Hauptgebrechen der praktischen Medicin, und die Fortsetzung dieses Gegenstandes wird versprochen, wo man die Beispiele und Belege zu erwarten hat. Dieser Abhandlung folgt die *glückliche Behandlung einer hartnäckigen Weichselzopfkrankheit* von dem Hrn. Geh. Rath und Leibarzte, *Freih. von Wedekind.* Diese Beobachtung wird man nicht ohne Interesse lesen. Der V. macht hier aufmerksam auf den specifischen Geruch des Athems bei der Weichselzopfkrankheit, und vergleicht ihn mit dem Gestank von verbrannten Knochen, Knorpeln und Haaren. Sehr merkwürdig ist die *Beobachtung einer widernatürlichen Knochenerzeugung* vom Herrn *Medicinalassessor* Dr. *Heymann* zu Coblenz, und gehört gewiſs zu den seltensten in der pathologischen Anatomie. Von Hrn *Hopfengärtner* werden ferner hier zwei Abhandlungen mitgetheilt, wovon die eine *einige besondere Formen des Rheumatismus acutus*, die andere aber die verschiedene *Formen von Nachkrankheiten der Lustseuche* betrifft: beide enthalten manches Gute. Belehrend sind die *Beiträge zur Geschichte und Diagnostik der Herzkrankheiten,* sie betreffen die Geschichte einer Carditis polyposa von Dr. *G. Adelmann,* und die Entzündung eines Theils der Substanz des Herzens, die sich durch keine eigenthümliche Zufälle während des Lebens zu erkennen gab, beobachtet von Dr. *Georg Jäger* in Stuttgart; und endlich die Beobachtung einer Herzkrankheit, auf welche Verstopfung der Leber, Bauchwassersucht, und ein konvulsivischer Zustand des Magens folgt, von Hr. *Gogiran* und *St. Andre.* Zu dieser Abhandlung kommt ein Auszug derselben über diese Beobachtung von den Herrn *Bouvier, Lejumeau de Kergaredec,* ein Beweiſs des Sprichwortes: *tot capita tot sensus.* Den Schluſs dieses ersten Stücks macht der Beschluſs der Wahrnehmungen über die Kur der Lustseuche ohne Quecksilber von *Thomas Rose.* Wenn diese Wahrnehmungen den Gebrauch des Quecksilbers in der Lustseuche nicht aufheben werden, so lehren sie doch, daſs man viel in dieser Krankheit ohne Quecksilbermitteln ausführen kann, und die zweckmässige Verbindung dieses Arzneykörpers mit andern nach Grad, Art und Beschaffenheit der Krankheit, ihrer Zu-

mmensetzung mit andern Krankheiten u. s. w., wird immer
her und mehr überzeugen, dafs die Heilung schneller und
uerhafter von statten geht, als wenn man sich auf das Queck-
ber beinahe allein beschränkt, manche Dosis wird ersparet
rden, die zum Nachtheil des Kranken in den Körper ge-
mmen wäre.

Des zweyten Bandes zweytes Stück wird mit einer vortreff-
hen Abhandlung des Herrn *Prof. Dr. Mayer über Erzeugungs-
t und Zeugungstheorie* eröffnet, deren Fortsetzung wir mit Ver-
nügen entgegen sehen. Hr. *Dr. W. Krupp*, Kreisphysikus u.
rgarzt in Dortmund stellt in seiner Abhandlung über das We-
n und die Behandlung des Zeitraums der Zunahme und Ab-
ihme der hitzigen Krankheiten folgendes fest: Das Stadium
icrementi ist ihm der Zeitraum der hitzigen Krankheiten, wo
is ergriffene System oder Organ, und alle damit in naher
ler entfernter Wechselwirkung stehende Systeme oder Organe
einem Zustand erhöhter Lebensthätigkeit sich befinden. Un-
r *Stadium decrementi* begreift der Verf. den Zeitraum, wo das
sprünglich afficirte System oder Organ in einem obwohl ge-
ngern Zustande von erhöhter Vitalität sich fortwährend befin-
et, die in Wechselwirkung aber stehende Systeme oder Orga-
e in einem Zustand verminderter Lebenskraft versunken sind.
en Charakter dieses Stadiums der Zunahme erklärt derselbe
radezu für entzündlich. Im Zeitraum des Nachlasses der acu-
n fällt die indirect antiphlogistische Wirkung mit der anti-
asmodischen zusammen. Wo nämlich, fährt Hr. Krupp fort,
ach irgend einem Organ Congestion statt findet (die mit
der Entzündung gesetzt ist) findet auch zugleich Conge-
ion zum Neurilem der Nerven des entzündlich ergriffenen
rgans statt, und somit geht parallel mit der durch die Ent-
ündung gesetzten erhöhten Faserstoffbildung eine vermehrte
bsonderung des sauerstoffigen imponderabeln Nervenprincips,
odurch Krampf und Entzündung zu gleicher Zeit bedingt wer-
en. — So! Praktische Aerzte werden mit Interesse die *Beob-
chtungen* von Dr. *Andrae* in Zell über die daselbst und des-
en Umgegend an der Mosel vom August 1819 bis zum Febru-
r 1820 größtentheils epidemisch vorgekommene Scharlachfieber
esen. Sehr lehrreich sind die *Beobachtungen über verschiedene
Krankheiten des Larynx, der Glottis und der Luftröhre und die Be-
bachtungen über Bruch und Verrenkung des Rückgrats* beyde von
Charles Bell aus den *Surgical Observations* desselben. Mehrere
uszüge aus diesem interessanten Werke, welche der Heraus-
geber verspricht, werden dem deutschen Wundarzte willkommen
ein. Hr. Dr. *Günther* zu *Köln* übergiebt ferner hier einige Ideen
über Vervollkommnung der Heilkunde, die zwar nicht neu und

aber der Erinnerung bedürfen. Hr. Dr. *W. Krimer* giebt sei[n] Beobachtungen und Versuche über das Verschlucken der Gla[s]stücken, sie zeigen den verschiedenen Grad der verletzende[n] Kraft des Glases, und die Möglichkeit der Auflösung im Darm[-]kanal, die Untersuchung unter welchen das Glas aufgelöst wir[d.] Flufssäure ein Theil, mit achtzehn Theilen Wasser verdünn[t] sollen hinreichen, die Auflösung des Glases im Magen zu be[-]schleunigen. Allerdings würde Entzündung Gegenanzeigen se[yn.] Hr Regimentsarzt Dr. *Jäger* liefert Beobachtungen *über Dr. Köch[-]lin's Kupfersalmiakliquor*, die Aufmerksamkeit verdienen. He[rr] Dr. *Sonderland* liefert die *Geschichte zweyer Arsenikvergiftungen*, al[s] Beytrag zur nähern Würdigung der Orfilaischen Heilart dersel[-]ben: ob schon in Ansehung der Fälle Manches zu erinnern ist, so zeigt der zweyte Fall offenbar die Wirksamkeit der Orfilai[-]schen Kurmethode. Die von Hrn Dr. *Ulrich* in Coblenz mit[-]getheilte Geschichte einer *einjährigen* Enthaltsamkeit von Spei[-]sen ist sehr merkwürdig, so wie auch die *Beobachtung von vor[-]zeitiger Entwicklung an Maria Cath. Bergweiler aus Kemprich* vo[n] demselben Verf. Den Schlufs macht die Mittheilung des Hrn Kreisphs. Dr. *Schmitz* von originären Kuhpocken in dem Eif[el-]gebürge in Rheinpreussen, dem der Herausgeber einen An[-]hang, diesen Gegenstand betreffend, hinzugefügt hat.

Des *dritten Bandes erstes Stück*, welcher das doppelte Regi[-]ster zu dem ersten und zweyten Bande dieser Rh. Jahrbücher ebenfalls enthält, beginnt mit einer interessanten Beschreibung einer menschlichen Mifsgeburt mit einem Auge und andern Di[f-]formitäten des Kopfs von Hrn Prof. v. Lenhossék zu Wien mit ei[-]ner Kupfertafel. Hr. Wilh. Jos. *Schmitt*, Prof. zu Wien liefert ferner *wichtige Beobachtungen über die Blasemolen-Schwangerschaf[-]ten.* Auch der Herausgeber giebt eine Beobachtung über Bla[-]senmolen-Schwangerschaft, nebst Bemerkungen über Hydati[-]den-Bildung im Uterus und in andern Theilen, die alle Auf[-]merksamkeit verdienen. Den obigen Beobachtungen des Hrn Pr. *Schmitt* folgt unmittelbar eine Abhandlung von demselben Verf. *über die Selbstwendungen*, die für den Geburtshelfer von dem grösten Belang sind. Dr. *Gittermann in Emden* liefert Beobach[-]tungen einer durch den Genufs des *Cancer Crangon*, oder de[r] sogenannten Seegarnälen entstandenen *Cholera.* Der Verf. glaubt dafs diese Thiere, so wie Austern und Muscheln zu gewissen Zeiten an einer krankhaften Beschaffenheit leiden, wodurch si[e] der Gesundheit nachtheilig würden. Die holländischen Aerzte schreiben den Nachtheil einem Stoffe zu, der den Garnälen an[-]klebte, in Holland *daal* genannt, der bisweilen in der See dich[t] am Strande bemerkt wird. Mit dem grösten Interesse wird ma[n] die *Beobachtung einer Amaurosis varicosa*, und die damit verbun[-]

:nen Bemerkungen über diese Krankheit lesen, welche Hr. Leib-
zt von *Wedekind* dem Herausgeber zum Einrücken eingesandt
it. Die auffolgende *praktische Miszellen von Dr. Jäger* betref-
n die erfolgreiche Behandlung der contagiösen Ophthalmie,
n Nutzen der Blutentziehung in der Wassersucht nach dem
harlach und die Geschichte eines Tetanus. Die *Ideen* und *Vor-
läge* betreffend, *die Leitung und verbesserte Einrichtung der Ir-
häuser* von Seiten des Staates, mit besonderer Beziehung auf
rofsbrittännien dessen Irrenanstalten von der *Man Burron in
ondon*, verdienen alle Aufmerksamkeit und Beherzigung; der
schlufs wird im nächsten Stücke folgen. Die oben angezeig-
Abhandlung über Erzeugung und Zeugungstheorie von Hrn Dr.
id Prof. *Mayer* in Bonn wird in diesem Stücke fortgesetzt,
id schliefst mit Festsetzung einer Zeugungstheorie oder Zeu-
ngsansicht, welche man mit Vergnügen lesen wird. Dann
ird hier die *Jode als Mittel gegen den Kropf von Dr. Coindet in
enf* empfohlen. Bey dieser Gelegenheit bemerkt Hr. Harless,
ß die Hauptbestimmung der Schilddrüse eine gedoppelte sey:
imlich erstlich als ein Organ der Blutzuführung und Blutaus-
hrung und einer gewissen Umänderung und Geschicktmachung
s für die Luftröhren nöthigen Arterial-Blutes, zweytens als
ülfsorgan zur gehörigen und dem Alter angemessenen Entwick-
ng, Modulation und graduellen Veränderung der Stimme.
ıch bemerkt Hr. Harless, dafs er die *Spongia usta* in Pulver
15 bis 20 Gran, in Verbindung mit 1 bis 2 Gr. *Barytes
uriatus* und etwas Zimmet oder einem ähnlichen Mittel, viel
ilfreicher gefunden, als den blossen Meerschwamm oder das
lvis strumalis. Die Jode soll übrigens nach Hrn Coindet viel
össere Kröpfe und diese noch viel schneller heben, als der
brannte Meerschwamm, und die üble Wirkungen desselben
ı Fortgebrauch nicht haben. S-

---

e Heilquelle zu Schwalheim im Fürstenthum Hanau, nach ihren physi-
schen und chemischen Eigenschaften geprüft und ihren arzneilichen
Kräften gewürdigt von Dr. FERDINAND WURZER, Kurhess. Hofrathe
und Ritter des Ordens vom gold Löwen, ord. Prof. d. Med u. Che-
mie, Director des chem. Instit. und d. med. Dep. d. Obersanitätscol-
legii zu Marburg; mehrerer Academ. u. gelehrten Gesells. Mitgliede.
Leipzig 1821. 48 S. 8.

ı der Vorrede versichert der Hr. Verf., dafs nicht pecuniäre Vor-
eile oder dergleichen etwas, sondern blos Patriotismus u. Ueber-
ugung von der guten Sache ihn bestimmt habe etwas beyzutra-
n, dafs die früher so häufig benutzte Quelle zu Schwalheim, von
ren Wasser jährlich 20,000 Krüge abgesetzt, und bis zu dem

Cap der guten Hoffnung verschickt wurden, jetzt aber fast vergessen ist, in ihrem Wirkungskreise wieder erweitert werde.

Die Schrift zerfallt in folgende Abschnitte: 1. Beschreibung der Gegend und Geschichte der Quelle. — Die Heilquelle entspringt aus rolligem mehr oder weniger zerklüftendem Basalt, sie gehörte früherhin der Gemeinde des Dorfes Schwalheim eigenthümlich, welche sie aber nicht geachtet zu haben schien. Gegen das Jahr 1780 kaufte der damalige Regent von Hanau u. Erbprinz von Hessen den Brunnen, liefs ihn fassen und ein Wohnhaus dabei erbauen. Die Quelle, sagt der Hr. Verf., scheine schon den Römern bekannt gewesen zu seyn, und indem man öfters bei dem Reinigen des Brunnens römische Kupfermünzen mit dem Brustbilde Hadrian's, Domitian's und Trajan's gefunden habe. —

Zweiter Abschnitt. Einige geognostische Bemerkungen über die Umgebungen dieser Heilquelle.

Dritter Abschnitt. Chemische Analyse der Heilquelle zu Schwalheim. — Dieser Abschnitt nimmt bei weitem den gröfsten Theil der Schrift ein; die Resultate der Untersuchung sind, dafs das Wasser ausser vielem kohlensauren Gas noch Stickgas und Sauerstoffgas enthält; von fixen Bestandtheilen fand man: salzsaure Bittererde, salzsaures Kali u. Natron, schwefelsaures Kali, kohlensauren Kalk, kohlensaure Bittererde, Eisenoxyd, Thon und Kieselerde. — Weil man in Mineralquellen so selten schwefelsaures Kali mit salzsaurem Kali, Thonerde mit Kieselerde vereinigt findet, machte der Hr. Verf. wiederholte Versuche und liefs sie auch von einem seiner Zuhörer anstellen, aber mit immer gleich bleibendem Erfolge. —

Vierter Abschnitt. Von den Heilkräften der Mineralquelle zu Schwalheim. —

In Hinsicht dieser Kräfte beruft sich der Hr. Verf. auf den Frankfurter Arzt Hr. Ehrmann, der seine Erfahrungen schon 1783 und 1785 bekannt machte, und es in Betracht seiner therapeutischen Wirkungen als eine Zusammensetzung vom Selterser und Schwalbacher Wasser ansah, ferner auf die Erfahrungen des Brunnenarztes und Landphysici Hr. Schazmann, endlich auf die Versicherungen des jetzigen kurhess. Salinenarztes in Nauheim Hr. Dr. Kritte in Friedberg, aus denen, wenn man sie zusammennimmt hervorgeht, dafs das Wasser mit Nutzen gegen die Gicht, den Gries, gegen Hypochondrie, Asthma u. s. w. gebraucht werden könne, dafs es aber überall da nicht passe, wo die bedeutende Menge von kohlensaurem Gas, welches das Wasser enthält, ertragen werden kann. —

N^ro. 58. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

incipes de Botanique médicale. Contenant l'abrégé de l'Anatomie et de la Physiologie végétales, l'énumération et la description des plantes médicamenteuses, d'après la classification des végétaux, et la composition des préparations officinales, que la Pharmacie tire du regne végètal par A. E. C. Loeuillart-D'Avrigni, Docteur en Médécine de la Faculté de Paris etc. A Paris, chez Aimé Payen, libraire, Rue Serpente, Nr. 13. 1821.

chnell folgen sich in Deutschland jetzt die Lehrbücher nicht ır der Gewächskunde im Allgemeinen, sondern auch die der edicinischen Botanik insbesondere. Wir haben darunter ganz ıte und brauchbare, wir haben höchst mittelmässige und unrufene Autoren, die niemals vorher die Botanik betrieben hatn, lieferten kürzlich herzlich schlechte; auf dieselbe Weise heint es auch in Frankreich zu gehen, wie auch bereits aus nigen Recensionen in unsern Jahrbüchern ersichtlich ist. Vorgende Schrift mufste um so mehr angezeigt werden, da sie ch in den deutschen Buchhandel gekommen und verbreitet orden ist, allein wir müssen gleich anfangs bemerken, dafs, enn man sie zu den mittelmässigen Produkten der Art recht, ihr vielleicht schon zu viel Ehre angethan wird. Der H. V. merkt in der Vorrede, dafs der Arzt die verschiedenen Theile r Naturgeschichte studieren müsse, könne sich aber schon it allgemeinen Kenntnissen in denselben begnügen, so habe e Botanik nur in so ferne Interesse für ihn, als in so ferne an Arzneimittel aus dem Gewächsreiche ziehe, auch müsse er ch nur mit den Arzneipflanzen beschäftigen. Weil nun alle tanischen Werke, die für die Studierenden der Medicin gehrieben worden seyen, die ganze Wissenschaft umfafsten, das edächtnifs ohne Nutzen beschwerten und ihn nöthigten, das lbst auszuziehen, was er nothwendig davon wissen müsse, nd der Hr. Verf. schon als Student sich dieser Arbeit untergen habe, so glaube er, dafs er durch den Druck derselben nderen diese lästige Mühe abnehme. —

Zu diesem ganzen Raisonnement, dessen Beurtheilung sehr icht ist, und vollkommen den Franzosen charakterisirt, glaubt ec. kein Wort hinzusetzen zu müssen! — Das Buch enthält un 1. eine kurze Uebersicht der Pflanzen-Anatomie und Phy-

siologie, die das erste Kapitel füllt und auf wenigen Seiten ab gethan ist. — Um sich eine richtige Idee von den hier vorgetragenen Lehren zu machen, braucht man nur die ersten Seiten zu lesen. Die Botanik hat zum Zweck, die Kenntnifs der Pflanzen. Man theilt die Gewächse in krautartige und holzige dann in Bäume, Sträucher und Stauden. Die Theile der Pflanzen sind, Wurzel, Stengel, Blätter, Blumen, Ranken, Neben und Afterblätter, Dornen, Stacheln, Haare und Drüsen. — Von Gefässen werden 7 Arten angenommen, wovon eine seltsame Beschreibung gegeben ist. Die Functionen der Pflanzen sind die Absorbtion, die Circulation, die Absonderung, die Aussonderung, die Ernährung, unmerkliche Bewegungen (*mouvements imperceptibles*) verborgene Sensibilität (*sensibilité latente*) das Athmen, die Reproduction. —

Hoffentlich wird man damit genug haben! Dieses erste Kapitel enthält auch noch die Terminologie, freilich sehr abgekürzt Das zweite ist der Klassification der Gewächse gewidmet und zuerst die natürlichen Familien von Jussieu aufgenommen, bei jeder Klasse des Jussieu'schen Systems werden einige officinelle Pflanzen genannt. Hierauf folgt die kurze Erklärung des Linne'schen Systemes mit Angabe der in jede Klasse und Ordnung gehörigen Arzneypflanzen. — Das dritte Kapitel, welches bei weitem den grösten Raum des Buches einnimmt, enthält die kurze Beschreibung der Arzneigewächse und zwar nach Linné künstlichem Systeme geordnet. Der Hr. Verf. erinnert deshalb er sey lange unschlüssig gewesen, ob er die Klassification von Linné, oder die von Jussieu befolgen solle. Letztrer halte die natürlichen Familien und somit diejenigen Pflanzen zusammen welche analoge Wirkungen besassen, allein dessen Studium sei schwieriger, als das bei weitem einfachere des Linné; die Professoren der Schulen begnügeten sich damit, trotz den Vorzügen, die man dem anderen einräume, auch werde den Candidaten bei den Prüfungen die Freiheit gelassen selbst zu wählen, nach welcher dieser beiden Klassificationen sie wollten befragt werden. — —

Bei jeder Pflanze ist nebst der kurzen Adumbration der französische und lateinische systematische Name angegeben, so wie das Vaterland; die von der Pflanze gebrauchlichen officinellen Präparate und ihre Heilkräfte. — Wer hier die neueren richtigeren Bestimmungen ausländischer Arzneipflanzen suchen wollte, die schon längst in deutsche und auch französische Handbücher aufgenommen wurden, würde sich vergebliche Mühe machen; wie wenig der Hr. Verf. selbst Botaniker ist, sieht man schon daran, dafs eine Menge bekannter Namen unrichtig geschrieben sind. An Vollständigkeit ist gar nicht zu den

en, so ist z. B. nur eine einzige China-Art aufgenommen nter dem Namen *Chincona officinalis.* Die Maiblume heifst hier n System *Lilium convallium*, Opopanax, *Panax Opopanax*, die eitlose *Colchicum automnalis*, die Rofskastanie *Oesculus.* Die öhrencassie heifst hier systematisch *Cassia fistulosa*, die officielle Rose *Rosa rubra* u. s. w. Wenn es schon so mit den blon Pflanzennamen aussieht, so läfst sich leicht schliessen, wie ie Beschreibungen selbst beschaffen sein werden; es wäre überüssig deren unbeschreiblich grosse Mangelhaftigkeit näher ertern zu wollen, was auch von den Angaben der aus den Pflann zu fertigenden pharmaceutischen Präparate und den therautischen Indicationen gilt; die Auslassung mehrerer der wichgsten Arzneygewächse nicht zu gedenken. — Uebrigens sind nige aufgenommen, die in deutschen Pharmakopöen kaum orkommen möchten: z. B. *Coris monspeliensis* soll als Mittel gen Affectionen des lymphatischen Systemes dienen; *Sophora ptaphylla* gegen Atonie der Schleimhäute, *Cimifuga* (*Cimicifuga*) *etida* gegen die Wassersucht und Scropheln; *Moluccella laevis* ll gleich dem bekannten *Marrubium* angewendet werden; ein stillirtes Wasser aus den Blumen der *Robinia pseudo Acacia* gen Nervenzufälle, die Blätter von *Sonchus ciliatus* (?) gegen ehler des lymphatischen Systems u. s. w. Das vierte und letz- Kapitel ist dazu bestimmt, zu zeigen, nach welchen Regeln, it welchen Cautelen u. s. w. aus den Pflanzen die mancheri officinellen Präparate gefertigt werden müssen; es ist demich hier die Rede von der Bereitung der Pulver, dem Ausehen der Harze, von Kräuterweinen, Syrupen, destillirten Wasm, Oehlen, Extracten u. s. W. —

Nach dem bisher Gesagten wird es wohl kaum mehr nöig seyn, noch näher zu erörtern, dafs vorliegendes Buch nicht npfohlen werden kann, und dafs es nicht verdient in Deutschnd weiter verbreitet zu werden. —

---

eber die Trennung der Pharmazie von der Heilkunst. Eine Antrittsrede von Dr. J A Buchner, ausserordentlichem Professor der Pharmazie an der Ludwig-Maximilians-Universitat zu Landshut, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Nürnberg 1819. 61 S. 8.

Der Hr Vf. beantwortet in dieser kleinen Schrift die Frage »ob tzt die Heilkunst wohl der Apotheker entbehren könnte, und ob icht die Aerzte nach dem Beispiele der alten Griechen und Röer die Bereitung und Austheilung der Arzneien als ihr Recht

und ihr Eigenthum wieder geltend machen, und selbst ausübe sollten?«

Schon die blosse Aufstellung dieser Frage wird Jeden, de sich mit dem Wesen und den Bedürfnissen der heutigen Hei kunde vertraut gemacht hat, befremden, aber noch weit son derbarer mufs es erscheinen wenn man erfährt, dafs selb Aerzte der neuesten Zeit, von denen Schmidtmann, Wackt und Friedrich Hahnemann genannt werden, jene Frage ger dezu bejahen. — Der Herr Verf gegenwärtiger Schrift ist en gegengesetzter Meinung, er beweist die Nothwendigkeit des Be behaltens der Apotheker mit triftigen Gründen, was übriger um so leichter war, da man im Ernste ein so widersinnig Begehren nie hätte laut sollen werden lassen; es würde ein sol ches Verlangen ganz unbegreiflich seyn, wenn nicht wie de Hr. Verf. richtig bemerkt es in Deutschland an der Tagesord nung wäre, sich im Alterthümlichen zu gefallen. —

So wie die Sachen jetzt stehen kann kein Vernünftige erwarten, dafs man die Apotheken schliessen und die Aerzt wieder anfangen werden die Arzneien für ihre Kranken selb zu bereiten; aber es besteht eine andere Trennung der Phar macie von der Heilkunde, die die gröfste Berücksichtigung ver dient und deren Beseitigung höchst wünschenswerth wäre; si ist jener projectirten gerade entgegengesetzt und besteht i nichts anderem, als in der so häufig vorkommenden Vernach lässigung aller pharmaceutischen Kenntnisse von Seiten de Aerzte. Der pharmaceutische Theil der Medicin sagt der H Verf. ist den meisten Aerzten eine fremde Sphäre, in die si nicht eingehen zu dürfen glauben; es genügt ihnen die Arz neimittel historisch in therapeutischer Beziehung zu kenner Was aber den Ursprung, die Gewinnung und Zubereitung, de Preis, die physischen und chemischen Eigenschaften, die Aeht lichkeit mit andern Dingen, die mögliche Verwechslung ode Verfälschung, und die Prüfungsmittel der Arzneisubstanzen die pharmaceutischen Operationen und die Einrichtung de Apotheken, kurz was die Pharmacie betrifft, dies glauben si sey Sache des Apothekers, woran der Arzt, unbeschadet seine Kunst, keinen Antheil zu nehmen brauche. —

Wie ungereimt ist es nicht, die Arzneien, welche ma täglich vorschreibt nicht einmal dem äussern Ansehen nach geschweige nach ihrer innern Mischung und ihren Bestandtheile zu kennen? Wer sollte nicht glauben, dafs so grobe Unwissen heit höchst selten vorkäme? — — und doch ist sie nicht se ten, sondern im Gegentheile, sie ist alltäglich. Rec. glaul diese unverzeihliche Nachlässigkeit, die im praktischen Lebe oft zu den gröbsten Fehltritten Anlafs giebt auf den Akademie

:hen zu müssen. Man legt Sammlungen an von den kost-
rsten und seltensten Sachen, deren Unterhaltung schon be-
ıtende Summen kostet, so wenig nun auch dagegen einge-
ndet werden soll, so sehr muſs man bedauern, daſs kaum
'endwo eine musterhafte und hinreichende Sammlung von
zneiwaaren zur täglichen Ansicht für die Studierenden der
dicin angeschafft ist; diese glauben in der Regel alles gethan
haben, wenn sie während eines Curses den Vorlesungen
er Arzneimittellehre beiwohnen; dazu kommt noch daſs selbst
:se Vorlesungen oft nicht gehörig besucht und die vorgezeig-
ı Mittel kaum eines flüchtigen Blickes gewürdigt werden —
ıd solchen Menschen vertraut dann der Staat die Gesundheit
ıner Bürger an; solche Menschen sind bestimmt die Aufseher
ıd Untersucher der Apotheken zu werden!

Der Hr. Verf. sucht es nun zu bestimmen, wie weit die
ıarmacie den praktischen Arzt angehe, in welchem Verhält-
sse sie zur Heilkunst gegenwärtig stehe und ob und in wie
:it die Vereinigung beider möglich und wünschenswerth sey,
glaubt die Aufgabe am besten aus der Geschichte lösen zu
ınnen und giebt demnach eine kurze Uebersicht des Zustan-
s, in dem sich die Pharmacie von den ältesten Zeiten an,
s jetzt befand, die man mit Vergnügen lesen wird, so wie
e interessanten Bemerkungen, welche hier und da eingeschal-
t sind. —

Recens. erlaubt sich nur wenige Bemerkungen zu demje-
gen Theile dieser Uebersicht, der von dem frühesten Zu-
ınde der Arzneikunst handelt, die der gelehrte und schätz-
ıre Hr. Verf. nicht miſsdeuten wird. Es wird (p. 17.) als
ahrscheinlich angesehen daſs sich schon in den ältesten Zei-
n eigene Individuen mit dem Geschäfte des Arztes und wie-
:r andere mit dem des Apothekers vorzugsweise befaſst hätten;
ıch fänden sich deutliche Spuren einer frühzeitigen Trennung
:r Kunst des Apothekers von der des Arztes. Damit kann
ecens. nicht übereinstimmen, denn wenn man gleich zugiebt,
ıſs es schon sehr frühe Leute gab, die Arzneien verkauften,
darf dabei nicht vergessen werden, daſs dieselben auch zu-
leich deren Kräfte angaben und sie wohl mit zu grossen Lob-
prüchen den Leichtgläubigen aufdrangen, folglich nicht so-
ohl Apotheker als vielmehr Quacksalber genannt zu werden
erdienen. Die wahren Aerzte bereiteten ihre Arzneien wohl
röſstentheils selbst, wie sehr schön aus einer Stelle in den hip-
okratischen Schriften hervorgeht (*Hippocrat. Coi praeceptiones*
4.) und wenn sie je Arzneien kauften, so möchten sie der-
leichen in den ältesten Zeiten kaum von andern als den Rhi-
otomen genommen haben, welche angeführt zu werden ver-

dient hätten. Bei der Heilung der Kranken in den Tempel scheinen diätetische Vorschriften den Hauptantheil gehabt z haben, auch dürfen die ganz eigenthümlichen Ceremonie welche man mit den Kranken vornahm nicht ausser Acht ge lassen werden, indem sie gewifs den gröfsten Einflufs auf de Körperzustand hatten. Der Hr. Verf. nennt als die berühmte sten Aerzte Griechenlands *Pythagoras*, *Hippokrates von Kos* un *Theophrastos von Eresos*. In wie weit der erste als Arzt berühm zu seyn verdiente und ob nicht statt dessen andre hätten ge nannt werden können braucht hier nicht untersucht zu wer den; was aber den Theophrast betrifft, so würde Recens Anstand genommen haben ihn mit Hippokrates in eine Reih zu setzen, da es zweifelhaft ist ob Theophrast auch wirklic praktisch die Arzneikunde ausübte. Er war ein Schüler un Freund des Peripatetikers und grossen Philosophen Aristoteles und wenn er gleich in seinen Werken von den medicinische Tugenden der Pflanzen spricht, so darf man doch daraus de Schlufs noch nicht ziehen, dafs er selbst Kranke behandel habe Auch Plinius spricht von Arzneien und zwar sehr aus führlich, ohne je Arzt gewesen zu seyn. —

In dem gleich darauf folgenden Satze stimmt die Ansicht de Recens. ebenfalls nicht mit der des Hrn. Verf. zusammen. Der selbe drückt sich (S. 19.) folgendermassen aus: »Es mag sic dies indessen verhalten wie es wolle, die Trennung der Phar macie von der Heilkunst beurkundete sich dessen ungeachte ganz unzweideutig, als nach den Eroberungen Alexanders de Grossen in Indien, Persien und Aegypten der Arzneischa durch mehrere neue Mittel ansehnlich bereichert wurde, un die Medicin überhaupt einen grössern Umfang gewann. E entstand unter der Regierung der Ptolomäer in Aegypten di berühmte medicinische (?) Schule in Alexandrien, diesem Mit telpunkte der Betriebsamkeit, des Handels und der Wissen schaft. Das Ganze der Medicin zerfiel nun, wie *Celsus* versi chert, in drei Theile, nämlich in den *diätetischen*, in den *phar maceutischen* und den *chirurgischen* Theil.«

Recens. weifs gar wohl, dafs die von dem Hrn. Verf. ge gebene Ansicht von den meisten angenommen wird, glaub aber, wenn man die Stelle bei *Celsus*, worauf sich diese Ansich gründet genau überlegt, und sie besonders mit dem vergleicht was er über diesen Gegendstand an andern Stellen seiner Bü cher sagt, sie auf eine andere Weise erklärt werden müsse *Celsus* drückt sich folgendermassen aus: »*Jisdem temporibus i tres partes medicina diducta est: ut una esset, quae victu: altera quae medicamentis: tertia, quae manu mederetur.* Den zweiten Thei bezieht man auf die Pharmacie, aber Celsus sagt nichts vor

er Bereitung der Mittel, sondern von der Heilung durch sie im Gegensatze mit den diätetischen und chirurgischen Heilarten. Celsus nennt zwar diesen zweiten Theil die Pharmazie, aber die *Pharmaceutae* der Alten können auf keine Weise mit unsern Apothekern verglichen werden, indem sie ein ganz anderes Geschäft trieben; sie befaſsten sich nehmlich damit, Wunden, Geschwülste und Geschwüre durch die äussere Application verschiedener Mittel, die sie vielleicht nicht immer selbst bereitet hatten zu heilen. Konnten sie dadurch ihren Zweck nicht erreichen und glaubten sie, daſs zur Heilung des Uebels schneidende Instrumente oder überhaupt eine Operation erfordert werde, so überliessen sie deren Verrichtung den Wundärzten. Auch muſs man nicht *Pharmaceuta* mit *Pharmacopolus* verwechseln; dieser letzte Ausdruck war oft ein Schimpfname, indem man damit auch einen Vergifter bezeichnete; ferner bezeichnete der Name *Pharmacopola*, den gewisse Leute trugen wiederum etwas ganz von dem angegebenen verschiedenes. (Man vergleiche *Le Clerc Histoire de la Medecine*). Der Herr Verfasser rechnet (S. 23.) *Pedacius Dioscorides* und *Claudius Galenus* zu den römischen Aerzten; dies ist wohl nur ein Druckfehler: beide waren Griechen, und faſsten ihre Schriften in griechischer Sprache ab. —

Am Ende der historischen Uebersicht macht der Hr. Verf. mit Recht den Schluſs, es könne weder der Apotheker praktischer Arzt, noch dieser praktischer Apotheker zugleich seyn, ohne zum Stümper herabzusinken, sehr schön bemerkt er, daſs man so gerne in Extremen ausschweife und selten den wahren Mittelweg zu halten verstehe; wenn (heiſst es S. 53.) die Aerzte der Vorzeit das ganze Heil der Medicin in Erfindung neuer Arzneimittel suchten, und darüber das Studium der Anatomie und Physiologie vernachlässigten, so glaubt man jetzt auf entgegengesetzten Abwegen sich verlierend in naturphilosophischen Schwärmereien den Stein der Weisen zu finden. — — Glücklich ist die Akademie, die Männer von solcher Denkungsart besitzt, die nicht in mystischem und leerem Wortgeklingel, sondern auf dem freilich mühsameren Wege der fleissigsten Forschung und Prüfung das wahre Fortschreiten der Wissenschaften suchen. Die kleine aber gehaltvolle Schrift schlieſst mit zu beherzigenden Vorschlägen, wie die Aerzte am schicklichsten und leichtesten zu den ihnen nöthigen pharmaceutischen Kenntnissen gelangen können.

Dierbach.

Pharmacopoea Austriaca. Editio altera emendata. Erfordiae et Gothae, ap Hennings, et Vindobonae apud Kupfer, MDCCCXXI.

Gegenuberstehend abgedruckt ist die Uebersetzung unter dem Tit *Oestreichische Pharmacopoe.*

Mit Anmerkungen versehen von Dr. Johann Bartholomä Trommsdorff, Hofrathe, Ritter des rothen Adler-Ordens drit Klasse, Vicedirektor der Königl. Preuss. Akademie gemeinnützig Wissenschaften zu Erfurt, Professoren der Chemie und Pharmacie d gelehrten Gesellschaften zu Berlin, Brüssel, Casan, Copenhagen, E langen, Hanau, Heidelberg (?), Göttingen, Mainz, Paris, Petersbu Zürich etc. Mitglied.

Dritte verbesserte Ausgabe. Erfurt und Gotha 1821. Wien, b Kupfer.

Indem wir diese Pharmakopoe anzeigen, müssen wir zuvörder bemerken, dafs sie im lateinischen die zweite, in der Uebe setzung die dritte Ausgabe genannt wird, und dafs die vo Trommsdorff hinzugesetzten Anmerkungen nicht in den late nischen Theil aufgenommen sind, so wie dafs die Vorrede be beiden vom 16. November 1815 datirt ist. — Die Verfasse oder Mitarbeiter an der Pharmakopoe sind der Herr von Stif erster Arzt und Präses der medic. Fakultät, H. Franz Hiebe damals Dekan der Fakultät, H. v. Hildebrand Prof. der medi Practik, H. von Jacquin Prof. der Chemie und Botanik, H von Scherer Prof. der Naturgeschichte, H. Hartmann Prof. de Pathologie und Pharmakologie, die Herren Joseph Scharinge und Joseph Wödl, damals Vorsteher des pharmaceutischen Ver eins. Die Veränderungen welche die Hrn. Verf. bei Bearbei tung dieser neuen Ausgabe der Pharmakopoe in letzterer vor nehmen zu müssen glaubten, bestehen besonders darin, dafs sie in dem Verzeichnisse der einfachen Arzneien, so wie bei den Vorschrifsen der Zubereitungen und Zusammensetzungen Manches richtiger oder genauer bestimmten, so wie auch eini ges von den Aerzten Gewünschte hinzu setzten; sie liessen meh rere ausländische weniger nöthige Arzneien weg, nahmen da gegen mehrere inländische auf, die zwar längt vergessen, de ren Heilkräfte jedoch ausser allen Zweifel gesetzt ist — ein Verfahren das höchst zweckmässig genannt werden mufs und überall Nachahmung verdient. Nicht wenige ausländische, oft verdorbene, nicht selten verfälschte Arzneiwaaren lassen wir für theures Geld aus fernen Landen kommen, währenddem die vortrefflichsten Arzneipflanzen, die uns vor der Thüre wach sen, die wir täglich rein und frisch erhalten können unbenutzt verwelken! Sie liessen von den zusammengesetzten Arzneien, deren Bereitung weniger den Grundsätzen der Kunst entspricht, oder die wegen ihres seltenen Gebrauches bei zu langer Auf bewahrung in den Apotheken leicht verderben, mehrere Formeln

weg, andere suchten sie den Wünschen der Aerzte und Chemiker mehr anzupassen. —

Der erste Theil der Pharmakopoe ist überschrieben *Elenchus Medicamentorum Simplicium eorumque praeparatorum et compositionum.* — In alphabetischer Ordnung werden ohne alle Beschreibung die einfachen Mittel blos genannt, der systematische Name hinzugesetzt (jedoch dies letzte nur im lateinischen Theile) und die daraus zu fertigenden Bereitungen oder Compositionen blos namentlich aufgeführt; so heifst es z. B. bei dem Camphor:

Camphora.
Laurus Camphora - Botan.
Camphora. — Spiritus camphoratus. — Acetum aromaticum. Linimentum Saponato - camphoratum.

Dieser Pharmakopoe eigene, oder doch sonst nur höchst selten gebrauchte Mittel dürften folgende seyn: Die Flügelfrüchte des tartarischen Ahorns (*Acer tartaricum*) *Aconitum Cammarum, neomontanum* und *strictum* werden als officinell angegeben, doch ohne einen Autor dabei zu nennen. Dies kann man unmöglich billigen, wenn man weifs, dafs unter diesem Namen von verschiedenen Schriftstellern ganz verschiedene Pflanzen beschrieben wurden. Wollte man sagen, dafs darunter immer die Linneischen Benennungen verstanden seyen, so läfst sich darauf bemerken, dafs in den Linneischen Schriften kein *Aconitum strictum* beschrieben ist. Wo soll der Apotheker nun suchen um sich darüber zu unterrichten? *Aconitum Cammarum Linn.* ist wahrscheinlich *A. hebegynum de Candolle;* dagegen *Aconitum Cammarum Lamark* ist *A. rostratum De Cand. Aconitum tauricum De Cand.* so wie dessen *A. Neubergense* werden ebenfalls zu *A. Cammarum Linn.* gezogen. *Aconitum Cammarum Allionii* ist wieder eine andere Pflanze. Welche Apotheker und welche Aerzte haben botanische Kenntnisse genug um hier sich zurecht zu finden, zumal wenn die Angaben der Pharmakopoe so schwankend und unsicher sind? — Bei dem gemeinen Schierling wird ausser dem *Conium maculatum* auch noch *Conium croaticum* angegeben, von welcher letzteren Pflanze es übrigens noch ungewifs ist, ob sie für eine wahre Art oder nur für eine Varietät der ersten angesehen werden mufs; ob diese Pflanze ausser Ungarn auch noch in andern Provinzen Oestreichs vorkommt, ist dem Recens. unbekannt; die Pharmakopoe giebt gar keinen Aufschlufs. — Die *Cassia lignea* wird *Cinnamomum occidentale* genannt, warum, dies ist schwer einzusehen. denn diese Rinde wird so gut wie der andere Zimmt aus den Moluckischen Inseln gebracht. — Wenig gebräuchlich ist anderwärts die hier aufgenommene Wurzel von *Convolvulus arvensis;*

die Rinde des Perückenbaumes, *Rhus Cotinus,* die Rinde der Wurzel der Sumpf-Wolfsmilch, *Euphorbia palustris.* — Die Enzianwurzel kann auch von *Gentiana pannonica* eingesammelt werden; es ist dies dieselbe Pflanze, welche Linné auch unter den Namen *Gentiana purpurea* und *Jacquin* als *G. punctata* beschrieb. Die Wurzel derselben ist innen weifslich und nicht gelbroth wie bei dem gemeinen Enzian (*Gentiana lutea*). Die Corolle ist purpurroth und punctirt. Auch die Kapsel ist mit schwarzen Punkten besetzt. — Die aufgeführte getrocknete Zwiebel der Kornhyacinthe, *Hyàcinthus comosus,* möchte kaum in einer andern Pharmakopoe vorkommen. Die Manna wird auch der gemeinen Esche, *Fraxinus excelsior L.* zugeschrieben, Recens. zweifelt sehr, ob dieser Baum in Deutschland viel von jenem süssen Safte liefern wird. Unter dem pharmaceutischen Namen *Mentha rubra* wird die *Mentha aquatica Botan.* verstanden, über deren feste Bestimmung sich nicht viel Sicheres sagen läfst. — Die vortreffliche *Polygala amara,* die gewifs in Oestreich wild wächst, fehlt; nur *Polygala vulgaris* ist angegeben. Die Eichenrinde-Blätter und Galläpfel werden von *Quercus Robur, pedunculàta* und *austriaca* angezeigt. Von der chinesischen Rhabarber ist keine Mutterpflanze aufgeführt, dagegen wird als österreichische Rhabarber *Rheum hybridum* genannt. — Gewifs nicht mit Unrecht ist die im übrigen Deutschland fast vergessene *Valeriana celtica,* von der viel nach Afrika verführt wird, beibehalten. Eichenmistel wird nicht wie anderwärts von *Viscum album,* sondern von *Loranthus europaeus* eingesammelt. —

Wodurch Herr Hofrath Trommsdorff in Erfurt veranlafst wurde, Anmerkungen zu der Wiener Pharmacopoe zu schreiben ist nirgends angegeben; dieselben enthalten indessen grossentheils sehr bekannte Dinge, sie beziehen sich auf die Herkunft der Mittel, die Güte und Prüfung derselben, ihre chemischen Analysen u. s w. Recens. hat dabei nur einige wenige Erinnerungen zu machen. S. 14. heifst es die Blumen des Pommeranzenbaumes würden im getrockneten Zustande nicht gebraucht. Dies mag im nördlichen Deutschland wahr seyn, im südlichen und mittlern aber hat sie Recens. in mehreren Officinen angetroffen und auch von den Aerzten verordnet gesehen. S. 15. wird gesagt dafs die Benzoeblumen wahrscheinlich entbehrt werden könnten; damit dürften nicht wenige praktische Aerzte sehr unzufrieden seyn. — Christoph Ludwig Hoffmann rettete an der asthenischen Brustentzündung liegende Kranke, bei schon vorhandener grosser Lebensgefahr, bei stockendem Auswurfe, sinkendem Pulse, Röcheln und andern schlimmen Zeichen, noch durch *Flores Benzoës* mit etwas Cam-

phor. — Pharmaceuten sollten sich in die praktische Medicin nie mengen, und über die Entbehrlichkeit oder Nichtentbehrlichkeit irgend eines Mittels nicht zu voreilig absprechen wollen, eine Bemerkung die jetzt mehr als zu jeder andern Zeit zu machen nöthig wurde. — Seite 49. wird als Unterscheidungszeichen für das *Phellandrium aquaticum* von *Sium latifolium* angegeben, dafs letztere Pflanze kaum ausgeblühet habe, wenn erstere schon reife. Dies ist nicht ganz richtig: beide Dolden blühen im Juli und August; Recens. hat sie sehr oft nebeneinander blühend und nebeneinander im Saamen angetroffen; das wesentliche Merkmal, wodurch sich der Wasserfenchel von *Sium* und andern unterscheidet hat Herr *T.* übersehen; er i t nemlich an der Spitze gezähnt, was bei *Sium* und *Cicuta virosa* nicht der Fall ist. —

Der zweite Theil ist überschrieben *Formulae Praeparatorum et Compositum.* Die Ordnung ist auch hier die alphabetische. Bei jedem Präparate ist ein neuer und der alte Name angegeben. Zur Probe der ersten mögen hier einige stehen. —

Acetas Ammoniae solutus — *Spiritus Mindereri.*
Acetas Lixivae solutus — *Liquor Terrae foliatae Tartari.*
Acetas Plumbi acidulus siccus — *Saccharum Saturni.*
Ammonia pura liquida — *Spiritus Salis ammoniaci causticus.*
Carbonis Ammoniae alcalinus — *Alcali volatile siccum.*
Lixivia pura — *Lapis causticus.*

Eigene oder besonders ausgezeichnete Bereitungsarten, so wie anderwärts nicht gebräuchliche Zusammensetzungen konnte Ref. nicht bemerken; dagegen sind vorzüglich aus einheimischen Mitteln manche Präparate aufgenommen, die wohl nur in sehr wenigen jetzt gebräuchlichen Pharmakopöen und einige davon in keiner andern vorkommen möchten, sie verdienen deshalb hier ausgezeichnet zu werden. — Unter den destillirten Wässern findet sich noch eine *Aqua carminativa*, ferner *A. Lavendulae*, *A. Tanaceti*, *A. turionum Pini.* Die in den Officinen aufzubewahrende reine Kohle soll nicht wie gewöhnlich aus dem Holze der Linde, sondern aus dem der gemeinen Fichte bereitet werden. Bei den Kräuterzuckern ist eine *Conserva Hederae terrestris* aufgeführt. Bei den Extrakten: *Extractum fructuum acaciae germanicae* und *E. radicis Colchici.* Bei den ätherischen Oehlen: *Oleum foliorum Persicae.* Bei den Quecksilbermitteln liest man noch die Bereitung des *Mercurius niger Moscati*; auch das anderwärts veraltete *Roob Spinae cervinae* ist noch beibehalten. Unter den Zuckersäften kommt ein *Syrupus Betulae albae* vor, welcher *ohne Zucker* blos durch Abklären und Abdampfen zur Syrupsdicke des im Frühjahre aus verwundeten Birken ausfliessenden Saftes bereitet wird. Der Traubensyrup,

Syrupus Uvarum ist der frisch ausgepreſste und gehörig eingedickte Saft der Weinbeeren, wobei aber die etwa vorhandene freie Säure durch Zusatz von Kreide absorbirt wird. Wenig bekannt sind die hier aufgeführten *Trochisci Castorei.* Unter den Tincturen bemerken wir als eigenthümlich *Tinctura corticis Quercus*, *T. florum Chamomillae*, *T. radicis Enulae*, *T. radicis Angelicae.* — Angehängt sind mehrere Tabellen, wovon die erste lehrt, in welchem Verhältnisse das Quecksilber, Spiesglanz und Opium in den zusammengesetzten Arzneimitteln enthalten sind, die zweite stellt die Menge der Neutral- und Mittelsalze dar; die eine Unze destillirtes Wasser bei einer Temperatur + 15° des Reaumurschen Thermometers aufgelöst halten kann; die dritte ist ein blosses Verzeichniſs der einfachen Arzneimittel und chemischen Präparate der östreichischen Pharmakopoe, die bei der Untersuchung der Körper als Prüfungsmittel (Reagentien) angewendet werden; die vierte Tabelle bezeichnet das specifische Gewicht, welches die in den östreichischen Apotheken befindlichen flüssigen Arzneimittel, in der Temperatur + 14° des Reaumurschen Thermometers besitzen sollen. —

Auch diesem zweiten Theile sind der deutschen Uebersetzung Bemerkungen beigefügt, welche andere Bereitungsarten, Kennzeichen der Güte uud Reinheit, Prüfungsmittel u. s. w. enthalten. Ein allgemeines Register schlieſst die Schrift, bei der man ein Verzeichniſs der nicht ganz selten vorkommenden Druckfehler vermiſst. —

Consnectus des Pharmacopées de Dublin, d'Edimbourg, de Londres et de Paris. Suivi d'un Appendice extrait des Pharmacopées de Berlin, de Bréme, de Copenhague, de Petersbourg. de Stockholm et de Vienne; contenant un précis des propriétés et des doses des médicamens simples et composes, et des remarques pratiques sur leur emploi Par MM. E. H Desportes et F. S. Constancio, Docteurs en Médecine etc. Paris chez J. P. Aillaud, libraire, quai Voltaire, Nr. 21. 1820. —

Vor kurzem hat man in Frankreich, England und auch in mehreren deutschen Staaten neue Bearbeitungen der Pharmacopöen vorgenommen, so wie der jetzige Zustand der medicinischen und naturhistorischen Kenntnisse es erforderte. Die Kenntniſs dieser Pharmakopöen ist für den Arzt höchst wichtig, und es bleibt daher ein sehr zweckmässiges Unternehmen, eine vergleichende Uebersicht des neuesten und besten zu geben, wodurch Kosten erspart und ein leichter Ueberblick der in Hinsicht der Gleichförmigkeit oder der Abweichungen der einfachen Mittel

sowohl als Präparate in verschiedenen Ländern möglich wird. Ein solcher Conspectus soll in einem kurzen Auszuge das wesentlichste von der Natur, den Eigenschaften und der therapeutischen Anwendung der einfachen sowohl als der zusammengesetzten Mittel enthalten und dies nur mit wenigen Worten andeuten. Dergleichen besitzen die Engländer von einer jeden ihrer Pharmakopöen, wovon die Bearbeitung des D. Graves vier Ausgaben erlebte. In Frankreich hatte man bis jetzt nichts der Art, und auch in Deutschland ist kaum etwas ähnliches vorhanden. Die Hrn Verf. der vorliegenden Schrift nahmen zur Basis ihrer Arbeit die englischen Dispensatorien und den Pariser Codex; von jedem Artikel der *Materia medica* und der pharmaceutischen Formeln geben sie einen Auszug und fügen dazu therapeutische Bemerkungen, die sie aus den vorzüglichsten Werken aller Länder und aus eigener Erfahrung schöpften. Die Ordnung ist die alphabetische und zwar stehen die französischen Namen vorne an, was Rec. nicht billigen kann. Die lateinischen sind allen Nationen bekannt und hätten um so mehr den Vorzug verdient, da dies Buch auch ausserhalb Frankreichs dienen soll. Sehr zweckmässig ist es, daſs die Synonymie gehörig berücksichtigt wurde. Bei jedem Artikel, der von einer einfachen Substanz handelt, sind auch die Präparate angezeigt, die daraus gefertigt zu werden pflegen und dabei auf diejenigen Compositionen hingewiesen, wovon dasselbe einen Bestandtheil ausmacht. Um nicht das Volumen ihres Buches zu vergrössen sagen die Hrn Verf., hätten sie die chemischen Processe nicht beschrieben, und um derselben Ursache willen hätten sie manche Details bei den pharmaceutischen Präparaten unterdrückt. — Nach des Recens. Dafürhalten aber ist dadurch, wenn nicht die ganze Arbeit unnütz gemacht, doch wenigstens in ihrem Werthe bedeutend vermindert worden. Gerade die chemischen Processe sind es, die neuerdings sehr vereinfacht und verbessert worden; nur wenn man die Bereitungsart eines Mittels kennt, kann man richtig von seiner Güte urtheilen; auch fällt somit die Vergleichung sehr wichtiger Mittel in den verschiedenen Pharmakopöen weg, die neben einander gestellt, sehr belehrend gewesen wäre. Ohne Zweifel wäre es besser gewesen, wenn der grosse Raum, der für die Angabe der Wirkung der Mittel verwendet ist, und worauf die Hrn Verf grossen Werth zu legen scheinen, der Beschreibung der chemischen Processe würde überlassen worden seyn. Rec. hält nicht viel auf den Arzt, der seine Indicationen und seine therapeutischen Kenntnisse nirgends besser als in der Pharmacopöe zu suchen weiſs. Um Pfuschereien zu vermeiden, hat man in vielen Ländern, und gewiſs mit allem Rechte, alle Angaben von der Wirkung der Mit-

tel aus den Pharmakopöen verbannt. Uebrigens fehlt es in diesem Conspectus nicht an widersinnigen Angaben, wovon manche Beispiele angeführt werden könnten. —

In einem Anhange sind mehrere Mittel aus den auf dem Titel genannten Pharmakopöen angeführt, welche in denen von Frankreich und England nicht enthalten sind. Wir wollen einiges aus der im Jahr 1806 erschienenen Pharmakopöe von Philadelphia anführen, die in Deutschland wohl wenig bekannt sein möchte. *Andromeda mariana* dient gegen die Krätze der Neger; die trockne Frucht von *Annona triloba* als Purgirmittel. Die Rinde und die Beeren von *Aralia spinosa* gegen rheumatisches Zahnweh. Die Wurzel von *Aralia nudicaulis* wird als ein Substistut der Sassaparille gebraucht. *Aristolochia Sipho* dient statt der *Serpentaria*. *Aristolochia trilobata* ist als ein bitteres, aromatisches diaphoretisches Mittel angeführt. Die frische Wurzel von *Arum triphyllum* mit Milch gegen die Schwindsucht, als Cataplas gegen den Kopfgrind. Die Blätter von *Asarum canadense* — ein Brechmittel. Die Wurzel von *Asclepias decumbens*; ein purgirendes, diuretisches Mittel. Die Blätter von *Cassia marylandica* — ein Abführungsmittel; *Chironia angularis*; eine bittre tonisch wirkende Pflanze. Die Blätter von *Clematis crispa*, ein scharfes Mittel in sehr kleinen Gaben wirksam. *Cleome dodecandra*. Ein Anthelminticum. Die Wurzel von *Convolvulus panduratus* gegen Steinbeschwerden. Die Rinde von *Cornus florida* gegen Wechselfieber; eben so *Cornus sericea*; eben so die Rinde und die reife Frucht von *Diospyros virginiana*. Die frische Rinde von *Dirca palustris* — ein rothmachendes Mittel. Die Blätter von *Dracontium pertusum* gegen die Hautwassersucht. *Erigeron philadelphicum* in der Gicht. *Eupatorium perfoliatum* gegen Wechselfieber. Die Wurzel von *Frasera carolinensis* ein Substitut des Enzians. *Galega virginiana* — ein Wurmmittel. Die Wurzel von *Geranium maculatum* gegen die Gallenruhr der Kinder und die Lustseuche. *Gualtheria procumbens* — gegen Engbrüstigkert. Die Wurzel von *Heuchera americana* bei Wunden und Geschwüren. Die Wurzel von *Hydrastis canadensis* gegen Augenentzündungen und den Krebs. *Iris versicolor et verna* — Purgirmittel. Die Blätter von *Kalmia latifolia* sind narkotisch und dienen gegen den Kopfgrind, Flechten, Krätze und Lustseuche. *Liquidambar asplenifolium* gegen Diarrhöen und Blutflüsse. Die Rinde von *Liriodendron tulipifera* gegen Wechselfieber u. s. w. Die Wurzel von *Medeola virginiana* gegen die Wassersucht. Die Rinde der Wurzel von *Melia azedarach* — ein Wurmmittel. Die Wurzel von *Orobanche virginiana*, gegen die Ruhr, schlimme Geschwüre, den Krebs. Die Wurzel von *Podophyllum peltatum*. Ein purgirendes Wurmmittel. Sie wird in Pulvern zu 10 bis 20

Gran gegeben. Die Blätter sind ein Gift; die Frucht ein Nahrungsmittel. Die Rinde von *Prinos verticillatus* gegen Wechselfieber. Die Rinde von *Prunus virginiana* ist bitter, zusammenziehend, aromatisch, narkotisch, wurmwidrig. Die Blätter von *Rhododendron maximum* sind giftig, sie werden gegen chronische Rheumatismen angewendet. Die Wurzel und der Saamen von *Sanguinaria canadensis:* ein Brech- und Purgirmittel. Die Wurzel von *Spiraea trifoliata* ein Brechmittel. Die Rinde der Wurzel von *Triosteum perfoliatum* ist diuretisch, abführend. Die Rinde von *Ulmus americana* — nährend, erweichend. Die Wurzel von *Veratrum luteum* ist bitter, tonisch, narkotisch, wurmwidrig, eben so die Wurzel von *Zantorrhiza apiifolia.* Die Wurzel von *Xanthoxylum clava Herculis* erregt Speichelfluſs, sie dient gegen Rheumatismen und Zahnschmerzen. —

Diese Nachrichten sind dem Physiologen sehr wichtig, indem sie grossentheils den in neuern Zeiten lang commentirten Satz bestätigen, daſs Pflanzen aus denselben natürlichen Familien auch ähnliche Wirkungen besitzen; sie verdienen auch noch besonders darum beachtet zu werden, weil viele der genannten Gewächse selbst in Deutschland recht gut unter freiem Himmel ausdauern, folglich in so fern sich ihre Heilkräfte hinreichend bestätigen, leicht eingeführt werden können. —

Historische Basreliefs. Schilderungen merkwürdiger Personen und Begebenheiten aus vergangenen Zeiten. Für gebildete Leser aus allen Ständen. Von *r. Leipzig bei Ernst Klein 1821.

Des Verfassers Gabe, zu schildern, verbreitet Lebhaftigkeit genug über seine Gemälde, um das Vergangene neu und der Zeit angenehm zu machen. *I. Georg Scanderbeg,* dargestellt als des *jetzigen Bassa, Ali, von Janina glücklicher Vorgänger* in Freiertaltung Albaniens gegen Sultan Amurath II. und Muhaméd II. Die Möglichkeit auch des jetzigen nichts entscheidenden Scharmützelkriegs in jenen Gegenden wird hier (S 1 bis 128.) anschaulich. Uebrigens war Scanderbeg, der Zeitgenosse Pius des II. und Alphons von Arragonien, weit mehr, als der in Parallele gestellte Ali unserer Zeit. Ihm gebührte die Regierung von Albanien (Epirus) und seine Persönlichkeit erhielt sie ihm während 24jähriger Angriffe der Türken, bis mit seinem Tode (1467, 17. Jan.) auch Muth und Kriegsgeschick von seinen Albanesen wich. (Die Stelle S. 50 »Ohne Zeit zu verlieren war bereits Amuraths Heer *über die Dardanellen* gegangen« bedarf eine Berichtigung.) *II. Maria von Schottland.*

Das Geschichtliche, zur Vergleichung mit Schillers Dichtung. *III. Die Verschwörung in Portugall für das Haus Braganza* gegen Philipp IV. von Spanien. 28 Jahre kämpften die Portugiesen, von der Spanischen Usurpation Rebellen genannt. 1668 mufste die neue Krone anerkannt werden. *IV. Zizime, der Unglückliche. Ein türkischer Staatsgefangener.* Dieser ältere, des Throns beraubte, Bruder des Sultans Bajazet c. a. 1482. kam durch die Rhodischen Ritter in die Gewalt des Pabstes Innocenz des VIII, dessen Nachfolger, der bekannte Alexander VI. jährlich 40,000 Ducaten von Bajazeth für die Festhaltung seines Bruders annahm, nachher gegen einen Vorschufs von 300,000 Ducaten »ihn zur ewigen Ruhe beförderte.« Der Unglückliche hiefs eigentlich *Dschem* (Gem). Das Aktenmässige über die Geschichte hat kürzlich *Sophronizon* im 2ten Heft des III. Bandes S. 156 bis 163. aufs neue nachgewiesen. Nächstens wird diese Zeitschrift noch einen Nachtrag aus einer Handschrift des Diarii Burckhardiani liefern können. *V. Die Amazonen. Eine histor. antiquar. Skizze.* Der Vf. erzählt die Sagen ihrer Thaten, bemerkt, dafs sie nur für die Anführerinnen zu halten seyen, von Heeren, die nicht aus Weibern bestanden, und vergleicht aus seinen Studien anderer Welttheile, *Xinga*, die Tochter des 1622 gestorbenen Königs von Angola, und ihre grausamen Kämpfe gegen die Portugesen, als eine afrikanische Amazone mit jenen Skytischen. — In einem kleinen Anhang die Quellen der Hauptmomente dieser Erzählungen durch kurze Noten angedeutet zu sehen, würde den Forschern angenehm seyn. Ein Mittelweg, um den flüchtigen Blick der Dilettanten nicht durch gelehrte Citationen zurückzuschrecken und doch den gefällig erzählten Kunden der Vorzeit noch einen bleibenderen Werth zu sichern. **H. E. G. Paulus.**

Handbuch der theoretischen Chemie, zum Behuf seiner Vorlesungen und für den Selbstunterricht entworfen von LEOPOLD GMELIN u. s. w. Erster Band. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. bey Franz Varrentrapp. 1821. 8. X u. 904 S.

Dieser so eben erschienene erste Band umfafst in 2 Abtheilungen die zwei ersten, 1817 erschienenen Bände der ältern Auflage, oder die ganze unorganische Chemie. Durch grösseres Format und engern Druck ist es gelungen, die seit 4 Jahren gemachten Entdeckungen, so wie manches Andre, was zur Vervollständigung des Werks diente, ohne Vermehrung der Bogenzahl einzuschalten. — Der noch fehlende zweyte Band, welcher sich mit der organischen Chemie beschäftigt, wird vor Ostern 1822 fertig werden. **Gm.**

Intelligenz - Blatt

für die

Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1821.

Nr. VII.

Universität Heidelberg.

In dem Monat Julius d. J. hatte eine Synode zu Karlsruhe statt, um ch wegen der gewünschten Vereinigung der beyden evangelischen Kirchen i den Grofsherzogl. Badeschen Landen zu berathen. Es waren dort 44 litglieder geistlichen und weltlichen Standes versammelt; das Präsidium ihrte Sr. Excellenz der Herr Staatsminister, Freiherr von Berkheim. Die rbeiten dieser Generalsynode wurden mit dem glücklichsten Erfolge gerönt, indem am 26ten Juli d. J. die Vereinigungs-Urkunde von sämtchen Mitgliedern der Synode unterzeichnet wurde, und Se. Königl. Hoheit, nser allergnädigster Landesherr und oberster Bischoff der vereinigten evanelisch-protestantischen Landeskirche nicht nur die höchste Genehmigung rtheilte, sondern sie auch mit einer Verfassung erfreute, welche dersein Würde und kräftiges Leben in hohem Grade ertheilt, und den Ruhm es Fürsten mit dem Segen des evangelischen Geistes der Nachwelt verändigen wird. Von dieser Zeit an giebt es nicht mehr lutherische und eformirt-evangelische Christen im Grofsherzogthume Baden, sondern sie ehören sämmtlich zur vereinigten *evangelisch-protestantischen* Landeskirche. hieses hochwichtige und hocherfreuliche Ereignifs wird demnächst durch en Abdruck der Unions-Acte samt den Synodalbeschlüssen öffentlich beannt gemacht werden. Die hiesige theologische Facultät hatte die Ehre n dieser Vereinigungs-Synode Theil zu nehmen, indem sie aufgefordert var, 2 ihrer Mitglieder als Abgeordnete zu derselben zu schicken. Auch oll künftig zu jeder Generalsynode ein Abgeordneter aus ihrer Mitte zugeogen werden. Sie erfreut sich übrigens dieser glücklich zu Stande gekommenen Vereinigung, welche schon längerher innerhalb dieser Facultät statt fand, auch vermöge der reinen Theilnahme, welche die Wissenschaft an dem Heil der Kirche nimmt. Und so glaubte sie diese Begebenheit nicht angemessener feyern zu können, als wenn sie aus freyem Antriebe wohl begründeter Hochachtung denjenigen 6 Männern die *theologische Doctorwürde* ertheilte, welche sowohl wegen ihrer höheren geistlichen Aemter als wegen literärischer Verdienste, zugleich auch in Verbindung mit allen übrigen ehrwürdigen Mitgliedern der Generalsynode, vorzüglichen Antheil an dem Gelingen des Werkes hatten. Diese ausgezeichneten Männer sind Hr. Prälat *Hebel* und Oberkirchenrath *Sander* zu Karlsruhe, die beiden Special Superintendenten *Wolf* und *Bähr* zu Heidelberg, und die in gleicher Würde stehenden Herren *Reimold* zu Wiesloch und *Hitzig* zu Augsten. Die Diplome sind unter dem 2ten Aug. d. J. ausgefertigt.

Antikritik.

In den »Allgemeinen medicinischen Annalen, Maiheft d. J. p. 68« etc. findet sich unter »den allgemeinen literarischen Anzeigen von medicinischen Schriften« die Druckschrift:

Magnetismus und Immoralität u. s. w.

erwähnt, und in dem aus sechzehn Zeilen bestehenden Urtheile über sie wird schmähend ausgesprochen.

1. sie sey »eine *actenmässige* Mittheilung einer Verführungs- und Fruchtabtreibungs-Geschichte, vollführt von einem *magnetisirenden* Doctor u. s. w.« —
2. dieser Arzt sey ein »heuchlerischer Verbrecher, der *gerichtlich freygesprochen worden*« — und
3. jene Schrift sey »dem Verlauten nach, *in den Preussischen Staaten verboten*« —

Die Anführung 1. und 2. sind freche Lügen — jene Schrift ist *keine actenmässige Mittheilung*, sondern das eigene Machwerk eines schwarzen bis jetzt noch verkappten Verläumders. — Es ist über die Sache, die in der Art, wie sie dargestellt ist, durchaus niemals statt gehabt hat, ein gerichtliches Verfahren gegen den Arzt nicht eingeleitet gewesen, und eine *gerichtliche Freysprechung hat daher* nicht erfolgen können. Die Beschuldigung einer eben so frechen Lüge würde auch die Angabe 3 treffen, hätte sich hier der Verfasser nicht durch »die Worte:« dem Verlauten nach »dagegen geschützt. Um aber jeden Zweifel, der dem Leser hierbey aufstossen könnte, zu lösen, wird bemerkt: dafs *in den preussischen Staaten* jene Schrift niemals verboten gewesen ist.

Der mit Ch. unterzeichnete Verfasser dieser mit Lügen angefüllten und darnach in ihrem übrigen Inhalte zu würdigenden Anzeige wird hiermit von dem Unterzeichneten für einen boshaften Verläumder erklärt, und eine gleiche Erklärung richte ich hiermit gegen den Verfasser jener angezeigten Schmähschrift, mit dem Wunsche: dafs sie beyde ans Licht treten und den Muth haben mögen, ihre Namen öffentlich so zu nennen, dafs sie von mir, gegen den diese Schmähschriften gerichtet seyn sollen, nach Verdienst zur Rechenschaft gezogen werden können.

Der guten Sache und meinem Stande bin ich diese vorläufige öffentliche Erklärung schuldig — eine nähere Aufklärung der gegen mich geschmiedeten Kabale soll mit Beweisen belegt dem Publikum nicht vorenthalten bleiben. Möge dann die öffentliche Meinung das Richteramt wie immer gerecht verwalten.

Berlin d. 30. Juni 1821.

Dr. Wolfart.

Erklärung.

Die Anzeige meiner Schrift über die Einrichtung der medicinischen Klinik in dem akad. Hospitale zu Heidelberg in der Hallischen allg. Literaturzeitung, 1821. Jul. Nr. 167 betreffend.

Mit einem Recensenten, der nicht blos anonym ist, sondern sich auch durch seine Kritik nicht als tüchtig bewährt hat, einen gelehrten Streit

zu führen, kann man nicht leicht sich bewogen finden. Es soll auch diese Erklärung um so weniger eine umständliche *Antikritik* seyn, als ich in der Anzeige, worauf sie sich bezieht, keine eigentliche, durch Gründe unterstützte *Kritik* finden kann. Ich sehe mich hauptsächlich nur veranlaſst, mich über einige Punkte, das Verhältniſs meiner Schrift zu meinem Institute sowohl, als zu meinen Vorlesungen betreffend, hier nochmals zu erklären.

Im zweiten Abschnitte (S. 16.) hatte ich bemerkt, daſs ich hier einen *kurzen Abriſs der theoretischen Einleitung* in die medicinische Klinik, welche ich im Anfange jedes neuen klinischen Cursus zu geben pflege, zum Gebrauche meiner Zuhörer mittheilen, und ihnen damit die Einrichtung meines klinischen Unterrichtes, so wie die Ordnung, nach welcher die klinischen Uebungen angestellt werden, im Voraus bezeichnen wolle. Ausdrücklich habe ich dabey (S. 16—17) erklärt, daſs manche Gegenstände, die von mehreren Neueren in der medicinischen Klinik abgehandelt würden, hier schon als aus den Vorlesungen und Schriften über Pathologie und Therapie bekannt vorausgesetzt werden müssen, und ich habe diese Bemerkung namentlich in Bezug auf die Kenntniſs der einzelnen Symptome (S. 24), der die Prognose bestimmenden Umstände (S. 30), und der allgemeinen Anzeigen (S. 33) wiederholt. Von dieser Einleitung nun sagt Rec.: »Sie besteht in einer sehr »gewöhnlichen und sehr oberflächlichen Anweisung zum Kranken-Examen, »zur Prognose und zur Entwerfung des Curplanes, Gegenstände, mit de»nen der Verf. seine Zuhörer höchst wahrscheinlich schon vor ihrem Ein»tritt in die Klinik, gründlicher und umfassender in den Vorträgen über »Pathologie und Therapie bekannt gemacht hat.« Hätte Rec. meine oben angeführten Bemerkungen berücksichtigt, so brauchte er hier nichts als wahrscheinlich anzugeben, sondern konnte bestimmt wissen, welche Gegenstände ich aus der Pathologie, Semiotik und Therapie voraussetze, (die auch wirklich in sie gehören und zu deren Vortrage im Klinikum keine Zeit mehr übrig ist), so wie welche ich als in diese Einleitung in die Klinik gehörig ansehe. Rec. erkennt es auch durch seine Aeusserung selbst an, daſs die ersten Gegenstände schon in der Pathologie und Therapie abgehandelt werden müssen, und kann diese also nicht mit Grund hier vermissen. Sollte er aber in Ansehung der letzten, wirklich in diese Einleitung gehörigen, Gegenstände etwas vermissen, so würde er mich sehr verbunden haben, wenn er mir nur den einen oder den andern wesentlichen Punkt, der hier von mir übergangen wäre, angegeben hätte. Uebrigens sind in einer Schrift, die die Einrichtung einer Klinik schildern soll, auch die Bemerkungen über Leichenöffnungen, Entwerfung der Krankheitsgeschichten, über die Ordnung der klinischen Uebungen und die Gesetze für die das Institut benutzenden Studirenden wesentlich, und es fragt sich hier nicht, ob sie für den Rec. Interesse haben, sondern ob sie gut und zweckmässig abgefaſst sind.

Was die in dem dritten Abschnitte folgenden Bemerkungen über die in dem Institute behandelten Kranken betrifft, so war es in dieser Schrift, die hauptsächlich den Zweck hatte, das neu errichtete Institut zu schildern, nicht meine Absicht (wie ich auch S. 53 erklärt habe), ein umständliches *Tage*- oder *Jahrbuch* über das Institut mitzutheilen, sondern nur eine kurze Rechenschaft von dem, was in dem Institute geschieht, abzulegen. Wenn ich überhaupt manche in dem Institut vorgekommene Krankheiten nur kurz berührt habe (was Rec. tadelt), so war der Grund der, weil sie nichts von den gewöhnlichen Verhältnissen abweichendes darboten und ich, wie von mir S. 53 ausdrücklich bemerkt worden, nicht gesonnen bin, je das Beispiel derjenigen zu befolgen, welche in ihren Annalen umständliche Krankengeschichten über die gemeinsten Fälle mittheilen, die

zwar in dem Klinikum zum Unterricht für die Anfänger sehr nützlich, aber einer allgemeinen Mittheilung nicht würdig sind. Kenner werden dies nur billigen und übrigens doch aus den diesmal mitgetheilten wenigen Bemerkungen sowohl den Werth des Institutes, als die Grundsätze, nach denen in demselben von mir gehandelt wird, abnehmen können, wie ich auch aus andern Anzeigen meiner Schrift zu meiner Freude ersehen habe. Dafs ich übrigens über einzelne interessante Fälle mich künftig in weiteren Beiträgen zur medicinischen Klinik noch näher auszulassen gedächte, hatte ich ohnehin am Schlusse der Schrift angezeigt.

So wie nun Rec. bey allem diesem auf den Zweck meiner Schrift, auf das, was ich hier habe mittheilen wollen, keine Rücksicht nimmt, so beschränkt sich auch das, was er sonst über die angeführten einzelnen Krankheitsfälle und deren Behandlung sagt (abgesehen von denen Bemerkungen, wo er seine mit den meinigen übereinstimmende Erfahrungen anführt) auf ein paar kurz absprechende Bemerkungen oder hämische Fragen. So sagt er z. B. in Bezug auf die von mir angeführten gastrischen Fieber, die ohne besondere Ansammlung von Cruditäten durch wechselnde Temperatur erzeugt blos durch gelinde temperirende Mittel, mildernde säuerliche Getränke, magere Diät etc. mit dem besten Erfolge behandelt und in denen unzeitig angewandte Purgirmittel nachtheilig befunden wurden: »Das mögen sich die Aerzte merken, die gastrische Fieber mit dem grösten Glücke »mit abführenden Mitteln zu behandeln pflegen.« Allerdings möchte es für sie und noch mehr für ihre Kranke gut seyn, wenn sie sich dies merkten und nicht nach einem gefährlichen Schlendrian in jedem gastrischen Fieber gleich Purgirmittel anwendeten. Wo hervorstechende Reitzung der Schleimhaut des Darmcanales statt findet, verschlimmern und unterhalten sie diese nur zu leicht und hindern die Krise. Selbst die grösten Vertheidiger der ausleerenden Methode, ein *Stoll*. *Richter* etc. haben schon davor mit Recht gewarnt. Dafs übrigens Rec. den Nutzen derselben in vielen gastrischen Fiebern etc. anerkannt und ihn selbst gegen einseitige Gegner derselben vertheidigt hat, darüber, wie über Anderes hierauf sich beziehende, will er hier nur auf seine Recens. v. Broussais Vorles. S. 81 — 99, (welche auch besonders gedruckt ist) verweisen. — In Ansehung der Nervenfieber fragt der Rec.: »Was waren dies für Nervenfieber — war es der ansteckende Typhus?« Diese Frage zeigt wieder, wie flüchtig Rec. gelesen hat, da ich ausdrücklich (S. 68) gesagt, dafs die diesmal vorgekommenen Nervenfieber meistens von der Art der *schleichenden* waren, welche nach *Huxham's*, *Borsieri's*, *Franks* und anderer Schilderungen, von jedem Kenner als besonders den Namen Nervenfieber verdienende und von dem hitzigen ansteckenden zu trennende angesehen werden. Dafs u. wie ich den *Typhus contagiosus* davon unterscheide und wie ich diesen behandle, habe ich in meinem Handb. d. Spec. Pathologie und Therapie (B. I. §. 42. 48. 61.) angegeben. Kennt Rec. eine bessere Behandlung, so würde er wohl thun, sie mitzutheilen. Wenn er auf den Erfolg sich bezieht, so mufs er (abgesehen von der grossen Gefahr eines wirklichen Nervenfiebers, das ich wenigstens nicht so wie manche ohne Noth annehme) bedenken, dafs man in Spitälern so manche Kranke erst zur Behandlung bekommt, nachdem ihr Uebel durch Vernachlässigung etc. schon zu weit gekommen ist. — Von chronischen Ausschlägen kam in dem Jahre, von welchem die Beobachtungen mitgetheilt werden, ausser den *Flechten* und dem *Kopfgrinde* besonders die *Krätze* vor. Rec. wundert sich, dafs ich, der doch auf die Empirie so viel halte, über die chronischen Ausschläge so schnell weggleite. In Ansehung der Krätze habe ich Autenrieths Meinung bestritten (worüber Rec. nichts äussert) und die von mir am wirksamsten befundene

Behandlung angegeben. Die Flechten waren die so gewöhnlichen *mehlichten* und boten gleich dem Kopfgrinde nichts von den gewöhnlichen Verhältnissen abweichendes dar, so daſs ich mich in dieser kleinen Schrift und nach dem oben angegebenen Plane hier gar nicht veranlaſst sehen konnte, darüber mehr zu sagen. Was soll man aber zu der hier folgenden Frage des Rec. sagen: »Was mag er wohl alles zu den Flechten u. s. w. gerechnet haben?« Daſs ich zu den Flechten nicht so manche andere Ausschläge rechne, wie z. B. von *Alibert* geschehen, und welche Arten ich annehme, konnte Rec. schon aus meinem Handbuche der spec. Pathologie ersehen. Was berechtigt ihn aber sonst zu einer solchen Frage? Ist er selbst etwa bey der Diagnose der Flechten so sehr in Verlegenheit? Ich kann ihn wenigstens versichern, daſs selbst meine Schüler, nachdem ich sie in den Vorlesungen auf die charakteristischen Merkmale der Flechten, die truppweise auf einer breiten, rothen, entzündeten Grundfläche (*Area*) zusammengehäuften Blätterchen oder Bläschen etc. aufmerksam gemacht, und sie ihnen dann in Kupfern und in der Natur vorgezeigt habe, nicht leicht mehr in Verlegenheit gekommen sind, sie zu erkennen. Uebrigens will ich (da ich mit dieser Erklärung dem anonymen Recens. ohnehin schon zu viel Ehre erzeigt habe) kein Wort weiter verlieren, sondern es dem Urtheile jedes Unbefangenen zu entscheiden überlassen, auf wen eigentlich das Verächtliche solcher hämischen, durch keinen Grund unterstützten Fragen fallen muſs.

Heidelberg, d. 1. Sept. 1821.

S. J. W. H. Conradi.

---

nischen Lehren — theilweis von ihnen zu diesem Behufe besonders gegeben — zum Verordnen der Heilmittel, nach ihren verschiedenen Verbindungen alphabetisch mit. Bei der ausgezeichneten Sorgfalt des Herrn Verfassers wird dasselbe seinem Zweck gewifs genügen und den Aerzten willkommen seyn.

Verzeichnifs der Bücher, welche in der Ostermesse 1821 in der Weidmannischen Buchhandlung in Leipzig fertig geworden sind.

Aristophanis Comoediae auctoritate libri praeclarissimi saeculi decimi emendatae a Phil. Invernizio etc Vol. VIIIum. 8 maj. Etiam sub titulo: Commentarii in Aristophanis Comoedias Collegit. digessit, auxit C. G. Dindorfius. Vol VIum, Commentarios in Lysistratam, Thesmophoriazusas et Indices in Commentarios interpretum continens. 8 maj. Charta scriptoria 3 *Thlr.* 16 *Gr.* — * *Idem liber, charta belg. opt.* (*Vol. VIIum sub prelo.*) 6 *Thlr.* 8 *Gr.* — *Aristophanis Pax. Ex recensione Guilielmi Dindorfii.* 8 *maj. Charta impress.* 15 *Gr.* — *Idem liber, charta script. gall.* 18 *Gr.* — * *Idem liber, charta membran.* 1 *Thlr.* — Georget, Dr. M., über die Verrücktheit. Aus dem franz. übersetzt und mit Beilagen von Prof. Dr. J. C. A. Heinroth. gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr. 18 gr. — Dasselbe Buch auf Schreibpapier 2 Thlr — Kampf's, Dr. Joh., für Aerzte und Kranke bestimmte Abhandlung von einer neuen Methode, die hartnäckigsten Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleibe haben, besonders die Hypochondrie, sicher und gründlich zu heilen. Dritte vermehrte und verbesserte Aufl., mit der Beantwortung der dagegen gemachten Einwendungen. gr 8. 1 Thlr. — *Opuscula Graecorum veterum sententiosa et moralia Graece et Latine. Collegit, disposuit, emendavit et illustravit Jo. Conr. Orellius Tom IIus* 8 *maj, Charta impress.* 4 *Thlr.* — *Idem liber, charta script.* 4 *Thlr.* 12 *Gr.* — * *Idem liber, charta membran.* 5 *Thlr.* 8 *Gr* — *Platonis, quae exstant Opera. Accedunt Platonis quae feruntur Scripta. Ad opt. librorum fidem recensuit, in linguam latinam convertit, annotationibus explanavit indicesque rerum ac verborum accuratiss adiecit Fridericus Astius. Tom. IIIus. continens Parmenidem, Cratylum, Philebum et Convivium.* 8 *maj. Charta impress.* 1 *Thlr.* 20 *Gr.* — *et meliori* 2 *Thlr.* 4 *Gr.* — *Idem liber, charta script. gall.* 2 *Thlr.* 12 *Gr.* — * *Idem liber, charta membran.* (*Tom. IVus sub prelo.*) 3 *Thlr.* 20 *Gr.* — *Schleusneri, Joh. Frid, novus Thesaurus philologico criticus sive Lexicon in LXX et reliquos interpretes graecos ac scriptores apocryphos Veteris Testamenti. Post Bielium et alios viros doctos congessit et edidit. Pars III. IV. V et ultima Z — Ω.* 8 *maj. Charta impress* 7 *Thlr.* — *et meliori* 7 *Thlr.* 18 *Gr.* — *Idem liber, charta script. gall* 9 *Thlr.* 12 *Gr.* — * *Idem liber, charta membran* 11 *Thlr.* 18 *Gr* — *Versio latina Epistolarum et libri visorum Joannis Novi Testamenti. Perpetua adnotatione illustrata a M. Godofr. Sigism Jaspis. II Tomi. Editio altera novis curis emend et aucta.* 8 *maj. Charta impress.* 3 *Thlr.* 12 *Gr.* — *Idem liber, charta script.* 4 *Thlr.* — * *Idem liber, charta membran.* 6 *Thlr.*

---

sianae, et Rom. antiquitatum Praefectus. Denuo recensuit, adhibitisque novissimis subsidiis curavit F. H. Bothe, Dr. Phil. etc. 2 *Volumina* 71 *Bogen.* Ausgabe auf schön weiſs Druckpapier. Mit neuer Schrift. Ladenpreis 5 Rthl. 4 ggr. sächs. 8 fl. rhein.

Horaz ist der gelesenste aller alten Dichter, selbst *Homer* nicht ausgenommen. *Jedermann* begehrt daher eine gute Ausgabe desselben. Allein so manche Herausgeber sich auch diesem Ideal naherten, so blieb doch ihre Arbeit entweder unvollendet, oder sie wurde zu wenig bekannt, oder zu theuer, um Gemeingut werden zu können.

Das Verdienst der *Fea'schen* Ausgabe des Horaz ist anerkannt. *Fea* ist Italiener, in Rom erzogen, mit jedem Punkt seines schenen Vaterlandes durch eigene Anschauung bekannt; er bekleidet die Aemter eines Präfect der Alterthümer und der Bibliothek Chigi zu Rom, ist Rechtsgelehrter und sachkundiger Herausgeber von *Winkelmanns* Geschichte der alten Kunst. Unter jedem dieser Gesichtspunkte eignet er sich bey seinem freymüthigen und im Ganzen sehr gesunden Urtheil zu einem Herausgeber des Horaz, und es war besonders seit *F. A. Wolf's* ausgezeichneter *Empfehlung* dieser Ausgabe in den literar. Analecten 2tes Heft ein fast allgemeines Verlangen darnach entstanden.

Wenn nun gleich die Liebhaber zunächst den *Fea'schen* Text hier erhalten, so hatte der deutsche Herausgeber doch Zeit, mehr zu geben, und er glaubte sich dazu verpflichtet, da ihm theils neuere Hulfsmittel zu Gebote standen, besonders *Vanderbourg* und *Heindorf*, theils *Fea*, trefflich im Ganzen, doch im Einzelnen irrt und mangelhaft ist. Es wurden daher die Anmerkungen und Berichtigungen des Herausgebers und *Johannis Georgii Graevii Scholia in Horatii odarum libros duo priores nunc primum edita* in einem besondern Bande hinzugefugt, in Rucksicht dessen, so wie alles Obigen, wir uns, zur Bestatigung, auf die in Nr 44 *der Heidelberger Jahrb. vom Jahr* 1820 abgedruckte ausführliche Recension des ersten Theils beziehen, mit welcher man auch die Beurtheilungen in den *Göttinger Anzeigen* 1820, 163. St. und im *Leipz. Allgem. Repertor. der neuesten in- und ausländ. Litt.* 1820 Bd. 2. St. 1. vergleichen kann.

Bis zum Nov. 1820 war der Pranumerationspreis für das ganze Werk 5 fl. 30 kr. rhein. oder 3 thlr 18 gr sächs. Dieser kann für das Jahr 1821 nur noch in dem bestimmten Falle Statt finden, daſs sechs Exemplare zugleich bestellt und wirklich vorausbezahlt werden. Nur unter dieser Bedingung werden auch andere Buchhandlungen im Stande seyn, den Pränumerationspreis noch im Laufe dieses Jahrs zu halten.

Ferner ist erschienen:

Des *Quintus Horatius Flaccus* erster Brief des zweyten Buches erklärt von Carl Zell. 8. 30 kr. rhein. oder 8 gr. sächs.

Der Hr. Verf. hat diesen interessanten Brief ausgewählt, nicht nur, um ihn als Probe einer künftigen allgemeinen Bearbeitung vorzulegen, sondern auch, um für Lehranstalten aus dem beliebten Dichter ein vorzügliches Stück auszuheben, welches durch seine vielseitige Beleuchtung sowohl für die Sprache, als auch für Geist und Geschichte reichen Gewinn bietet. Es wird daher gewiſs mit entschiedenem Beyfall und um so leichter aufgenommen werden, da der geringe Preis die Anschaffung allgemein möglich macht.

Inhalt des neunten Heftes.

Seite

1. Eusebii Emeseni Oratio ab *Jo. Chr. Guil. Augusti*, von *H. E. G. Paulus*
2. Henry Hallam view of the state of Europe during the midle age, übers. v *B. J. v. Halem*. v. *Dr. F. Rehm*
3. Melanges de Literature par *Henri Piguet*
4. *Günther, Joh Jac.* architecton. Grundr. d. med. Disciplinen
5. *Schröder, Joh. Fr.* hebraisches Uebungsbuch
6. *Wurzer, D Ferd.* ü. d. Soolbäder z. Nendorf
7. *Kettner, J. F. v.*, Darstell. d. Bad. Forst-Administration
8. *Seutter, J. Ch. v.*, Abrifs der gegenw. Forstverf. Wirtemberg's
9. *Papius, K.*, d. verschied. Betriebsarten d. Holzwirthschaft
10. *Strobel, G.*, pract. Lehrbuch d. Steinschnittes d. Bögen, Gewölbe und Treppen
11. *Witten, Frh. v.*, üb. höhere Landeskultur
12. *Leopold, J. L.* ., System d. thüring Landwirthschaft *v. Forstner*
13. Themis ou Bibliothèque du Jurisconsulte etc
14. Journal des Cours publics de Jurisprudence
15. Revue Encyclopèdique ou Analyse raisonnée des productions les plus, remarquables d. l. littérature
16. *Harless, Dr. Chr. Fr.*, rheinische Jahrb. d. Medicin u. Chirurgie I. bis III. Bd. 1s St.
17. *Wurzer, Dr. F.*, die Heilquelle z. Schwalheim
18. Principes de Botanique médicale par *A. E. C. Loiseleur-D'Avrigny*
19. Buchner, Dr. J. A., üb d. Trennung d. Pharmazie v. d. Heilkunst
20. Pharmacopoea Austriaca etc
21. Conspectus des Pharmacopées de Dublin, d'Edimbourg, de Londres et de Paris par *F. H. Desportes* et *F. S. Constancio*
22. *Historische Basreliefs* von * R ; von *H E G Paulus*
23. *Gmelin, L.*, Handbuch d. theoret. Chemie. 1r Bd. 2e Aufl.

Intelligenz - Blatt Nro VII.

Heidelberg, gedruckt bei J. M. Gutmann, Universitäts-Buchdrucker

Heidelberger
JAHRBÜCHER
der
Literatur.

Vierzehnter Jahrgang.

Zehntes Heft. October.

Heidelberg,
in der Universitäts-Buchhandlung von August Oswald.
1821.

Die

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur

erscheinen fortdauernd wöchentlich zu anderthalb Bogen, oder in zwei Heften zu 6 und 7 Bogen. Diejenigen Professoren aus den verschiedenen Facultäten der hiesigen Universität, welche die Redaction seither übernommen hatten, werden dieselbe auch ferner besorgen, und dadurch dem Institute in seiner bisherigen Dauer bewiesene Vertrauen auch für die Zukunft sichern. Ohne von dem bestandenen Plane im Wesentlichen abzuweichen, sind von dem Jahre 1821 an, statt der früheren deutschen Typen, lateinische gewählt, um die mannigfach gesuchte Lecture im Auslande zu erleichtern. Ueberdiess ist seit 1821 durch compressern Druck der Inhalt vermehrt, und es sollen außer den ausführlichen Recensionen für jedes Heft verhältnißmäßig auch kürzere Anzeigen aufgenommen werden, um dadurch eine möglichst vollständige Uebersicht der gesammten neuesten Literatur zu geben.

Das Intelligenzblatt wird ferner wie bisher außer der Chronik der Universität 1) *literarische Nachrichten jeder Art*, 2) *Anticritiken*, 3) *Anzeigen des Buch- und Kunsthandels*, aufnehmen, um auch von dieser Seite den Ansprüchen an ein

Allgemeines literarisches Institut

möglichst zu genügen.

Die unter No. 1, 2, 3, erwähnten Gegenstände des Intelligenzblattes bezahlen für die mit kleiner Schrift gedruckte Zeile 1 gr. sächs. oder 4 Kreuzer rhein.

Sollten Schriftsteller oder Verleger einer baldigen beurtheilenden Anzeige wegen die neuerschienenen Werke einsenden wollen; so wird gebeten, dieselben vermittelst Buchhändler-Gelegenheit unter der Addresse

An die Redaction
der
Jahrbücher der Literatur
in
Heidelberg

der unterzeichneten Verlagshandlung gefälligst zugehen zu lassen.

Der Druck und die Expedition werden prompt und pünktlich besorgt und letztere posttäglich durch die hiesige löbliche Zeitungsexpedition an alle löblichen Postämter und monatlich durch alle Buchhandlungen statt finden.

Der Preis bleibt der gedachten Erweiterung ungeachtet für den Jahrgang

11 Fl. rhein. oder 6 thlr. 16 gr. sächs.

Vorausbezahlung, und bitten wir, die Bestellungen beym Beginn des Jahrs möglichst zu beschleunigen, da jedes Heft immer mit Anfang des treffenden Monats versendet und die Fortsetzung dadurch in regelmäßigem Gang gehalten werden soll.

Heidelberg, den 1 December 1820.

August Oswald's
Universitäts-Buchhandlung

Bilder der Natur und des Menschenlebens von G. C. Braun. Wiesbaden, bei Schellenberg. 4 fl. Rh.

Unter diesem Titel will der Verf., längst nicht unrühmlich bekannt durch die Epopöe »*Hermann der Cherusker*« so wie durch den dramatischen Versuch »*Raphael Sanzio*« seinen Freunden (wohl auch dem grösseren Publikum) eine Sammlung von Gedichten und Schilderungen darbieten,

»Wie sie an Rheines stillbewegter Welle
Dem Sänger die Natur in's Herz gegeben.«

Durch diese Aeusserung scheint der Beurtheilung zunächst der Standpunkt angewiesen, aus welchem sie die dargebotenen Gaben zu betrachten hat. Die meisten beziehen sich wirklich nur auf den angedeuteten Schauplatz und sind durch dessen Schönheiten und Denkmäler in des Dichters Seele erzeugt worden. Sie haben daher auch meistens nur ein beschränkteres Interesse, das indeſs für den, der jene herrliche Natur geschauet hat oder der darin lebt, oft tief ergreifend ist. Wenige enthalten Allgemeineres. Was daher den poetischen Gehalt derselben betrifft; so wird er vorzüglich in der Gemüthlichkeit zu suchen seyn, womit jene Besonderheiten aufgefaſst, in der Kunst, womit sie an ein Höheres angeknüpft, und in der Form, in welcher sie dem Beschauer dargestellt wurden. In allen drei Rücksichten läſst sich ein gewisser poetischer Sinn nicht verkennen; dennoch muſs Rec. gestehen, daſs er das tiefer gehende Talent, in welchem reiches, vielseitiges Gefühl und heitere Geistesansicht zu fruchtbarer Ergreifung des Lebens wie der Natur sich verbindet, um in wahrhaft göttlicher Seherkraft Verborgenes zu öffnen und nie Gehörtes (wenigstens so noch nicht Gehörtes) dem Blicke darzustellen und dem Ohre zu verkünden, in vorliegenden Bildern nicht gefunden hat. Vieles ist mit zu allgemeinem Gefühle aufgefaſst, an zu Gewöhnliches und längst und oft Gesagtes angereihet, in zu unbedeutender, mitunter selbst in unangenehmer Gestalt hingestellt. Warum doch Viele nur zu gern jede Empfindung, welche die Saiten ihres Gemüths etwas lauter rührt, jeden Gedanken, der etwas lebendiger den Geist durchzieht, Andern als eine Gabe, werth der goldenen

Schale der Dichtung, ausstellen? — Hätte der Verf. seiner seits manche seiner Empfindungen und Gedanken besser gewürdiget, er würde ihre Unpoesie gewifs selbst erkannt und sie somit entweder gar nicht, oder auf anderm Wege als den der Dichtkunst seinen Freunden und dem Publikum mitgetheilt haben. Viele unter den ausgestellten Bildern würden uns alsdann inniger und reiner ansprechen, manche wirklich poetische Situation würde ergreifender wirken, mancher, wahrhaft schöner, Ton würde tiefer in die Seele klingen und begeisternder die Brust durchbeben.

Doch die Hinweisung auf Einzelnes mag den Leser in Stand setzen, selbst zu vergleichen und zu urtheilen.

Gleich das erste Bild, welches sich unter der Aufschrift »*die drei Schwestern*« als Idylle ankündiget, kann unsere Behauptung bewähren. An sich ohne bedeutenden Gehalt ermangelt es, um eben zu seyn, wofür es sich ausgiebt, aller Natur Unbefangenheit und wahrhaft ansprechenden Gemüthlichkeit. Der Ton ist weder einfach, noch naiv und leicht, die Wendungen sind meistens erstrebt, der Ausdruck oft gesucht und hart. Dazu kommt, dafs das wenige Leben, welches im Ganzen waltet, durch Reflexionen, die überdies mehr oder minder gezwungen und gewöhnlich sind, alle Augenblicke unterbrochen wird. Fast gleiches Urtheil mufs über eine andere Darstellung gefällt werden, die sich unter dem Titel »*des Edlen Denkmal*« gleichfalls eine Idylle nennt und ähnlichen Inhalts ist. Doch offenbart sich hier mehr Leben und Handlung als dort. In der Idylle »die Brüder« (nach L. Lucilius und Claudian) ist der Ton noch am richtigsten getroffen und gehalten, nur erscheint die plötzliche Verähnlichung des Schicksals des Hirts Anachi mit dem der beiden Brüder des Alterthums, so wie auch die Gleichheit des Namens mit dem Eine jener Brüder zu weit hergeholt und zu unnatürlich gezwungen. Ausserdem macht es eben keinen ästhetischen Effect, dafs der Hirt seinen alten Vater, wenn auch auf dessen Gebot, dem Lavastrome preis giebt, sich rettet und in den Armen eines holden Weibes stirbt. — »*Das Kloster*« ebenso »*die Karthause*« sind Ergiessungen von Empfindungen, die auf keinen künstlerischen Werth Anspruch machen können. Ausserdem sind die ausgedrückten Gedanken und Gefühle oft unklar und sich selbst widersprechend.

Das lyrische Gedicht ist dem Verf. im Ganzen besser gelungen, als die Darstellungen in Prosa, als welchen es an der klassischen Gediegenheit, Reinheit und Ausbildung fehlt. Besonders angesprochen hat Rec. »*der Mittag*« ein kurzes, aber (vielleicht eben deswegen) treffendes und schönes Gemäld

Weniger Werth haben die Zeichnungen der übrigen Tageszeiten, in denen die unzeitige Reflexion abermals die Züge entweder zerreifst oder nicht ausführen läfst, und daher den ästhetischen Genufs jeden Augenblick stört. Poetisch gedacht und gelungen, in der Darstellung ist das Lied auf den *eilfter Wein* (S. 353). Sinnig und schön erfunden sind die *vier Jahrszeiten* in acht Sonnetten in ihrer Beziehung auf die Fürstenfeier. Ausserdem giebt es noch manches andere artige Blümchen unter den kleinen Gedichten z. B. S. 383 »*die entwichene Liebe.*« — Die Elegie »*die Kaisergräber zu Speyer*« ist als Elegie ganz und gar verfehlt und mifslungen zu nennen. Nichts von dem einfachzarten elegischen Tone, keine Leichtigkeit der Darstellung, überdies zu viel historische Einzelheiten, die das Gefühl nicht rein aufleben lassen. — Die Romanzen und Balladen sind meistens ohne höhern Werth, sowohl was Inhalt als Darstellung betrifft. In vielen tritt wieder das leidige Räsonnement auf und zwar in einigen ganz methodisch immer in den Schlufszeilen, so z. B. »*das Fest im Walde*« S. 321 — Doch können gelungen und schön genannt werden »*die sieben Jungfrauen bei Wesel*« und »*die Pfalz bei Caub.*« — Nicht selten hat Rec. Nachlässigkeit im Styl und Härten in der Versification getroffen. So z. B. S. 1. heifst es »die *grauen* Tiefen der Seele.« S. 14. werden Fensterscheiben »*morsch* verfallend« genannt. S. 206. steht »*klomm*« statt »*glomm*«. Ausserdem ist ebendaselbst der Ausdruck »den Funken der Ehre *mit vollem Wassereimer übergiessen*« eben so unpassend als unedel S. 312 liefst man »Geschlechte« statt „*Geschlechter.*" S. 189. »an *ihren Blumen riechen*« statt »an *ihre*« u. s. f. — Rec. wiederholt, dafs er in den dargebotenen Gaben ebensowohl Talent, als auch edles Gefühl des Gebers vielfach erkannt hat, ihm aber dennoch rathen mufs, hinfort kritischer und sorgsamer bei der Auswahl zu seyn.

Pora. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. Georg Doering. Frankfurt am Main. Verlag der Hermannschen Buchhandlung 1821. XIV. und 144 S. in gr. 8. 1 fl.

In der Vorrede zu diesem Trauerspiele theilt der Verfasser eine Stelle aus den Memoiren des Marschalls von Bassompierre mit, worin dieser Berichterstatter, welcher in dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Französischer Gesandte an dem Spanischen Hofe war, das Folgende von dem Tode der Isabella de

60*

la Paz, der dritten Gemahlin Philipps II., erzählt, was er selbst aus dem Munde glaubwürdiger Personen vernahm.

An dem Hofe des Königes befand sich ein junger, durch viele ausgezeichnete Eigenschaften liebenswürdiger Herr, der Marquis von Posa. Dieser stand in innigem Verhältnisse mit einer der Hofdamen der Königin, und da die Königin selbst wieder ihrer Hofdame in einem hohen Grade ihre Gunst und ihr Vertrauen zugewendet hatte, so ward in dem argwöhnischen Monarchen der Verdacht erweckt, als ob diese nur die Mittlerin seye zwischen seiner Gemahlin und dem Marquis. Mehrere Monate lang barg Philipp seinen Argwohn und seine Eifersucht in seinem Innern, bis er eines Tages ein von dem Marquis an seine Geliebte gerichtetes Blatt, welches diese ihrer Fürstin mitgetheilt hatte, in den Händen der letztern fand und seine verderblichen Plane nun zu gräfslicher That wurden. Der Marquis ward, zuvor durch einen Büssenden gewarnt, für das Heil seiner Seele Sorge zu tragen, an einem Abende von den Dienern eines der Vertrauten des Königes ermordet und sein Tod erregte um so mehr Aufsehen, da kurz darauf auch die Königin an einem Tranke starb, welchen ihr ihre Aerzte überreicht und den sie nach langer Weigerung, erst auf das Zureden des Königes genommen hatte.

Diese historischen Züge liegen nun auch dem Wesentlichen nach dem hier angezeigten Trauerspiele zu Grunde, nur dafs in demselben Posa wirklich die Königin liebt und seine Briefe und Verse durch seinen Pagen Admirante nur in der Absicht an das Fräulein Isaura de Peralto richtet, damit sie durch diese zur Kunde ihrer königlichen Freundin gelangen möchten. Die Verschlingung des Vorganges wird noch dadurch erhöht, dafs Isaura eine feurige Liebe zu Posa, sowie der Page zu Isauren trägt, bis es sich enthüllt, dafs beide Bruder und Schwester sind, und nun beide, obwohl vergeblich in edler Selbstaufopferung alles Mögliche zur Rettung des Marquis versuchen, der als der dritte in den Geschwisterbund aufgenommen wird. Dabey fehlt es denn nicht an manchen einzelnen schönen Zügen, ansprechenden Scenen und überraschenden Wendungen; nur tritt die eigentliche Katastrophe, der Moment, da das Lied des Marquis von der Lilie und dem Veilchen — das ausserdem all zu wenig fein und verhüllt ist — viel zu frühe, schon im neunten Auftritte des zweiten Aufzuges, ein, so dafs es der mancherlei Beimischungen bedarf, um dem Stücke die Ausdehnung von dreien Aufzügen zu verleihen, welche aber eben darum nun keinen grossen und kräftigen Eindruck mehr hervorbringen.

Uebrigens ergiebt sich aus dem Angedeuteten schon genugsam, wie wenig dieses Trauerspiel, das mit dem Berichte von dem Tode des — wie ihn die Geschichte schildert — abscheulichen Prinzen Carlos beginnt, und mit dem des Marquis von Posa endet, in seinem ganzen Entwurfe eine Aehnlichkeit mit Schillers Don Carlos hat. Der Character Philipps mufste, geschichtlich allzu bestimmt gezeichnet, nothwendig hier und dort ungefähr als derselbe erscheinen, und ist im Ganzen — denn in dem Einzelnen liesse sich gar manches aussetzen — gut gehalten, wie auch der Character der Königin. Als eine wirklich furchtbar grosse Erscheinung tritt in dem Anfange Donato, der Todesbothe, hervor, nur verliert er im Fortgange der Geschichte durch zu grosse Redseligkeit. Bassompierre, der Französische Gesandte, kündet sich in dem Eingange des Stückes, den wir, wie das Ende desselben für am wenigsten gelungen achten, durch allzu wenig edlen, fast flachen Witz an, und wir fürchten, wenn bei Aufführung dieses Trauerspieles Stellen, wie die folgende S. 14.

> — *seitdem*
> *Der König ihm die längst bestimmte Braut* —
> *Wegkaperte etc.*

und ähnliche nicht sehr gut vorgetragen werden, so möchten sie bei den Zuschauern ein Lachen erregen. Aber am wenigsten, müssen wir gestehen, befriedigt die Hauptperson des Stückes selbst. Auch unwillkührlich sieht man sich, da ein so grosses Muster vor uns steht, zur Vergleichung gedrungen. Eben so wenig geschichtlich ist hier der Marquis mit der Königin, wie bei Schiller mit dem Prinzen Carlos in eine nähere Beziehung gebracht, und wie tief steht nicht unter jenem gewaltigen, hochbegeisterten Posa, der mit grossem Herzen das Heil der ganzen Menschheit umfafst, dieser weiche, träumerische, in sich selbst begrabene, verliebte Ritter, der in seinem Liebessehnen und Liebeshoffen fast wie ein Wahnwitziger erscheint. Denn dafs zwei Wesen, die gegenseitig ihre Liebe erkannt und sich mit aller Gluth feuriger Seelen erfafst haben, weil hier die erbarmungslose Macht äusserer Verhältnisse sich scheidend zwischen sie stellt, auf ein Jenseitiges alle ihre Hoffnung, ihre Sehnsucht wenden, diefs ist in der Natur menschlicher Herzen gegründet. Aber dieser Marquis liebt eine Fürstin, die um seine Liebe nicht weifs, ja von der er nicht weifs, ob sie, wenn sie seine Leidenschaft erkennt, dieselbe nur billigen werde. Dennoch ist seine Hoffnung, besonders nachdem es ihm gelungen, sie aus dem Wasser zu erretten, allein auf die Vereinigung mit der Geliebten in dem Jenseitigen gerichtet, so dafs er dem Tode, dem er hätte entgehen können, gar

nicht entflieht, und der Dichter läſst ihn an dem Schlusse wenigstens auch diesseits schon himmlische Wonnen empfinden, indem er vor dem Blicke des Sterbenden Engelchöre herabschweben, und »die Strahlende — die ihm vorangegangen — die Lilie halten und sich lächelnd zu dem Erdengrabe neigen« läſst.

Ueberhaupt ist in dem Stücke all zu viel Schmuck, wir möchten fast sagen bunter Putz, angebracht, womit keinesweges der Mangel an innerer Kraft und Fülle, verdeckt, vielmehr dem Ganzen die höhere Würde und der groſsartige Eindruck der Tragödie genommen wird. Dieſs ist nicht nur mit den vielen eingestreueten, hier und da wiederholten und nicht mehr neuen Redeblumen der Fall, sondern giebt sich auch in den mannigfaltig gemischten Versmaassen kund, so daſs nicht nur einige kleine Gedichte, sondern auch ein Sonett vorkommt, und einige Male in Stanzen- und ein Mal in Terze-Rimen geredet wird. Auch von dem Reime an dem Schlusse der Scenen wird zu oft Gebrauch gemacht, dagegen der Tact des Jambus in der Rede hier und da zu wenig bemerklich ist, so daſs man diese nur nicht nach Versen abzutheilen braucht, um kaum nur noch die Maasse darin zu ahnden, wie z. B. S. 106.

Donna Velasco, Oberhofmeistrin der Königin, soll einer ihrer Basen und diese einer dritten und so weiter, die Sache unter heilgem Siegel der Verschwiegenheit vertrauet haben, bis sie denn durch solches Reden-Labirinth zu mir gekommen.

Solche Härten aber, wie in dieser Stelle *Oberhofmeistrin* und *heilgen* oder S. 42. kräftger, lebendger, S. 76. Rechtfertgung, S. 107. Unschuldgen, S. 138. Karmliterinnen und andre, kommen zu häufig vor. Auf die Unrichtigkeit des Verses S. 36.

Er hat nicht Sitt' noch Religion geachtet

braucht bloſs hingewiesen zu werden; so wie aber auch nicht unbemerkt gelassen werden darf, wie die Rede an vielen andern Orten sich leicht und in gutem Wohlklange bewegt. Obgleich dieses Stück all zu geschmückt und gedehnt ist, so wird es dennoch der Theilnahme mancher Leser nicht entbehren.

H — i.

Griechenland und dessen zeitiger (jeziger) *Kampf* von Carl Gerber. Smalcalden. bei Varnhagen. 1821. 47 S. 8. (8 ggr.)

Argos ist älter als vierthalbtausend Jahre. — Von da stammt Griechenland und zwar bereits mit einiger Cultur. Als sechs-

zehn Jahrhunderte später mit Corinths Eroberung die Griechen aufhörten ein selbstständiges Volk zu seyn, blieben dennoch die Schätze der in diesem langen Zeitraum gesammelten geistigen Kraft, und Hellas Sprache, Wissenschaft, Kunst und Geschmack; aber der Character der Nation herabgewürdigt und ermattet, machte das Spiel nachkommenden Eroberern leicht.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts existirte vom Nationellen kaum noch eine Spur; unter den griechischen Kaisern, die um diese Zeit ihre Herrschaft durch die Gründung des neuen Roms in Constantinopel begannen, verging ein Jahrtausend, zugebracht in Schwäche, unter beklagenswerthen Glaubenszwistigkeiten, bis endlich 1453 die Türken durch die Eroberung von Constantinopel dem Kaiserreich ein Ende machten, und eine Sclaverei einführten, unter deren zerrüttenden Wirkungen die Griechen seit länger als vierthalbhundert Jahren schmachten, und deren Fesseln sie jetzt zu zerbrechen suchen.

Die Characterzüge, welche von den gegenwärtigen Griechen *geschildert* werden, sind nicht überall vortheilhaft; aber alle die Niedrigkeiten, welche vorgeworfen werden, sind Folgen der Knechtschaft, welche die Sitte verdirbt, und das Herz mit Trug und Hinterlist erfüllt. Das Schicksal des ersten und weisesten Volks der Vorzeit fiel unter die Gewalt jener Barbaren, die auch noch heute — zwar Bewohner des einst cultivirtesten Welttheils — doch bei aller Gelegenheit Kunst und Wissenschaft zu üben, in Unwissenheit versenkt als blinde Anbeter eines empörenden Fatalismus jedes Licht scheuen und ihre politische Existenz nur einer traurigen Eifersucht anderer Völker zuzuschreiben haben.

Die Geschichte, die den Namen der *Türken* kaum seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts kennt, bezeichnet deren Stamm als eine Räuberhorde. Ein selbstständiges Volk wurden sie erst vor fünfhundert Jahren, und dieses Volk entstand aus Räubern, Sclaven, Tartaren und geraubten Christenkindern. Ein kühner und glücklicher Räuberhauptmann, *Osmánn*, war *1300*. der erste Sultan. Von ihm datirt sich der Anfang des heutigen türkischen Reichs. Die Zwietracht der Völker in Glaubenssachen, die Weichlichkeit eines übel regierten Zeitalters machte einen Feind, dessen Thron auf blinden Glauben, blinde Anführung und blinden Gehorsam gegründet ward, nach und nach furchtbar. Seit man später die Hinfälligkeit einer auf solchen Grundsätzen beruhenden Herrschaft, und die Leichtigkeit, sie zu vernichten allgemein erkannte, wurde und blieb fremde eigennützige Politik seine Erhalterin. Seit dem 23. May 1453, wo sich der letzte griechische Kaiser, der eilfte Constantin unter

den Trümmern seines Throns begrub, liegt Hellas in den Fesseln der türkischen Bothmässigkeit. Der Turban osmanischer Kalifen deckte drei Jahrhunderte lang die Scheitel kühner und kriegerischer Herrscher. Aber schwache Sultane, verschlossen in ihrem Serail, preisgegeben den Schwertern ihrer Leibwache, herrschen nunmehr, nur aus Gewohnheit; und nur in grausamer Langweile sieht man sie das tyrannische System fortsetzen, dem sie die Erhaltung ihrer Existenz verdanken.

Richtig ist von ihnen gesagt: »die Türken sind die ein»zigen Barbaren, welche gebildetete Nationen unterjocht haben, »ohne sich mit ihnen zu vermischen, ohne Glaube, Sprache, »Wissenschaft, Kunst und Sitten von ihnen anzunehmen. Am »Ganges und am Anadyr, am Platastrom und am Mississipi, »am Cap und jenseits des blauen Gebürges von Neu-Südwales, »hat der Europäer das Gesetz seiner Bildung mit Macht ge»gründet; nur in der heiligen Heimath seines Glaubens und »seiner Freiheit, seines Geistes und seines Ruhms, am Jordan »und am Ilyssus, in Palästina und in Griechenland duldet er »die Schmach der Unterdrückung.« Für jetzt aber sind die Griechen mit den Waffen in der Hand aufgetreten, nicht als Aufrührer gegen eine rechtmässige Regierung, sondern als Feinde einer gewaltsam gegen sie fortwüthenden Willkührherrschaft, wo die Menschen- und Staatsbürger-Rechte, deren Besitz sie ansprechen, ihnen nie von ihr gesichert werden können.

Den türkischen Sultan wird man nicht zur europäischen Regenten-Familie rechnen können, und die Griechen führen nicht einen *Bürgerkrieg*. Sie streiten nicht, um eine Beschränkung monarchischer Gewalt zu gewinnen; sie führen Krieg gegen die Uebermacht, welche sie zu allen Zeiten als Sclaven mishandelt hat, gegen das Volk, das sie immer als Fremdlinge betrachtet.

Man sah und sieht es noch, wie selbst die mit den Osmanen am meisten befreundeten Völker Europa's bei ihren Verbindungen mit der Türkey, in ihren dortigen persönlichen Beziehungen verachtet, gefährdet dastehen. Die Etiquette der europäischen Höfe fügte sich den barbarischen Formen einer barbarischen Regierung, um den stolznickenden Gruſs eines Sultans zu gewinnen, und man nährte einen der Christenheit und der Kultur ewig verschwornen Feind, dessen Absichten auf Ausdehnung seines Reichs nur mit seinem Sturz untergehen werden, wenn jene höhere Politik zu der Ueberzeugung gelangen wird, *auch eine andere Regierungsverfassung in dem jetzt noch türkischen Theil von Europa sey ihr zuträglich und sichere ihr wesentlichere und fester begründete Vortheile.*

Die Kraft des Princips der Legitimität mit all ihren Wirkungen kann in einem streitigen Verhältnifs zwischen gebildeten und barbarischen Völkern nie zur Anwendung kommen. Die Türken stehen nach ihren Glaubensgrundsätzen gegen die Nichtmoslemen immer nur in einem Waffenstillstand, nie in einem Frieden, welcher die Rechte des Gegners anerkennt. Aufgeregt werden sie gegen die zahlreichsten Heere mit allen Waffen der Verzweiflung fechten. Kann das christliche Europa ruhig bleiben, wenn eine rohe, alles verwüstende Kraft den Damm, der sie seit einiger Zeit einzwängt, zu zerstören droht? Wenige dagegen scheinen daran gedacht zu haben, dafs in der *Selbstständigkeit der Griechen* vielleicht das sicherste, und ohne Zweifel das billigste Mittel vorhanden ist, um den Abgrund von Ereignissen, der leider nur mit zu vielem Blute bereits getränkt ist, zu schliessen. Was das künftige Verhältnifs Griechenlands betrifft, so hat man nur entweder an Errichtung eines *Protectorats* oder an *Zerstückelung des osmanischen Reichs zu Gunsten anderer Staaten* gedacht.

Der Begriff von *Protectorat* setzt zum voraus, dafs die türkische Herrschaft in Europa integrirt bleibe, dafs sie aber in der Behandlung der Griechen *beaufsichtigt* werde. Welcher europäischen Macht sollte unter allgemeiner Zustimmung der übrigen Mächte dieses Protectorat übertragen werden? Und *wie wird die damit beauftragte Macht dieses Schutzrecht handhaben, so dafs die Betheiligten auch wirklich geschützt sind? mittelst blossen Vertrauens auf etwaige Verträge und Uebereinkommen, oder durch militärische Besetzung des fraglichen Gebiets?* Wer würde richten, ob das Protectorat gut genug, uneigennützig genug ausgeübt werde? Soll die Fortdauer des allgemeinen Feindes sogar auch den Freunden ein allgemeiner Zankapfel werden? Bessere Wirkungen wird der zweite Fall — *die Zerstückelung und Vertheilung des osmanischen Reichs in Europa zu Gunsten anderer Staaten — hervorbringen.* Griechenland könnte für sich geordnet und innerhalb seiner alten Gränzen zu einer angemessenen Verfassung erhoben werden. Macedonien ist dahin nicht mehr eigentlich zu rechnen. Von diesem Lande an bis herauf gegen die Gränzen Teutschlands wäre das zu erobernde zur Disposition und Ausgleichung der mächtigen Nachbarn. Auch Oesterreichs Gränzen könnten bis an einen Theil des Insel-Meeres erstreckt und seine Ausfuhr erweitert werden. Frankreich, Spanien, haben die dem Türken verwandte Raubstaaten sich gegenüber, welche längstens ihre Zernichtung verschuldet haben und den Unzufriedenen dieser Länder nahe Plätze zu fruchtbaren Colonien gewähren könnten. Britannien, überall *ruling the waves,* könnte den Besitz der Jonischen Inseln durch wei-

tere Acquisition von Cypern, Rhodus etc. sich sichern, um auch im Levantehandel wenigstens nicht zu sinken. Der Vf. hält sich mehr an den Gedanken: *daſs die Herrschaft des osmanischen Reichs* den griechischen Händen belassen werden könnte. Ihm scheint die Ausführung dieser Idee alle Interessen befriedigen zu können. —

Der Antheil der übrigen europäischen an der *zeitigen türkischen* Dynastie - und Regierungsverfassung liegt nicht in dieser selbst. Die Erhaltung eines dortigen Staats aber, also dessen Integrität, kann den europäischen Mächten wesentliches Interesse einflössen. Sollte ein solches reiches Land, ein Land das allen Staaten so unendlich viele Hülfsquellen darbietet, unter einer freien und rechtlichen, mit der Cultur des übrigen Europas im Einklange stehenden Verfassung, in den grossen christlichen Staatenbund nicht gern aufgenommen werden? Allen Ständen, dem Gelehrten wie dem Handelsstand, dem Landmann, ja der ganzen *gebildeten* Menschheit wird ein neues grosses Feld, werth der schönsten Cultur, und lohnend jedweden Fleiſs geöffnet. Die Griechen nennen in ihrer Sprache den Menschen einen »*Aufwärts-Strebenden.*« So sey denn das Volk der Hellenen dieses herrlichen Namens eingedenk.

H. E. G. Paulus.

Geschichten Hellenischer Stämme und *Städte* von Dr. Karl Otfried Müller Professor an der Universität Göttingen. Erster Band *Orchomenos* und die *Minyer*. Mit einer Karte. 1820. Breslau. Verlag von Joseph Max. VI und 512 S. in gr. 8. 2 Thlr. 16 ggr.

Wir glauben nicht länger die Anzeige eines Werkes aufschieben zu dürfen, das sicher nicht ohne bedeutenden Einfluſs für das Studium und die Behandlung der alten Geschichte in unsern Tagen seyn wird. Zwar sollen diese Geschichten Hellenischer Stämme, nicht eine nach abgeschlossener Vollendung strebende »Geschichte der Hellenischen Gemeinwesen und des ganzen Volkes seyn,« sondern »den Weg bahnende Forschungen, Vorarbeiten, Studien sind Zweck und Inhalt dieses Werkes.« Eben als blosse Vorarbeiten sollen sie dadurch die unvollkommene Gestalt, in der sie hervortreten, rechtfertigen, sollen die herbe und anmuthlose Schreibart u. s. w. entschuldigen. Indessen, wenn wir auch bekennen müssen, daſs die Schreibart bisweilen der gehörigen Klarheit und Bestimmtheit ermangelt, wie sie doch bey historischen Untersuchungen zu

ünschen ist, dafs insbesondere Zusammenstellungen, deutsche Ueberblicke der ausgemittelten Resultate, vermifst werden, so hat uns, selbst abgesehen von allem Inhalt, die Würde, der männliche Geist, der unverkennbar überall sich ausspricht, das Interesse und der Eifer, von welchem der Verf. ergriffen, seinen Gegenstand behandelt, sehr angezogen, »dem Werke selbst aber einen eigenen Reiz verliehen. Was den Gegenstand betrifft, so glauben wir versichern zu können, dafs der Verf das Hellenische Alterthum grofsartig und mit Würde aufgefafst hat, frey von kleinlichen Vorurtheilen. Um einzelner Ansichten willen, worüber Ref. anderer Meinung ist, über das in vielfacher Rücksicht verdienstvolle Werk das Verdammungsurtheil auszusprechen, würde Ref. für eben so unbillig als ungerecht halten, und darum kann er nur mit Unwillen auf Verunglimpfungen herabblicken, wie sie unser würdiger Verf. von weit »ungeschichtlichern« Geschichtschreibern unserer Tage hat erfahren müssen. Doch gerade sie werden bey Einsichtsvollen das Verdienst des Verf. noch mehr erheben, zumalen derselbe vielleicht wohl bey fortgesetzter, rastloser Thätigkeit auf andere Ansichten in manchen Punkten wird geleitet werden; wie z. B. wenn er von der »Morgenländerey« des »ägyptisirenden« Herodotus und Anderer spricht, wenn er sich bemüht, Zeugnisse der Alten wie sonstige Beweise des Einwirkens orientalischer Cultur auf Griechenland zu entkräften oder zu vernichten, wenn am Ende gar Hellenische Sagen, deren Aehnlichkeit mit Aegyptischen zu auffallend, zu hervorstechend ist, aus Hellas dorthin verpflanzt, aus Hellas nach Aegypten gewandert seyn sollen, u. dgl. mehr.

Doch, wie wir schon angedeutet, dafür entschädigt uns das mannigfache Gute, das dieses Werk enthält, die vielen neuen Resultate, die hiedurch gewonnen worden sind. Unläugbar gebührt unserem Verf. das Verdienst, in Vielem eine neue Bahn gebrochen zu haben. Dafs der Natur der Sache nach, in diese historischen Untersuchungen zum öfteren mythologische Forschungen mit eingeflochten werden mufsten, bedarf für den Kenner keiner weiteren Bemerkung. Hier nun war es des Vf. Hauptgeschäft, das auszumitteln, und zu scheiden, was in der Sage Geschichtliches enthalten ist, und eben daher als sicheres Faktum in die Geschichte aufgenommen und was dagegen der blossen Sage überlassen werden mufs; eine um so schwierigere Aufgabe, je bunter das Sagengewirre ist, welches wir über diese dunkeln Theile der Geschichte ausgesponnen finden. Da indefs der Verf. Zusammenstellungen der Hauptresultate vermieden hat, so wollen wir es versuchen, in deutlichem Ueberblick das unsern Lesern zusammenzustellen, was durch die Untersu-

chungen des Verf. als erwiesen kann betrachtet werden, mi Uebergehung alles dessen, was zur strengen Untersuchung selb gehört. So werden dieselben in den Stand gesetzt seyn, ei Urtheil zu bestätigen, das wir schon oben ausgesprochen habe Einige Zwischenbemerkungen mögen dem Ref. gestattet sey

Wir übergehen die ersteren Abschnitte, deren Inhalt stre geographisch-statistisch ist, über die Böotischen Berge, ih Bewässerung, über den Kopaischen See, dessen Kanäle, übe die Gestalt, Erzeugnisse und Umgebungen desselben, lauter Ge genstände, mit Umsicht und Genauigkeit abgefaſst, aber ihre Natur nach keinen Auszug verstattend. Mit dem vierten Ab schnitt S. 94 beginnt die eigentliche Untersuchung über die *Ur einwohner* und über die *Morgenländischen Einwanderer* Allein hie kann Ref. mit nichten die Ansichten des Verf. theilen. Ob gleich derselbe S. 91 ff. die auffallenden Züge zusammenstellt welche auf eine Urverwandtschaft der Aegyptier und Minye oder vielmehr auf eine Abstammung Letzterer von Ersteren hin führen, sucht er dieselben alsbald wieder zu beseitigen. Di Uebereinstimmung in Gewächsen und sonstigen Erscheinunge in der Natur beruhe eben auf ähnlicher Naturbeschaffenheit bei der Länder, welche dann auch das menschliche Leben auf ähn liche Weise bedingen, gleiche Kunstfertigkeiten hervor bringen Sinn und Gemüth der Völker zu ähnlichen Gestaltungen de Glaubens und der Sagenwelt stimmen muſsten (??). In diesem Sinne wird dann nun die Sage vom Trophonius, zusammen hängend mit der des Hyrieus und Augeias behandelt, die über haupt unter den Hellenen früher gewesen seyn müsse, als diese Aegypten durch Psammetich »irgend näher kennen lernten« (?), aber auch eben so wenig für »ursprünglich Aegyptisch und mit »den Minyern in Orchomenos vor uralten Zeiten eingewandert gelten könne.« — Da erst, als unter den Saitischen Königen ganz Aegypten hellenisirt wurde, wäre sie hinübergeführt und in die Aegyptischen Königsannalen eingeflochten worden! Und so werden nun Data auf Data gehäuft, von Sagen, die sämmt lich Hellenischen Ursprungs nach Aegypten überführt dort für ein Ureigenthum der Nation erklärt worden; so die Sagen von Helena, Proteus, »Perseus«, den die Chemmiten, wie die Hel lenen auf Hellenische Weise mit gymnischen Kämpfen ehrten. Allein finden wir nicht schon auf uralten Reliefs, womit uns die Entdeckungen französischer Gelehrten bekannt gemacht, sol che Spiele dargestellt? s. *Description de l'Egypte Antiq. Text. Li vrais. II. pag. 319 f.* und *Antiq. Livr. III. pl. 66. nr. 1.* Dieser einzige Umstand schon, innerer Gründe gar nicht zu gedenken, muſs uns das Gegentheil dessen beweisen, was der Verf. zu be haupten gesucht. Eben so wenig kann sich Ref. mit dem ein-

nständigen, was gleich zunächst folgt: »Freylich den über and und Meer hinwegschwimmenden Götterschuh des Heros ermochten sie nicht zu fassen, und deuteten nun, ganz Ae-yptisch, einen befruchtenden Wunder- und Zauberschuh dar-us.« Wir dächten doch, dafs über die Deutung dieser My-e gar kein weiterer Zweifel mehr obwalten könne, nach dem, s Ritter in der Vorhalle Europäischer Völkergesch. p. 332 ff. chgewiesen hat. Von Indien bis in das ferne Abendland fin-n wir Spuren dieser Sage. In Indien ist es der Fufsabdruck s Luckdha, der das Land, auf dem er stand, vor der Gewalt r Wasser bey der grossen Ueberschwemmung gnädig bewahr-, der so zum trostreichen Zeugen ward an die errettende, ädige Macht Gottes, an seine Hülfe, wie an den reichlichen gen, der von ihm den Sterblichen zufliefst. Glücklich sind e Oerter, auf welche die segnende, heilbringende Gottheit ost selber den Fufs gesetzt, reich an überströmender Fülle, ungewöhnlicher Fruchtbarkeit u. dergl. mehr. — Wer möch-die Ueberzeugung theilen, dafs ausser Anderm, auch der gan-Delische Mythenkreis in Aegypten lokalisirt und Aegyptisch gedeutet worden sey? Aufnahme Hellenischer Söldner und ufleute unter Psammetich sollen diesen Einflufs auf Aegyp-gehabt, sollen diese Umgestaltungen ursprünglich Helleni-ier Sagen in Aegyptische bewirkt haben. Wie wenig wahr-einlich! Noch weit mehr Einwendungen hätten wir zu machen gen die Sätze, wodurch der Verf. die Annahme eines *Aegyp-chen Cultivateurs Cecrops*, eines Danaos und Kadmos ableug-n will, zum Theil mit noch weit grösserer Unhaltbarkeit, tze, über die Ref. hier um so weniger sich erklären will, er an einem anderen Orte demnächst darüber zu reden ge-nen ist. Auch verbietet die Beschränktheit des Raums eine here Ausführung dieser Sätze, so wie mancher anderen, da-t in mehr oder weniger Zusammenhang stehenden. So z. B. nur diefs für jetzt zu berühren, soll nach S. 117 gerade die merische Zeit der Anfang des Herüberkommens Phönicischer nste und Religionsideen nach Griechenland seyn. Wie aber tte Homer, der doch zweifelsohne nicht seine, sondern ei-in Helldunkel schwebende ritterliche Vorzeit besingt, so be-mmt von Sidon und den Phöniciern sprechen können, wenn t zu seiner Zeit die Kenntnifs dieses Volkes zu den Hellenen übergekommen? Kennt er nicht schon Sidon genauer, *Odyss.* 424.

»Her von *Sidon* stamm ich *der Stadt voll schimmernden Erzes*« d Jl. XXIII, 743 heissen die Sidonier πολυδαίδαλοι. Genau-Bekanntschaft mit den Sidoniern beurkundet auch der Held nelaos Od. XV, 116 f. vergl. IV, 618. 74., eben darauf lassen

auch die ἔργα γυναικῶν σιδονίων und andere Stellen schliess
die wir der Kürze wegen hier übergehen müssen. Auch Pl
nicische List und Trug ist dem Hellenischen Sänger wo
bekannt, eben so sehr wie Phönicische Gewinnsucht, s. z.
Odyss. XIII, 272 ff. XIV, 288 ff. Darum ist es wohl gerath
ner eine ältere Bekanntschaft der Hellenen mit den Phönicie
die von ihnen als ναυσικλυτοί anerkannt werden, eine ältere V
bindung, als eine zu Homers Zeit entstandene anzunehm
Als Resultat aller dieser Untersuchungen, die das Einwirk
Aegyptischer oder Phönicischer Cultur auf das alte Hellas a
leugnen sollen, ergiebt es sich dann, daſs, wie Kekrops Fü
der pelasgischen Kranner, eben so Eleusis und Athen am T
ton ohne Zweifel *Pelasgische* Städte seyen, daſs *Pelasger*, w
überall, so auch in Böotien gewohnt, daſs ihr Hauptdienst
Verehrung der *Kabiren*, in Kabairion zu Thebe hauptsächli
statt fand, daſs eben dieser Dienst, als ein *ächtpelasgischer* (
weder Phönicisch noch Aegyptisch sey. (S. 124) Es erken
nemlich der Verf. (s. die Beilage Nr. 2.) der Dienst der K
biren, dessen Hauptsitz Samothrace war, für ächt Pelasgi
oder alt Griechisch an, durch Tyrrhener 100 Jahre nach de
Trojanischen Kriege an Samothrace's Gestade verpflanzt. D
auch Herodotus (dessen Angaben hier, wo sie dem gefaſsten S
steme zusagen, der Verf. nicht wie anderwärts, verwirft) di
sen Cultus *alt-pelasgisch* nennt, daſs er ihn von dem Aegyp
schen unterscheidet, ist unbezweifelt richtig. Sollte aber daru
derselbe nicht durch Phönicier, welche doch erweislich die u
liegenden Inseln und Küsten besetzt, dahin gebracht seyn kö
nen, durch ein seefahrendes Volk, dessen Götter eben so g
wie die Tyrrhenischen, Herrscher über Meer und Sturm se
konnten«? Man kann solcher Annahme freylich entgegnen, d
unmöglich ein Handeltreibendes Volk, eine blos kleinlichem Ha
delsinteresse ergebene Nation, dergleichen Phönicier waren, R
ligionslehren hätte verbreiten können, da davon kein Nutz
für ihre Handelsspeculationen, oder doch nur dann zu erwa
ten war, wenn es gelang, unwissende, unschuldige Wilden hi
durch in Schrecken und Furcht zu setzen, oder sie völlig
täuschen. Dann wird freylich auch unsere Nachwelt es dereins
bezweifeln müssen, daſs durch handeltreibende Nationen Bildu
und christliche Religion unter den wilden Insulanern der Südse
daſs Religionsbücher in der Sprache dieser Wilden verbreit
und mit Nutzen verbreitet worden seyen. Doch Solche A
sichten sind unserem Verf. fremd geblieben. — Was nun di
sen Samothracischen Kabirendienst der Tyrrhenischen P
lasger betrifft, so glaubt der Verf. (Beyl. 1.) erwiesen zu habe
daſs derselbe ganz einerley mit dem Thebäischen ist, daſs

aber nicht aus Italien nach Hellas gekommen, sondern als ein wirklich alt Hellenischer oder Pelasgischer dem Lande Hellas vindicirt werden müsse, dafs der Ursitz dieses Dienstes und der ihm ergebenen Völker (der Pelasger) nicht auswärts, sondern im Lande, in Theben und Böotien zu suchen, dafs *Theben* als *Ursitz dieses Cultus* und *Samothrace* als *dessen Filial* anzusehen sey (S. 441 442). Mysterien in ihrer späteren Gestalt konnten erst damals in Samothrace gestiftet worden seyn, als 209 Jahre nach dem Trojanischen Krieg die aus Jonien vertriebenen Samier dorthin gelangt (?) s. S. 452. Dann fährt der Verf. fort »jedesmal gehört zur Entstehung eines Geheimdienstes, dafs ein uralt Pelasgisches Volk früher seine Gottesverehrung, *frey* und *öffentlich geübt*, später aber, als Achäer oder Dorer oder Böoter eindrangen, und eine gänzliche Umwandlung aller Götterdienste geschah, *unterdrückt im Geheim erhalten habe*, bis sie im Laufe der Jahrhunderte nach und nach wieder hervortritt und Ansehen gewinnt u. s. w.« So unbezweifelt wahr wir auch den letzteren Theil dieser Behauptung ansehen, so unbedingt möchten wir nicht den ersteren Theil annehmen, wir glauben, dafs die Gottesverehrung dieser Pelasgischen Stämme, ursprünglich frey und öffentlich geübt, doch nur von bestimmten Priestergeschlechtern geübt und einzig verwaltet wurde, kurz, dafs das Volk in einer Art von Hierarchischer Verfassung, unter priesterlichem Regimente gelebt, ähnlich dem Priesterthume zu Comana und zu Aegypten. Auch glauben wir, eben diese Pelasger wohl unterscheiden zu müssen von den Pelasgern, die, wie Herodotus II, 52 sagt, nicht einmal die Namen der Götter kannten, welche sie erst später aus Aegypten erhielten. In Herodotus, der kurz zuvor II, 50 von Pelasgischen Gottheiten als verschieden von Aegyptischen redet, würde mit sich selber im Widerspruche stehen, wenn wir nicht annehmen wollten, dafs unter *Pelasgern* nicht blos das älteste Urvolk auf Hellenischem Boden zu verstehen sey, ein rohes, von Eicheln lebendes, wildes Volk, auf der niedrigsten Stufe menschlicher Cultur und Civilisation stehend, sondern auch das Volk, welches aus der Vermischung dieses wilden Urstammes mit Anpflanzern aus dem Orient her, mit ägyptischen, phönicischen, kleinasiatischen oder kaukasischen Kolonisten hervorgegangen, jene Einwanderer die Cultur, Civilisation und religiöse Ideen, insbesondere jenes Priesterregiment, das wir, als das ursprünglich ältere, jeder monarchischen Verfassung vorausgegangene, bezeichnen müssen, bey sich aufgenommen und bewahret. Schon die Allgemeinheit des Namens der Pelasger, der in so verschiedenen Beziehungen vorkommt und öfters allgemein zur Bezeichnung der dem älteren Hellas inwohnenden Völkerschaften im Gegensatz gegen die

spätern eigentlichen »*Hellenen*« oder »*Dorer*«, die eben erstei stürzten und sich an ihre Stelle setzten, dient, will uns darau leiten.

Diesem ältesten Griechischen Volke der Pelasger war de Kabirendienst zu Samothrace und Theben eigenthümlich; ihn gehörten jene berühmten Samothracischen Weihen und Myste rien an, in deren Entwicklung unser Verf. den Angaben de *Acusilaos* gefolgt ist (S. 454. ff.), wornach sich folgendes Sy stem der Samothracischen Götter ergiebt, das wir, der beque mern Uebersicht wegen, in einer Tabelle beifügen wollen:

Hephaestos — *Kabeira*
Cadmilos
die drei Kabeiroi und eben so viele Kabeiriades,
(*Axieros* — *Axiokersa* — *Axiokersos.*)
(Demeter — Persephone — Hades.)

Den *Cadmilos* deutet der Vf. als *Hermes*, mit Recht. Wenn aber geläugnet wird, dafs er *Ministrant* — Diener — sey, so vermögen wir hiervon den Grund nicht abzusehen, man nehme nur das Wort »*Diener*« in dem Sinn, in welchem z. B. Hermes Diener des Osiris und der Isis heifst, und dem *Phthas* zur Seite steht, wie dem Phönicischen *Bel*. Es hat uns diefs um so mehr befremdet, als der Verf. wohl richtig und ganz übereinstimmend mit den Resultaten anderer Forscher diesen Hermes als die Vermittelung des Zeus - *Hephaestos* und *Dionysos*, der obern und untern, der materiellen und ideellen, der Natur - und Geisterwelt darstellt (S. 458.). Er ist auch identisch mit Kadmos, der nichts anders, als eine Kabirische Potenz ist (S. 462). Demnach folgert der Verf. als historisches Resultat: »der *Kabirendienst von Samothrace* ist *Ueberrest einer Pelasgischen* »*Urreligion*, die sich daselbst durch die Tyrrhener niedergelas»sen, Mysterienform aber erst in den Homerischen Zeiten ge»wonnen hat. Dieser Cultus steht in nächster Verwandtschaft mit »dem Thebäischen, der theils als Geheimdienst im Kabeirion »fortbestand, theils in die Chronik der Thebäischen Könige »heroisch übergetragen wurde. Der *Samothracische Kadmilos* ist »ganz *Eins* mit dem *Kadmos Thebens*, nur die historisirende »Ansicht der Heldensage verwandelte den gründenden und zeu»genden Gott in den Gründer der Stadt und Erzeuger des Kö»nigsgeschlechts.« Dabei bemerkt die Note S. 457, dafs, wenn irgend eine einzelne Ableitung des Kabirensystems die richtige sey, so sey es allerdings die Indische, und die Analogie der Indischen Götter *Parabrama* u. s. w. mit den Samothracischen Kabiren lasse sich weit verfolgen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Nro. 60. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Geschichte Hellenischer Stämme von A. O. Müller.

(*Beschluss.*)

Wir kehren zur Hauptsache zurück. Diese Kabirendiener, das Griechische Urvolk der *Pelasger*, identisch mit dem *Pelargern*, waren Urbewohner der Ebenen und Thalflächen, die das Alterthum Ἄργος nannte (S. 125), ein ackerbauendes, städtegründendes Volk. In fetten Triften haben sie ihre Städte, Λάρισσαι, angelegt. [Sollte, setzen wir hinzu, dieses Wort nicht auch verwandt oder desselben Ursprungs seyn, mit λαρινός, *fett, gemästet?* s. die Stellen in Schneiders Wörterb. h. v. und *Joh. Lydus de menss. p. 107.* Es würde wenigstens durch diese Etymologie, die der Verf. nicht berührt hat, seine Angabe an Wahrscheinlichkeit gewinnen, daher auch, weil sie Ackerbauer sind, bei ihnen agrarische Einrichtungen, an religiöse Weihen geknüpft, Ackerbau und Religion in innigem Verband, priesterliches Regiment u. dergl. mehr.] Erst als sie durch der Dorer und Achäer Angriffe genöthigt worden, in die Berge sich zu ziehen, da erst sollen sie Hirten geworden, da erst Viehzucht auf den Arkadischen Höhen getrieben haben. Argos, Achaja, der ganze Peloponnes, Attika, Thessalien und Epirus werden bezeichnet als die Ursitze dieser *Autochthonen*, dieses Urvolkes, das von »*jeher*« war, dieses *Einen* Volkes, das die Basis und Grundlage des nachherigen Hellenenvolkes gebildet (S. 128). Sie haben Eleusis und Athen am Triton, mit dem hier ganz lokalen Athenendienste gegründet, u. s. w. Böotien ist also der Sitz dieses Urstammes Griechischer Menschheit, mit dem sich aber in der Gegend von Orchomenos ein Thessalischer Stamm verband, nach Minyas, dem Vater des Städtegründers *Orchomenos*, der *Minyeische* genannt, übrigens verwandt mit Aeolern zu Jolkos und Korinth, und in ein reiches Sagengewebe eingehüllt. (Abschnitt I. S. 133 ff.) — Böotien aber ist auch ältester Sitz der Mantik und der Orakel, die jedoch, seit die Kolonie der Creter zu Crissa sich niedergelassen und den Dienst des Pytischen Apollo eingesetzt, eine vollkommene Umgestaltung erlitt, indem alle Sitze der Weissagekunst Apol-

linisch colonisirt worden. Woher denn auch der alte Pel
gische Trophonios ein Sohn des Apollo heisse. [Es ist R
nicht unbekannt, wie der Verf. in seiner jüngst geschrieben
Dissertation *de tripode Delphico* p. 12. ff., auch hier die Dorisc
Cretische Stiftung des Delphischen Heiligthums angenomm
hat. Ob Ref. gleich lange Zeit selber diese Ansicht gethe
hat, so sind ihm doch seit dieser Zeit manche Bedenklichke
ten aufgestossen, welche die Richtigkeit dieser Annahme
Zweifel setzen. Es sind dies insbesondere die Sagen von de
Hyperboreern, von Olen u. s. w., denen Pausan. X., 5. §. 4. d
Gründung dieses Orakels zuschreibt. Darum wagt Ref. d
Vermuthung, dafs hier eine doppelte Gründung unterschied
werden müsse, die erstere, ältere durch Olen vom Norden he
die andere, jüngere, als eine Art von Erneuerung der erstere
zu betrachten, von dem Süden her (aus Creta) durch Stämm
die vielleicht ursprünglich von denselben Sitzen ausgegange
dennoch verwandte Volksstämme wären]. Diesen Trophonio
eine wahrhaft pelasgische, von da in die Sagen der Minyer un
Orchomenos übergegangene Gottheit, deutet unser Verf., übe
einstimmend mit den Forschungen anderer Mythologen a
»den ernährenden Gott des Ackerfeldes, als den geliebten Säug
»ling der Demeter,« als eine grosse Naturgottheit, identisch mi
andern ähnlichen Wesen, mit Triptolemos, Jasion und Her
meschthonios; also auch hier Uebereinstimmung alt-pelasgische
Lehre mit Samothracischen und Eleusinischen Weihen. Di
ist der Inhalt des 6n Abschnittes; befriedigend und genügend
Weniger möchte dies vielleicht bei dem 7n Abschnitte S. 16
ff. der Fall seyn, wo die nun ächt minyeische Sage des *Ze*
Laphystios und *Athamas* behandelt wird. Wir bedauern, daſ
der Verf. in dieser freilich sehr schwierigen Untersuchung nich
mit der gehörigen Klarheit und Deutlichkeit zu Werke gegan-
gen ist. Unter den Grundzügen dieses Mythus verkennt er nich
das Widderopfer; denn eben der ethische Sinn des Sühnopfer
sey es, der in dieser Mythe reiner und erhabener hervortritt
S. 166. Der ethisch-mythische Halt wie die Begründung dieses
Fluchs der Athamantiden sey nur in der Selbstthat und Selbst-
schuld des Ahnherrn zu suchen, welche eben deswegen übe
alles Bewufstsein hinaus liege. Warum S. 174. ff. bei Deutung
der *Ino-Leucothea* nicht an die trauernde *Isis* erinnert wird,
ist auffallend. Als ächt minyeische Gottheiten charakterisiren
sich auch die *Charitinnen* (cap. 8. p. 177. ff.), jene National-
gottheiten von Orchomenos, denen schon Herodotus Aegyptische
Abstammung abspricht. Diese Begleiterinnen der Aphrodite
bezeichnen dem Verf. nicht sowohl »*die Idee des absolut und an*
sich Schönen,« als vielmehr »*den Reiz des geselligen Lebens, die*

Einigung der Menschen in Gesetzlichkeit.« Darum auch an sie die Einrichtungen eines mythischen Staates sich knüpfen; wie solches dann recht gut im Verfolg ausgeführt wird. Ob aber der angegebene Begriff der ursprüngliche Grundbegriff sey, ist Ref. noch zweifelhaft, und er erlaubt sich daher, das Resultat seiner Untersuchungen dem wahrheitsliebenden Verfasser, wie dem gelehrten Publikum zur Prüfung vorzulegen. Er glaubt nemlich, dafs bei den Charitinnen ursprünglich an eine *Einheit* zu denken sey, die nachher in die *Dreiheit* sich weiter entwickelt oder aufgelöset; dafs ferner Samokracisches Eiland oder die Gestade des schwarzen Meeres als Grundsitz dieser pelasgischen Naturgottheit, dieser *Kabire* angesehen werden müsse. Wir lernten ja oben in den Samothracischen Weihen bereits als des Weltschöpfers und Weltkünstlers *Hephästos* Gattin eine *Kabeira* kennen, die ursprüngliche *Charis*, die nachher in drei Potenzen zerfällt, eben dieselbe, die noch Homer bestimmt Gattin des Hephästos nennt. In diesem Sinne hatte der Elegiker Hermesianax *von einer einzigen* Charis, *Pitho*, die Einnehmende, Bezaubernde, gesungen (s. *Pausan. IX. 35. §. 1. fin.*), dieselbe, die der Orphiker im Hymnus auf die Natur oder *Φύσις* anruft. *Χαρίτων πολυώνυμε Πειθώ*; *Orphic. Hymn. X. [IX.]*, *13.* Andere Dichter erklärten sich nicht genau und bestimmt über die Anzahl der Charitinnen, selbst bei Homerus und Hesiodus ist ein Schwanken hierüber bemerkbar. Möchte vielleicht Ersterer hier ältere, priesterliche Lehre im Auge gehabt haben. So verheifst Juno Il. XIV., 267 ff. dem Schlafe die *Pasithae* zur Gattin, = *Χαρίτων μίαν ὁπλοτεράων*, eine der *jüngeren Charitinnen*, wie die gewöhnliche Uebersetzung giebt. Dafs aber hier an keine Vergleichung mit älteren Grazien zu denken sey, und dafs *ὁπλοτεράων* allgemein ein Beiwort der Grazien überhaupt sey, wovon der Gegenstand verschwiegen wird, hat Hug, Mythus d. alt. Völk. S. 251. erwiesen, ist auch bereits von Eustathius (p. 984. zur a. St.) angedeutet. Dagegen bestimmt giebt derselbe Homer Il. XVIII., 382 dem Hephästos *die Charis* zur Gattin:

> »*Diese sah vorwandelnd die fein umschleierte Charis,*
> *Schön und hold,* *) *die Gattin des hinkenden Feuerbeherrschers.*«

---

*) Hug, Mythus d. alt. Welt. S. 251. Not. 2. nimmt hier das Beiwort *καλή* als Eigenname einer der drei Charitinnen an, nach einem Fragment des Dichters Sostratos, welches Eustathios aufbehalten hat *ad Odyss. X., p.* 1665. Dieser nemlich hatte die Namen der drei Charitinnen also angegeben: *Pasithea*, *Kale* und *Euphrosyne* Diese *Kale*, meint dann Hug, wäre diejenige, welche die Europäischen Griechen *Aglaia* genannt.

und in andern Stellen ist wieder *Aphrodite* die Gattin des hinkenden Gottes; *Odys. VIII., 266;* ein Widerspruch, der schon alte Erklärer bewog, verschiedene Verfasser beider Stellen anzunehmen; s. Eustath. und Hymne zu Jl. a. a. O. Hesiodus, der die Charitinnen schon in der Dreizahl kennt, Thalia, Euphrosyne und Aglaja, Töchter einer Oceanine, der Eurynome (*Theogon. 900. ff.*), nennt die jüngste (ὀπλοτεράων) derselben, *Aglaia* als Gattin des Hephästos:

»*Aber Aglaia ward dem hinkenden Künstler Hephästos,*
Sie, der Chariten jüngste, vermählt als blühende Gattin.«

Theogon. 938. ff. — Diese so widersprechenden Angaben glauben wir nur durch die Annahme vereinigen zu können von einer ursprünglichen Identität aller der verschiedenen Benennungen, zur Bezeichnung eines Grundwesens, bald *Aphrodite,* bald *Charis,* die Anmuthige, bald *Aglaia,* die Glänzende genannt, einer männlichen, schaffenden, künstlerischen Potenz, *Hephästos,* zugesellt. In welchem Sinn aber, darauf führen uns schon die Homerischen Scholien zu *Odyss. VIII. 266. pag. 290. Buttm.* hin: *γυναίκα τȣ Ἡφαίστȣ τὴν Ἀφροδίτην φασὶ καθ᾽ ὃν λόγον καὶ τῶν Χαρίτων μίαν ὡς γὰρ χάριν φαμὲν ἔχειν τὰ τεχνικὰ ἔργα, οὕτως καὶ Ἀφροδίτην τινὰ αὐτοῖς ἐπιχεῖν χάριν* (nach Majo's Verbesserung) *λέγομεν· ἐι μὴ πρὸς παράστασιν το πολὺ τὸ πυρῶδες εἶναι ἐν ταῖς πρὸς τὰς μίξεις ὁρμαῖς πέπλασται τȣ̃το κ. τ. α.* Und im Verfolg: *τὰ γὰρ ἐξ αὐτῶν* (Hephästos und Ares) *γενόμενα ἔργα διὰ τῆς Ἀφροδίτης ἤτοι τοῦ κάλλους ὡραΐσται.* — Was Hephästos, der Weltkünstler und Weltschöpfer zu Tage gefördert, dem verleihet seine Gattin — *Charis* oder *Aglaia* — erst Schönheit, gefällige Form und Anmuth; dadurch erst wird die Schöpfung des Hephästos zum *Kosmos,* die geschaffene Welt erst eine *schöne* Welt; Charis ist es, welche dies bewirkt, ohne sie wäre kein Kosmos möglich, ohne sie keine schöne Welt. Die ordnungsvolle reizend-schöne Welt ist ihr Werk, daher noch im lichtvollen menschlichen Epos des Homers die Charitinnen es sind, die Anmuth und Schönheit sterblichen Töchtern verleihen. Z. 18. Sie stehen weiblichen Arbeiten vor, wie allen Verrichtungen im Olymp, verleihen jegliche Schönheit und Anmuth.

»*Mit euch kehret das Freundliche*
»*Alles und das Süsse beim Sterblichen ein,*
»*Wenn an Verstand und an Schön' und Adel der Mann blüht.*
Auch die Götter
»*Ohn' erwürdige Hulden* (Χαρίτων) *zieh'n*
»*Nimmer zu fröhlichen Reih'n, noch zu Schmausen; sondern jen' ordnend daheim*

»*Im Himmel jegliches Werk, stellen zum bogenumstrahlten*
»*Pythischen Apollon ihren Thron,*
»*Fromm des Olympischen Vaters ewige Herrschermacht verehrend.*«

So singt Pindar Olymp. XIV. Dafs aber auf diese Weise dem Urbegriff zufolge Charis, die ursprünglich eine und einzige, mit Aphrodite *einerlei* ist, möchte sich kaum bestreiten lassen; auch mit Aphrodite, als *Venus Libitina;* wie wir solches aus dem Namen zu schliessen geneigt sind. Denn *Charis,* offenbar verwandt mit *Charon, Charops,* bestätigt aufs neue die Behauptung, wie der alte Glauben des Hellenen die Begriffe von Tod, Unterwelt und Freude, seeliger Zustand, nicht zu trennen wufste, sondern stets mit einander verband. Ob die Veranlassung hiezu aus Aegypten gegeben war, oder anderswoher, wollen wir jetzt nicht entscheiden, wir bescheiden uns, jene Ideenverwandtschaft hier aufs neue nachgewiesen zu haben. Also ist Charis ursprünglich identisch mit Aphrodite, wenn sie aber nachher in eine Dreizahl von heiligen, *reinen* Jungfrauen zerlegt (Emanation), und als *reine, unantastbare* Jungfrau verehrt wird, so hat sie dies mit andern Lichtwesen gemein, mit *Athene,* die ursprünglich Gattin des Hephästos - Phthah, dann als reines Lichtwesen, als *reine Jungfrau* verehrt wird, hat sie gemein mit der reinen, unantastbaren Jungfrau *Artemis;* mit der Urmuse *Maja,* die alsbald in eine Drei- oder Neunzahl weiblicher reiner Wesen zerfällt. Eben so erklärbar wird es jetzt, warum dieses Jungfrauenchor als ständige Begleitung der Aphrodite erscheint, warum Aphrodite auf dem Wagen der Charitinnen fährt. So hatte Sappho gesungen, *(apud Himer. Or. I. §. 4.)* Daher die Charitinnen »auch im Orchomenischen Cultus Beisitzerinnen und Töchter dieser Göttin sind.« (vergl. S. 178.) Wie die älteste Aphrodite in Cypern, so mag denn auch die älteste Charis unter dem blossen Steine, der zu Eteocles Zeit vom Himmel gefallen, verehrt worden seyn; *Pausan. IX. 38 init.* Und eben diesem Eteocles schreibt die allgemeine Sage zu, die Verehrung der Charitinnen in der *Dreizahl* eingeführt zu haben. Wenn wir nun aber die Vierzahl der Charitinnen (s. das Monument bei *Gori Mus. Etrusc. Vol. I. tab. XCII.*) für spätere Ausbildung anerkennen müssen, so zeigt sich uns dagegen die *Zweiheit* der Charitinnen als älter. Das alte Athen, nemlich wie Sparta verehrte zwei Charitinnen, ersteres *Auxo* und *Hegemone,* letzteres die *Kleta* (oder *Klīta*) und *Phaenna,* Namen, die sie schon hinreichend als Naturgottheiten bezeichnen. *Pausan. IX. 35.* Gerade so zählte Arkadien seinen frühesten Göttern *zwei Horen* zu; *Pausan. VIII. 31.* Ein neuerer For-

scher *) sucht dies durch die Annahme von zwei Jahreszeiten zu erklären. Wir wollen nur an die Zweiheit Kabirischer Wesen in Sparta wie an das Dioscurenpaar erinnern, das auch in die Dreizahl zerfiel, das in Athen ebenfalls in die Dreiheit schützender Horta, *Anaces* genannt, überging.

Wie nun aber an diesen Dienst der Charitinnen bürgerliche Staatseinrichtungen geknüpft werden konnten, ist uns mit dem Verf. sehr begreiflich. Daher die Periöken zu Orchomenos Abgaben an den Charitentempel liefern mufsten. Da nun Pausanias (IX., 34.) zwei älteste Tribus in Orchomenos nennt, *Kephisias* und *Eteokleis*, erweislich die der Pelasgischen Ureinwohner, und die der Thessalischen Einwanderer, der Minyer, so will der Verf. erstere als die Periöken, als zinsbare Ackersbauer oder *Teleonten*, analog der Athenischen Einrichtung angesehen wissen (S. 183. vergl. 307. Not.). — Wenn wir auch dem Verf. zugeben, dafs diese Periöken keine andere gewesen, als die ehemaligen pelasgischen Ureinwohner des Landes, der *Kephisische* Stamm, unterworfen den aus Thessalien eingewanderten Minyern oder dem *Eteokleischen* Stamm, so sehen wir noch nicht ab, warum die ersteren gerade *Teleonten*, analog der Athenischen Einrichtung seyn sollen, oder vielmehr warum diese zinspflichtigen Ackerbauer durchaus *Teleonten* seyn sollen, da doch nicht blofs die Lesart *Teleonten* bekanntlich ungewifs, sondern auch diese ganze Ansicht, der unser Verf. huldigt, durch neuere Einwendungen sehr unwahrscheinlich gemacht worden ist. Wenn gleich der Verf. gesteht, durch Schömanns Einwürfe in seiner Ueberzeugung nicht erschüttert worden zu seyn, so werden ihn vielleicht Platners Untersuchungen, (Beiträge zur Kenntnifs des Att. Rechts. cap. 2. pag. 43 ff.) zu einer andern Ansicht bewegen. Obschon dieser vorsichtige Gelehrte es unentschieden läfst, ob Τελέοντες oder Γελέοντες die wahre Lesart sey, so ist er doch der Meinung, dafs in jedem Fall *Priester*, keineswegs aber so, ohne allen weiteren Zusatz, die *ackerbauende Classe* darunter zu verstehen sey. Wir sind deswegen eher geneigt, die Eteokleische Tribus zu Orchomenos für die Geleonten oder Teleonten zu halten, als den vornehmeren, edleren Priesterstand, deren Land jene Periöken, der Kephisische Stamm, bebaueten; ihnen dann beigesellt analoge mit andern Orten einen kriegerischen Stamm, den *Stamm der Phlegyer* (Hopliten), der unter Phlegyas eine Zeitlang die Herrschaft an sich gerissen. Diese Phlegyer bewohnten mit den Minyern vereint, dieselben Sitze, waren ebensowohl in Thes-

*) *Hug*, Mythus etc. S. 248. ff.

salien, als Böotien einheimisch. Nirgends mehr als in ihnen, in diesen Lapithen-Phlegyern, sieht man die heldenkräftige Vorzeit Thessaliens aufgethan. Denn Lapithen und Phlegyer sind durchaus nur *Ein* Stamm. (S. 195. 196.) Der Asklepios aber, den die Phlegyer hauptsächlich verehren, dieser Sohn der Koronis fällt dann mit dem Trophonios der Minyer, der als unterirdischer Gott mit Asklepios-Attributen zu Lebadea verehrt wird, und der, wie wir schon oben sahen, identisch ist mit Hermes, dem Sohne der Koronis nach Cicero, in *Eins* zusammen und es kann so über die *ursprüngliche Einheit* des *Phlegyschen Asklepios* und des *Minyeischen Trophonios* kein weiterer Zweifel obwalten. (S. 201.)

Schwerlich dürften sich Einwendungen machen lassen gegen das, was im 9n Abschnitt S. 205. ff. über die Spuren einer dauernden Herrschaft der Minyer in Böotien gesagt ist. Interessante mythologische Forschungen sind mit eingewebt. Als Resultat über Thebe's Urgeschichte zieht der Verf. den Schluſs, »daſs Thebe früher ein Sitz alter Priesterschaften war »und aus den Heiligthümern, die der Dienst der Demeter und »des Kadmos, Kabirischer Potenzen mit sich führte, entstand, »anfänglich ohne alle politische Bedeutung, erst dadurch, daſs »es kriegerischen Stämmen unterworfen wurde und diese mit »der Heiligkeit alter Priesterkönige hier zusammen trafen, er»hielt es Macht und Ansehen; aber im Wechsel mannigfaltiger »Untersuchungen ist das alte Kadmeionenvolk untergegangen, »und nur in geringen Spuren, theils zu Thebe, theils hie und »da verstreut, übrig geblieben.« (S. 235. 236.) Nun verfolgt der Verf. weiter, (Abschnitt X. S. 239. ff.) die *Baukunst* und die *Reichthümer* von *Orchomenos*, insbesondere das so berühmte Schatzhaus; handelt auch von Orchomenos, als See- und Handelsstadt. Demnächst (XI. S. 248. ff.) werden die Niederlassungen der Minyer in Thessalien berücksichtigt und die enge Verbindung zwischen Orchomenos und Jolkos, diesem Hauptsitze Thessalischer Minyer nachgewiesen. Daraus aber wird es eben klar, warum die Argonauten, deren Zug doch nach den gewöhnlichen Berichten von Jolkos ausgeht, *Minyer* heissen (XII. S. 258.) Diesem Umstande haben wir jedoch eine eben so genaue, als gründliche Untersuchung der berühmten Fabel von dem Zuge der Argonauten zu verdanken, eine Untersuchung, deren Schwierigkeiten gewiſs Jeder kennt, die aber der Verf. auf eine Art geführt hat, daſs er wohl auf den Dank und Beifall der gelehrten Welt gerechte Ansprüche machen darf. Da er ohne Zweifel hier zuerst die Bahn gebrochen hat, so glauben wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie mit den Ergebnissen seiner Forschungen näher bekannt

machen. Minyeische Helden also sind die Argonauten, sie bilden den Grundstock, an den sich dann bei Erweiterung der Ursage, Thessalische Helden mit angeschlossen haben mögen, wie Aktor, Peleus u. s. w. bis endlich, bei immer grösserer Ausdehnung der Fabel, fast alle sagenberühmteren Hellenenstädte ihre Stammheroen zu diesem Abentheuer sandten. (S. 261.) Eigenthümlich sind dem Mythus die Orchomenischen Namen, und es scheint, daſs nicht sowohl die Minyer in Thessalien, sondern eigentlich *Orchomenos* es ist, worauf die Fahrt der Helden ursprünglich zurückbezogen wird. In Orchomenos und Jolkos ist die lokale Entstehung und Fortbildung der Sage zu suchen. Der Hort, nach dem die Helden streben, ist ein ganz idealer und symbolischer, — das Vlieſs des Widders, der für Phryxias den Opfertod erlitten; — ihn holt *Jasion* ein, *der junge, in die Welt tretende, wahrhaft versöhnende Gott.* Denn die Namen *Jasion, Jasios, Jason, Jasos* sind von Ursprung an *einerlei*, eine Gestalt mit Kadmos und dem Kabiren Kadmilos nach Samothracischer Lehre (s. oben). Dasselbe Verhältniſs, das dort zwischen Jasion und der grossen Göttin gedacht wird, tritt hier im heroischen Mythus zwischen Jason und *Hera,* der Jolkischen Schutzgöttin, ein. Noch klarer tritt in der Sage von der *Medea* der symbolische Grund und Kern dieser Sage hervor, bei der Einheit der Culte von Korinth und Jolkos, vor allen des Heradienstes, steht sie mit ihren Kindern ungefähr in demselben Verhältnisse zur Korinthischen Hera, wie Kallisto zur Artemis, Jasion zum Kadmilos, Melikertes zu Poseidon. Der *ewige* und *ursprünglich reinreligiöse* Mythus war nun in die Volkssage übergegangen und die Priesterin zur alten Königin von Korinthos geworden. (S. 270.) Medea ist, ganz wie Jason, als eine Darstellung und Offenbarung der Hauptgottheit, als integrirender Theil, als die *mystische Seite* des Korintisch-Jolkischen Heradienstes zu betrachten, und die ganze Sage von Medea durchaus dem alt-hellenischen Glauben zu vindiciren. Denn ihr angebliches Vaterland ist *Aä,* ein Fernland in aller Unbestimmtheit, zu dem die nähere Bestimmung *Kolchis* erst später hinzugekommen. So treffend und bezeichnend hat der Verf. die *ideelle* Seite dieses Mythus hervorgehoben, wie gewiſs noch keiner vor ihm. Nur ein Punkt, glauben wir, verdient hier noch eine Berücksichtigung. Es ist der *Widder,* an der die ganze Sage geknüpft ist, dessen Vlieſs der junge versöhnende Gott zurückbringen soll. Ref. dachte hiebei sogleich an den Aegyptischen Herakles, dem der Widder das Leben gerettet,*) mit dessen Felle umhangen *Jupiter-Ammon* nach langem Bit-

*) *Statius in Thebaid. III.* 476. und daselbst die Ausleger.

ten dem geliebten Sohne sich zeigt und dessen Sehnsucht stillt. In ähnlichen Beziehungen scheint auch in diesem Mythus der Widder zum Jasion zu stehen. Die Bedeutsamkeit dieses Symbols aber in Aegyptischer Mythe, seine Beziehung auf *Sonnendienst,* wer möchte sie verkennen oder abläugnen? Stellen wir damit zusammen die Angabe, daſs die Kolcher eine Aegyptische Kolonie seyen, mit gleichem Sonnenkultus, so wird uns das Widdersymbol nur um so bezeichnender und bedeutsamer, und wir dürfen wohl die Vermuthung wagen, daſs durch das goldne Vlieſs, das die Helden nach Griechenland überbringen müssen, eine *Verbindung oder Verpflanzung alt Ägyptisch-Kolchischen Sonnendienstes,* oder, nach Ritter, *alt Indisch-Kolchischen Sonnendienstes, nach Griechenland* angedeutet sey.

Die *historische, äusserliche* Seite des Mythus hat der Verf. nicht minder treffend (cap. 13. S, 285. ff.) ausgemittelt. *Schiffahrt* bleibt immer ein wesentliches Element dieses Mythus, Erinnerungen an die ersten Seefahrten der see- und schiffkundigen Minyer sind hier ihm aufbehalten, dergleichen z. B. die von Minyeischen Seefahrern versuchte Einfahrt in den Pontos durch den Bosporos und Hellespont, Seefahrten, die ihre Richtung auf Lemnos, die Küsten des Hellespont und Bosporos nahmen, die aber dann die Sage allmählig nach Taurien und zuletzt nach Kolchis hin ausbreitet. So wird es einleuchtend, wie Jolkische Minyer im Lemnos sich niedergelassen haben konnten. (14. S. 300. ff.) Vertrieben durch Tyrrhenische Pelasger, welche von Athen gezogen, wenden sie sich nun nach Lakonien, etwa 90 Jahre nach Troja's Zerstörung, lassen sich am Taygetus nieder, bevölkern Amyklä, unter den Achäern, und von da aus die Insel Melos, nebst Gortyna auf Creta. Mit ihnen verbunden hatten sich zu Amyklä auch Aegiden, Thebäische Kadmeer, von dorten verjagt, niedergelassen. (S. 335. ff.) — Allein bei dem zunehmenden Andrange der Dorer werden die Minyer genöthigt, den Lakonischen Boden zu verlassen. Ein Theil wendet sich zu Lande über die Arkadischen Gebirge nach Triphylien, wozu sie vielleicht ein früherer Zusammenhang dieser Landschaft mit dem Minyeischen Orchomenos bewogen haben mag (S. 371.); ein Theil setzt über das Meer nach Thera und gründet von hier aus das berühmte Cyrene, ein Umstand, der auf die Deutung mancher hierauf sich beziehenden Sagen von Wichtigkeit ist; der es uns ferner erklären läſst, warum die Argonauten in den Okeanos gelangen, um *Libyen* schiffen und durch den Nil oder über den *Libyschen* Erdrücken zu dem Tritonischen See kommen. Gelegentlich hat auch der Verf. die Untersuchung angeführt, daſs *Homers Pylos,* wo Nestor ge-

herrscht, nicht das Messenische, sondern das *Triphylische* sey. (S. 364.)

Die beiden letzteren Abschnitte (19. und 20.) verbreiten sich nun über den Untergang der vordem so ausgebreiteten Minyeischen Macht, und über die weiteren Schicksale von Orchomenos. Vorerst *Thracische* Einwanderer waren es, durch welche Orchomeno's Macht gefährdet ward, Pierien am Olympos und die Gegend um den Helikon wurden ihre Wohnsitze, wo sie als sprechende Denkmale ihrer Anwesenheit, *Musendienst* und *Orphisch-Dionysische* Religion hinterlassen haben. Auch mit den *ersten Anfängen epischer Poesie* steht diese Kolonie in näherer Verbindung. Doch weit bedeutender für die Verhältnisse der Minyer war die Einwanderung der *Äolischen Böoter* (S. 391), sie vollendete den Sturz der Minyeischen Macht. Orchomenos ward Böotisch, die Minyer vertrieben oder unterworfen, Theben, woraus die Kadmeer gleichfalls vertrieben, Hauptsitz der Böoter. Orchomenos, zwar gesunken, scheint doch immer noch an Ansehen und Macht, Theben zunächst, die zweite Stadt des Böotischen Bundes gewesen zu seyn, und zugleich Vorhut gegen die von Norden vordringenden Thessalier. Die folgende Geschichte von Orchomenos bietet wenig erfreuliches dar. Durch Fehden mit Theben, durch wiederholte Zerstörungen sank die Stadt von dem Gipfel ihrer Grösse so sehr herunter, daſs in den späteren Römischen Kaiserzeiten nur ein unbedeutender Flecken vorhanden war. Und hiemit schlieſst sich die Betrachtung über eine Stadt, deren Existenz nach der Versicherung neuerer Reisenden,*) kaum einige Marmorplatten, Ueberreste des berühmten Schatzhauses, und Stücke von Säulenschaften, die, dem Tempel der Charitinnen entnommen, in die Mauer einer Küche jetzt eingesetzt sind, beurkunden.

Die 6 Beilagen verbreiten sich, über die *Tyrrhenischen Pelasger*, über die *Gottheiten von Samothrake* (s. oben), die dritte enthält Genealogien Minyeischer Könige, der Phlegyer und Lapithen, der Helden von Magnesia und Hyria, der Euphemiden, endlich der Aegiden von Thera und Akrages, die vierte einige Inschriften, die fünfte eine chronologische Uebersicht der Aeolischen Völkerzüge, die sechste enthält Erläuterungen und Belege zu der beigefügten Charte von Böotien.

Wir glauben durch die vorgelegten Proben hinlänglich unser oben ausgesprochenes Urtheil über den Werth dieser

---

*) S. *Williams* Bemerkungen u. s. w. im Reisejournal 1821. April. S. 314.

rift gerechtfertigt zu haben, und indem wir unsere Leser n Studium dieses Werkes einladen, können wir nicht schei- n, ohne den Wunsch auszusprechen, daſs der Verf. bald an versprochene Fortsetzung schreiten möge.

B.

Erbauungsschriften.

usterpredigten über die Ereignisse unsrer Zeit, aus den Originalwerken der neuesten und berühmtesten Kanzelredner Teutschlands, gesammelt und herausgegeben von F. W. Flachmann, Prediger zu Sollstadt bey Nordhausen. Hannover 1819 in der Hahnschen Hofbuchhandlung (558 S.). Auch unter dem Titel: Musterpr. über alle Evang. und Episteln des Jahres, so wie über freye Texte und Casualfälle; aus den etc. Herausgegeben von J. A. J. Gipser, Prediger zu Mackenrode bey Nordhausen und F. W. Flachmann etc. Neunter Band, über die Ereignisse unsrer Zeit.

Eine Sammlung von Predigten mehrerer Kanzelredner ist im weck und Princip von der Predigtsammlung eines einzelnen edners verschieden. Die letztere giebt das Eigentühmliche, nd etwa Musterhafte dieses Mannes zur allgemeineren Erbauung in, und das Urtheil über die Herausgabe beruht auf der An- kennung, deren sich diese Kanzelredner erfreun. Eine Samm- ung der ersten Art mag wohl auch mit von solchem Urtheile ber die Verfasser ausgehen, sie will aber mehr das Objective, owohl in der Form als in dem Inhalt. Die Beurtheilung des- en, was musterhaft sey, hat hier nun eine grosse Schwierig- eit. Soll der Geschmack des Einen, der auswählt, entschei- en? oder wenn es deren mehrere sind, der Geschmack eines eden? Wie subjectiv solches Urtheil ausfallen muſs, erhellt chon daraus, weil noch keineswegs ein allgemein anerkannter omiletischer Grundsatz für solche Wahl in der Mitte steht, lenn der eine Zuhörer verlangt mehr klare Belehrung, wäh- end der andere mehr gerührt seyn will, der dritte das Mora- isiren lieber hört, und andre selbst über die Mischung dieses lreyfachen gar sehr verschiedner Meinung sind. So wird denn ede Auswahl nur den Grundsatz des Wählenden aussprechen, hiermit nur auf einen Theil derjenigen, welche sich durch ge- druckte Predigten erbauen wollen, rechnen können; und wenn sie von ihm *Musterpredigten* genannt werden, so muſs stillschwei- gend, damit es nicht anmassend sey, hinzugesetzt werden: näm-

lich die uns so erscheinen. Doch wird das auch dadurch richtigt, daſs sie von anerkannten, vorzüglichen Kanzelredı genommen sind; und noch mehr dadurch, daſs sie sich, diese vorliegenden, in einem bestimmten Object, hier über neuesten Zeitereignisse vereinigen. Um auch hier noch n liche Miſsdeutung zu verhüten, entschuldigt der Herausg das Auslassen mancher schönen Reden mit den Gränzen Umfangs, den dieser Band haben muſste. Die Namen der *Reinhard, Ammon, Schuderoff, Hanstein, Tzschirner, Krause* weisen eine Auswahl aus solchen anerkannten Kanzelredn an welchen man vorzüglich das Lichtvolle rühmt, und wo n oder weniger die Reflexion vorherrscht, wie auch aus solcl die mehr unmittelbar aus dem innern Leben des Christen den, wie *Dräseke, Tiede, F. A. Wolf, Theremin* und welche Lebhaftigkeit des christlichen Gefühls in die Betrachtung Gegenwart ausströmen lassen, wie *Blessig, Winkler,* (Oberp zu Ellrich), *Biederstedt,* (Consistorialr. zu Greifswalde), *rot,* (reform. Prediger zu Berlin), und *Hoche,* (Superint. zu (ningen), und mehr in politischer Begeisterung, wie *Hahn,* (perint. zu Bleicherode), *Steinbrenner* (Pfarrer zu Groſsbodung *Schanz,* (Metropolitan zu Ziegenhayn), *Westermaier,* (Genera perintendent zu Magdeburg), und in politischen Reflexionen, *Cludius* (Superint. zu Hildesheim), *Fritsch* (Superint. zu Quedli Eine Sammlung solcher Art ist auch darin homiletisch belehr daſs man sieht, wie die Begeisterung durch Zeitumstände nicht religiösen Geist überwältigen darf z. B. bis dahin, daſs der Erob als ein Ungeheuer, oder die Besiegung desselben beinahe den entscheidenden Sieg über das böse Princip erklärt wei welche Unschicklichkeit weniger in der bewegten Zeit als terhin empfunden wird. Mehrere Predigten aus dieser San lung sind nicht ganz von solchen Uebertreibungen frey. dre zeigen dagegen wie mitten in der gerechten Bewegung heilige Kraft des Christenthums über die Zeitbegebenheiten hig hinaussieht, und eben hiermit wohl thut.

Das Gebet des Herrn, in einer fortlaufenden Reihe von Predigten, n einem Anhange mehrerer Fest- und Gelegenheits-Reden, nach Bedürfnisse unsrer Zeit, von G. FRIEDR W. SCHULTZ, Doct Theol. K. Baier. Consistorialrath, Bezirks-Schul-Insp. und pro evang. christl. Stadtpfr. in Speyer. Speyer und Heidelberg bey Oswald, 1821. (290 S.) 1 fl. 54 kr.

Das Gebet des Herrn lehrt in der Vereinigung mit Ch stus zu Gott sprechen, bitten, erwarten, glauben und hande der Herr selbst legt in diesem Gebete aller Gebete das Gehe niſs Gottes, vieles in das Herz seiner Jünger. Wenig Wo unendlicher Geist. Nichts ist daher unwürdiger, als daſs meist als todter Buchstabe verhallt, nichts ist würdiger für

ngelischen Lehrer, als dieses Gebet auszulegen, und nichts
langt mehr den Geist Christi, um es zu verstehen. Die Aus-
ung Luthers bleibt ein Meisterstück und unsterbliches Zeug-
s seines hohen Christenthums auch schon darin, dafs er die
en deutschen Auslegungen (von dem 9ten Jahrhundert an) ver-
nden hat; denn was evangelisch ist, mufs sich im christli-
en Gemüthe jeder Zeit bewähren. Dieses *herrliche* Gebet hat
r einen unserer vorzüglichen Kanzelredner zum Ausleger in
er Reihe von Predigten (von 1ten Adv. 1819 bis zum S. In-
c. 1820) erhalten, und sie sind durch den evangel. Geist bei
iem blühenden Rednertalent geweiht. Die erste Predigt stellt
i dem *Unser Vater* das Verderben des Götzendienstes in kur-
n Zügen und frischen Farben dar, z. B. »wird Götze und
itzendiener sich nicht am Ende auf einem und eben demsel-
n Pfade des Lasters begegnen?« und spricht davon »Wie ganz
ders die Lehre Jesu! Nur Ein Gott für Himmel und Erde
d alle Welten und dieser Gott in nichts dunkel und uner-
schlich, was dem Menschen von ihm zu erkennen noth thut, die-
r einige Gott ein Vater!« Weiter wird lichtvoll diese Wohlthat
r die Augen gelegt und dem Herzen übergeben bis dahin,
ls die Erklärung Luthers unmittelbar anschliessen könnte:
iott will uns damit locken, dafs wir glauben sollen, er sey
ser rechter Vater und wir seine rechten Kinder;« und wenn
an will auch jene altteutsche: »Habe die Minne, die thuot
ch wesen sinen son.« — Auch die 2te Pred. *der du bist im
mmel!* geht von der historischen Betrachtung aus, und führt
iter schärfen Blicken auf eine gewisse Versinnlichungs- und
erfinsterungssucht unserer Zeit, zu dem hohen Bewufstseyn
s Christen, dafs unser Vater im Himmel ist, und darum
cht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben,
eben und sind wir: ja wer nur reinen *Herzens* ist, wird ihn
hauen können!« Und so mag denn weiter Luthers Erklärung
ch hier sich anschliessen: »auf dafs wir getrost und mit aller
ıversicht ihn bitten sollen, wie die lieben Kinder ihren lieben
ater.« Die 3te Pred. *Geheiliget werde dein Name,* bezieht sich
sonders auf die Gottesläugner und Pharisäer der sogenannten
bildeten Welt, auf das Schwelgen in dunkeln Gefühlen, auf
s Streben nach drückender Herrschaft über Vernunft und Ge-
issen, und dergl. und so ist sie zugleich eine zeitgemässe Aus-
hrung jener Luther. Erklärung, »dafs der Name Gottes bei uns
heiligt werde, wo das Wort Gottes lauter und rein gelehrt
ird, und wir auch heilig, als die Kinder Gottes, darnach le-
n.« Die 4te Pred. *Wie sehr auch unsere Zeit es bedürfe, dafs
r im Geiste Jesu beten: Vater im Himmel, dein Reich kom-
e* nämlich »nicht als Kirchenthum das nur herrschen will,

sondern als Christenthum, welches nur dienen will, son
gegen die Umtriebe der Pharisäer, die Unwissenheit und S
vensinn zurückführen wollen, wie auch gegen die unglaub
Sadducäer unserer Zeit; da der Unsinn die Aufklärung mit
erbränden, und der Welt Heil mit Dolchstichen befördern
können vermeinte.« Zur Liebe und Eintracht wird die Ki
gerufen, dennoch halten sich manche für die Weisen oder
gar — die Frömmsten«, weil sie »lieber getrennt bleiben
len; und manche lästern und untergraben den Kirchenfrie
weil Paulus oder Kephas, Calvin oder Luther in einem hö
Ansehen bey ihnen stehen, als Jesus Christus und sein hei
Evangelium.« So wollen manche nur ihre Schule, manch
Herkommen, manche ihren Sectengeist geltend machen.
beten wir um den Sieg des besseren Geistes über alle die
sen Geister unserer Zeit. Luther sagt das in seiner Erklär
»dafs uns der himmlische Vater seinen heiligen Geist gebe,
wir seinem heiligen Worte durch seine Gnade glauben und
lich leben.« — Die Predigt über die 4te Bitte erinnert g
die Gottesvergessenheit unserer Zeit, man solle Gott als die
le der Fruchtbarkeit sowohl, wie unserer Kräfte erkennen,
solle recht verstehen, wie unser tägliches Brod auch alle
Mittel, die von Gott kommen, in sich begreife, und gegen
Luxus unserer Tage Bescheidenheit und Genügsamkeit le
so wird auch geredet gegen verwerflichen Erwerb, Leichtsi
keit, egoistisches Klagen in Jahren des Ueberflusses und d
Sünden, die der Prediger jetzt mit aller Kraft rügen mufs,
dafs, wie die Luther. Erklärung sagt, »wir mit Danksagung
pfahen unser täglich Brod.« — Die 5te Pred. *Wie sehr die*
digkeit eines kindlichen Umgangs mit Gott auf dem Glauben a
Vergebung unserer Sünden beruhe, spricht klar und warm;
»nur ein reines, gebessertes, seiner Vergebung gewisses
das Angesicht Gottes betend schauen kann;« — wie es i
nem kleinen Katech. heifst — dafs der Vater im Himmel
ansehen wolle unsere Sünde etc. Die 6te Pred. *Wie wir v*
ben unsern Schuldigern etc. führt dieses praktisch für diese i
re Socialpflicht aus. Die folgende Pred. lehrt die Bitte:
uns nicht in Versuchung, dahin verstehen, dafs unsere Stan
tigkeit sich bewähren soll, um uns vor Leichtsinn und U
muth zu bewahren, um auch schonend gegen unsern Näc
zu seyn, und um uns Zuversicht im Gebethe einzuflössen.
der 7ten Bitte wird »die nahe Verwandtschaft zwischen U
und Bösem« bedacht, dafs nämlich das wahre Uebel aus
Bösen kommt, und einzig die Sünde ist; doch möchte hier
mancher christliche Leser nicht ganz befriedigt seyn, und
Luther. Ausdruck Uebel, auch nach seiner Erklärung, w

mit schliefst, dafs uns Gott endlich mit Gnaden von diesem
immerthale in den Himmel zu sich nehmen möge, läfst sich
ich nicht wohl in Einer Predigt als Eins mit dem Bösen po-
lär und etwa auch exegetisch entwickeln. Ohnehin dringt
ch hier der Wunsch auf, dafs diese vorzüglichen Predigten
ren Kürze auch zu loben ist, lieber noch einige mehr zählen
öchten, in welchen der Geist und die Einheit dieses herrlichen
ebets in seinen sämmtlichen Bitten, und die Bedeutung, wel-
le denselben noch über dem ehemaligen und jetzigen Zeit-
eiste bleibt, als das ewige innere Wesen des Christenthums
nregend, eben so trefflich erklärt wäre, als ihre Anwendung
uf dermalige Verhältnisse der Christen.

Die folgenden Predigten sind bey besondern Vorfällen ge-
alten. Zuerst eine am Tage (22. Febr. 1818), der in beyden
rotest. Stadtkirchen zu Speyer gesammelten Unterschriften zur
irchlichen Vereinigung. Denn nach dem Königl. Rescript sollte
diese »lediglich der eignen Ueberzeugung und dem freyen
ntschlusse der einzelnen Kirchengemeinden« überlassen seyn;
nd so ist sie auch durch Unterschriften zu Stande gekommen.
chon die Wahl des Themas, *dafs es nichts weiter als die gebüh-
nde Achtung fürs Alte sey, was uns, in diesen Tagen, zu man-
chem angeblich Neuen führt*, beweist das Zweckmässige, und das
eistvolle und Erbauliche in dieser und den folgenden Reden
ersteht sich eben so von selbst. So die Predigt am Vereini-
ungsfeste (d. 29. Nov. 1818). Hierauf die gottesdienstliche Ge-
ächtnifsfeyer bey dem Tode des Consistorialr. *Weyer*; ferner
ine Pfingstpredigt 1820, eine bey dem Wiedereintritt in die
irche nach der Rückkunft aus der Ständeversammlung (1819);
ine bei Eröffnung einer neuen protest. Kirche; Abendandacht am
chlusse des Jahrs 1818 desgleichen 1819, beyde metrisch; zu-
etzt eine Trauungsrede in einem Familienkreise gehalten. Die
anze Sammlung wird besonders denjenigen Lesern willkom-
nen seyn, welche die evangelischen Lehren gerne in ihren kla-
en Beziehungen auf das Leben vernehmen, und die den war-
nen, belebten Vortrag lieben.

Wir wenden uns nunmehr zu Schriften der prakt. Theo-
ogie, welche das jetzt so sehr belebte kirchliche Interesse für
die Union betreffen, und glauben mit folgendem anfangen zu
dürfen:

Die freie evangelische Kirche. Friedensgrufs zum neuen Jahrzehend.
Den Lehrern und Aeltesten der evangelischen Gemeinden der rheini-
schen und westphalischen Provinzialsynoden zunächst gewidmet von

F. A. Krummacher. Essen bey G. D. Bädecker 1821. (62 S. elegant gedruckt).

Obgleich die poetische Seite dieser christlichen Elegie vor eine ästhetische Kritik gehört, in deren Urtheil — wir glauben Lob — wir nicht eingreifen dürfen, so haben wir doch alles Recht auf die theologische Seite dieses irenischen Grusses zu halten, und unsern Lesern mit demselben aufs freundlichste eine Reihe von Schriften für Kirchen-Vereinigung und Verfassung zu eröffnen. Die Hauptidee ist der Vorzug der Presbyterial-Verfassung. Der Dichter mag diese wohl, gleichsam im billigen Gegensatze der hierarchischen Romantiker, so vollkommen, u. selbst paradiesisch ausmalen, wie sie hier lieblich vor uns steht, auch selbst so die Wahlfreyheit, womit die Gemeinde sich ihren Prediger aussucht, und worauf sie dann ihn so schön einführt, und so mit ganzer Seele seiner Führung ergeben bleibt. Die Wirklichkeit lehrt und gebietet hier, was wegen der menschlichen Dinge geschehen müsse, damit eine Wahlfreyheit, die höher ist, als die Abstimmung der äusserlichen Personen und Gemeindsglieder, damit die Wahl des Geistes durch Männer, die des Geistes Geschäfte treiben, die das Ganze der Landeskirche im Herzen tragen, und die jeden Geistlichen ohne von seinem Rednertalent oder von sonst etwas befangen zu seyn, in dieser Kirche an s e i n e rechte Stelle setzen, desto gründlicher, zweckmässiger, kirchlicher und wahrhaft freyer bestehe. Indessen würde auch eine poetische Verschönerung solcher Pfarrbestellung aus dem wirklichen Leben starken Widerspruch erfahren. Daſs dieses Gedicht, das, auch kirchlich gewürdigt, die Abendmahlsfeyer geist, und gemüthvoll darstellt, der Taufe, die diesen evangelischen Lehrer, und vornehmlich dieser, eben so würde dargestellt haben nur im Vorbeygehen gedenkt, hat uns etwas entbehren lassen. Aber man entbehrt das kaum indem das, nach seiner Weise, in symbolischer Fülle und Gestalt hingegossene Licht über die Feste, Gebräuche etc. das äussere Kirchenthum an sich als armselig, so glänzend es auch seyn mag, erkennen läſst, als herrlich, wenn sich der frey überzeugte Christenglaube, der sich unmittelbar an das Oberhaupt der Kirche, an Jesus Christus, mit evangelischem Sinne anschlieſst, mit Verstand in demselben ausspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

No. 61. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Erbauungs-Schriften.

(*Fortsetzung.*)

Timotheus, eine Zeitschrift zur Beförderung der Religion und Humanität. Erster Band (bis jetzt 3 Hefte zu 5 Bogen. Strasburg, gedruckt bey J. H. Heitz 1821.

Die Religion spricht in dieser Zeitschrift an Kopf und Herz zugleich, und schon der erste, kurze Aufsatz *Religion und Humanität* sagt das nicht blos dem Worte nach. Der 2te *über Wesen und Darstellung der Religion*, spricht in demselben Geiste, und wird seine Wirkung nicht verfehlen. Der 4te eine Pfingstbetrachtung: *Die Stiftung der christlichen Kirche durch den göttlichen Geist*, nicht minder, und die Allegorie: *Verschiedene Wege führen zum Ziele* erhebt schon bescheiden in die jenseitige Versammlung vollendeter Geister. Eben so erbaulich sind auch im 2ten Hefte: *Ueber die Fortbildung der Religionserkenntniss; des frommen Blicke in die Zukunft; an die Wahrheit* (ein kleines Gedicht); und so im 3ten Heft *der religiöse Zeitgeist*; alles gemüthvoll gedacht und gesprochen. Mehr für die Verstandesbelehrung sind die schätzbaren Abhandlungen: *Entstehung und frühere Geschichte der Waldenser; Wiklef, Reformator in England, und die Bettelmönche; Ueber sittlich-religiöse Erziehung. Erste oder vorbereitende grundlegende Periode. Von der Geburt des Kindes bis zum Erwachen des Selbstbewusstseyns, protestantisch oder evangelisch.* Es kann hier unser Zweck nicht seyn, diese Aufsätze einzeln zu würdigen, wir glauben schon mit dieser kurzen Angabe diese Zeitschrift gebildeten Christen, die auch nicht gerade Theologen sind, genugsam zu empfehlen. Auch die mitgetheilten Nachrichten unterstützen den Zweck und Eindruck des Ganzen; z. B. die Antwort, welche *Benj. Constant* auf die bekannte Verleumdung der Protestanten, die in dem *Courier français* vom 9. Aug. 1820 stand, so mannhaft ertheilt hat. (Wir kennen eine ähnliche, welche eine an Geist, Herz und Stand sehr hoch stehende Frau eben so kräftig, und auch siegreich sogar dem *Censeur* jener Zeitung vorhielt). Das 2te und 3te Heft giebt auch von einem der neuesten, und wir dürfen sagen einem der wichtigsten kirchlichen Ereignisse Nachricht, von der Vereinigungssynode zu Karlsruhe, (im Juli 1821). Zuerst *Eröffnungs-*

Feyerlichkeiten bey der Grofsherz. Badischen Generalsynode in Karlsruhe, zur Vereinigung der beyden protest. Kirchen; im folgenden: *Beschlufs der Verhandlungen der grofsherz. Bad. Generalsynode in Karlsruhe zur Vereinigung der beyden protest. Kirchen.* Der Verf. ein Mitglied dieser Synode, sagt mit völliger Wahrheit: »Das Werk der Vereinigung ist unter Gottes allwaltender Leitung zu Stande gekommen; zur Beschämung aller Zweifel und Bedenklichkeiten, welche der Kleinglaube oder ein böser Wille dagegen erhoben hatte. Es hat sich gezeigt, dafs das Wesen des Protestantismus weder in einem ewigen Ankämpfen gegen das Positive des Christenthums bestehe, noch dafs er eines sichtbaren obersten Glaubensrichters bedürfe, um die abweichenden Meinungen, oder den uns so oft zum Vorwurf gemachten *Spiritus privatus* (Parteigeist) zu zügeln, und zu einer gemeinsamen den Frieden der Kirche allein bewahrenden festen Ansicht zu leihen.« Wir dürfen hinzusetzen, dafs der Verfasser, ein hell gebildeter Theologe, den Geist dieser Synode richtig aufgefafst hat.

Schwarz.

Geschichte Italiens vor Erbauung der Stadt Rom, von dem Ritter Ludwig Bossi, Mitglied des K. K. Instituts des Wissensch. und der K. K. Akademie der schönen Künste zu Mailand, der K. Akad. der Wissensch. zu Turin und mehrerer anderer gelehrten Gesellsch. Italiens. Aus dem Italienischen übersetzt von D. C. Fl. Leidenfrost. Mit einer (überflüssigen) Karte (von Alt-Italien) und fünf (schönen) Kupfertafeln. Weimar, im Verlage des Gr. H. S. gr. Landes-Industrie-Comptoir. 1820. VIII und 296 (eng und ziemlich schlecht gedruckte) Seiten in 8. 2 fl. 15 kr.

Die ältere Geschichte des römischen Staates untersucht von W. Wachsmuth, Professor in Halle. Halle, im Verlag der Rengerschen Buchhandlung 1819. XVI und 462 S. in 8.

Wir verbinden die Anzeige dieser zwei Werke, welche sich obgleich einander sehr ungleich, in gewissen Theilen der Untersuchung berühren, und zugleich, wie schon aus dem Titel hervorgeht, an einander anschliessen.

Der Uebersetzer des ersten Werkes belehrt uns nicht im geringsten über sein Original, er sagt uns nicht, dafs sein Buch eigentlich der erste Theil eines Werkes ist, das den Titel führt *Dell' istoria d'Italia antica e moderna del Cav. Luigi Bossi, Milano 1819*, wovon schon einige Bände erschienen sind; er läst uns auch in Ungewifsheit, ob der bedeutende Mangel des Buches, dafs neulich bei dieser historischen Untersuchung di

Citate durchaus fehlen (etwa drei oder vier Stellen ausgenommen), ob gleich sehr viele Schriftsteller genannt werden *), dem Verf. oder ihm zur Last gelegt werden muſs. Blickt man nun in das Buch selbst hinein, so macht die fast beispiellose Menge falsch geschriebener Eigennamen, welche auf den ersten Bogen mit deutschen und lateinischen Lettern ganz buntscheckigt gedruckt sind, einen sehr widerlichen Eindruck. Da liest man: *Erydanus, Vestus, Phaeton, Gerion, Autochthanen, Leucopatra, Eninus; Umberer, Sesostriis, Pelopones, Deucaleon, Me icartus, Cecrobs,* Trojus (für Justin. 42, 3.), *Pherecides; Ari: toles, Allvates, Halicareaſs, Caropes, Hellenicus* aus *Lesbos,* Terapne, *Diomedaeisch, Dyonisius, Pythagores, Anidenus, Chrisostomus, Pylemenes: Ptolomaeus, Autenor. Hippi* (für *Hippys*), *Autochtonen,* Omo*trier, Dionesius, Lybisch, Censoxinus, Idalioten, Tyrrsenier, Itneten, Argyvisch, Clytemnestra, Rutilio*-N*umarziano, Phoronaeus, Ozian,* das *Argrische* Meer; da lesen wir von *Provan-Scribenten,* von Uhr*bewohnern,* wir finden eine Menge andere Druckfehler, viele Verstösse gegen die deutsche Sprache, die Interpunction sehr vernachlässigt, die vorkommenden griechischen Wörter fast alle falsch gedruckt. Wir könnten einige Seiten mit dergleichen Rügen anfüllen, woraus die an's unglaubliche gränzende Nachlässigkeit des Setzers und Correctors, und die übergrosse Flüchtigkeit des Uebersetzers hervorgienge, wenn wir nicht glaubten, daſs uns unsere Leser jenes gerne erlassen. Von der Eile des Uebersetzers nur ein paar Proben: S. 9 »zur Ankunft Christi in die Welt« anstatt: um die Zeit der Geburt Christi. S. 3. »Eine nicht recht verstandene Stelle des Dionys. v. Halicarnaſs, des Aulus Gellius und Servius« — ist das *eine*? und wo steht, oder vielmehr wo *stehen* diese Stellen? Das erfährt man nicht. S, 54 »der Graf Carli in der vorausgeschickten Abhandlung« vermuthlich in der *seinem Werke* vorausgeschickten Abhandlung. Aber das Werk ist nirgends genannt. In der Kupfererklärung heiſst es bei einer Münze, auf der ein Hebon abgebildet ist: »auf der Rückseite Ochsen mit Menschengesichtern!« Doch wir wenden uns nun zu dem Buche selbst, und verwei-

*) S. 110 spricht der Verf. oder der Uebers. von einer Stelle Herodots, die wohl noch niemand beachtet habe. Man ist begierig, sie nachzuschlagen, aber man erfährt nicht, wo sie steht. Das schönste Citat steht S. 91: »Eine Stelle in den alten Classikern läſst uns glauben, daſs« u. s. w. Nun mag der geneigte Leser selbst errathen, wo die Stelle in den alten Classikern steht, auf die dieser neue Classiker zielt. — Wir können nicht glauben, daſs das Original keine Citate hat. Es müſste nun ein eigener Band für die Beweisstellen bestimmt seyn, den der Uebersetzer nicht hatte oder nicht abwartete.

sen nur noch auf S. VI. 2 3 4 23 52 53 57 80 83 84 290 u. s. w.

Hr. Bossi kennt die frühern Untersuchungen von Bochart, Dickinson, Cluver, Bianchini, Maffei, Guarnacci, Bardetti, Carli, Durandi, Fabbroni, Micali und andere, er berührt, bestreitet und berichtigt ihre Angaben häufig *); allein da er weder deren Stellen angiebt, noch dem Leser es möglich gemacht hat, nachzuuntersuchen, so bleibt immer ein Gefühl des Unbefriedigenden in dem Leser zurück, auch wenn er geneigt ist, den Ansichten des Verf. Beifall zu geben. Die ersten 51 Seiten nehmen zwei Capitel ein; das *erste:* Vorausgeschickte Bemerkungen über die alte Geographie Italiens in 24 Paragraphen; das *zweite:* Schilderung der geographischen Systeme des Strabo, Plinius und Ptolemäus in Bezug auf Italien in 19 Paragraphen. Man wünscht bei dieser Aufzählung einer zahllosen Menge von Namen, dafs der Verf. die beiden ersten Capitel in *eins* möchte verarbeitet und dadurch Wiederholung und Unklarheit vermieden haben. So beginnt z. B. der 19. §. des ersten und der 4. §. des zweiten Capitels ganz gleich mit den Worten: »An das Land der Sabiner grenzte Latium;« im ersten erfahren wir, dafs das alte *Setia* jetzt *Sezze* und *Privernum* jetzt *Piperno* heifst, im zweiten, dafs das erste jetzt *Sezza*, das andere *Piperno vecchio* genannt wird. Das *dritte* Capitel handelt in 34. §§. von den ersten Bewohnern Italiens. Hier geht der Verf. mit vieler Umsicht die Ansichten seiner Vorgänger durch, und stellt nach deren Prüfung die Hypothese auf, die Aborigines (die hier auch *Aboriginen* und zur Abwechslung *Aborigenen* geschrieben sind) möchten wohl ihren Namen daher haben, weil sie nicht nur die ersten eingewanderten Völker von unbekanntem Ursprunge, sondern weil sie wirkliche Urbewohner seyen, da wohl eben so gut in Italien, und überhaupt an mehrern Orten der Welt, ursprünglich Menschen erschaffen worden seyn können. Ob er nun gleich nicht recht wagt, »von der Offenbarung abzuweichen«, so bringt er doch alle Gründe, die er auftreiben kann, für seine Meinung zusammen (ohne uns zu überzeugen), schliefst das dritte Capitel mit den Worten: »wenn man die Aboriginen von einem Lande zum andern wollte reisen lassen, so würde sich die traurige Folgerung (?) daraus ergeben, dafs *kein* Land in der Welt sich der Aboriginen oder Urbewohner zu rühmen hätte« (das wäre allerdings eine traurige, oder vielmehr eine seltsame Folgerung!); und beginnt sein *viertes* Capitel. Allgemeine Bemerkungen über die ersten

*) Unser Niebuhr ist weder genannt noch berücksichtigt.

italischen Völker (12. §§.) ganz dreist: »Nachdem wir den Grundsatz festgestellt (?) haben, daſs sich Urbewohner in Italien fanden u. s. w. S. 87 stellt er den Satz auf, der Name Pelasger sey mehr ein beygelegter Name (*sic*), als Eigenname eines Volkes. Das gilt aber nicht nur von diesem Namen, sondern noch mehr von dem der Aborigines und im Grunde ursprünglich von allen Namen in gewisser Hinsicht. Der Verf. will aber sagen, der Name Pelasger bekomme erst seine bestimmte Bedeutung, wenn man den Namen eines Volkes dazu setze, z B. Tyrrhenische Pelasger, Argivische u. s. w. Die Sage vom goldenen Zeitalter, behauptet ec im vierten Cap. läſst auf eigene frühe Cultur vor Einwanderung fremder Völker schliessen, und daſs die Urbewohner Oberhäupter, Ackerbau, Gesetze und eine Regierungsform hatten. Saturnia mag der älteste Name Italiens gewesen seyn. Die Saturnalien scheinen auf eine ursprüngliche Gleichheit der Stände und Gemeinschaft der Güter zu deuten. Die ersten Bewohner des Landes sind Bergbewohner, und daſs dieſs war, und nicht die Küsten von denselben bewohnt wurden, ist dem Verf. ebenfalls ein Beweis (Bewei*ſs* ist häufig gedruckt), daſs die ältesten Bewohner nicht eingewandert waren. So wie die Höhen unbewohnbar wurden, zogen die Bergbewohner dem von den Bergen herabgeschwemmten Erdreiche u. den Flüssen in die Thäler und Ebenen nach. In dem Mythus von den in Delphine verwandelten Tyrrhenischen Seeräubern erkennt der Verf. eine Andeutung der frühen Schiffahrt (Schiffarth ist gedruckt) der Etrusker, Ligurier und Volsker, die kühner waren, als die Griechen, ja selbst als Phönicier und Karthager. *Fünftes* Capitel: Besondere Nachrichten über die Pelasger und Etrusker. In den Pelasgern selbst erkennt der Verf. Urbewohner Italiens, sagt aber, die Etrusker, Aurunker, Volsker, Osker, Umbrer, vielleicht auch die Siculer und Ligurier, existirten zu *einer* Zeit, und waren vielleicht alle Aborigines. Aus Diodor (die Stelle ist aber nicht genannt, und das macht, wir wiederholen es, daſs man sich nie auf festem Boden fühlt:) schlieſst er, es habe schon einige Jahrhunderte vor dem Trojanischen Kriege Pelasger in Italien gegeben, diese seyen nach Griechenland gezogen und haben Licht und Wissenschaften nach Italien gebracht, nicht umgekehrt. Das findet er auch in der Behauptung des Herodotus, welcher sage, ihre Sprache sey barbarisch gewesen. Einige Menschenalter vor dem Trojanischen Kriege läſst sie Hr. B. nach Griechenland ziehen. Den Namen Pelasger haben aber, sagt er, den zu ihnen eingewanderten Italischen Urbewohnern erst die Griechen gegeben, welche überhaupt allen, auch ältern Völkern aus Eitelkeit einen Gründer aus Griechischem Stamme gaben. Was diese von dem Iberi-

schen Zuge des Hercules erzählen, deutet nach dem Verf. auf das historische Herabkommen der Gallier oder Gallocelten von den Alpen nach Italien; was sie von den Argonauten in Beziehung auf Italien sagen, deutet auf die Ankunft der Veneter oder Eneti. *Sechstes* Capitel: Religion, Künste, Wissenschaften und Literatur der Etrusker. Viel interessantes, obgleich nicht immer klar und tief genug, und da alle Beweise mangeln, wie in die Luft gebaut. Zu diesem Capitel gehören drei Kupfertafeln, auf welchen unter andern Nebengegenständen, die sich auf die Religion beziehen, Ueberreste (sogenannter) cyclopischer Mauern zu Volterra, Cossa und Segni abgebildet sind, die der Vf. auch als einen Beweis der Originalität der Etrusker betrachtet. Von ihrer Religion sagt er mit Recht, sie sey ernst und einfach gewesen, und habe auf das Moralische im Menschen gewirkt. Aber wie seltsam ist die Ansicht S. 132. »Die Furcht hat die Götter entstehen lassen und den Polydeismus *(sic.)* erzeugt!« Eben so wenig können wir beistimmen, wenn der Vf. behauptet, die Zahl der zwölf Hauptgötter hätten die Etrurier nach der Eintheilung ihres Landes in zwölf Theile bestimmt; natürlicher wäre die Sache umgekehrt. Die Zwölfzahl der Götter hat ihren Grund wohl anderswo. *Siebentes Capitel.* Von den fabelhaften oder vermeinten Königen Etruriens. Sehr gut ist die alte Grösse und Macht Etruriens auseinandergesetzt. *Achtes Capitel.* Besondere Nachrichten über die Auruncier, Ausonier, Opicier, Umbrer, Siculer und Ligurer. *Neuntes C.* Besondere Nachrichten über die Orobier, Euganeien und Veneter. *Zehntes C.* Ueber die Sabiner und Picener. *Eilftes C.* Ueber die Vestiner, Marruciner, Marsen, Peligner und Samniter. *Zwölftes C.* Ueber die Völker Campaniens, die Oenotrier, Conier, Lucanier und ältesten Völker Japygiens. *Dreizehntes C.* Ueber die alten griechischen Colonien in Italien. Hier wird die Einwanderung des Oenotrus mit Arkadischen Pelasgern, 450 Jahre vor dem Argonautenzuge, natürlich für eine Fabel erklärt und behauptet, die Schiffahrt sey damals noch lange nicht so weit gewesen, überhaupt seyen alle Griechischen Colonien (?) in Italien erst nach Troja's Fall und in den zwei ersten Jahrhunderten Roms gegründet worden. *Vierzehntes Capitel.* Geschichte von Latium bis zur Ankunft des Aeneas; Nachrichten über die Latiner, Rutuler, Aequer, Herniker und Volsker *Fünfzehntes C.* Geschichte der alten Könige Latiums. *Sechzehntes C.* Von der vermeintlichen Ankunft des Aeneas in Italien. — Diese *vermeintliche* Ankunft nimmt der Verf. am Schlusse des Capitels doch für eine wirkliche. *Siebenzehntes C.* Vom Ascanius, Sohn des Aeneas und den Königen von Alba, seinen Nachfolgern. *Achtzehntes C.* Geschichte des Romulus und

Remus bis zur Erbauung Roms. *Neunzehntes C.* Erbauung Roms *Zwanzigstes C.* Historische Nachrichten über die Inseln Italiens vor Erbauung Roms. — Unsere Leser sehen hieraus, wie reich an Inhalt das Buch ist. Ungeachtet der oben gerügten Mängel, welche ihm den Charakter (Karakter schreibt der Uebersetzer oder der Setzer) eines untersuchenden historischen Werkes rauben, ungeachtet mancher Unklarheit und Inconsequenz, ist es doch denen zu empfehlen, die, ohne selbst untersuchen zu wollen, die Resultate der neuern Forschungen der Italiener über ihr Vaterland kennen lernen wollen, welche hier sehr gedrängt zusammengestellt sind, und welche auf sorgfältig angestellten Untersuchungen beruhen, sollte auch zuweilen aus einzelnen Angaben der Alten zu viel geschlossen, Anderes übergangen worden, Einiges einer vorgefafsten Meinung zu Liebe mehr angenommen, als erwiesen seyn.

Mit mehr Vergnügen wenden wir uns zu dem gediegenen und gründlichen Buche des Hrn. Pr. *Wachsmuth* über die ältere Geschichte des Römischen Staates, welchem der Mangel an Citaten nicht vorgeworfen werden kann, indem sich in den fast tausend Noten etliche Tausende (nichts weniger als überflüssig oder eitel prunkend) finden. Der Vf. fühlte sich durch das Studium des vortrefflichen Niebuhrschen Werkes ergriffen und angeregt, und sein Beruf, Römische Geschichte vorzutragen, forderte ihn auf, das, was nun von einem gewissenhaften Lehrer nicht mehr auf herkömmliche Weise vorgetragen werden konnte, was aber auch der zu eigenem Nachforschen fähige Geist aus der Hand des genialen Umschaffers dieses Feldes nicht blind und ohne eigene Prüfung hinnehmen konnte, zumal da sich bei N. selbst mehreres als Vermuthung, Hypothese und als noch problematisch ankündigt, selbst nachzu untersuchen. Dies unternahm der Vf. des vorliegenden Buches, freilich nicht mit genügender Mufse, sondern unter vielen Geschäften, »in mehrfach getheiltem Berufsdrange.« Das Buch untersucht aus den Quellen und stellt in einem gröfstentheils guten Vortrage die Ergebnisse einfach dar. Der Vf. las die Quellen der älteren römischen Geschichte im Zusammenhange, welches man dem Buche ansehen würde, wenn er es auch nicht in der Vorrede sagte; ob er gleich dabei nicht unterliefs, auch die hierher gehörigen Schriften der Neuern zu studieren, die er auch immer anführt, wo es nöthig ist. und wo er von ihnen abzuweichen sich gedrungen findet. Das Letztere geschieht nun nicht selten bei dem Niebuhrschen Werke, ab[illegible] eine würdige Art und mit gebührender Anerkennung der Meisterschaft seines Verfassers. Theils um unsern Lesern zu zeigen, was sie in diesem reichhaltigen Buche, das kein Leser

des Niebuhrschen Werkes ungelesen lassen darf, zu suchen haben, theils um dem Vf. die Aufmerksamkeit zu beweisen, mit der wir sein Buch gelesen haben, wollen wir etwas genauer einzelne Gegenstände, über die sich die Untersuchung verbreitet angeben, und unsere Bemerkungen einstreuen. Eine schöne Einleitung von den Quellen der ältern Römischen Geschichte eröffnet das Werk, wo besonders die Urtheile über Polybius, Livius, Dionysius, Valerius Maximus, Plutarch, Appian, Zonaras, Vellejus Paterculus und Florus interessant, zwar streng, aber gerecht, sind. Fast vom Anfange der Stadt wird Schrift in Rom nachgewiesen, doch zugestanden, dafs die Schreibekunst wenig geübt wurde. Es sind nicht alle historischen Urkunden (wie *Beaufort* in seiner Schrift *sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire Romaine* und Andere behaupteten) im ersten Brande Roms verloren gegangen, auch nicht im zweiten. S. 11. ff. wird, gegen Niebuhr, die Existenz der *Anal. maxim.* vor dem Treffen am *Lacus Regilus* erwiesen. Die Geschichte wurde besonders durch die Familiennachrichten und die *laudationes funebres* verfälscht, in denen man nicht sowohl von dem Todten, als von dessen Vorfahren log. Gegen N. wird der Satz aufgestellt, dafs die Römische Urgeschichte wohl nicht aus epischen Gedichten geflossen sey, weil das Volksepos wohl andere Gegenstände und andere Personen, als die Königsreihe, aufgegriffen haben würde. S. 48. weist der Vf. gegen N. dem Dionysius Widersprüche, wenigstens Inconsequenzen, nach. [S. 5 fehlt wohl nach den Worten: »worauf der Frieden mit Gabii« — etwas. S. 7. ist der Nachsatz in der Periode: »So wenig ich mich scheue« nicht gut angeschlossen. S. 25. schreibt der Vf den Hexameter im Anfange der Annalen des Tacitus: *Urbem Romam ab initio reges habuere.* Das wäre kein Hexameter. Aber in allen Ausgaben steht *a principio.* S. 44. hätten wir für *Epigonen* dem Sprachgebrauche gemäfs lieber *Diadochen* und *Epigonen* gesagt, denn jene meint der Vf. doch auch. Siehe hierüber *Wesseling ad. Diod. Sic. I. 3. p. 6.*] Eine sehr schöne Stelle über die Behandlung der historischen Quellen steht S. 56. In dem Abschnitte über die Italischen Völker hat sich der Vf. sehr häufig der Ausdrücke *scheinen, mögen, können, vermuthen, vielleicht* u. dgl. bedienen müssen, welche die Wahrheitsliebe desselben beweisen, aber auch, dafs hier noch wenig fester Boden gewonnen, ja kaum festerer zu gewinnen ist. Seine Ansicht ist: die Einwohner Italiens sind eingewandert, und zwar von Nordosten. Die im Süden wohnenden Völker sind die frühesten Bewohner, Illyrische und Epirotische Völker. Die Oenotrier sind längst vor den Griechen in Italien; sie sind Barbaren. [S. 65. ist uns das selt-

same und nicht analog gebildete Wort *Rhotacismus* (Aussprache des *s* wie *r*) aufgefallen.] Der Name *Italus* ist einerlei Wort mit *Vitulus*. Die Etrurier (Rasena) und Rhätier sind verwandt: Diese sind von jenen, durch Feinde gedrängt und in entfernte sichere Gebirge sich flüchtend, ausgezogen, nicht umgekehrt. »Die niedere Masse des Etruskischen Volkes bestand aus den frühern Bewohnern, Ligurern, Umbrern, Siculern, Pelasgern und unbenannten Stämmen in dem Gebirge bei Fäsulä u. s. w. und von ihnen wurden schon zum Theil die alten Bergstädte erbaut; zu diesen kam ein Haufen übermächtiger Fremdlinge, wahrscheinlich aus dem Orient, und unterwarf sich jene, die nun Clienten oder Sclaven der Lucumonen wurden. Mit ihnen begannen die Seefahrten; die Ansiedelungen in Norditalien und in Campanien, jene zu Lande, diese durch Küstenfahrten. Erst in Etrurien entwickelte sich der nachherige Volkscharakter.« Wir können diesen Ansichten des Verf. unsern Beifall nicht versagen, finden aber die von S. 87 bis 91 gehende sehr schöne Charakterschilderung des Volkes ziemlich ins Schwarze gemalt; jedoch viel tiefer gehend und gründlicher als Bossis Darstellung. [Wie kommt es, daſs wir mehrmals *das Irrdische*, auch einmal *Egypten*, geschrieben oder vielmehr gedruckt finden? Doch wir wollen mit dem Drucke zufrieden seyn, da wir im Ganzen nicht über zwei bis drei Dutzend, fast durchaus unbedeutende, Druckfehler gefunden haben.] — Es fand ein Zug von Pelasgern aus Epirus nach Italien Statt. Die Pelasger redeten eine dem Hellenischen sehr verwandte Sprache, und dieses ist das Griechische Element in der Lateinischen. — Die Sprache der Siculer war nicht Griechisch, sondern Celtisch. — Die Aborigines sind kein Volk, sondern die unbekannten Vorfahren, die man in Rom nicht bestimmt zu nennen wuſste, die *ab origine*. Ihre Elemente sind: Umbrer, Sabiner, Ausonen und Siculer. Diese in Latium mit den Pelasgern gemischte Masse bildete die Latiner, deren Name schon frühe eine weitere und engere Bedeutung hatte. [S. 101. ff. Not. 71. mistraut der Vf. mit Recht seiner Deutung des Janus, Saturnus, Picus und Faunus, denn besonders die letzte ist sehr gezwungen, die erstern plausibler. So hätten wir auch S. 104. den Namen Herakles nicht so geradezu nach Hermann (*Mythol. Grr. antt. p. 3.*) durch *der Tugendberühmte* übersetzt.] Daſs die Sage von des Aeneas Ankunft in Latium und der Abstammung des Romulus von ihm nicht Griechisch ist, behauptet unser Vf. mit N. mit Recht gegen Schlegel, der in der Recension von Niebuhrs Römischer Geschichte in diesen Jahrbüchern 1816. p. 876. sie für eine Erfindung des Stesichorus erklärt. S. 115 ff. sind bedeutende Einwendungen gegen Niebuhrs Annahme ei-

ner künstlich ersonnenen Jahresrechnung für die ersten Jahrhunderte Roms gemacht. [S. 118. finden wir, was über die *ludos seculares* gesagt ist, nicht ganz richtig, wenn nicht etwa anstatt: »Domitian feierte die siebenten 841, etwas zu *spät*,« zu lesen ist: etwas zu *früh*. Denn da Domitian nach Suetonius c. 4. sich nach der Feier des Augustus hatte richten wollen, der seit 298. die fünften im J. 737. gefeiert hatte, den von den Sibyllinischen Büchern vorgeschriebenen Zeitraum von 110 Jahren beobachtend; so hätten die *ludi seculares* des Domitian erst auf das Jahr 847 fallen sollen. *S. Nast de ludis Romanorum secularibus* in seinen *Opuscc. latinis T. II. p. 396.*] *S. 122.* wird gegen N. und Schl., unserer Ansicht nach, richtig zu erweisen gesucht, dafs Romulus und Numa historische Personen seyen, denen freilich viel Mythisches anhängt, von dem man sie aber nur zu entkleiden braucht; welches zwar schwer, aber doch nicht unmöglich ist. [S. 127. konnte auch des Romulus Name *Altellus* und die Erklärung des Festus *p. X.*, so wie die Ansicht einiger Neuern, welche in dem Namen *Altellus* nur eine lateinische Uebersetzung des Namens *Romulus*, von dem Semitischen רום erblicken, angeführt werden. Vrgl. noch *Scalig. ad Festum p. XIV. ed. 1593. S. 129. Not. 48.* konnte auf Münters Abhandlung: *de occulto urbis Romanae nomine* verwiesen werden.] *S. 166.* ff. wird der jüngere Tarquinius mit Recht als Regent in Schutz genommen, wie auch Schlegel l. c. p. 900. gethan hat. S. 180. beweist der Vf. gegen Niebuhr, dafs Brutus kein Plebejer, sondern ein Patricier gewesen. S. 186. *sqq.* wird mit guten Gründen die Ansicht Ns. bestritten, dafs von Anfang in Rom nichts als Patricier und Clienten gewesen seyen, und dargethan, dafs es auch clientellose Plebejer gab. S. 207. ff. wird in der schönen Abhandlung über die Volksversammlungen der Erklärung Niebuhrs, dafs der Satz von rein patricischen Curien nach der Macht aller Zeugnisse aufgestellt werden könne, die bestimmte und wahre Behauptung entgegengesetzt, dafs er die Macht aller Zeugnisse gegen sich habe. [S. 197, Not. 72. konnte der jetzt bekannte Name des Verfassers des genialen Buches: Untergang der Naturstaaten, dargest. in Briefen über Niebuhrs Römische Geschichte von Feodor Eggo, Berl. 1812. genannt werden: *P. F. Stuhr.*] Im Laufe dieser Untersuchungen wird der rhetorisirende Dionysius von Halicarnafs, so wie die Untersuchungsscheu des Livius, mehrmals getadelt. [Wenn es S. 237. heifst, der Senat habe den Witwen zum Unterhalt der Ritterpferde eine Steuer *gegeben*, so wollte der Vf. wohl das Gegentheil sagen, wie man aus der Note sieht, nemlich *auferlegt*. S. 263. ist nicht richtig gesagt, dafs *Livius 2, 21.* anstatt: *Romae tribus una et viginti* f a c t a e hätte schreiben müssen *ad-*

itae, wenn zu 20 Tribus die 21ste hinzugefügt worden wäre; ndern es müfste stehen: *Romae tribubus viginti una addita.* In er schönen Abhandlung über die Volkstribunen ist: nach *übergangener* Gefahr nicht richtig gesagt.] S. 314. ist ein ographischer Irthum Ns. berichtigt. S. 315. ff. folgen sehr haltreiche Reflexionen über die Römische Verfassung, so wie ir auch die Darstellung der Census und des Wesens der Cenrengewalt (S. 379.) für sehr gelungen erklären müssen. (S. 23. empfehlen wir dem Vf. den sehr dunkeln und verwickelten chlufs der langen Periode: »Die Forderung der Plebejer« von en Worten: »um nicht den Schutz der Tribunen« an zu klaerer Umarbeitung. Zu S. 344. möchten wir behaupten, die Vorte: »*ne quid res publica detrimenti capiat*« seyen nie blofs zu übersetzen: die Consuln sollen den Staat *vor Schaden bewahren.* Das war immer ihre Pflicht; und hätte sie einer vergessen, so hätte man ihn auf eine andere Art daran erinnert: denn als Erinnerung an die Consuln, ihre Schuldigkeit zu thun, kommen sie nie vor. Es liegt in ihnen gleich von Anfang des Gebrauches eine Art von Euphemismus, und man brauchte sie, um keine *verba mali ominis* auszusprechen, statt der bestimmten Erklärung: das Vaterland ist in Gefahr. Uebrigens stimmen wir dem Vf. ganz bei, dafs jene Worte nicht gleich das erstemal die *volle* spätere Bedeutung, und das Aussprechen derselben noch nicht die Folgen hatte, die es später begleiteten.] Nicht ohne gute Gründe finden wir S. 357. Ns. Ansicht von dem Decemvirat bestritten. — Doch wir brechen ab, um nicht zu weitläuftig zu werden. Aus den wenigen Einzelnheiten, die wir aus einem grossen Reichthum sorgfältig angestellter Forschungen ausgehoben haben, werden unsere Leser sich von der Verdienstlichkeit des Werkes überzeugt haben. Und wenn auch nicht alle Vermuthungen, ohne die es in einer so entfernten Geschichte nicht abgehen kann, haltbar seyn mögen; so haben wir denn doch auch durch diese Arbeit nicht wenig gewonnen, und mit wahrem Vergnügen haben wir am Schlusse des Werkes, das die Geschichte bis zum Jahr der Stadt 464. führt, die Worte gelesen, die uns eine Fortsetzung dieser Untersuchungen versprechen:

»Das auf diese Siege Roms sich gründende Municipalwesen; das latinische Recht u. s. w. bildet mit einer Untersuchung über das Kriegswesen der Römer im Anfange des fünften Jahrhunderts und einem Sittengemählde eine passende Einleitung zu der Geschichte des Heldenzeitalters der Römer von den Samniterkriegen bis zu Ende des zweiten punischen Krieges. Die Erhabenheit dieses Stoffes heiligt den Willen, der ihn zu bearbeiten unternimmt; möge mir die Kraft bei der Ausführung nicht gebrechen!«

Mr.

Lieder und Romanzen. Herausgegeben von H. HOFFMANN von Fallersleben. Köln, 1821. bei Bachem.

Eine zwar dem Umfange nach nur kleine Gabe wird in diesen Liedern und Romanzen dem Leser dargeboten, aber darum nicht gering dem Gehalte nach. Recht lieblich klingend und erweckend schweben uns die Töne entgegen, die der Sänger aus fröhlicher und sehnsüchtiger Brust gesungen. Wie das Gefühl und der Gedanke, bewegt sich der Vers und die Sprache leicht und gefällig dahin, nicht um Beifall buhlend, ähnlich dem Alphorne, das durch die stillen Thäler klingt, des Hirten verborgene Empfindungen den Lüften der Heimath vertrauend. Allein je anspruchloser sie sich bieten, diese Lieder, desto freundlichern Empfang müssen sie bei dem sinnigen, fühlenden Leser finden, der nicht selten echten Minneschall darin vernehmen wird. So z. B. in dem Liedchen S. 17., dessen Schluſs wir hersetzen:

Ist der Traum auch nicht geblieben,
Blieb des Traums Erinnerung,
Und das kindlich - fromme Lieben
Wird mit jedem Lenze jung.

Eben so in denen S. 33., 31., 48. und mehreren andern.

Lycurgi Oratoris Attici quae exstant Graece. Textum Leocrateae recognovit, J. Tayloi Prolegomena et animadversiones integras, J. G. Hauptmanni, J. J. Reiskii, J. H. A. Schulzii selectas, S. F. N. Mori ineditas suasque adjecit, Orationum deperditarum fragmenta collegit Dr. ALBERT. GERHARD. BECKER; ad Aed. Dr. Aegidii Quedlinburgensis V. D. M. Magdeburgi, impens. W. Heinrichshofen 1821. X. und 228. S. 8. 8 ggr.

Schon mehrmals, und nicht mit Unrecht, ist die noch allein von Lykurgus übrig gebliebene Rede gegen den Leokrates, als eine Art von Vorschule für Jünglinge, die zu der Lectüre der griechischen Redner übergehen wollen, empfohlen worden. Auch der neueste Herausgeber betrachtet diese Rede aus diesem Gesichtspunkte, und hat seine Ausgabe vorzüglich zum Selbststudium für etwas vorgeschrittene Jünglinge bestimmt, wozu wir sie auch aus Ueberzeugung empfehlen können. Als ein schlimmes Zeichen der Zeit erscheint es uns, daſs der Herausgeber es nöthig findet, sich durch eine Stelle der Vorrede Melanchthons zu dieser Rede gegen den Vorwurf zu verwahren, als empfehle er einen Schriftsteller zu sehr, »*qui patriae libertatem acerrime olim propugnaverat.*« Handschriftliche Hülfsmittel hatte der Herausg. nicht, aber er gebrauchte die Aldinische Ausgabe, deren genauere Vergleichung ihm, nach Taylor und Reiske, doch noch einige Ausbeute gewährte. Er benutzte alle bisherigen Ausgaben, von denen die letzte in Deutschland die

Schulze (Braunschweig 1789.) ist, welche deutsche An-
tungen hat, und jetzt nicht mehr ganz genügen kann. In
nen abgedruckten Taylorschen Prolegomenen hat Hr. B.
Citate genauer angegeben, und mit Recht die Einleitung
ors zu seinen Noten den Prolegomenen angehängt, dieselbe
überhaupt etwas erweitert und Taylors Literarnotizen zweck-
ig fortgesetzt, vermehrt und berichtigt. Der Text ist sehr
n und fast durchaus correct gedruckt; in den Noten haben
besonders in dem kleinen griechischen Drucke, manchen
er entdeckt. Den Commentar finden wir zweckmässig und
t überladen, das Urtheil des Herausg. meistens richtig.
ne Verbesserungsvorschläge giebt er selten; mehrere ent-
n die kurzen Noten von Morus. Der Vortrag ist gröfsten-
s gut, doch können wir ihn nicht durchaus rein nennen.
it immer finden wir den Urheber einer Emendation an-
ben. So hätte z. B. S. 33. ff. angegeben werden sollen,
die Emendation *διῃρμένος* für *διῃρημένης* beim *Dionysius* von
arn. von *Taylor* ist, dafs S. 132. 2. der Vorschlag *κατὰ* weg-
eichen, von Reiske herrührt, und S. 133. die Lesart
ὄντα schon bei Schulze im Text steht. So ist auch die
erkung S. 166, 7. von Schulze, nicht von Hr. B., und
oi ist nicht richtig, dafs Schulze Reiske's Emendation
aufgenommen habe. Er hat sie blofs in der Note, und
ohne ein Zeichen der Billigung. Unter die Verstösse ge-
die Latinität rechnen wir *S. VII. Aldina magis adhuc*
cta a Tayloro, quam a Reiskio. S. 135. sed quum — inve-
itur und *S. 136. quum — positum est*, wo keine Zeitbe-
mung, und also der Indicativ nicht gut ist. *S. 147. quae*
Tayl. delenda esse censuit, dum Scaliger τὸν ἔλεγχον ex-
xerat.. S. 149. virtus, quae Demostheni prorsus deest ff
virtus. S. 179. deprehensus est juvenis ita, ut nullus sibi exitus
et. S. 199. nempe, wo *videlicet* stehen sollte. *S. 203.*
causa adest, quare Reiskius — interponere voluit. Einige
en, bei denen wir die Ansicht des Herausg. nicht theilen
ien sind: S. 137. c. V. 5. hätten wir die Emendation Me-
hthons *ὀργίζεσθε* für *ὀργίζεσθαι*, das sich gut erklären läfst,
t aufgenommen. Die Construction fliefst gut fort, wenn
nicht nach *συμβάντων* ohne Noth, statt des Komma, ein
n setzt. Taylors *ὀργίζησθε* gefällt uns noch weniger. *Cap.*
3. misfällt Hrn. B. *τὸ ἄστυ τῆς πόλεως* nicht ohne Grund.
wenn er sagt, es finde sich diese Zusammenstellung nir-
ls, so müssen wir doch erwiedern, dafs eine sehr ähnliche
e bei Thucydides sich findet, wo es heifst: *τῶν μὲν πόλεων*
ἐχομένων αὐτοὺς ἀγορᾶ οὐδὲ ἄστει, und dafs es zweitens an
nicht widersinnig ist zu sagen: von dem Attischen *Staate*

sey bereits das Bedeutendste, nemlich die *Stadt*, eingenommen, und der *Piräeus* werde so eben belagert. S. 140. hä das griechische Wort δῆμος mit Lateinischen Buchstaben geschrieben werden sollen. S. 144. steht, wohl durch einen Druckfehler, Reiske habe ἐξήρκησε emendirt, da er doch ἐξήρκ schrieb. S. 194. hätte Taylors ἀποικοδομήσαντες (c. 32. 1.) aufgenommen werden sollen, wie es auch bei Thucydides *I. 13.* in der Geschichte des Pausanias heifst. Denn Reiske hat bl behauptet, aber nicht bewiesen, dafs ἀνοικοδομέω *verbauen*, *vermauern*, heisse. — *Cap. 37. 7.* hat Hr. B. mit Recht die Emendation τοὺς νεὼς nach καὶ τὰ ἱερὰ, für τὰς ναῦς aufgenommen. Dafs auf diese Emendation auch schon ein anderer Gelehrt gekommen ist, sieht Ref. aus seinem Exemplare von Taylors Ausgabe dieser Rede, wo dieselbe Conjectur, der Schrift nach schon vor vielen Jahren, von einem Holländischen Gelehrten an den Rand geschrieben ist.

Auf die, übrigens nicht sehr vielen und bedeutenden Fragmente ist viel Fleifs verwendet. Die bisherigen Herausgeber, die sie aufnahmen, hatten sich begnügt, die Nachweisungen bei Meursius (*Lectt. Attic. III. 3.* und *Bibl. Att.* im *Thesaur. An. Grr. Gronovii X.*) und dann bei Fabricius (*Bibl. Gr. II. c.* *p. 916.*), wo ein nicht ganz vollständiges Verzeichnifs der Reden des Lykurgus steht, ohne Verbesserungen abdrucken zu lassen. Hr. B. hat, wo es möglich war, den Inhalt, so wie die Zeit, der verloren gegangenen Reden angegeben, die Stellen der Schriftsteller, welche Fragmente des L. enthalten, abdrucken lassen, und bei manchen gezeigt, dafs sie keine hinlängliche Autorität haben. S. 213 ist das Fragment einer Rede κατὰ Δημάδου aus Athenäus XI. 7. p. 264 *Schw.* nicht richtig angegeben: Φίλιππος φησὶ τὸν βασιλέα κ. τ. λ., denn es heifst bei Ath. Φίλιππόν φησι κ. τ. λ. Im letzten Fragment ist noch ein schlimmes Versehen, ohne Zweifel des Correktors. Aus Stob. *Serm. LXVI. p. 359.* (in der Gesnerschen Ausg. *Frf. bei Wechel. 1581* ist's *Serm. CLXXVII. p. 641.*) ist das Fragment: ἡ γυνὴ ὁμονοίας αἱ πρὸς ἄνδρα στερηθῇ κ. τ. λ. welches gar keinen Sinn giebt, und wofür es in der genannten Gesnerschen Ausgabe ganz richtig τῆς πρὸς ἄνδρα heifst. Zwei zweckmässige Register schliessen das empfehlungswerthe Buch, ein *Index historicus* und *geographicus* und ein *Index verborum, quae in Fragm. Lycurgi occurrunt* *).

Mr.

---

*) So eben lesen wir, dafs eine Ausgabe der Rede gegen den Leokrates ex emendatione et cum animadvv. C. F. Heinrichii zu Bonn unter der Presse ist, indessen wird doch Hrn. Bs. Ausgabe auch noch neben jener, ohne Zweifel vorzüglichen Werth haben.

Odmar. Ein Dramatisches Gedicht von FRANZ WILHELM JUNG. 2e Aufl. Mainz bei Kupferberg. 2 fl. 30 kr.

Odmar, dem es nicht genügt, aus freier Wahl verfassungsmässiger König zum Heil seines Volks geworden zu seyn, hat den Entschluſs gefaſst: die beschränkte Monarchie in einen Freistaat umzuschaffen, als gerade ein feindlicher Angriff ihn zur Vertheidigung des Landes aufruft. Er kämpft als Feldherr rühmlich, und kehrt, nachdem er den Plan des Feindes vernichtet, heim zu seinem Volke, das ihn als Sieger und Friedenbringer mit Jubel begrüſst. Nur stimmen nicht in diesen allgemeinen Freudenruf die Mitglieder einer Verbindung, welche auf den Sturz des Königs und die Greuel einer Revolution bedacht ist. An der Spitze dieser Rolle steht der Herzog, ein Blutsverwandter des Königs; aber nach etwas ganz Anderm als die übrigen Verschwornen, nach einer unbeschränkten Herrschaft für *sich* strebend. Ihm zur Seite, als seine zuverlässigste Handhabe, tritt *Sternow*, ein an sich edler, dabei kräftiger, muthiger junger Mann; der den König wie den Herzog verkennend, in dem Wahne steht: nur in einer Herrschaft, die das Volk sich *gebe*, und dann selbst *übe*, sey das Wohl des Staates fest und dauernd gegründet. Sternows Versuche, den König zu morden, wird durch die Entschlossenheit des Letztern vereitelt; mild wie er ist, gewährt er sämmtlichen Verschwornen Gnade, und dem Anstifter des Complots, dem Herzog, Verzeihung. Nachdem darauf Odmar unter Zurückweisung der Bitten und Vorstellungen seiner Mutter und seines Freundes des Präsidenten, die Republik begründet hat, verläſst er Vaterland, Mutter, Geliebte und Freund, um unter einem fremden Himmel sein Leben als Privatmann zu beschliessen.

Dies ist die Fabel des Stücks im Allgemeinen. Was von der wechselseitigen Liebe des Königs und *Mona* (der Tochter des Canzlers) vorkommt, von der Verwandlung einer dreifachen Liebe in eine allerseitige Freundschaft, darf man eigentlich nur als Episode betrachen, da alles das in die Haupthandlung selten, und dann auch nicht auf eine entscheidende Weise eingreift.

Daſs der gewählte Stoff zu einer dramatischen Behandlung sich nicht eigne, dürfte wohl kaum einem Zweifel unterworfen seyn. Mag der König noch so beredt und oft trefflich *sein* System vertheidigen; mag in der *Wirklichkeit* die freiwillige, aus der edelsten Absicht geschehene Niederlegung einer Krone mit allen dabei vorkommenden Feierlichkeiten etc. etc. die Anwesenden begeistern: wenn sich so etwas auf dem Theater begiebt, werden die Zuschauer davon nicht ergriffen werden;

die Leser ebenfalls nicht. Sobald letztere ein dramatisches Gedicht in die Hand nehmen, wollen sie keine Abhandlung über die beste Staatsverfassung, keine Beschreibung einer in irgend einem Reiche ruhig vorgefallenen Regierungsveränderung: eine Bühne soll sich ihrer Phantasie aufthun, wo sie ein, mit grossen Ereignissen durchwebtes, rasches, reges, von Leidenschaften bewegtes Leben erblicken wollen. — Aber, vermissen wir in Lessings mit so vielem Recht bewunderten Nathan, den der Verfasser, nach der Vorrede zur zweiten Auflage des vorliegenden Gedichts, sich zum Vorbild wählte, nicht auch, was wir hier vermissen? Wohl nicht so ganz, doch das läſst sich hier nicht auseinandersetzen; aber wie wunderbar zieht dagegen in jenem Gedichte die einfache Begebenheit an; wie sparsam ist Lessing in seinen Reden, wo er nicht etwas bedeutendes zu sagen hat, wie tiefgedacht und aus dem Innersten des Menschenherzens treten die ausgedrückten Gefühle, welch ein Geist spricht aus den eingewebten Reflexionen, und, wie voneinander abgesondert und doch wieder wie ineinander greifend, und harmonisch zum ganzen Gebilde, stehen im Nathan die Charaktere da!

Im Odmar möchte wohl der Charakter des verschwornen Sternow die meiste Eigenthümlichkeit haben. Dem Herzog scheint eine bekannte Person aus der französischen Revolutionsperiode zum Muster gedient zu haben; die übrigen, einige unbedeutende Nebenfiguren abgerechnet, gleichen verklärten Geistern; die reinste Moralität leitet und bestimmt alle ihre Handlungen; im vollsten Lichte stehen sie da, ohne Schatten, ohne Mackel, aber auch eben deshalb — ohne Individualität. So ists mit dem König, dem Präsidenten (den Gesinnungen, nicht den Schicksalen nach einem zweiten Posa) mit Mona und dem Sohne des Herzogs; blos die Königin hat bei aller Tugend doch einen kleinen Anstrich von Ehr- und Ruhmbegier (besonders in Beziehung auf ihren Sohn) und etwas Sinn für königliche Macht, Grösse und Glanz. Man muſs im Verf. das reine Gemüth achten, aus dem so edle Gestalten hervorgiengen; den dramatischen Dichter möchte man in ihm nicht mit Unrecht in Anspruch nehmen wegen der zu fleckenlos und dabey mit zu grosser Eintönigkeit geschilderten Charaktere, wegen Hinstellung von Idealen, deren ruhige Sittlichkeit allen Leidenschaften und Versuchungen leicht begegnet, und sie ohne Mühe zu den reinsten Entschlüssen und Handlungen bestimmt.

Sprache und Versification (das Gedicht ist in Jamben geschrieben) verdienen im Ganzen alles Lob, jene, besonders wegen ihrer würdigen Einfachheit zu einer Zeit, wo unsre dramatischen Schriftsteller nur zu oft Bild mit Bild tödten, und Blume mit Blume erdrücken; wo sie im Augenblick der Leidenschaft ungebührlich mit Phrasen spielen, und das Unnatürlichste nicht scheuen, um nur etwas zu geben, was dem Ohre schmeichelt; diese, da gegenwärtig, wo alles Dramatische nun einmal in Versen geschrieben seyn soll, so oft und so arg gegen die Regel des Versbaus gesündigt wird. — Uebrigens werden nicht wenige Stellen und einzelne Scenen das Gemüth jedes gebildeten Lesers ansprechen.

Verbesserungen.

Seite 334 ist zu lesen: *Grafen Lanjuinais* statt *Larinair.*
— — 678 sechs *Magnaten* statt sechs *Magern.*

N^ro. 62. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

1. *Horatii Flacci Opera* ad MSS. Codices Vaticanos, Chisianos, Angelicos, Barberinos, Gregorianos, Vallicellanos, aliosque, plurimis in locis emendavit, notisque illustravit, praesertim in iis, quae Romanas Antiquitates spectant, *Carolus Fea*, J. C. Bibliothecae Chis. et Romanarum Antiquitatum Praefectus. Denuo recensuit, adhibitisque novissimis subsidiis curavit F. H. BOTHE, D. Phil. et AA. LL. Mag. Societati, quae Jenae est, latinae, item Teutonicae Berolinensium hon. c. adscriptus. *Tomus posterior.* Editio post Principem et Romanam tertia. Heidelbergae et Spirae MDCCCXXI. Sumtibus Aug. Oswald. 423 S. 8. Dazu gehört:

Fr. Henr. Bothii Annotationes ad *Horatii* Satiras et Epistolas. 221 S. und noch zum ersten Theile: 112 S.

Joh. Georgii Graevii, bonar. liter. Utrajecti olim professoris, *Scholia ad Horatii Odarum libros duo priores.* Ex autographo scriptoris primum edidit FR. H. BOTHE. Heidelb. ap. A. Oswaldum, Acad. Bibliopol. 1820. 69 S.

Preis des Ganzen 1r und 2r Thl. mit sämmtlichen Annotationen 72 Bogen 8 fl. oder 5 Rthlr. 4 ggr.

Wir haben in Nr. 44. des vorigen Jahrganges dieser Jahrbücher den ersten Theil dieser wichtigen Ausgabe mit der ihr gebührenden Empfehlung angezeigt, wir haben erklärt, dafs schon ein blosser Abdruck der Ausgabe von Fea verdienstlich gewesen wäre, dafs aber das, was der deutsche Herausgeber noch dazu gethan hat, dieser Ausgabe einen grossen Vorzug vor der Römischen giebt. Bei diesem zweiten Theile haben wir alle Ursache, unser früher gefälltes Urtheil zu wiederholen und zu bestätigen. Keiner, der den Horatius kritisch lesen, oder bearbeiten, oder Vorlesungen über ihn halten will, wird in Zukunft diese Ausgabe entbehren können; denn sie vervollständigt die kritischen Subsidien für die Herstellung eines berichtigten Textes, und giebt über nicht wenige Stellen neue Erläuterungen. Hr. B. aber berichtigt nicht selten Fea's Kritiken und Erklärungen und setzt Besseres an deren Stelle. Da Fea's Ausgabe, der Zeit nach, ausser den Gränzen unserer Beurtheilung liegt, so beschränken wir uns auf einige Bemerkungen zu dem, was durch Hrn. Bs. Bemühungen diese neue Ausgabe gewonnen hat. *Sat. I. 1. 29.* bringt Hr. B. zu den vielen Conjecturen über diesen Vers (*Perfidus hic caupo*) noch eine neue vor, die sich durch ihre Leichtigkeit empfiehlt, und bei der auch jeder, der der Paläographie nicht unkundig ist, die Ent-

stehung der gewöhnlichen Lesart leicht begreift; er will nemlich: *Fervidus in campo miles*, und citirt dazu *Lucret. II. 40. sqq.* und *Sil. IX. 242. sq.* Wir halten diese Conjectur für die beste unter allen. *Caupo* scheint uns durchaus unstatthaft; er gehört gar nicht zu den Andern, die honette Leute sind. Das. v. 90. wird *infelix* recht gut durch δύστηνος erklärt, das auch statt *malus* vorkommt, und als Vocativ genommen *Sat. I. 4. 85.* Hier konnte, da Hr. B. *Lipsii Elect. I. 4. de usu aquae calidae et frigidae in conviviis* citirt, wo die Sache nur kurz berührt ist, eine Schrift angeführt werden, die ausführlicher davon handelt: *G. C. Gebauer de caldae et caldi apud veteres potu. Lips. 1721. 8.* mit Kpfrn. — *Sat. II. 2. 113.* Hier hat Baxter dem Cruquius, ohne den Stephanus anzusehen, nachgeschrieben, dieser habe *lautius* für *latius* gelesen, da es doch weder in der ersten Ausgabe desselben (1571, die Hr. B. hatte, noch in der zweiten (1588), die wir vor uns haben, im Text steht. Auch Bentlei schrieb den Irrthum dem Cruq. nach. Stephanus sagt blofs p. 68. seiner *Diatribe*, ihm sey *lautius* eingefallen, das ihm nicht mifsfalle. Fände es sich in einer Handschrift, so würden wir es, wie wenn Lambins und Bonds Erklärung (*largius*) in einem Codex stünde, für eine Glosse erklären. Dafs Hr. B. nicht weifs, wer das von Heindorf getadelte *laetius* hat, zeigt, dafs er Bentleis Ausgabe nicht nachsah, welcher ganz bestimmt sagt: *acutissimus N. Heinsius in libri sui margine* LAETIUS. Bei dieser Note haben wir Hrn. Bs. Selbstverläugnung bewundert, der in frühern Zeiten, mehr als kühn, änderte, und jetzt die schöne Stelle aus der *Diatriba* des Stephanus p. 60. abdrucken läfst: *Ex his cognoscere poterit lector, quam religiosus in servandis receptis lectionibus, quantumlibet suspectis fuerim; nisi ubi unius saltim exemplaris consensus accessit. Alioqui enim si illam, cujus antea memini, circa conjecturas audaciam (id est, in arrogando conjecturae id juris, quod librorum veterum duntaxat aut alicujus ex vetustis scriptoribus fidei debetur) imitari voluissem, aliquam saltem ex illis conjecturis in ipsum contextum (ut vulgo vocamus) intrudere mihi permisissem.* SED TALEM A ME DEUS MENTEM AVERTAT! Und wirklich finden wir auch in den neuesten Arbeiten, des Hrn. B., dafs er von seiner frühern Behandlung der Alten zurückgekommen ist. — Auch die Conjectur *Sat. II. 5. 59. sq. aut non Divinare etiam (i. e. etiamnum) magnus mihi donat Apollo* empfiehlt sich. Aus der *Ars poetica* berühren wir nur folgende Stellen: v. 42. nimmt Hr. B. mit Recht das alte *aut ego fallor* gegen Bentl. *haud e. f.* in Schutz. — v. 65. zieht Hr. B. Gesners Conjec-

tur, der aber seinen Einfall selbst nicht billigt, *sterilisque* PALUS DIU, *aptaque remis* vor, und beweist, daſs Horatius sich zwar Hiatus erlaube, aber nicht Verkürzungen langer Sylben, wie in *palús,* wenn man, wie gewöhnlich, *diu palus* liest. Fea's Diatribe gegen Bentlei wird gut widerlegt; Bentlei's Conjectur aber mit Recht nicht angenommen. v. 114. wird mit Recht *divus* vertheidigt; so wie *potens* v. 116. gegen Fea's *parens.* V. 129. emendirt Hr. B. nicht übel DEDUXES *carmen in actus* statt *carmen* DEDUCIS *in actus,* das wegen des folgenden *proferres* gegen die Grammatik ist. Nicht beistimmen können wir seiner Lesart v. 139. *Parturiunt* (*v. parturient*) *montes? nascetur rid. mus.* Das Griechische Sprichwort, das älter ist, als der Vers des Horatius, und das nach dem Athenäus von dem Aegyptischen Könige Tachos gegen den unscheinbaren Agesilaus, der ihm zu Hülfe kommen wollte, zuerst gebraucht wurde (ὤδινεν ὄρος, Ζεὺς δ'ἐφοβεῖτο τὸ δ'ἔτεκε μῦν. *Athen. XIV.* 1, leitet nicht darauf, und der Sinn gewinnt durch das Fragzeichen nicht. V. 243 will Hr. B. *accedet,* wegen des obigen *sequar..* Nicht übel V. 265. sq. sagt Hr. B. mit Recht, Fea hätte das von Bentlei verbannte *et omnes* nicht zurückrufen sollen, und zieht überhaupt Bentlei's Lesart *ut omnes* vor. Dieser hat aber nach *cautus* das Fragzeichen beibehalten, wenigstens in der Ausgabe Amst. 1713. 4.: Hr. B. aber ein Colon gesetzt. V. 342. zu *Rhamnes* sagt Hr. B.: *Cornelius Nepos in vita Romuli: Tres equitum centurias instituit, quas etc.* Aber diese Stelle steht im zweiten Kapitel des *Aurelius Victor de viris ill. urbis Romae,* und wir wissen nicht, daſs dieses Buch in neuern Zeiten dem *Cornelius Nepos* vindicirt worden wäre. Wir haben zwar eine Ausgabe des Buches vor uns unter dem Titel: *Cornelii Nepotis de Viris illustribus liber, additamento ex MSC. auctus. Antehac Aemilio Probo; post Suetonio Tranquillo; diutissime C. Plinio Caecilio Secundo; nuper Sexto Aurelio Victori; nunc liberali caussa auctori assertus a Raphaële Eglino Iconio, Tigurino. MDC. Tiguri. 8.* Unseres Wissens aber sind die Gegengründe von *Schottus* und *Fabricius* in der *B. L.* noch nicht widerlegt worden. V. 414. will Hr. B, nach unserer Ansicht besser, *abstinuit Venere et Baccho,* wovon die, von Horatius schwerlich gesuchte, Alliteration *vino* eine Glosse seyn kann. Aus den schätzbaren Scholien des Grävius über die zwei ersten Odenbücher des Horatius, die freilich manches Bekannte enthalten, heben wir nur ein Paar Bemerkungen zur Probe aus. Diese Scholien sind einem in der Heidelberger Bibliothek befindlichen Exemplare der Ausgabe des Cruquius beigeschrieben. Hr. B. vertheidigt

in der Vorrede ihre vollständige Aufnahme mit guten Gründen. Od. I. 15. 33. vergleicht Gr. zu *iracunda diem proferet Ilio etc.* ausser Cicero ad. Att. 9. 8. nicht unpassend die Bibelstellen: Joh. 18, 20. Ps. 137, 7. besonders Esaj. 13, 22. — Od. I. 18, 5. wird das alte durch Lambins *crepat* verdrängte *increpat* nicht ohne Grund wieder empfohlen. Od. I. 37, 25. erklärt Gr. das *jacentem regiam* richtig, und sagt die späterhin von Bentlei empfohlene *tacentem regiam* sey eine *lectio inepta,* welches, ob wir gleich auch *jacentem* vorziehen, doch zu stark ist. Daſs aber *tacentem* die Vulgata sey oder gewesen sey, wie Gr. sagt, ist ein Irrthum. — Doch genug über diese dankenswerthe Ausgabe, die ohne Zweifel bald in recht vielen Händen seyn wird.

M. H. G.

Deutsche Volksgeschichten aus dem ersten Jahrhundert vor und nach Christi Geburt, Mit 10 Bildern und 1 Landkarte. Heidelberg 1821 in Commission bei Mohr und Winter. 342 S. in 8. (2 fl. 42 kr.)

Wie anziehend die alten deutschen Geschichten erklingen, wenn sie in teutschem Sinn und auch in der Sprachart ausgesprochen werden, die man wohl die *teutschartige Rede* nennen möchte! Schade, wenn diese, wie sie, mehr als irgendwo sonst, in des teutschen Mannes, Luthers, Geist und Sinn einst vollwürkend ertönte und in späterer Zeit einige Male neu versucht worden ist, nicht durch solche Muster weiter ausgebildet und, vermittelst trefflicher Benutzung, auch gangbar und geltend gemacht würde. Denn, neben so vielen unentbehrlichen guten Folgen unserer Uebung im classischen Altertum, war doch dies gewiſs das Wünschenswerthe nicht, daſs man durch das nachahmende, oft sehr viele, Lateinschreiben, auch im Teutschschreiben den verwickelten, verwundenen lateinischen Periodenbau, so wie die declamierenden öffentlichen Redner damit das römische Forum und mehr die Ohren der Zuhörer, als die Gemüther, erfüllten, sich für Darstellungen von ganz anderm Zweck und Inhalt angewöhnte. Ton und Inhalt dieser teutschen Volks-Geschichten alter Heldenzeit erinnerte deswegen den Rec. an *Worte Luthers über die Geschichte,* welche wir dieser Schrift wohl bei einer baldigen zweiten Ausgabe als Vorwort vorgesetzt wünschen möchten; in der Hoffnung, daſs doch endlich *alle* Teutsche so weit seyn müſsten, auch durch Unpartheylichkeit sich selbst zu ehren, und wenn etwas treffendes und durchgreifend Wahres von Luther, oder irgend einem eben so eigentümlich vater-

ländischem Gemüth ausgeht, u. von innen kommt, es wenigstens eben so gerne in feinem gutem Herzen aufzunehmen, als ob es anderswoher mit West- oder Südwind, (welche beyde unsrer Selbstständigkeit nie was gebracht haben) herein gekommen wäre. »Wo die *Rede ohne Exempel* gehört wird, schrieb der kräftig verständige teutsche Mann, — wie gerecht und gut sie immer ist, bewegt sie doch das Herz nicht so sehr, ist auch nicht so klar und wird nicht so fest behalten; darum ist *ein sehr köstlich Ding um die Historien!* Denn was die Vernunft lehren oder erdenken kann, das zum ehrlichen Leben nützlich sey, das giebt die Historie mit Exempeln gewaltiglich und stellt es gleichsam vor die Augen.. und wenn man's gründlich besinnt, *so sind aus den Geschichten fast alle Rechte, Künste, guter Rath, Warnung, Unterricht, Fürsichtigkeit, sammt allen Tugenden als aus einem lebendigen Brunnen gequollen.* (Nur dafs die Sprachgelehrten und Sylbenforscher nicht an den Scherben und Schalen kleben sollten oder Eigendünkel hineintragen, sondern das Mark herauszunehmen kundig werden). Und ob gleich *viele* sind, *die Gott nicht erkennen noch achten, doch müssen sie sich an die Historien stossen* und fürchten, dafs es ihnen nicht auch so gehe, wie dem und dem.. Und weshalb wir Teutschen mehr zu beklagen, denn dafs wir *unserer Vorfahren vor tausend Jahren Geschichte* nicht haben und fast nicht wissen, wo wir hergekommen sind, ohne was wir aus anderer Nationen Historien brauchen mögen, die aus Noth *als zu ihren Ehren,* unser gedenken müssen. *Denn weil Gottes Werk ohne Unterlafs vor sich geht, wie Christus spricht; Mein Vater würkt bis daher und ich auch! so kanns nicht fehlen, es mufs zu jeder Zeit etwas Merkliches geschehen seyn,* das man billig merken sollte. Und ob es nicht alles könnte aufgelesen werden, *dafs doch die wichtigsten Stücke aufs kürzeste behalten würden*; wie denn solches etliche wohl gemeint haben, die von dem *Dietrich von Bern* und andern Riesen Lieder gemacht und damit viel grosser Sachen kurz und einfältig dargegeben haben. Aber es gehört dazu *ein treflicher Mann, der ein Löwenherz habe,* unerschrocken (und um Partheyung unbekümmert) die Wahrheit zu schreiben. Denn die meisten schreiben als, dafs sie ihrer Zeit Laster und Unfall, den Herren und Freunden zu Willen, gern schweigen oder aufs beste deuteln.. die Historien schmücken oder sudeln, danach sie jemand lieben oder feinden. Damit werden die Historien über die Maase verdächtig und (durch das Verhehlen oder Verdrehen) *Gottes Werk* schändlich verdunkelt.. Indefs müssen wir uns lassen genügen und *zuweilen selbst denken* und urtheilen, ob der Schreiber etwa aus Gunst oder Ungunst *schlüpfere*.. gleichwie wir leiden müssen, dafs *die Fuhrleute, in solch losem Regiment, den Wein über Land mit Wasser fälschen,* dafs man

den reinen gewachsenen Trank nicht kriegen kann ... u. s. w. (s. Luthers Leben, nebst einer Auswahl seiner kleinen Aufsätze, Briefe und Tischreden. Nürnberg b. Lechner. 8. 1818. S. 213).

Der ungenannte Vf. dieser teutschen Volksgeschichten nun giebt das Wesen und Treiben der Alten vor 18 — 1900 Jahren, die er als fromme, schuldlose, aber ungezogene Kinder zu schildern findet, zur theilnehmenden Betrachtung für die Frage: *Was sollten aber wir* seyn und thun, um nach solchen Kindern als Männer zu erscheinen? (S. 5).

Der Inhalt umfaſst folgende Denkwürdigkeiten: 1. Von der Art aller Teutschen in damaliger Zeit. 2. Besonderheiten der Belgen, Sassen, Sueven. 3. Auswanderer, bis Marius gegen sie zog. Der Chimbern-Schreck. (Dennoch leer, weil sie ihn nicht mit Beharrlichkeit zu benutzen wuſsten!) 4. Marius, eines röm. Bauern Sohn, aber der *ausharrende* Zerstörer der sich immer nur trennenden Schwärme von Teutonen, Ambronen u. — 5. Chimbern. (Was half es, wenn dann, rathlos und verzweifelnd, die derben Naturmenschen nach dem Kupferbild S. 66 einander in die Lanzen liefen, statt die beiden Lanzen noch einem Feinde ins Herz zu stossen?) 6. Der Römer Einfluſs steigt. Ariovist und Julius Cäsar. Gegen diesen 7. der Freiheitskrieg westlicher Belger. 8. Der Teuchtern und Usipeter Auszug (mehrt nur am Ende Cäsars Heer. S. 114.) 9. Freiheitskrieg der östlichen Belger. 10. Induziomar, der Edle, gegen den Verräther, Ritter Kingetorich. 11. Ambiorich und die Sicambern drängen Jul. Cäsar aus Belgien. 12. Komwers Rache, aber der Belgen Verfall durch Verkehr mit ausgearteten Römern. 13. Die Römer auf dem linken Unterrhein sich befestigend, werden gerade um die Zeit von Jesu Geburt auch auf dem rechten feste. (»Die Teutschen giengen schaarenweise in römische Kriegsdienste. Römische Händler, Taschenspieler, Gaukler durchstreiften Teutschlands Gauen, um die Einfältigen zu prellen. Der freie suevische Gau der Chimbern schickt an Augustus ihr bestes Kleinod, einen ehernen Kessel, zugleich den vielen Jammer abbittend, der vor 100 Jahren ihre grobe Voreltern auf Rom gebracht hätten.« S. 187) 14. Teutschlands gänzliche *Zerspaltung* und Schmach. Marabuods Reich in Böhmen. 15. Befreiung durch Hermann den Cherusker. Winfeld-Schlacht. Marabuod schickt des Varus Haupt, das ihm Hermann als Ehrengeschenk gesandt, an Augustus. »Denn einer, der unumschränkt herrschen will, freut sich niemals über Freiheitssiege der Nachbarn.« S. 211.) 16. Hermann und Thusnelda. Aber die Teutschen haben auch eigensinnige Inquiomars, welche nichts, als ihren Rath, fördern wollen, und dann verrätherische Segests und Segimers. 17. Noch einmal Sieg und dann wieder teut-

che Zwitracht. Auch Hermanns Bruder ist durch das ehrliche, rohe Staunen über der Römer Macht, ihr Sclave. 18. Hermann gegen Germanicus. Malovend, Verräther der Marsen. 19. Hermann will Gleichheit in der Bundes-Einheit; Marabod, um allein der Uebermächtige zu werden, reitzt die Fürsten gegen die Fürsten. Noch einmal siegt Hermanns Bundessinn. Marabuod stirbt als ruhmloser Flüchting in Italischen Genüssen. Ein Chatten-Fürst begehrt aus Rom Gift gegen Hermann, weil es in Teutschland keines gebe. Umsonst. Aber die eigenen Verwandten morden den 37jährigen Retter. (Ein sinnvolles Bild bey S. 239.) 20. Zwischengeschichten nach Hermanns Tod. Jedes Völklein, das am Cheruskerbund Theil gehabt, macht sich nun sein eigen Wesen (welches im Einzelnen gut war, weil man am besten wirkt, so weit man sich selbst umsehen kann; nur dafs ein tapferes, tüchtiges Zusammenhalten für grössere Bedürfnisse nicht deswegen fehlen dürfte!) S 267. Die Friesen raffen sich endlich auf, weil? — weil sie unmöglich so grosse Auerochsenhäute aufbringen können, wie der Römerhauptmann, Olennius, sie gebietet. Für Tiberius, den arglistigsten Feind der Teutschen, werden teutsche wohlbezahlte Leibwächter und S. 272 für den tollen Caligula Bluträcher. Für den Schwelger Vitellius kämpfen sie, bis er gepackt war. Da sprang Einer (S. 305) herzu, weil er nicht länger ansehen konnte, wie sein *Herr* verhöhnt wurde, und gab Ihm mit den Worten: Anders ist Dir nicht mehr zu helfen! einen Schwerdtstich, sogleich aber auch sich selbst den Todesstofs. (Welcher Treusinn, ohne zu denken, für was! Instinkt für die Tugend, der nur des Verstands bedurfte, um aus der blossen Tauglichkeit Tugend zu werden.) Doch lernen die Chauken den Römern ihre Kriegskünste ab, besonders die Seefahrt, gebrauchten sie aber wider ihre nächste Volksgenossen. Chatten und Hermunduren schlagen sich im Jahr 58 um ein Flüfschen, dessen Wasser, wenn man es in einen brennenden Holzstofs gofs, vortreffliches Salz wurde. S. 280. (So gradierte man also damals.) Werrit und Malorich, Gesandte der Friesen an Nero, nehmen sich S. 282 im Schauspielhaus den Platz, wo, wie sie hörten, die Tapfersten sässen. Bojochal, der Ansibare (an der Ems) will zwar lieber Römern zinsbar seyn, als den Chauken nachgeben, deren Schiffe Niederteutschlands Küste vergewaltigten. Aber ein Ackerland nimmt er doch nicht zum Lohn S. 285 um von seinem Volke sich zu trennen. 21. Der Bataver und Belger Freiheitskrieg Der einängige Civilis, ein Bataver, schwört den Bart nicht zu stuzen, bis er das Römerjoch gebrochen hätte. S. 291. Vespasian forderte ihn gegen Vitellius auf: er wagt's wider beyde: »freymuthig das Vaterland wieder zu sehen, und

frey zu den glücklichen Vätern zu gehn.« Schlachten in den Umgegenden von Cölln. Auch die Seherin, *Welleda*, an dem Lippestrand, weiset (wie Debora) dem Civilis Heerhaufen zu. Den teutschen Boden zu reinigen, vermochte Er. Aber da er mit den Triren ein eigenes Galen-Reich erobern will, geht »durch Zwietracht und Wankelmuth« (S. 311) wieder alles verloren. Valentinus, des Heldenjünglings aus Trier, noch so wahre Rede vor dem Reichstag der Galen und Belgier zu Rheims muſs dem Beschluſs weichen: »Wir lassens beim Alten.« Galia und Belgien blieben unterthan den Römern, weil es lange schon so gewesen ist. Civilis nimmt den Frieden an, weil sein Volk meint, die Gottheit, (welche nur allzu menschlich oft ins specielle, besonders ins politische hereingezogen wird) sey jetzt für die Römer, gegen welche man den Sieg zu weit verfolge. Von der Gottheit weiſs der Mensch nur dies, aber dieses auch desto gewisser, daſs sie das Heilige in der Absicht, und das Rechte in der That, will. Allzu menschlich aber macht sich der Mensch, seine Gottheit, wenn seine Kurzsichtigkeit ausdeuten will, was die unendliche Weltordnung bey den einzelnen Erfolgen insbesondere gewollt und beabsichtigt habe. Auch der Vf. scheint die Gottheit zuweilen da einzuführen, wo es besser wäre, dem Menschen sein Glück oder Unglück *in seinem eigenen Thun und Lassen* aufsuchen und verbessern zu lehren. »Zum möglichbesten soll der Mensch sich selbst nur treiben; was Gottes ist, zu thun, kann fern nicht bleiben.«

Valentinus, der edle Trierer, muſs als Gefangener zu Rom, noch hören, daſs sein Vaterland doch erobert war. Er legt seinen Kopf dem Lictor auf den Block, mit den Worten: Mein Trost ist der Tod! S. 336. Der Verf. schlieſst, blickt aber gerne vorwärts, bis auf Carl hin — den der Teutsche nicht gerne mehr einen Franken seyn läſst.

Wir wünschen sehr, daſs der Vf. diese Darstellungen selbst bis dahin und weiter fortbilde. Sie führen so anschaulich auf die eigentümliche Gemüthsart der Nation und in das Volksleben der alten Zeit, *daſs sie wahrscheinlich Volksbuch werden müssen*, reich, wie es Luther haben wollte, für mancherley Warnung, Lehre, Trost, Erweckung, wenn gleich oft auch durch Beschämung, die uns, leicht zu stolzen, leicht zu verzagten, oft Noth ist. Daſs er seine Quellen nicht unter dem Texte citirte, war diesem angemessen. Aber ein *Bogen voll Nachweisungen* am Schluſs würde, selbst auf Schulen, Andeutungen gewähren, wo die Fleissigen das alte Germania, in der Römer Zunge geehrt, sich zusamen sammeln könnten. Dies wäre besser als eine zusamen gedruckte *Chrestomathia rerum germanicarum*, so wie eine solche wieder besser wäre, als allzuviele, alles vermischende,

Volumina. Die vergegenwärtigenden Bilder und Karten, bittet Ref. auch bey der Fortsetzung nicht fehlen zu lassen. Auch diese sind von dem Verf. selbst.

Ein Beweis, wie lebendig er sich alle Umgebungen seiner Geschichte vergegenwärtigt. Nach eben diesem lebhaften Zurückversetzen aus unserer in jene Zeiten giebt er auch in der Erzählung selbst hie und da Schilderungen von Personen und Sachen, welche freylich nicht gerade wörtlich und an eben demselben Ort aus den Quellen nachzuweisen seyn möchten. Meist aber gehen sie desto wahrer und überzeugender aus der psychologischen Vergegenwärtigung des Ganzen hervor. Der Menschenkenner sammelt sich das Bild einer gewissen Zeit oder Person aus sehr verschiedenen Andeutungen; psychologisch aber vereinigt er diese auf jedem wichtigen Punkt, wo sie einst auch zusamen getretten seyn mufsten, ungeachtet die alte Ueberlieferung sie nicht gerade alle an dieser Stelle concentriert hat.

H. E. G. Paulus.

Sieben und siebzig Gedichte, aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Dessau 1821. bei C. G. Ackermann. 1 Thlr.

Die Gedichte sind vom Herausgeber unter folgende Rubriken gebracht: *Die schöne Müllerin* (in 21 Liedern eine Darstellung der aufkeimenden Liebe des wandernden Müllerburschen zu einer lieblichen Müllerstochter, die anfangs erwiedert wird, aber durch Untreue des Mädchens und Eifersucht des Liebhabers zu einer traurigen Catastrophe führt). — *Johannes u. Esther* (Schilderung der Leidenschaft eines Christlichen Jünglings deren Gegenstand eine schöne Jüdin ist, welche jener statt Esther gern Maria begrüssen möchte. Nach dem letzten Gedichte an Johannes wird es mit dessen Liebe wohl keinen so schlimmen Ausgang nehmen, als mit der seines Vorgängers des armen Müllergesellen). — *Reiselieder* (von Handwerksburschen, Prager Musikanten, Postillionen und Seefahrern gesungen). — *Die Monate* (zu Florenz 1818 geschrieben). — *Ländliche Lieder.* — *Musterkarte.*

Der reisende Waldhornist war gewifs berufen zu Schilderungen kleiner Naturscenen und Darstellungen aus dem einfachen Leben, das er oft wahrhaft dichterisch von ganz eignen Seiten aufzufassen, mit angenehmen, häufig neuen Bildern und Ansichten auszustatten, und in reinen wohlklingenden Versen

zu schildern versteht. Zum Belege dieses Urtheils dienen des *Postillions Morgenlied vor der Schenke* S. 91. *Die Monate* S. 107, in denen man eine, meistens glückliche, in wenig Worten gefaſste Schilderung der Eigenthümlichkeit der 12 Zeitabschnitte des Jahrs in Sonetten findet. Das Gedicht:

Der Zephyr S. 150. etc. — Das Letztere mag seiner Kürze halber, hier stehen.

Auf einer Rose ward ich jung,
Ein Rosenblatt war meine Wiege,
Ein Rosenblatt ist einst mein Grab.

Ich schlafe, wann der Winter tobt,
Und mit dem Lenze werd' ich munter,
Und nähre mich von Duft und Kuſs.

Du armer, stolzer Herr der Welt,
Du keuchst einher mit deiner Krone,
Und dienstbar trockn' ich deinen Schweiſs.

Auch in der Ballade hat der Waldhornist sich glücklich versucht, wie der *Glockenguſs zu Breslau* S. 139. bezeugt; und die parodirende Glosse mit der Ueberschrift: »*wir wissen uns zu finden*« S. 158. deutet an, was er im humoristischen Fache hätte leisten können, wenn er nicht leider! — gestorben wäre. Daſs aber dem so sey, ergeben ja die Worte auf dem Titel: aus dem *Nachlassse etc.*

Oder wäre es mit diesem Gestorbenseyn und diesem Nachlasse so ernstlich nicht gemeint, sollte der Herausgeber — — — ? Doch, keine Vermuthung weiter; wir wollen immer den genannten Herausgeber als solchen ehrlich annehmen, da er ja selbst nicht mehr seyn will. In dieser Eigenschaft aber muſste er bedenken, daſs, wie man vom Verstorbenen nichts als Gutes sagen soll, aus seinem Nachlasse auch nichts ans Tageslicht gefördert werden sollte, als was zur Ehre des Seligentschlafenen gereicht. Und so nehme denn der Herausgeber, neben dem aufrichtigen Danke für das mitgetheilte Lobenswerthe, auch die Rüge nicht unfreundlich auf: daſs er uns vieles gegeben, was füglich im Pulte des Verstorbenen oder seines Erben hätte ruhen mögen. Um die Hälfte weniger; und das Ganze wäre besser gewesen! Billig zurückgelegt und *nicht* gedruckt würde wohl das *Wanderlied* S. 71. geblieben seyn, mit den, im prophetischen Geiste geschriebenen Versen am Schlusse: »heut' hab ich dies Lied erdacht, morgen wird es ausgelacht;« auch der *ländliche Reigen* S. 123. wo der Schnitter »sein Herz »verloren, wohl in dem grünen May,« von dem er vermuthet: »es liege noch im Grase,« und die Schnitterinnen warnet:

»wenn ihr mäh't die Wiesen, so schneidet's nicht entzwei!« etc.

Möchte der Herausgeber doch gelegentlich einmal nachsehen, ob sich unter den Papieren des Verstorbenen nicht noch Gedichte wie die mit verdientem Lobe gedachten vorfinden. Die gebildete Welt wird gewiſs gern noch mehr aus dem Nachlasse des Waldhornisten lesen, nur was jenem Wander- oder Schnitterliede etc. ähnelt, müſste ja wegbleiben!

Die Lyra. Eine Sammlung von Uebersetzungen aus dem klassischen Alterthum, nebst Beiträgen zur Vervollkommnung der Uebersetzungskunst. Herausgegeben von Friedr. Lindemann. Erstes Bändchen. Meissen, F. W. Gödsche 1821. XXII. u. 177 S. 8. 20 ggr.

Viel Schönes über den wissenschaftlichen Zweck der Uebersetzungen enthält die Vorrede, aus der wir folgende beherzigungswerthe Stelle ausheben: »die Uebersetzung der Kunstwerke des Alterthums ist am besten geeignet, dem überhandnehmenden Leichtsinn des gegenwärtigen und aufkeimenden Geschlechtes in jeder Kunstbestrebung entgegen zu arbeiten, weil sie stets Muster von Gediegenheit und Kraft aufweiset und zu näherer Anschauung bringt, vor welchen die Schlaffheit eines weichlichen, alle Mühe scheuenden, und den Kunstgenuſs nach der Leichtigkeit des Aufnehmens berechnenden Zeitalters erröthen muſs. Viele unserer Dichter sind bereits auf dem besten Wege in die Barbarei Milesischer Mährchen uns hinabzugängeln, nicht ohne den Beifall des entarteten Geschlechtes. — — — — Hiezu aber wird von oben herein, das heiſst, von den Fürsten unserer Dichterwelt der Ton angegeben.« Mit Vorsicht scheidet der verdienstvolle Herausgeber der Lyra von der im Wogensturz einherflutenden Afterromantik neuerer Zeit die ächte Romantik (eines Cervantes, Ariost, Shakespeare), die, durchaus unschuldig an der »Sündflut der unkräftigen und kläglichen Erzeugnisse unserer Literatur,« vielmehr mit der »lebensvollen und tüchtigen Gediegenheit alterthümlicher Darstellungskraft« sich zu verbinden trachtet. Daſs Hr. L. sich nicht »vom Zuge (jener zerflatternden Afterromantik) fortreissen« läſst, daſs er »nämlich zu stehn und dem Strome entgegen zu schwimmen sich müht« ist alles Lobes, ist aller Aufmerksamkeit werth.

Die Lyra hat einen doppelten Zweck. Sie will eines Theils entweder bessere Uebersetzungen als die bereits erschienen, oder noch ganz unübersetzte Stücke, besonders aus der griechischen

und römischen Lyrik geben; andres Theils soll die Sammlung ein Archiv der neuen Entdeckungen seyn, welche zur Erleichterung und Vervollkommnung des Uebersetzungsgeschäftes im Allgemeinen dienen.« Dahin rechnet Hr. L. »Abhandlungen oder auch nur Fingerzeige über die möglichst zu vollendende Nachbildung der Versmaase der Alten, ferner neue Erklärungen, Abhandlungen über den Charakter und Werth, und die Gestaltung eines Kunstwerkes u. s. w.

Die Uebersetzungen sind mit sichtbarem Fleisse gearbeitet, und vieles kann man als gelungen preisen, z. B. *Meleagers* Gedicht auf den *Frühling*, der *Trinker* von *Bacchylides*, und die einzelnen *Chöre aus dem Sophokles*, in denen Hr. L., von einigen metrischen und prosodischen Gebrechen abgesehn, seinen Vorgänger nicht selten übertroffen. Auch die Proben aus dem *Aristofanes*, an denen Lobeck einigen Theil hat, enthalten viel Gutes. Dasselbige Lob würden wir dem *Abschiede Hektors von Andromache* ertheilen, wäre die vossische Uebersetzung nicht vorhanden, der sie doch merklich nachsteht. Hr. L. that Recht, A. W. Schlegels neulichen gegen Gottholds bündige Beweisführung gerichteten Widerspruch, die Ausschliessung des trochäischen Versfusses betreffend, nicht zu beachten; aber Hexameter, wie folgende:

Legte sodann ihn hin | an die Erde || den schimmerbeglänzten —
Doch das Schicksal floh noch keiner, || so mein' ich, | der Männer —

hätt' er nicht bieten sollen. — In den Chorgesängen verläſst der Uebersetzer mitunter das Sylbenmaas ohne Noth, z. B. in dem Gesange der Erinnyen *(Äschyl. Eum. v. 314.)*:

Auf den Geopferten, jedoch ⏓ ⏑⏑ — ⏑⏑⏑ —
Tön' o Gesang Sinnentrug, W a h n s i n n f l u c h, Geistestod!
Lied von der Erinnen Chor — ⏑⏑⏑ — ⏑ —
Fesselt Geist und duldet nicht
Leierklang, zehrt am Mark. — ⏑ — — ⏑ —

Daſs statt der aufgelösten Kretiker (⏑́⏑ ⏑ —) die hier kaum zu erreichen sind, Choriamben gewählt worden, ist wohl nicht zu tadeln; schwerer möchte der Moloſs *Wahnsinnfluch* zu vertheidigen seyn; warum aber zerstörte Hr. L., um Kretiker zu gewinnen, den Rhythmus dreier Verse, die im Original theils reine, theils aufgelöste Trochäen bieten? — Ohne Zwang lassen sich die Verse so übertragen:

Nun denn ob ihm, dem Opfer hier,
Sey der Gesang, sinnenbethört, sinnenverrückt, rasend und wild;
Ha, Erinnenfestgesang!
Band des Geistes, harfenlos,
Dürre Seuch' ins Menschenherz!

n der folgenden Strophe scheint den Uebersetzer das ὁμοίως ler Herrmannschen Ausgabe verleitet zu haben, einen Dochnius zu zerstören. Der Rhytmus, wenn man den aufgelösten Kretikern Choriamben gesellt, ist folgender:

Plötzlich demnach, stürmendes Sprungs
Oben herab, stell' ich des Schritts
Lastende Kraft, daſs in des Laufs
Eil' er am hemmenden Fuſs (dochm.)
Strauchl' in gräſsliches Unheil.

Hr. L. übersetzt:

Deshalb nun weit aus der Fern (?)
Mächtigen Sprungs trag' ich ihm nach
Hurtigen Fuſs wuchtiger Kraft,
Fährlich für ihn, ob er weit flieh,
Schwer zu duldendes Unheil.

Von der Probe aus der Antigone in gereimten Versen gesteht Hr. L. selber ein, daſs sich »wunderlich ausnehme der ernste griechische Kothurnschritt vom Reimverse beflügelt und verweichlicht;« doch möchte er die gegenwärtige Bearbeitung nicht bis zu (des prenzlauer) »Kannegiessers leichtfertiger Uebertragung des Horaz herabsetzen.« Ihm habe Apels Kalirrhoe als Muster vorgeschwebt, in welchem ächt griechischen Drama der Reim ihm nie auffallend oder gar unschicklich gedünkt. Rec. läſst Privatmeinungen gern ungekränkt, doch möcht' er wissen, was dieser Versuch vor Kannegiessers allerdings verunglücktem Horaz Grosses voraus habe, zumal bei so unförmlichen Reimen, wie *Uebertreter, jeder, beladen, bestatten, berathen, Pfaden u. s. w.* die dem gebildeten Ohre wehe thun. Aufrichtig, wir wünschen, und gewiſs viele mit uns, keine Fortsetzung, wohl aber, daſs Hr. L. uns eine Nachbildung in klassischem Style gebe, die auch nach Solgers kunstreicher Uebersetzung noch Bedürfniſs ist. Was Hr. Lindemann bei fortgesetztem Fleisse für Sophokles wird leisten können, läſst sich schon jetzt aus der Uebersetzung der ganzen Elektra ahnen, womit das Büchlein schlieſst. Zu wünschen wäre dann, er suchte seinen Vorgänger im Baue des Trimeters gleichzukommen. Vor Versen wie:

O trautester | der Diener mein, | wie deutliche,|
Ob recht die That, ob Unrecht. Doch ich sage dir,
Von selber Mutter, Chrysothemis, seh ich kommen dort,
Eh' ich dich sandt' | in fremdes Land, | mit dieser Hand,

die wir mit vielen gleich unzulässigen aus der vorliegenden Uebersetzung vermehren können, hat sich Solger strenge gehütet. Doch müssen wir bemerken, daſs die grössere Anzahl der Verse des Hrn. L. ohne Fehler sind.

Wir bitten schliesslich Hrn. L., dass er seine Lyra fortsetzen möge, überzeugt dass sie in jedem neuen Bändchen kräftiger ertönen werde.

Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toskana etc. zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die deutsche Malerschule zu betrachten ist. Von einem deutschen Künstler in Rom. Heidelberg und Speyer in August Oswalds Buchhandlung. 1820. 8. 1 fl. 54 kr.

Würdig steht diese Schrift der Abhandlung *Friedr. Schlegels* zur Seite: *über die Kunstausstellung in Rom* (Wiener Jahrbücher der Litteratur, B. 7.) wiewohl der Verf. des vorliegenden Buchs von einem andern Punkte ausgegangen ist, und einen andern Weg eingeschlagen hat, als jener. — In der Einleitung äussert der Vf. sich über die ursprünglichen Zwecke der Kunst, und wie sie im bürgerlichen Leben Aufnahme fand und Ermunterung; — in den Abhandlungen selbst bezeichnet er den Gang der Bau- und Bildhauerkunst in Italien; — den der Malerkunst in Toscana insbesondere; — giebt dann seine Ansicht über das Bestreben der neudeutschen Schule, und über die Mittel die Kunst zu befördern; besonders über (Kunst) Academien.

Sehr befriedigend erscheint die historische Darstellung des Einflusses deutscher Bau- und Bildkünstler auf Italien im Mittelalter, und klar wird bei dieser Gelegenheit entwickelt, wie der Geist *der* Zeit (ein religiöser volksthümlicher) durch freye Verfassung belebt und gehoben, dauernder und erfolgreicher auf Kunst und Künstler eingewirkt hat, als die Mäcenatenschaft mancher nur für die Errichtung und Ausschmückung *ihrer* Prachtgebäude besorgten Fürsten und Grafen. — Die Fehler und Irrthümer, denen die neudeutsche Schule sich anfangs zum Theil hingegeben, verkennt der Verfasser nicht; aber erfreulich ist es aus seinen Angaben zu sehen, wie aus der Erkenntniss des zuerst Verfehlten, und aus treuer Beharrlichkeit im Verfolgen des Aechten und Wahren, mittelst Geist und Hand der talentvollen Jünger, so viel Würdiges schon entstand, und wie vielmehr Herrliches sich noch erwarten liesse, wäre nicht Egoismus, Beschränktheit, unvernünftige Tadelsucht, Gleichgültigkeit gegen das Vaterländische, Mangel an Gemeingeist und an *wahrhaft* religiösem Sinne ein Gesammtübel unserer Tage! — Was ein Verein von Künstlern vermag, wenn sie mit Enthusiasmus unter Beiseitsetzung aller kleinlichen Rücksichten, gemeinschaftlich zu *einem* Zwecke ihre Kräfte aufbieten, zeigten

die Deutschen, in Rom anwesenden Maler, im Jahre 1819, bei Gelegenheit des, dem Kronprinzen von Bayern gewidmeten Festes, wovon wir hier eine ausführliche Schilderung finden. — Erfreulich für jeden gebildeten und patriotisch gesinnten Deutschen mufs die Darstellung der Wiederbelebung und Auffrischung seyn, welche sich nach der Befreiung unsers Vaterlandes vom fremden Joche, in den seit jenem merkwürdigen Ereignisse erschienenen Werken der in Rom anwesenden Deutschen Künstler offenbarte. — Auch die Nachricht über diese Maler, Bildhauer, Kupferstecher, unter welchen sich hochgefeierte Namen befinden, die Schilderung ihrer Verhältnisse und die Charakteristik ihrer Werke, wird allgemein anziehen und Theilnahme erwecken. — Sehr beherzigungswerth ist das über den Werth der Kunstacademien Gesagte. Gegründet zur Zeit des Verfalls der Kunst, in der Absicht die Sinkende wieder emporzurichten, haben sie durch eine einseitige, mehr mechanische als höhere Bildung der Schüler, im Ganzen eher nachtheilig als günstig gewirkt. — Eingelernte Einseitigkeit und sclavische Beobachtung der vorgeschriebenen Formen hat hie und da in diesen Instituten den treuen Nachbeter und Nachtreter eine Zeitlang über das wahre Talent heben können, welches sich nicht wohl in diesen Zwang fügen konnte; aber am Ende schützte das in der Academie erlernte Handwerk seinen Besitzer doch nicht immer gegen Dürftigkeit und Verlassenheit; wogegen oft das wahre Talent Jahre gebrauchte, um sich wieder von den Fesseln zu befreien, die ihm in einer solchen Bildungsanstalt angelegt waren, und der Anwendung aller seiner Kraft bedurfte um Manches zu verlernen was er dort gelernt hatte. Wie den Academien, wenn sie noch fortbestehen sollen, eine zweckmässigere Einrichtung zu geben, manche herrschende Mängel abzustellen, manche nützliche Abänderungen zu treffen, wie dem Ganzen eine bessere Seite abzugewinnen; oder, wie noch besser, statt solcher Institute, dem nach alter Weise ausgebildeten Kunstjünger ein bedeutenderer Wirkungskreis anzuweisen sey; wie die, meistens für die Academien nutzlos bestimmten Ausgaben, für Kunst und Künstler zweckmässiger angewandt werden könnten, wird, wie es Ref. scheint, auf eine sehr genügende Weise dargelegt. — Der aus mehreren Abschriften bestehende Anhang, liefert schätzbare Beiträge zur Geschichte der Kunst, namentlich des neuen deutschen Kunstfleisses in Rom, und wird sich besonders jedem nach Italien Reisenden, als ein willkommener und belehrender Begleiter auf seiner Wanderung durch dieses merkwürdige Land darbieten.

Philologica Cura. — Insunt libro Antiphontis oratio prima cum notis criticis et grammaticis, Jul. Caesaris vita Plutarchea et Basilii M. de legendis gentilium libris homilia, cum egregiis codicibus Monacens. collatae; emendati aliquot loci Xenophontis. — Edidit J. Fried. Car. Lehner, Regii Gymnas. Monac. Professor. Monachii MDCCCXXI. Apud C. A. Fleischmannum. 6 1/2 Bogen in 4. 48 kr.

Der Titel des Buches, die eigene Form der Dedication an Hrn. Pr. Thiersch, den der Verf. *maximum Pindari interpretem* (worinn wir ihm beistimmen) nennt, die Vorrede, 14 Zeilen lang, in der er sich vertheidigt, daſs er im Griechischen die im Deutschen und Lateinischen angenommene Interpunction gebrauche, und die etwas seltsame Anordnung und Composition dieser kleinen Schrift, können den, der sich leicht an Aussendingen stöſst, gegen dieselbe einnehmen. Allein betrachten wir, was der Verf. giebt, so ist es, was die behandelten Stellen der Alten betrifft, Beifalls-, und was die Collationen betrifft, Dankeswerth. Ohne Zweifel ist der Verf. derselbe, der unter dem Titel: *Friderici Lehneri Onolsbacensis observationes in Thucydidem* im ersten Hefte des dritten Bandes der *Actt. Philoll. Monacc.* sehr viele gute Bemerkungen mitgetheilt, und ein sehr richtiges Urtheil gezeigt hat. Wir wollen nur sagen, daſs uns auch diese Schrift von beidem neue Beweise liefert, daſs in ihr, ausser den auf dem Titel angegebenen, auch noch andere Stellen z. B. aus dem Homerischen Hymnus auf Demeter und aus dem Ajax des Sophokles behandelt werden, daſs wir den Styl gröſstentheils rein gefunden haben (doch ist uns das *non ex aere captavit* etwas aufgefallen *), daſs der Druck ziemlich correct, übrigens sehr unöconomisch ist, und damit unsere Anzeige dieser empfehlungswerthen Schrift schliessen.

Mr.

---

*) Eine Eigenheit ist, daſs der Verfass. Schneider, Weiske, Erfurdt, Reiske, D'Orville, Lobeck im Nominativ schreibt, in den andern cass. aber declinirt, z. B. Leunclavio, Wolfii u. dergl., doch aber sich auch in jenem nicht gleich bleibt, sondern Nominative, wie Villoisonius, Musgravius, Erfurdtius, Reiskius, setzt. Wenigstens sollte Consequenz statt finden.

N° 63. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Erbauungs-Schriften.

(*Fortsetzung.*)

Wie und warum jeder Christ das Beste seiner Kirche befördern soll. Eine Predigt vor der vereinigten Kreissynode in Aachen am 17ten October 1820, gehalten von W. F. SCHEIBLER ev. Pred. zu Montjoie. Nebst einer Vorr. über ev. kirchl. Wohlstand, evang. Union etc. und einer angehängten Ode von R. Zweite verb und verm. Aufl. Frankfurt a. M. bei P. W. Eichenberg 1821. (123 S.).

Die Predigt ermahnt in der bekannten herzlichen Weise dieses vorzüglich geschätzten Kanzelredners, zunächst die Lehrer der Kirche selbst, an dem Evangelium, jener Gotteskraft, fest zu halten, die heilige Schrift, unsern Glaubensgrund zu verbreiten, an dem öffentlichen Gottesdienste, für die Erhaltung im Christenthum, eifrig Theil zu nehmen, und Sittlichkeit zu fördern; dabey denn auch bereitwillig zur Wiedervereinigung der evang. Parteyen zu wirken. Dieses wird aus seinen guten Gründen gut entwickelt. In Form und Materie eine würdige Synodalpredigt; denn auch ihre Länge liegt in der Sache. Zu der zweyten Aufl. hat der Hr. Verf eine Reihe von Zusätzen geliefert, welche ebenfalls nicht blos einen localen Nutzen haben, wie z. B. »so sieht man auch hier bisweilen an dem *Vater unser*, gerade wie an dem Brod im Abendmahl, hobeln und schnitzeln, ab- und zuthun, verrücken und versetzen, bis etwas heraus kommt, wobey weder der Lutheraner dem Reformirten, noch der Reformirte dem Lutheraner allzuviel nachzugeben braucht etc. — wenn einer lutherischen Gemeine ein Reformirter, oder einer reformirten Gemeine ein Luth. Prediger *gesetzt* worden wäre, ohne sich erst zu erkundigen, ob sie ihn auch wohl haben wolle — oder wenn bey der Wahl irgend eine Art von Zwang oder fremdem Einfluſs statt gefunden, so hiesse das freilich die Union recht kräftig befördern, aber — « — der nicht seltenen Parteyungen bey den Predigerwahlen der Gemeinden wird auch gedacht. Die Schwierigkeiten, welche sich bey *Einführung* der Union finden, sind eben so nach der Erfahrung beachtet, wie die Schonung der Gemeinden nach der Billigkeit. Von dem Uebertritt zur Römischen Kirche, und wie

man bei dem Unwillen über die Propaganda, ihre Missioni
Proselytencassen, Kunstgriffe, doch der Worte eingedenk bl
ben müsse: wer bist du, der du einen fremden Knecht ri
test? ist hier mit dem rechten evangelischen Geiste gesproch
dahin gehören auch die nachdrücklichen, mehrmals wiederh
ten Ermahnungen dieses ehrwürdigen Geistlichen für die
belverbreitung. Man wird sie zu Herzen nehmen, hoffen
zu seinem christlichen Publicum. Möchte er auch in meh
ren andern Erinnerungen gehört werden! Er spricht aus r
cher Erfahrung und evangelischem Geiste. Wir können h
auf die einzelnen Punkte nicht eingehen, führen aber noch
der Vorrede folgendes an, das uns für die Union beachtenswe
scheint: »Irre ich mich nicht, und hat mich meine Unio
»und Friedensliebe nicht scharfsichtiger gemacht, als ich hä
»seyn sollen: so ist es mir vorgekommen, als ob man sich
»beiden Seiten, und das nicht blos unter den sogenannten L
»en und dem grossen Haufen, dem so etwas eher zu verzeih
»wäre, sondern zuweilen auch unter den Geistlichen, die
»dieser Schwachheit frey seyn sollten, und die sich zuerst
»Hand geboten, und ihren vertraulichen Bruderbund durch
»gemeinschaftliche Feier des heil. Abendmahls besiegelt hab
»von einem gewissen *Esprit de Corps*, der freilich in kein
»Fall, so lange die Parteien bestehen, ganz zu tadeln und
»wissermassen natürlich ist, aber auch eben so natürlich we
»fallen mufs, so bald die Parteien sich vereinigt haben, n
»immer nicht recht los machen könnte, und als ob man si
»wie einst Petrus (Gal. 2, 12.) aus einer andern Ursache zu s
»nen ehemaligen Religions- und Namens-Verwandten freu
»licher thäte, als zu den Neuhinzugekommenen« etc. Bey d
Einführung einer *Synodal-* oder *Presbyterialverfassung* (beyde si
doch noch in etwas zu unterscheiden), ist auch Hr. S. daf
»dafs nicht blos die Prediger eines gewissen Bezirks, sonde
auch ihre mitgebrachten Kirchenältesten eine vollständige u
legitime Synode bilden«; und hat unter andern auch den Gru
dafs dadurch ein allgemeines Interesse und ein grösserer Ei
für kirchliche Angelegenheiten befördert werde, das gewifs
Hauptgrund bleibt.

Angefügt ist eine Ode: Die *Vereinigung*, wozu die ob
Predigt einen Dichter erweckt hat. Eine Nachschrift von H
Scheibler ist ein herzvoller Abschied an seine Leser, worin d
ser würdige evang. Prediger mit frommer Ruhe davon spric
dafs er sich am Ende nicht nur seiner Schriftsteller- sond
auch seiner Lebensbahn befinde. Der Wunsch, den seine Z
hörer haben werden, dafs es Gott anders gefallen möge, ist
wif auch der seiner Leser, und auch der unsrige.

Anreden an die ersten Stände des evangelischen Deutschlands ihren Cultus betreffend. Von Fr. J. Grulich, Diaconus zu Torgau und Lehrer an dem Lyceum daselbst. Neustadt und Ziegenrück gedr. und verl. von J. K. G. Wagner 1821. (VIII und 160 S.)

Anmahnung den öffentlichen Gottesdienst in Ehren zu halen und zu besuchen; die Zeit fordert dazu auf, und es ist die ache jeder Zeit. indem der Hr. Verf. von gerechter Liebe zu nserer Nation begeistert, die Deutschen an ihr Gemüth, ihre römmigkeit, ihre Gediegenheit — erinnert, spricht er doch icht mit so vielen Stimmen der bisherigen Zeit aus einem Ton; m Gegentheil, er sagt auch ihnen die gute Wahrheit. »Nicht iel besser, (als die auf ihren Reisen verlernt haben deutsch zu eyn) sind, die ihr Deutschthun für Deutschthum nehmen und usgeben, möchten gern das Niebelungenlied statt des Homers nd der Bibel in unsern Schulen eingeführt haben, schmücken ich mit altmodischem Schnitt und Kragen, rauchen aus Köfen, schnupfen aus Dosen mit Luthers Bild, turnen und sind rob.« Er weiss auch jedem Stande zu sagen, was zum Zweck ehört, (die Anreden, überhaupt 18, gehen an die Fürsten, Staatsiener, Gelehrten und Lehrer, Studierenden, Erfinder und Veresserer, an die Vornehmen, an die Artigen, an die Officiere, errschaften, Mütter und Frauen, und auch an die evangel. rediger selbst;) und wenn auch etwas wortreich, dass der gildetere Leser es zu breit finden möchte, so wird es doch keien gereuen, den Redner der guten Sache bis an's Ende zu hören, und wer die gute Sache liebt, wird ihm auch wohl recht eben. Wir wünschen besonders, dass die Anrede an die Stuerenden von vielen derselben gelesen werde; sie erinnert an ersprechungen einer Periode der Begeisterung auf recht gute rt. Nur entsteht manchmal das Bedenken, ob nicht manchal Jronie besser angewendet wäre.

eimüthige Bemerkungen über einige Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten in der protestantischen Kirche. Von G B Eisenschmid, mittelstem Diakon und Mettenprediger an der Hauptkirche St Johannis zu Gera. Ronneburg 1821 im literar. Comptoire, (Fr. Schumann) (VIII und 256 S.)

Der Hr. Verf. erinnert in der Vorrede an seine *Geschichte r vornehmsten Kirchengebräuche der Protestanten 1795* und an inen *aufrichtig christlichen Kirchenlehrer 1798*, welche Schriften zur Abstellung mancher Missbräuche mitgewirkt hätten. Die rliegende soll, nach einer Reihe von Jahren, das was der Vf. er diese Gegenstände gedacht und erfahren, wo möglich in e Hände derer bringen, die das meiste bewirken können. e redlichen Mittheilungen verdienen also sorgfältige Würdiing. Sie sind auch mit gelehrten Citaten ausgestattet. So

gleich vorn herein über die anfängliche Annahme jüdische Gebräuche, und das Hereinziehen heydnischer. Diese letztere sind noch nicht genug, auch als volksthümlich, aufgesucht ob gleich ältere und neuere Schriften (von dem Verf. allegirt davon handeln. Es ist gewiſs für unsere Zeiten wichtig, wenn Hr. E die Klagen eines Augustinus und Hieronymus über die Menge der Ceremonien, ausdrücklich anführt, die nachmals oft durch scharfe Gesetze den Gemeinden aufgedrungen wurden. Alte Sitten und Gewohnheiten, (z. B. die morgenländische bey Verrichtung d. Gottesdienstes das Gesicht gegen Sonnenaufgang zu wenden, erhielten andere Namen, und man legte ihnen oft fern aufgesuchte Ursachen zum Grunde (z. B. Christus die Sonne), manchmal zum Dienste der Leidenschaften, gab ihnen ein mysteriöses Ansehen u. s. w. *Luthers* Grundsätze des Schonens sowohl als des Säuberns »worin seine Nachfolger fortfahren möchten«, sind aus seinen Schriften citirt. Die leidigen Streitigkeiten über die Adiaphora machten, daſs man stehen blieb. Aus Hrn. Consist. Ass. *Behrs* Schrift: *Warum blieb das Christenthum nicht in seiner Reinheit und Einfalt? (1799)* ist von der Synode der Schwedischen Geistlichen 1529 zu *Oerebro* angeführt, daſs der präsidirende Canzler *Andreä* nicht durchdringen konnte, sondern sich in vielen Stücken nach den katholischen Ceremonien bequemen muſste. Da kam er auf den Gedanken, seine Auslegungen darüber zu machen, z. B. das Weihwasser solle gebraucht werden, um an den Taufbund zu erinnern etc. Die Versuche durch Belehrung manches abzuschaffen waren vergeblich, und der König muſste, um Ruhe zu erhalten, den Geistlichen befehlen, sich nach dem Volke zu fügen etc. — *Carlstadts* Bilderstürmereyen sind allerdings zu misbilligen, aber man soll da der Deutsche erst gerne nach und nach mit den geistigen Dingen in Richtigkeit kommt, doch allmählig verbessern; und so wie verständigen Pfarrern von preiswürdigen Kirchencollegien stille Aendrungen in minderwichtigen liturgischen Dingen füglich gestattet werden, so sollen sie auch Mängel freymüthig und bescheiden angeben dürfen. Soweit die Einleitung.

Erster Abschnitt: *Einige Taufsitten, Gebräuche, Einrichtungen und Gewohnheiten.* Vorerst über die *Zeit* der Taufe. Nach gelehrten Bemerkungen aus dem christlichen Alterthum und neuern Ansichten, äussert Hr. E. den Wunsch, daſs sich die chr. Landesherrn ihres Rechts bedienen möchten, und gegen Grillen, Aufklärungssucht und dergl. die Zeit für die Taufe bestimmen, nämlich einen Sonn- oder Festtag 3 bis längstens 8 Wochen nach der Geburt. (Nach der neuen kirchlichen Einrichtung im Groſsherz. Baden ist der längste Termin auf 6 Wochen gesetzt, da sich zum längeren Verschieben der Taufe kein

Gründe finden.). Von dem *Ort* der Taufe eben so gelehrt u. ausführlich. Schon seit dem 5ten Jahrh. mufsten Kirchenordnungen den Haus- und Winkel-Taufen gesunder Kinder steuern, und nach der Reformation sprechen Theologen und Juristen, wie *Gerhard, Böhmer, Brunnemann,* und so bis in die neuesten Zeiten, gegen solche Unsitte. Und so sollte die Taufe als eine feyerliche Einweihung zum Christenthume eine öffentliche seyn, und in der Kirche, und zwar in der sonntäglichen Versammlung, — »denn die Kirchentaufen in den Wochentagen sind, worin wir ebenfalls dem Verf. beistimmen, weniger erbaulich, als die Haustaufen,« — vorgenommen werden; nur macht üble Witterung oder Schwächlichkeit des Kindes eine Ausnahme. Von der *Nothtaufe* redet Luther selbst nur als einer Zulassung, und will dafs sie in der Kirche bestätigt werde, indem die rechte Taufe ein öffentliches Bekenntnifs haben müste. Wir sind mit Hr. E. der Meinung, dafs sie durch Belehrung schwinde, glauben aber, dafs auch hierin den Schwachen nachgegeben werden müsse. — Der *Exorcismus,* herrührend von der alten Meinung, dafs gewisse Kranke besessen seyen, u. von der seit dem 3ten Jahrhundert verbreiteten, dafs in den Heiden und Häretikern böse Geister wohnten, seit dem 5ten Jahrh. auch bey der Kindertaufe gebraucht, leuchtet ganz besonders in dem letzten Falle als unvernünftig ein. Hr. E. macht die scharfsinnige Bemerkung, wenn man einst die Frage vorlegte: willst du dich aller Zauberei und Beschwörungsformeln böser Geister forthin enthalten? warum man doch noch, grade dem entgegen die heillose Beschwörungsformel, den Exorcismus, eingeführt? — *Glaubensbekenntnifs.* Anfangs ganz einfach; über den Unterricht der Katechumenen, wovon hier einiges vorkommt, hat Rec. ausführlich in seiner *Katechetik* (Giessen bey Heyer 1818) im geschichtlichen Theile gehandelt, welches man zu den hier mitgetheilten Nachrichten hinzufügen könnte, zur gegenseitigen Ergänzung. In einigen Punkten stimmt Rec. nicht ganz überein, sowohl in diesem Historischen als in der Annahme, dafs das sogenannte Symb. Apostol. erst aus dem 4ten Jahrh. sey, da der Verf. die Gründe, welche für das frühere Alter desselben sprechen, freilich einfacherer Formeln, nicht widerlegt hat; auch zweifelt Rec., ob Luthers Ansicht von dem Glauben bey der Taufe völlig begriffen sey. Indessen das sind hier Nebensachen, nnd die Hauptsache, dafs das Glaubensbekenntnifs bei der Taufe gebraucht werde, um an den künftigen Unterricht des Kindes zu erinnern, wird wohl überhaupt Beifall finden. Weniger aber der Vorschlag, dafs die Formulare nur für einfältige (im modernen Sinne!) Prediger gehören; denn hierbei ist nicht genug an die notwendige Einheit der Liturgie ge-

dacht, welche schlechterdings erfordert, daſs irgend etwas als nicht beliebige Formel vorgeschrieben sei, ob wohl diese kurz und vielsagend seyn soll, und nicht die Freiheit der Erbauung, wo sie der Geistliche noch durch Eigenes zu erhöhen glaubt, beschränken darf. Solche Einheit — bei schicklicher Mannigfaltigkeit — giebt den kirchlichen Handlungen etwas Groſsartiges, und warum sollen wir nicht sagen Heiliges? weil es an die in der ganzen Kirche ausgesprochenen, fortlebenden, unvergänglichen Ideen erinnert, und das so recht symbolisch, nämlich andeutend, daſs sie über alle individuellen Ansichten, und über den Buchstaben selbst erhaben sind. Wegen dieses letzteren darf die Formel durchaus nicht anders als kurz, und nicht sowohl belehrend als tiefbedeutsam seyn, wie z. B. Christus selbst in manchen Sprüchen seines Geistes, ganz besonders in seinem Gebete, das auch im 19ten Jahrh. noch und in allen folgenden, eine unverwerfbare Formel bleiben wird.

Zweiter Abschnitt. *Confirmation.* Bündige Entwicklung des Geschichtlichen bis auf unsere Zeiten, und zum richtigen Urtheil über diesen schönen, unter den Protestanten bekanntlich zuerst in Pommern durch *Bugenhagen (1534)* so bestimmten und eingeführten, aber keineswegs nothwendigen Ritus. Rüge einer Unsitte, die nach des Verf. Aussage wenigstens noch vor wenigen Jahren bestand, daſs die Confirmanden, nachdem sie von ihrem Geistlichen unterrichtet worden, noch insgesammt zu dem Ephorus ziehen muſsten, um sich erst *von ihm* prüfen zu lassen, ob sie würdig seyn! Man sollte dies sonst für ein Ueberbleibsel des alten Episkopalrechts ansehen! Mit guten Gründen ist der Verf. dafür, daſs da, wo mehrere Geistliche sind, der Confirmanden - Unterricht, und die Confirmation selbst, jedem nach einer glücklichen Abwechselung zugetheilt werde. »Rechtliche Prediger müssen sich beleidigt und gekränkt fühlen, wenn der Oberprediger alljährig die Confirmationshandlung verrichtet, während sie wie eine Null dastehen, u. wollen wir, so müſste die dargestellte Ordnung (des Wechsels) »dem vielleicht minder geübten Unterprediger zum Antrieb dienen, sich seines Amts, in Hinsicht der Nachahmung des mehr »geübten und erfahrnen Oberpredigers würdiger zu machen; »und wäre auch dieſs nicht nöthig, so wäre damit doch die äusserliche Amtswürde gesichert!« So viel wahres dieses Urtheil auch für die meisten Fälle hat, so läſst es sich doch da nicht anwenden, wo Anfänger im geistlichen Amte, sie heissen nun Vicarien oder Diaconen (der Titel: *mittelster Diakon,* zumal bei einem Manne wie der Verf., klingt freilich sonderbar!), dieses Geschäfte, das den gereiften und geübten Mann erfordert, alsobald darauf Anspruch machen wollten. Die Würde der Sa-

che leidet, wenn auch schon solche das so schwere Geschäft des Confirmations-Unterrichts — er ist schwerer, als selbst manche junge (und alte) Lehrer meinen! — sohin übernehmen, und die Würde des Amts leidet nirgends, wo man eine tüchtige Zubereitung zu demselben verlangt.

Dritter Abschnitt. *Die Beichte.* Das kirchengeschichtliche noch ausführlicher, mit Anführung von mehreren Streitigkeiten und Verordnungen unter Lutheranern über die Privatbeichten. Es versteht sich, dafs unser Verf. für ihre völlige Abschaffung ist, und die bekannten Gründe liegen schon im Geschichtlichen. Ueber den Beichtpfennig finden sich hier viele Nachweisungen. Auch Rec. fand es im Jahr *1790* leicht, diese Unschicklichkeit, und zwar bei einer Landgemeinde abzuschaffen, die sich sehr gerne zu einer Entschädigung ihres Pfarrers, und zwar in einer sehr schicklichen Art verstand, so, dafs weder die Gemeinde noch der Pfarrer etwas verlor. Eine Vorbereitung zum heil. Abendmahl will allerdings auch der Verf. aber als blosse Rede mit kurzem Gebet und Gesang, der jedoch nicht einmal ein Bufslied seyn dürfte, aber Absolution. Dieses dünkt uns von der würdigen Zubereitung zum heil. Abendm. etwas abzulenken, da die ernstlichste Sündenerkenntnifs und zugleich die Zusicherung der Sündenvergebung dabei statt finden, dieses also auch in der christl. Gemeinde auf schickliche Art laut ausgesprochen werden soll. Immer wird also hier irgend eine Formel der Absolution nöthig seyn. die aber gar wohl so abgefafst seyn kann, dafs kein Grund zu der Besorgnifs des Hrn. Verf. vorhanden ist, als würde die falsche Idee von Sündenvergebung durch den Geistlichen damit immer noch etwas unterhalten. Das Princip, alles wegzuschaffen, was entfernter Weise zu falschen Ideen führen kann, führt ja so weit, dafs es gar keine äussere Kirche mehr bestehen läfst. Dafs die Ertheilung der Absolution nach der Predigt, und gar in der Form: »ich als ein berufener Diener — vergebe euch etc.« gänzlich wegfalle, dafür leuchteten die Gründe auch bisher schon in vielen Kirchen ein. Man sehe nur in dergleichen Dingen, wo ein Grund zu viel beweist, da wird bald sich finden, dafs das Uebel ganz wo anders liegt, als da, wo eben grade das Auge hinsieht, das ist auch auf die aus dem *Journ. f. Prediger* hier angeführte Stelle für Abschaffung der Beichte, anzuwenden, denn da ergiebt sich, dafs nur die oben gerügten Mifsbräuche und *unverständigen* Geistlichen zu verwerfen sind.

Vierter Abschn. *Von dem Abendmahl.* Ueber einen der ersten Sätze: von Jesu gewifs blofs für seine Jünger und ihre etwaigen Nachfolger im Lehramte gestiftet; — liesse sich mit dem Hrn. Verf. trotz der angeführten Autorität von *Ammon*

u. A. rechten, und demselben gewiſs vorerst das Bedenken entgegen setzen, ob nicht damit von Jesu selbst die schärfste Trennung vom Klerikern und Laien alsobald wäre eingesetzt worden? — allein das gehört nicht hierher. Wir empfehlen auch in diesem Abschn. die historische Uebersicht, und ihre verständigen Folgerungen. Vorerst wird mit Ernst gegen die Privatcommunionen gesprochen. Daſs sogar Prediger noch hin und wieder das h. Abendm. insgeheim geniessen, hätten wir nicht gedacht! Hr. E. schlägt vor die bequemsten Sonn- und Festtage auszusuchen, und den Gottesdienst an denselben ganz zur Abendmahlsfeier einzurichten. Rec. findet dieses letztere unzweckmässig; denn soll es öffentlicher Gottesdienst seyn, so muſs für die allgemeine Erbauung, so denn auch der Nichtcommunicirenden gesorgt werden; die Predigt ist aber nach unsern guten Grundsätzen der Hauptheil des Gottesdienstes; mag man auch gleich in der Rede am Communionaltare Gottes Wort so gut verkünden, als es nur immer auf der Kanzel geschieht, so ist doch der ganze Act als ein eigner Gottesdienst hingestellt, worin nicht das Wort sondern das Sacrament als die Hauptsache dasteht, und das wäre doch nicht gar weit von einer Privatcommunion, oder gar von der alten Idee der Mysterienfeier abliegend, auf jeden Fall aber eine Aussetzung des Hauptgottesdienstes. Dieselben Gründe gelten übrigens auch hier gegen solche Veranstaltung zur vermeinten andachtsvollen Feier, welche Hr. E. gleich darauf gegen einen Vorschlag, das h. Abendm. nächtlich in der Kirche zu feiern, geltend macht. Das *Fasten* vor der Communion wird, ebenfalls mit geschichtlichen Blicken, verwiesen. Das Nehmen der Symbole mit der Hand, wird hier selbst durch Aeusserungen von Luther unterstützt. Die Schwierigkeit, welche bei dem Kelch statt findet, glaubt unser Verf. damit zu heben, daſs jeder Communicant sein eignes, und zwar zu diesem Gebrauche bestimmtes *Glas* mitbrächte; wir brauchen nicht an die neuen Schwierigkeiten dieser Lösung der ersten zu erinnern. Wo noch eine Präcedenz bei dem Gehen um den Altar vorkommt, da sollte man die Worte des Verf. sammt den aus dem Juristen Lynker angeführten, vorlesen. Der Wunsch, daſs man das Abendmahl sitzend empfange, — bekanntlich ist das bei der Brüdergemeinde im Gebrauch, — hat zu viel Hindernisse für allgemeine Einführung; warum sollte denn auch das ehrerbietige Nahen zum Altare in andächtiger Reihenfolge nicht seine Würde und Bedeutung haben?

Fünfter Abschn. *Von öffentlichen Gebeten.* Auch hier geschichtliche Uebersicht. Der Verf. ist gegen alle vorgeschriebenen Formeln, und läſst sie nur um der Schwachen willen

nämlich unter den Predigern, und wegen des höchstbischöflichen Rechts noch so gelten. Dafs dem Prediger viel Freiheit hierin gelassen werde, ist allerdings ein gerechtes Verlangen; der gedankenlose Mechanismus kann sonst nicht entfernt werden, und die Andacht wird nur dann völlig zu erwarten seyn, wenn sich das Gebet nach Zeit und Umständen, insbesondre nach der Predigt richtet. Daher ist ein auch von dem Verf. beifällig angeführter Vorschlag aus dem *Predigerjournal* zu beherzigen: dafs das Kirchengebet sich immerhin, der Materie nach, in den Agenden finden möge, die Form aber und deren Veränderung jedem Lehrer in Rücksicht auf seine Zuhörer überlassen seyn müfste; wie auch der ebenfalls angeführte weise Rath Rosenmüllers, eine reiche, ausgewählte Semmlung von Formularen zu veranstalten. Wir sollten denken, dafs die allerdings nothwendige liturgische Einheit, ohne die schwächende Einförmigkeit erhalten werden könnte, wenn sehr kurze Formeln, die auch etwa gewöhnlich ganz so gesprochen werden könnten, den Inhalt des öffentlichen Gebets mehr an- als ausdeuteten, so dafs die Paraphrase der jedesmaligen andächtigen Stimmung überlassen bliebe. Das Gebet des Herrn dagegen, dessen Mifsbrauch hier ebenfalls gerügt wird, und durch Paraphrasen verhütet werden soll, wird wohl am besten wirken, wenn es als feierliches Symbol auch in seiner alterthümlichen Einfachheit bleibt, und nur nicht zu oft gebraucht wird; die Zuhörer sind ja schon als Katechumenen über den reichen, für alle Zeiten geltenden Inhalt belehrt. Die sogenannten *Collecten* wären wohl nach dem Vorschlage des Verf. dem Prediger überlassen geblieben, damit er sie aus der Fülle seines Herzens bete. Die *Fürbitten* sind nach ihrer Bedeutung anerkannt. Hr. F. lobt den Wunsch einiger Gelehrten, dafs die Candidaten im Beten sollten geübt werden, und das Institut, das in Holland gewesen seyn soll, worin reformirte Cand. wirklich praktischen Unterricht im Beten erhielten. Wir denken dagegen an das, was Christus sagte und that, auf die Bitte: Herr, lehre uns beten; und was der Ap. Paulus darüber Röm. 8, 26. denken läfst. Was gegen den *Kirchensegen* erinnert wird, liesse sich gegen alles Bedeutsame erinnern; allein *abusus non tollit usum!*

Sechster Abschn. *Kirchengesang und Musik.* (Ein Druckfehler werde S. 215. bemerkt: »Gregor der *Siebente*, von welchen unser heutiger Choral herkommt« — soll heissen: Gr. der *Erste;* und einige Zeilen weiter: Guido v. *Areggo* st. *Arezzo.*) Aber den ersten Satz: »der Gesang blieb doch noch immer, bis auf Luthern, im Kindesalter,« wird kein gelehrter und ächter Kenner der Musik unterschreiben, oder er wird allenfalls erwiedern: lernet nur erst von solchen Kindern, wie Luther auch

lernte. Gegen das leider noch allzuhäufige schlechte Singen in den Kirchen hat der Verf. Recht zu eifern. Ueber die *Kirchenmusik* führt er viel Treffliches an, und urtheilt selbst sehr gut dahin, dafs sie nur unter grosser Beschränkung zulässig sey.

Siebenter Abschn. *Von einigen andern kirchlichen Gebräuchen und Gewohnheiten.* Der *Klingelbeutel*, dessen Ursprung aus den alten Oblationen abzuleiten ist, sollte nicht unter der Predigt herumgetragen werden. Dieser wohlbegründete Wunsch des Verf. und vieler kirchlichen Männer, wird nunmehr auch im Grofsherz. Baden durch die Unions-Verfassung verwirklicht. Die *Proclamation*, auf deren historische Entstehung der Verf. ebenfalls hinweist, möchte er aufgehoben wissen, allein den Grund dafür, die durch allgemeine Fürbitte erhöhte Heiligachtung der Ehe, ist übersehen. Das Störende wird vermieden, wenn sie, wie in der ebenerwähnten Badischen neuen Kirchenordnung nach Beendigung der Predigt und dem Schlufsgesang statt findet. Gegen die übrigen *Publicanda*, wodurch, nicht zu sagen die Kanzel, sondern der Geist der Andacht selbst und die Gemeine entweiht wird, spricht er mit Andern gerechte Worte; auch über die *Kirchengebäude* einige kurze und gute Bemerkungen.

Ueber Kirchenregiment und Kirchengewalt. Für Freunde der Wahrheit aus allen Ständen, besonders solche, die für kirchliche Angelegenheiten Sinn haben. Von G. B. EISENSCHMID etc. Ronneburg 1821. Im liter. Comptoir (Friedr. Schuhmann. XXXIX. u. 456 S.)

Erster Abschn. *Jesus, der Stifter der chr. Relig. hat nichts über Kirchenreg. und Kirchengew. bestimmt und festgesetzt.* Für Protestanten bedurfte es nicht dieser ausführlichen Abhandlung, da ihnen die Sache schon längst aus exegetischen Gründen entschieden ist. Der zweite Abschn. *zeigt dieses auch von den Aposteln;* hier gilt dasselbe. Dritter Abschn. *Wie vom dritten Jahrhunderte an allmählig Kirchenregim. und Kirchengewalt durch die Clerisey sich gründete;* doch wohl schon früher. Vierter Abschn. *Aus regierenden Bischöffen der Kirchendiener werden Regierende ganzer Gemeine.* Fünfter Abschn. *Von Constantin des Gr. Zeiten an, wird das Kirchenreg. und die Kirchengew. immer fester gegründet.* Sechster Abschn. *Steigende Macht der römischen Bischöffe;* der 7e Abschn. spricht von den *Mitteln*, wodurch dieses geschah: der 8e von den *Ursachen, welche zur Trennung der bischöfflichen Macht von der kaiserlichen wirkten;* der 9e giebt *die Bestandtheile des Bischoffs-Rechts nach dem kanonischen Rechte* an; der 10te beweist, *dafs demohngeachtet mehrere christliche Kaiser, auch auswärtige Fürsten, noch lange vor der Reformation sich der höchsten Gewalt in*

Kirchensachen bedienet; und der 11te zeigt dieses *von einzelnen deutschen, besonders sächsischen Fürsten;* der 12te endlich *die Beschwerden über die päbstl. Kirchengewalt im Anfange der Reformation, und anfängliche Zerrüttung derselben.* Wir lassen die Behandlung dieser bekannten, historischen Gegenstände mit den vielen Citaten auf ihrem Werthe beruhen, und kommen zur Hauptsache. Vom Abschn. 13. schon wird das *Kirchenrecht,* indem Hr. E. das Episcopal- und das Territorialsystem verwirft, dagegen das *Collegialsystem,* und die Grundsätze von *Wiese* annimmt, entwickelt, mehr historisch als philosophisch, zu einer kurzen aber recht nützlichen Belehrung für Nichtjuristen. Er zeigt, wie die *Potestas ecclesiastica* hiernach von dem evang. Landesherrn verwaltet wird, und inwieferne sich das *Jus majestaticum* von demselben unterscheidet, aber wieder mit demselben in dem Collegium, gewöhnlich Consistorium oder Kirchenrath genannt, zum Kirchenregiment verbindet. Aus der Schrift: *Auch die deutsche evangel. Kirche bedarf kirchlicher Stände aus dem Volk.* (Heidelberg *1819.*) werden von Hrn. E. hier, wie anderswo beifällig Stellen angeführt, und er ist ebenfalls der Meinung, dafs das *Jus episcopatus* nicht im mindesten gefährdet sey, wenn allen geistlichen und weltlichen Vorstehern der Kirche eine Theilnahme an der Kirchenregierung gestattet würde. — Wie dieses, oder vielmehr noch Besseres, in dem Grofsherz. Baden auf die erwünschteste Weise in Erfüllung gegangen, wird die Anzeige der Unionsacte beweisen; und wie die *Presbyterialverfassung* durch die bleibenden Rechte des höchsten Landesbischoffs noch gewinnen kann, ergiebt sich aus derselben. Der Hr. Vf. wünscht mit mehreren, wozu schon *Spener* gehörte, *Presbyterien* in jeder Gemeinde, *Diöcesan-Synoden, Landes-Synoden,* fast eben so, wie es mit der Union in dem Grofsherzogthum Baden verordnet ist. Wir entlehnen um so lieber folgendes Citat des Verf. aus *Spener:* »Es wäre die allerbeste und der Ordnung Christi gemässeste Art, dafs bei jeglicher vorhabenden neuen Anstalt die Gemeine auch darüber angehört, und deroselben oder doch der christlichsten und verständigsten unter ihnen Bedenken, zur Consideration gezogen würde.« Dafs der Regent durch solche Ausübung seines Episcopalrechts, dafs der Staat, und dafs die Kirche bei solcher kirchlichen Verfassung nur gewinnen können, zeigt Hr. E. mit guten Gründen; er giebt dabei den bekannten harten Aeusserungen Luthers über die Juristen in der Kirche eine mildernde Erklärung. — Der 21te Abschn. redet *von den Geschäften und Obliegenheiten des Consistoriums, eines von dem Presbyterium abgesonderten, die vereinte Staats- und Kirchengewalt, so wie die Jurisdiction übenden hohen Collegiums.* Stellen von *Luther*

sagen, dafs schon er die Ehesachen aus der Kirche blofs an die weltliche Behörde verweisen wollte; indessen können wir dem Hrn. Verf. darin nicht beistimmen, dafs er die Ehe blofs als eine Art bürgerlichen Contracts im Auge hat, wenigstens zu haben scheint. Dieser Abschnitt ist besonders reichhaltig an beherzigungswerthen Erinnerungen über die Geschäfte des höchsten Kirchen-Collegiums, z. B. Pfarrbesetzungen, Visitationen u. s. w. betreffend.

Der 22te Abschn. handelt *von den Geschäften und Obliegenheiten des Presbyteriums, oder des, die Gesetzgebung der Kirche besorgenden Collegiums.* Wir sind mit dem Verf. der Meinung, dafs Hrn. *Schuderoffs* Vorschlag, die Kirchen-Repräsentation aus lauter Geistlichen bestehen zu lassen, mit dem Besseren zu vertauschen sey, dafs das repräsentative Presbyterium aus geistlichen *und weltlichen* Mitgliedern bestehen müsse, denn das liegt im Rechte *aller* evangelischen Kirchenglieder. Er spricht demselben das Recht zu, liturgische Formeln und Ritus einzuführen, einzuführen, da eigentlich die Prediger, mit Einstimmung ihrer Gemeinden, darin einzurichten haben; aber, wie sich von selbst versteht, nur unter Genehmigung des Landesherrn. Auch will er diesem Presbyterium das Recht zutheilen, die Lehrer der Kirche und Schule vorzuschlagen und zu wählen, die Candidaten zu prüfen und unter Aufsicht zu nehmen, so auch die Aufsicht über die angestellten Lehrer, und endlich über das religiössittliche Leben der sämmtlichen Kirchenmitglieder. Hierbei spricht der Verf. auch ganz nach unserer Ueberzeugung: »Sogenannte Kirchenstrafen, im engern Sinne des Worts genommen, kann und darf es nicht geben, und zwar weder positive noch negative etc« Wir werden weiter unten wieder auf diesen Gegenstand kommen. Wir bemerken nur noch aus dem 23n Abschn. den mit vielen historischen und literarischen Bemerkungen verbundenen Ausruf des Verf. »Weg mit allem Kirchenbann! Weg auch mit der Kirchenbusse!« dagegen will er das Wort der Ermahnung etc.

Der 24te Abschn. enthält Gedanken *über Verwaltung und Verwendung der Kirchengüter durch das Presbyterium.* Der 25te A. *über die Vereinigung der zwei Stände; wie auch des Staats und der Kirche;* das erste mit den Worten eines Ungenannten, das letztere von Hrn. E. obgleich mehr erregend als erschöpfend, doch wie die ganze reichhaltige Schrift für alle Stände zum Lesen und Bedenken empfehlenswerth.

Wir schliessen hieran die Anzeige der so eben im Druck erschienenen Grofsherzogl. Badischen Unionsacte:

Evangelische Kirchenvereinigung im Grofsherzogthum Baden nach ihren Haupturkunden und Documenten. Karlsruhe gedr. in C. F. Macklots Hofbuchdruckerei 1821. 4. 40 S. 24 kr.

Zuerst ist die Landesherrliche Genehmigung abgedruckt, welche der Grofsherzog LUDWIG von Baden K. H. zugleich als Bischof der evangelisch-protestantischen Landeskirche, dieser Vereinigung unterm 23t. Jul. d. J. ertheilt hat; und zwar, wie es ausdrücklich heifst: »mit so grösserem Wohlgefallen, als bei »diesem wichtigen Schritte die Gewissensfreiheit gehörig be»achtet ist, und für eine günstige Stimmung der Gemüther die »wiederholte Versicherung vorliegt.« Der erhabene Regent erklärt weiter: »Mit inniger Freude, und nicht ohne grosse Hoff»nung für die Zukunft haben *Wir* wahrgenommen, dafs — »zur Beglaubigung eines unbefangenen, blofs auf Nutzen und »Frommen in Kirche und Staat gerichteten reinen Strebens — »mit der lang ersehnten kirchlichen Vereinigung zugleich ein »gegenseitiger Austausch und eine Verbesserung bisheriger Kir»cheneinrichtungen Statt findet, und sich hieraus eine modifi»cirte allgemeine Ordnung und Verfassung der nunmehrigen »Evangelisch-Protestantischen Kirche entwickelt, welcher *Wir* »— unter wenigen nähern Bestimmungen — *Unsere* Bestätigung »nicht versagen können u. s. w.« Das angefügte Ministerialrescript der Evangel. obersten Kirchenbehörde übergiebt dieses mit den Beilagen zur öffentlichen Bekanntmachung. Wie zeichnen die Hauptpunkte nach der Ordnung folgender Actenstücke aus.

1) Urkunde über die Vereinigung beider Evangelischen Kirchen in dem Grofsherzogthum Baden. Der Anfang, welcher sogleich den Geist dieser Union andeutet, stehe hier wörtlich. »Gleich »hochherzig und gleich begeistert für die Wahrheit, wie sie »der Welt im Evangelium offenbar geworden, trennten sich »nichts destoweniger unsere frommen Vorfahren in einer »Hauptlehre derselben.« Die Wahrheit und Würde verlangt nämlich diese gerechte Beurtheilung, die unmöglich in einer Anklage, sondern die in einer dankbaren Hochachtung jener grossen Männer bestehen mufs; denn sie arbeiteten für die volle Wirksamkeit des Evangeliums mit solchem heiligem Ernste, dafs sie es eher auf eine Trennung ankommen liessen, als sie im mindesten von ihrer Ueberzeugung in den Hauptlehren abgiengen. Die Abendmahlslehre hielten sie aber für eine Hauptlehre, weil sie wohl den tiefen Zusammenhang derselben mit der übrigen einsahen. Gott ist in Christus geoffenbaret, der ewige Sohn Gottes ist Mensch geworden, die Erlösung ist so vollbracht, die Welt mit Gott versöhnt, die göttliche Gnade wird durch den Glauben an das Verdienst Christi angenommen,

und der Gläubige gerechtfertigt, der Geist Gottes bewi
und vollendet in derselben das neue, gottgefällige Leben
alle diese Hauptlehren beziehen sich auf die Vereinigung
Christus im Glauben, und die evangel. Lehre von dem h
Abendmahle fafst sie zur Einheit auf, so dafs sie in dersell
gleichsam wie in der Spitze zusammengehen. Ja, man kön
sie nach diesem tiefen Blicke unserer Reformatoren *die* Hau
lehre, vorzugsweise, nennen, wenn nicht die spätere Scho
stik durch ihre *articulos fundamentales et non-fundamentc*
den Gesichtspunkt verrückt, und Mifsverständnifs hereingebra
hätte. So sehr nun die Geisteskraft und Wahrheitsliebe in j
ner Trennung zu loben ist, so wahr und erfreulich ist auc
was die Urkunde weiter sagt: »doch umschlang beide selbst
»dieser Trennung Ein Band, der Glaube an Jesus Christus u
»an seine ewige, den Menschen mit Gott versöhnende Lieb
»und Ein Geist war es, der beide belebte, der Geist sein
»Forschung in der unversiegbaren Quelle dieses Glaubens,
»der heil. Schrift. Und eben in diesem gemeinsamen Glaub
»und Geiste war von Anfang und blieb die Möglichkeit, a
»der Trennung heraus zur Vereinigung und Einheit zu gela
»gen.«

Als *Luther* und *Zwingli* sich in jener Lehre trennten (*1529*)
so mochten wohl in beiden Geistesmännern achtungswerth
Besorgnisse wirken; in jenem: die Zwinglische Lehre führ
von dem Glauben an die Vereinigung mit Christus weiterhi
immer mehr ab; in diesem: die Lutherische führe durch da
Festhalten am Buchstaben von dem Geistigen dieses Glauben
zurück. In der nun einmal angeregten Entwicklung trat schon
Calvin auf den höhern Standpunkt und somit in die Mitte; er
hielt an der geistigen Vereinigung mit Christus fest. *Melanchthon* vermochte in jenen leidigen Streitigkeiten, wo kleinliche
Ansichten die grofsartigen der Reformatoren zurückdrängten,
nicht durchzudringen, sonst wäre die Einheit in der Abendmahlslehre schon damals gewonnen worden. Denn der *Heidelberger Katechismus* hatte noch nicht diese Entzweiung, die nun
erst, und namentlich durch die Concordienformel, die Evangelischen in zwei Kirchen völlig spaltete. Indessen auch hier
dürfen wir nicht in das Jammern über jenes Getrenntseyn einstimmen. denn es mufste die Jahrhunderte hindurch zu allseitiger Bearbeitung und desto gründlicherer Vereinigung führen.
Darum sagt die Urkunde weiter: »Die Trennung selbst aber
»hatte die segenreiche Wirkung, dafs bei fortgesetzten Forschun-
»gen, betreffend jene Hauptlehre, der Glaube an die Vereini-
»gung des Menschen mit Jesus Christus, dem Heiland der
»Welt, im heil. Abendmahl immer bestimmter hervorgetreten,

und die Art und Weise dieser Vereinigung zu verstehen und zu begreifen, jeder Versuch gemacht, und die Möglichkeit neuer Versuche erschöpft war.«

Hiermit will Referent den Geist der Union auch dahin bemerken lassen, dafs sie keineswegs nur so obenhin und von aussen bewirkt sey, oder dafs sie der Vorwurf treffen könne, welcher gegen die Unionen zu lauern pflegt, als kämen sie aus oder führten zu dem Indifferentismus. Denn vielmehr stützt sich diese Vereinigung auf den Glauben an Jesus Christus, und diese vereinigte Kirche hat ihr Wesen durch den Grund, der stets bleiben soll und wird, der einmal gelegt ist, und ausser dem niemand einen andern legen kann. Sie behauptet hiermit ihre lebendige Festigkeit. Die *Augsburgische Confession* im Allgemeinen, so wie die besondern Bekenntnifsschriften der beiden bisherigen evangel. Kirchen im Grofsherz. Baden, den *Katechismus Luthers*, und den *Heidelberger Katech.*, welche noch, in der Art, wie oben bemerkt worden, vor der eigentlichen Trennung erschienen sind, behalten, wie sich die Urkunde ausdrückt: »das ihnen bisher zuerkannte normative Ansehen auch ferner mit voller Anerkenntnifs desselben in so fern und in so weit bei, als durch jenes erstere muthige Bekenntnifs vor Kaiser und Reich das zu Verlust gegangene Princip der freien Forschung in der heil. Schrift, als der einzigen sichern Quelle des chr. Glaubens und Wissens, wieder laut gefordert und behauptet, in diesen beiden Bekenntnifsschriften aber factisch angewendet worden, demnach in denselben die reine Grundlage des evang. Protestantismus zu suchen und zu finden ist.« — Hiernach war die Abendmahlslehre die einzige, worin ein Unterschied jener beiden Kirchen *im Grofsherzogthum Baden* — denn in andern protestantischen Ländern ist es wieder in manchen Punkten anders — Statt fand. Es war daher zugleich kirchliche Pflicht, nach dem Geiste des Evangeliums, die Darstellungen jener beiden Katechismen, (mit Zuziehung der Institut. *Calvini*) *so weit als sie sich vereinigen lassen,* zu vereinigen, und nichts was beiden gemeinsam ist, zu verlieren. Daher bestimmt §. 5. die Lehre also: »Indem sich in den übrigen »Punkten der Lehre der evangelisch luth. und der evangelisch-»reform. Kirche kein trennender Unterschied« (nämlich in diesem Lande) »findet, so vereinigt sich die Generalsynode in »der Lehre von dem heil Abendmahl in folgenden, dem Lehrbuch »der vereinigten evangel. protest. Kirche einzuschaltenden Sätzen, »ohne jedoch damit in Hinsicht der besondern Vorstellungen »darin die Gewissen binden zu wollen«. Es war überhaupt der Grundsatz aufgestellt, dafs der Glaube an die Vereinigung mit Christus im Abendmahl als nothwendig dabei anzuerkennen

sey, aber die Vorstellungen und Vorstellungsarten über de *Wie* dieser Vereinigung als frei und ausserwesentlich erkannt werden. Hiernach stellte sich der Lehrsatz dar, dafs in dem heil. Abendmahl mit dem Brod und Wein, die auch in dem Genusse desselben Brod und Wein bleiben, der Leib und das Blut Christi zur Vereinigung mit ihm, unserm Herrn und Heiland, von dem Glaubigen empfangen werde.

Zum Ritus bei dem heil. Abendmahl hat diese vereinigte Kirche das Brodbrechen gewählt, als den so bezeichnenden, und dabei den ältesten, der bis zum Mittelalter auch im Abendlande geblieben, und in der morgenländischen Kirche ganz, wenn gleich in verschiedenen Formen, beibehalten worden.

Sonach konnte die Urkunde mit Recht sagen: »Durch die »geschehene Vereinigung hält sich diese Kirche mit allen so»wohl jetzt schon unirten, als noch getrennten evangelischreform. »und evangelischluther. Kirchen des Auslandes innigst verbun»den, und erklärt sich für eintretend in alle Rechte und Ver»bindlichkeiten der bisher getrennt gewesenen beiden evange»lischen Kirchen.« Und sie konnte zum Schlufs sagen: »Solcherweise einig in sich, und mit allen Christen in der »Welt befreundet, erfreut sich die evangelisch protestantische »Kirche im Grofsherz. Baden der Glaubens- und Gewissens»freiheit, nach welcher die grossen Vorfahren strebten, und »worin sie sich entzweiten. Die Eifersucht, womit sie und »ihre Nachkommen sich einander gegenüber sahen, ist erlo»chen, die Aengstlichkeit, mit der sie ihre Unterscheidungs»lehren bewachten, verschwunden, die Freiheit des Glaubens »ist erreicht, und mit ihr die Freiheit im Glauben, und die »durch kein Mistrauen fortan zu störende Freudigkeit in ei»nem gottgefälligen Leben.« Hieraus ergiebt sich auch, dafs die evangel. protest. Kirche keineswegs einen unfreundlichen Standpunkt gegen die katholische Kirche nimmt, vielmehr, in dem Evangelium begründet und festgehalten, ihre Selbstständigkeit und Würde auch äusserlich behauptend, neben ihr u. mit allen Christen in dem Glauben an Jesus Christus freundlich zu dem grossen Ziele des wahren Christenthums hinstrebt. Und so ist sie mit allen Christen in der Welt befreundet.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Nro. 64. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

Praktische Theologie.

(Aus Irrthum im Vorhergehenden *Erbauungs-Schriften.*)

(*Fortsetzung.*)

2. *Beilage A. Kirchenordnung.* »Sie geht von der Ueberzeugung aus, daſs eine wohlbemessene, äussere, die innere Freiheit des Geistes darum nicht befangende Uebereinstimmung in der Form des Unterrichts der öffentlichen Gottesverehrungen, der Feier der heil. Sacramente, und aller das Gemüth ansprechenden Religionshandlungen mit bestimmten Vorschriften und Formularen zu diesem Allen nothwendig ist.« Dieses wird in den einzelnen Theil ausgeführt. Die Taufe z. B. wird in der Regel nur in der Kirche, und spätestens 6 Wochen nach der Geburt des Kindes vorgenommen; das heil. Abendmahl nach dem neuen Ritus an bestimmten Sonntagen, ebenfalls in der Regel nur öffentlich. Die Nothtaufe wird den Eltern, die sich für h ihr Gewissen dazu verpflichtet glauben, gestattet. Ebenso wird denjenigen, welche ihren bisherigen Ritus bei dem heil. Abendmahle beibehalten wollen, dieses in der Weise gestattet, daſs sie es in einem für sie besonders zu veranstaltenden sonntäglichen Gottesdienste empfangen. Denn so billig Schonung der Gewissen ist, so hat sie doch ihre Gränze da, wo sie die Einheit der ganzen Landeskirche stören würde, da wo der Einzelne zwar geschont seyn, aber die Gesammtheit nicht schonen wollte. Die *Agende* wird binnen Jahresfrist erscheinen, indem der ganzen Landesgeistlichkeit als billige Achtung derselben es noch frei steht, Beiträge zur Auswahl zu liefern. Es wird heilsame Gleichförmigkeit möglichst mit Freiheit der Geistlichen für die besondern Fälle vereinigt, indem jeder Geistliche, wo er von den Formularen abgeht, sich nöthigenfalls deſshalb rechtfertigen muſs.

3. *Beilage B. Kirchenverfassung.* Sie vereinigt alles Gute einer Presbyterial-Verfassung mit den Vortheilen, besonders die Misbräuche verhütenden der neben der landesherrlichen zugleich kirchenoberhäuptlichen Oberaufsicht Durch das Wahlrecht sämmtlicher Kirchenmitglieder in jeder Pfarrey werden *Presbyterien* erwählt, aus diesen die weltlichen Mitglieder der alle 3 Jahre zu haltenden *Specialsynoden*, wie auch zu der *Generalsynode*, die

zum ersten Male im J. *1823.* gehalten werden soll. Dis geistlichen Mitglieder der letztern werden von den Pfarrern gewählt. Die beigefügte Wahlordnung bestimmt dieses näher. Ein Großherzoglicher Commissär ist bei der Pfarrsynode zugegen, und bei der Generalsynode präsidirt er. Die Gegenstände dieser Synoden sind nach demselben Geiste der evangel. kirchlichen Freiheit und Festigkeit angegeben. Auch besteht alle 3 Jahre eine Synode zu wissenschaftlichen und sittlichen Zwecken, und desgleichen alle 3 Jahre ein *Schulconvent.* Der Dekan visitirt die Schulen alljährlich, die Kirchen alle 2 Jahre, und für dieses letztere Geschäft werden ihm 2 benachbarte, von den Synoden erwählte, Pfarrer beigegeben, und auch die Dekanatpfarrei wird von einem Geistlichen visitirt, den die oberste Kirchenbehörde beauftragt. Auf solche Weise vereinigt sich der Ernst solcher Visitationen, Namens der Kirchenregierung, mit der Amtsbrüderlichen Gleichheit.

4. Beilage C. Kirchengemeinde-Ordnung. Es wird ein *Kirchengemeinderath* (Presbyterium) für jede Gemeinde, von und aus derselben frei gewählt; »ihm ist die Sorge für das sittliche, »religiöse und kirchliche Wohl der Gemeinde anvertraut, und »er hat als solcher alle kirchlichen, Schul- und ökonomischen »Angelegenheiten derselben im Namen der Gemeinde überhaupt »zu berathen und zu leiten, und insbesondre über die Sittlich»keit ihrer Glieder zu wachen.« Referent glaubt, auf den Geist und die Umsicht dieses wichtigen Theils in dem Organismus dieser Kirche ganz besonders aufmerksam machen zu müssen, da ihm derselbe ein frischeres, kräftigeres Leben für den sittlich-religiösen Zweck der Kirche zu erwecken scheint. Der Kirchengemeinderath verwaltet insbesondre die *Sittenanstalt.* »Indem er aber sich fest dabei in seinem kirchlichen Kreise »hält, und wo es Noth thut, nur Ermahnung und Rüge an»wendet, spricht er, wo diese nicht hinreichen, die weltliche »Gewalt um ihr Einsehen und Zuthun an.« Auch hier sind die Grundsätze der Augsb. Confess. befolgt — »daß die Kirche »ohne menschliche Gewalt, allein durch Gottes Worts verfährt. Es ist hier einestheils den Persönlichkeiten vorgebeugt, die sich so leicht unter dem Namen der Freiheit vordrängen, theils wird zu jener höhern Freiheit hingeführt, welche als das Ideal über der wirklichen Gemeinde und ihren Stimmgebern schwebt, und in ihren Rath hereinleuchten soll. Und so legt es sich an den Tag, wie die Presbyterial-Verfassung weit von Demagogie entfernt ist. Da dieser Kirchengemeinde-Rath so sehr wichtig geworden, so ist eine *Verpflichtungs-Formel* für die Mitglieder derselben beigedruckt. Hierauf folgt zu *B.* und *C.* die *Wahlordnung.*

5. *Beilage D. Anordnung über das allgemeine und Localvermögen für Kirchen, Schulen und milde Stiftungen in den gemischten Landestheilen des Grofsherzogth. Baden bei Vereinigung beider evangel. protest. Confessionen.* Die Gerechtigkeit und Billigkeit in diesen Einrichtungen wird niemand übersehen, der die Localverhältnisse kennt. Wo sie verwickelt waren sind sie bewundernswürdig von sachkundigen Männern auseinandergesetzt, so dafs auch in dieser Hinsicht jeder Theil *nur* gewinnt. Aber auch dafs auswärtige Publicum kann sich überzeugen, das selbst der ökonomische Gewinn in dieser Vereinigung zum wahren kirchlichen gedeiht Auch erscheint das Mehrfache dieser ganzen kirchlichen Einrichtung als zusammen gehörig und aus Einer Idee hervorgehend. Die Kirche hat ihren Geist in der evangelischen *Lehre*, sie gestaltet ihren Körper in der *Verfassung*, sie bestimmt die Thätigkeit ihrer Glieder für das Ganze in der *Kirchenordnung*, führt das kirchliche Leben in das tägliche Leben des Einzelnen ein durch ihre Einrichtung des Kirchengemeinde - Raths, und benützt ihr *äusseres Besitzthum* zu ihrem Bestehen. Das schon begutachtete Lehrbuch wird durch einen Mann, den innerer Beruf dazu eignet, bearbeitet, dann von der theolog. Facultät zu Heidelberg revidirt, durch die oberste Kirchenbehörde so eingeführt, dafs erst seine Anwendbarkeit erprobt wird. Die evangelisch protestantische Landeskirche im Grofsherzogthum Baden, die sich zur Ehre ihrer Gemeinden wie der obersten Kirchenbehörde und zum gemeinsamen Heil auf solche Art vereinigt hat, erfreut sich also zum unsterblichen Ruhm und Segen ihres preiswürdigen Regenten, einer so trefflichen Verfassung, wie sie sich nur irgend wünschen läfst.

Referent fügt die Anzeige folgender Predigt an:

Christlicher Blick auf die Vereinigung der Evangelischen Kirchen. Eine Pred. am 8ten Sonnt. n. Trin. 1821. nach dem Schlusse der Generalsynode in Karlsruhe, gesprochen von DR. PHIL. KARBACH, Pfarrer zu Mannheim. Mannheim bei Tob. Löffler 1821. (24 S. 8.) 15 kr.

Hr. Dr. Karbach, als vorzüglicher Prediger auch dem grössern Publicum schon länger her bekannt, war selbst Mitglied jener Synode, dabei einer ihrer gewählten Secretäre Er spricht seiner würdig, d. h. des begeisternden Gegenstandes würdig über *1 Joh. 4, 1 - 11.*, wie bei diesem glücklich vollendeten Werke der Vereinigung der Blick des Christen sich aufwärts, rückwärts und vorwärts zu richten habe. Der Reformatoren wird auch selbst in ihrer Trennung mit jener tiefgefühlten Achtung gedacht, welche der evangelische Prediger, der unpartheiisch die Geschichte betrachtet, gerne laut ausspricht; es

wird der Rathschluſs der göttlichen Vorsehung in dem Gange dieser Dinge erkannt, und es wird der Muth und das Vertrauen erhoben für die Schwierigkeiten, welche keiner Einführung einer guten Sache fehlen, die sich aber schon bald durch die Segnungen der vereinten Kirche lohnen werden.

Zu den Zeiten neuer Gestaltungen der Kirche sind Bücher, welche uns von Bestehendem gründlichen Bericht geben, doppelt erwünscht. So namentlich das folgende:

Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen, nach früherem und gegenwärtigem Zustande, aus den Quellen und nach eigner Ansicht an Ort und Stelle beschrieben von Fr. Wilh. von Schubert, der Theol. Doct. und Prof. zu Greifswald, gedr. und verl. bey Fr. W. Kunike 1821. Erster Band (XVII und 499 S.) Zweiter Band (VIII und 630 mit einem Musikblatt) kl. 8. 3 Thlr. 12 ggr.

Es liegt uns hier die ganze Beschaffenheit der Schwedischen Kirche vor, und zwar aus den Quellen, welche auch der Reihe nach angezeigt sind, und wozu die Reise des würdigen Verf. selbst gehört, gründlich und ausführlich vorgetragen. Wir zeichnen einiges des Bemerkenswerthesten aus, der Ordnung des Buches folgend. «Die herrschende Religion des Staats ist die «evang. lutherische; ihr sind der König und das Königl. Haus, «so wie alle Kön. Civilbeamte zugethan. Fremde Religionsver«wandte, deren wenige sind, würden immer geduldet, genies«sen aber erst seit 40 Jahren das Recht des öffentlichen Got«tesdienstes». — Die evang. Rel. wurde 1527 auf dem Reichstage zu Westerås von den Ständen angenommen, die Brüder *Petri*, wovon der eine *Laurentius*, der erste evang. Erzbischof war (*1531.*), machten sich hierbei durch den Entwurf einer Kirchenordnung verdient, die *1572.* von den Ständen angenommen und zum Reichsgesetz erklärt, aber *1686.* durch eine andre allgemeine von der Geistlichkeit abgefaſste, von einer aus Geistlichen und Weltlichen bestehenden Commission genehmigte, und von Karl XI. bestätigte, ersetzt wurde, die *1687* in Schwed. und Deutsch. Sprache unter dem Titel *Gesetz und Ordnung der Kirche* erschien. Sie ist noch gültig, aber *1813.* erschien eine Sammlung der Zusätze und Aenderungen, welche von Zeit zu Zeit darin verfügt worden. In 28 Capiteln und einem Anhange handelt sie von allen kirchlichen Gegenständen, von der Lehre an bis zu den Hospitälern und Domkapiteln. Man sieht, daſs in dieser Kirche zwar von der Geistlichkeit alles ausgegangen ist, aber doch mehr nur als Initiative wie als Gesetzgebung, denn es sind auch Weltliche zur Berathung gezogen, und das Volk hat in Ständen seine Zu-

stimmung gegeben, worauf erst durch Bestätigung von dem Könige alles gesetzliche Kraft erhielt. Es ist also eine zwar mehr Episkopalische aber doch von Presbyterialischem Princip etwas gemischte Kirche. Das Liturgische Handbuch wurde schon *1529.* jenem Reformator *Olaus* Petri nach Auftrag von dem Concilium zu *Örebro* und dem König *Gustav I.* in Schwedischer Sprache verfertigt, und nachdem der König *Johann III.* (der auch katholisch wurde) der Kirche wieder die lateinische Messe aufdrängen wollte, erklärte das Concilium zu *Upsala 1593.* »den Glauben Luthers, als auf die heil. Schrift gegründet, für »die einzig herrschende Religion.« Es nahm die 3 alten Symbola und die Augsburg. Confess. als symbolisch an, erst späterhin kamen die andern symbol. Bücher der Lutheraner, namentlich die Concordienformel hinzu; doch alle nur insoferne als sie mit der heil. Schrift übereinstimmen, und so ward der König selbst auf die heil. Schrift und die Lutherische Lehre verpflichtet; statt des letztern Ausdrucks sagt jetzt der öffentliche Styl: rein evangel. Lehre. Seit *1693.* war die Liturgie unter dem Namen *Kirchenhandbuch* neu abgefafst, und diese blieb bis *1811.* im Gebrauch, in Finnland ist sie es noch; die neue ist mit dem Kirchenjahre seit *1811.* eingeführt. Hr. v. S. lobt sie im Ganzen wegen ihrer Anordnung, Vollständigkeit, evangelischen Kraft, findet aber die Gebete hin und wieder nicht kräftig genug (überhaupt ein Fehler der neuern Zeit!); dem Geistlichen ist wenig freier Mund gelassen. Die Schwedische Bibelübersetzung hat nicht die Allgemeinheit wie die von Luther in Deutschland gewinnen können, da mehrfach Berichtigungen vorgenommen werden; unter der hierzu *1773.* verordneten Committee befanden sich auch die berühmten Gelehrten *Linné* und *Ihre*; erst seit *1816.* wurde eine unter dem Bischof *Lindblom* von einer Commission verbesserte Uebersetzung zur allgemeinen Einführung bestimmt. Der Verf. rühmt das Schwedische Volk als strenge auf die heil. Schrift haltend, und sie, trotz dem Geiste des Unglaubens, der sich im 18t. Jahrh. auch dort verspüren liefs, recht im Herzen tragend. Ueber *Gesangbuch* und *Katechismus* ebenfalls ausführliche historische Nachrichten. Es sind Probegesangbücher seit *1809.* der Geistlichkeit, ja der ganzen Nation vorgelegt worden, und das hiernach gesammelte 4te, von *1816.* ist seit *1819.* eingeführt, doch nicht geboten, »ein abermaliger Beweis, setzt Hr. v. S. hinzu, wie hoch die Schwedische Regierung die evangel. Gemeinderechte achtet.« »Das *Evangelienbuch* enthält die Perikopen, die Geschichte von Christus für die Feste etc., eine Sammlung von Gebeten für die mancherlei Lagen, und die Liturgieen; unter diesen zuerst die Schwedische Messe, d. i. die

Feier des heil. Abendmahls; ein dort eben so unentbehrliches Buch wie das Gesangbuch; seit *1818.* nach einer Revision, die von Geistlichen und Weltlichen vorgenommen, neu gedruckt. Das *Kirchenjahr* ist in 6 Abschnitte von Christi Ankunft in die Welt an (Schöpfung, Sündenfall etc. zur vorbereitenden Betrachtung) bis zu seiner göttlichen Macht und Regierung. Der ganze Jahresgottesdienst bekommt hierdurch eine symbolische Beziehung auf Christus den Herrn, ist also im bestimmtesten Sinne christlich; nur ist eine Beiseitesetzung solcher christlichen Lehren zu besorgen, welche zur helleren und lebendigeren Erkenntnifs jener dienen, und ohne welche eine Einseitigkeit entsteht, die das Christenthun, wie schon manche Erfahrung gelehrt hat, auf manche Art herabsetzt; jene beifallswürdige Einheit, die aus der Grundidee des Christenthums hervorgeht, mufs daher durch den Reichthum in der Bildung des Predigers ihre Vielseitigkeit erhalten. Der *Katechismus* von *Svebilius* ward seit *1698.* allgemein eingeführt, und *1773.* gegen den Gebrauch andrer Katechismen bestätigt; in Finnland der von *Gezelius* von *1666.* Indessen wurde der Svebilische seit *1806.* einer Umarbeitung unterworfen, wobei auch Professoren zu *Upsala* zu Rath gezogen, und mehrere einsichtsvolle Männer zur Prüfung zugelassen worden; die theolog. Facultät zu Upsala approbirte ihn, der Reichstag wünschte die Einführung, und der König willigte ein, jedoch solle die Einführung nicht *geboten* werden; *1811.* ist er im Druck erschienen. Die *Verwaltung der Kirche* ist sehr verflochten. Das Episkopal-Princip herrscht vor, doch haben auch die Gemeinden bedeutende Rechte, z. B. bei Predigerwahlen; Staat und Kirche sind mit möglichster Verhütung gegenseitiger Eingriffe doch zu einem Ganzen der dortigen Reichsverfassung verbunden. Der Ausdruck, *Oberbischöfliche* Rechte ist in Schweden nicht üblich, dafür heifst es in der Kirchenordnung: »*der König ist von Gott gesegnet,*« zum Schutz der Kirche, zur Sorge für sie, und zur Aufsicht über dieselbe. Die *geistliche Expedition,* als ein Theil der obersten Verwaltungsbehörde, besorgt das, was der Vortrag kirchlicher Dinge unmittelbar bei dem Könige betrifft, ihr Geschäftskreis ist (S. 84. ff.) genau verzeichnet. Auch das Schul- und einiges vom Universitätswesen gehört in denselben. Schweden ist in kirchlicher Beziehung in *Stifte* eingetheilt, nämlich in 1 Erzstifft, Upsala, und 11 andre, nach den Orten benannt, wo der *Bischof* seinen Sitz hat. An der Spitze der Geistlichkeit steht der Erzbischof. Bei jedem Stifte ist ein *Domcapitel* d. i. Provinzial-Consistorium, mit seinen Mitgliedern, wozu auch Lehrer der Gymnasien (*Lectoren*) gezogen werden; sämmtlich Geistliche; die Stifte haben eine Anzahl Pastorate, diese

mehrere, bis 7, Kirchspiele (Filiale, auch Annexen genannt) und Capellen unter sich. Der Bischof präsidirt, es werden alle Geistliche auch Ehe-Sachen an dem Consistorium entschieden, doch finden unter Umständen Mitwirkung weltlicher Behörden, wie auch Appellationen statt. Zunächst nach dem Bischofe folgt der *Probst* (es giebt *Dom*pröbste und *Contracts* d. i. Stift-Pröbste), welcher die Aufsicht über äussere und innere kirchliche Angelegenheiten führt, auch Visitationen hält und das Organ des Consistoriums für die Geistlichen des Sprengels ist; diese Geschäfte hindern indessen nicht das, was dem Bischof obliegt, und wofür er persönlich verantwortlich ist, namentlich was die Lehre und das Leben der Geistlichen betrifft. Die Pfarrer ersten Ranges sind die Pastoren (*Kyrkoherdar*, Kirchenhirten), sie haben andre Geistliche unter sich, Comministri oder *Capelläne* genannt; ausser diesen giebt es noch von solchem 2ten Range Kirchspiels - Capell- Hütten - Haus - Prediger, ordinirte Landschullehrer, Adjuncte; die Prediger bei Hospitälern, beim Militär, bei Gesandtschaften stehen unmittelbar unter den höhern Behörden. Zu den Lectorenstellen müssen sich die Candidaten bei dem Consistor. melden, welches dem Könige einige vorschlägt, und dieser wählt einen aus, welcher dann sogleich nach abgelegtem Huldigungs-, Amts- und Richtereid sein Amt antritt. Auf ähnliche Art werden die andern Consistorialen, nämlich der *Notar* und der *Amanuensis* angestellt. Es giebt auch ausser den Provincial-Consistorien ein *Hof-*, ein *Admiralitäts-*, ein *Feld-* und ein *Stadt-* Consistorium, letzteres für Stockholm. Der Geschäftskreis der Consistorien, sowohl der weltliche als der geistliche, beide sehr bedeutend, ist ausführlich angegeben. Dahin gehört auch die Besetzung derjenigen Pastoral-Stellen, welche consistoriell sind, denn es giebt auch patronelle und regale. Die den Pastoraten untergeordneten Stellen werden meist von dem Pastor selbst besetzt, wozu auch die *Präbenden* Pastorate gehören, d. h. solche die zur Erhöhung des Einkommens Bischöfen, Professoren, Dompröbsten, Lectoren, seltner einzelnen Pastoren zugetheilt worden, und wofür sie einen *Vicepastor* anstellen und besolden müssen, der jedoch gleichfalls verantwortlich ist. Bei Pastoral-Stellen, die vom Könige besetzt werden, hat die Gemeinde das erste Wahlrecht; die Art wie es ausgeübt wird, beschreibt der Hr. Vf. genau, und bemerkt, »dass bis zum Schluss des »16ten Jahrh. die Gemeinden das alleinige Wahlrecht scheinen gehabt »zu haben, insofern sie meistens allein die Pfarrei ausgestattet hatten.« Es giebt auch einige Pastorate, wozu die Gemeinde selbst ernennt, und der König bevollmächtigt; auch einige Erb-Pfarrstellen, die auf immer an gewisse Familien vergeben sind. Die Bischöfe werden von den Pastoren ihrer Sprengel, der Erzbischof wird von seinem Sprengel und zugleich von sämmtlichen Stifts-Consistorien durch Stimmenmehrheit erwählt, in der Art, dass jeder Wahlzettel 3 nennt, und dem Könige diejenigen 3 welche die meisten Stimmen haben zur Aus-

wahl vorgelegt werden; der Ernannte wird von dem Erzbischof eingeweiht, gewöhnlich im Dom zu Upsala selbst; zu den Formalitäten gehört auch Uebergabe des Bischofs-Mantels, Kreuzes, Stabes, und der Mütze. Die feierliche Institution des Erzbischofs ist ausser Uebung gekommen. Er ist in Hinsicht der Bischöfe *primus inter pares*.

Die Consistorien üben die Aufsicht über die Geistlichen aus, und es sind hier strenge Gesetze. Aber die ganze Geistlichkeit auch die niedere steht in Schweden sehr im Ansehen, und ist auch meist gut ökonomisch versorgt, so dafs sie anständig leben, und nicht nur Wohlthätigkeit gegen die Armen, sondern auch jene schöne alterthümliche Gastfreundschaft beweisen kann, welche die Reisenden so sehr rühmen, und den treuherzigen Bewohnern dieses — also keineswegs *unwirthlichen* — Nordens zustimmt. Die Besoldungen bestehen hauptsächlich aus Korn, d. i. Roggen, Gerste, Hafer, und bleiben hiermit stets in gleicher Höhe und Sicherheit. Eine Bemerkung, welche der Hr. Verf. S. 195 über *Norwegen* macht, wo seit einigen Jahrzehnten die Dotationen in Geld verwandelt worden, dafs hierdurch die Pfarreien verschlechtert, die Zahl der Geistlichen vermindert, und das ganze Kirchenthum herabgesetzt worden, so dafs die Regierung von Stockholm aus seit einiger Zeit zur Verbesserung wirkt, weist alle protestantische Länder auf eine beherzigenswerthe Erfahrung hin. Hierzu kommt, was er über die erfreuliche Wirksamkeit der Geistlichen und das religiöse Leben überhaupt in Schweden berichtet. Wie bekannt, ist dort die Geistlichkeit auch Reichsstand; sie wird an dem Reichstage von den Bischöfen, ohne Wahl, und einer Anzahl von Pastoren, durch Wahl der Stifte vertreten. Kirchliche Gesetze hängen von der Berathung und Genehmigung sämtlicher Stände ab. Indem nun die kirchliche Thätigkeit mit der Justizpflege, mit Staatsorden, namentlich durch Predigten, die dem Gerichthalten vorangehen, und die religiösen begründeten Gesetze und ihre Verwaltung an's Herz legen u. s. w. in Schweden verbunden ist, fliefst das religiöse und evangelisch-kirchliche Leben in sehr vielen Puncten in den Staats-Organismus ein, und ist von der Verfassung unabtrennbar. Die Vortheile und Nachtheile dieser *ganz eigenen* Verbindung des Staats mit der Kirche abzuwägen, würde ein Buch verdienen; wir müssen uns hier mit dem ganz allgemeinen Urtheile davon lossagen, dafs sie für unsere deutschen Länder nicht anwendbar seyn kann. Jeden der folgenden Artikel, z. B. von den Einkünften der Pfarreyen etc. von Immunitäten und Abgaben u. s. w., bietet Stoff zu Bemerkungen dar. Für die Kirchendisciplin und Besorgung des Kirchenvermögens ist in je-

dem Kirchenspiel ein Kirchenrath, aus dem Geistlichen und mehreren angesehenen Einwohnern, die dazu erwählt werden, bestehend; vor ihm muſs jeder, der vorgeladen wird, vornehmen und geringen Standes, unweigerlich erscheinen, und er kann Geld- und Blockstrafe verfügen. Ausser diesen wird §. 10. u. 11. von den übrigen kirchlichen Personen geredet. Die §§. 12. und 13. geben die Vorbereitung der Geistlichen auf Schulen und Universitäten, und die geistlichen Examina an. §. 14—16. von der Vocation, Ordination und Institution, §. 17. von den Visitationen; die Visitationen des Propstes bereiten mehr vor, die des Bischofs sind die wichtigsten und umständlichsten. §. 18. von den Synoden; es sind Zusammenkünfte der Geistlichkeit eines Stifts, die der Bischof ausschreibt, und wobey Predigten und Disputationen statt finden; sie sind so wie die Bischöflichen Visitationen jetzt seltner; es giebt aber auch in Schweden freiwillige Convente, ähnlich denen in mehreren deutschen Ländern. §. 19. von den Stifts-Circulären, Zeitungen und Matrikeln. §. 20. Amtskleidung: der Geistliche erscheint nicht leicht ohne Amtskleid. §. 21. kirchliche Orte, Gebräuche, Einkünfte. §. 22. Feyer der Sonn-, Bet- und Festtage: sehr strenge durch Gesetz, mehr noch durch Sitte. Doch der Raum versagt uns selbst auch kürzere Auszüge des Inhalts, so gerne wir sie geben möchten.

Der 2te Band enthält theils mehr Einzelnes, das zu den Gegenständen des ersten gehört, theils noch eigne Rubriken. Wir können hier nur Weniges auszeichnen. Der §. 23. und folg. berichtet ausführlich über das Predigen und das sogenannte *Predigtverhör*, d. i. die kurze Katechisation mit Anwendungen über die Predigt, welche der Prediger am Schluſs des Gottesdienstes bey der Gemeinde vornimmt. Ausser den gewöhnlichen giebt es in Schweden Katechismus-Fasten-Wochen-Leichen-Gerichts-Jahrmarkts-Predigten; in Finnland auch sogenannte *Kant*predigten, für entlegene Dörfer, in Bauernstuben gehalten, und in Lappland *Alpen*predigten. Den Homileten wird das Eigne in der Form interessiren; das Ablesen der Predigt ist nicht ungewöhnlich. Die allgemeinen und speciellen Kirchengebete §. 25. deren Salbung und Kürze die mitgetheilten beweisen; auch ist den Geistlichen in Abwechselung der Formulare und sonst Freiheit gelassen. Aus §. 26 sehen wir, daſs leider auch weltliche Abkündigungen auf der Kanzel vorkommen, und nicht wenige, daſs aber auch ohne Laut die Störung anerkannt wird, welche dadurch die Andacht erleidet, und doch ist diese Unschicklichkeit in einem Staate minder groſs, wo das Gesetz das äussere Recht auf die Religion zu gründen sucht, und das kirchliche Leben mit dem häuslichen und bürgerlichen

so innig verwachsen ist. Die kirchlichen Perikopen §. 27. weichen von unsern gewöhnlichen sehr ab, nicht zum Nachtheile, z. B. am ersten Weihnachtstage Ev. Joh. 1, 1—14 (auch Luk. 2, 1—20.), Ep. Hebr. 1, 1—12. (auch Jes. 9, 2—7.). §. 28. Wochengottesdienst: gewöhnlich Predigten; an Curorten tägliches Morgengebet mit Gesang; — ob in unsern Brunnenorten diese edle und schöne fromme Sitte gefallen möchte? Der Kirchengesang §. 29. wird sehr gerühmt, wie wir auch von andern sehr urtheilsfähigen Zeugen wissen; der Hr. Verf. sagt ebenfalls, dafs der Gemeindegesang an sehr vielen Orten sanft, lieblich, feyerlich langsam sey, und schreibt dieses theils dem täglichen Singen zu Hause, theils dem frühen und häufigen Kirchenbesuche, theils der guten Auswahl von Organisten und Vorsängern zu, da methodischer Unterricht in demselben auf dem Lande selten oder nirgends anzutreffen sey. Die lobenswerthe Fürsorge für den letzteren in Deutschland wird uns freylich wenig frommen, wenn das erstere uns abgeht. In Schweden hat man mehrere Lieder von P. Gerhard u. a. Deutschen in der Uebersetzung im Gebrauch, die Melodien sind von dem würdevollen alten Styl, wie auch die mitgetheilte von: O Lamm Gottes etc. *(O Guds Lam etc.)* in ihrem rührenden Mollton (der Ton des Nordens wie des alten Chorals!) beweist. Das Singen in der Kirche ist dreyfach, das Lied der ganzen Gemeinde, das Recitativ des Predigers, und die Antiphone des Chors; so singt z. B. am Schlufs der Prediger: der Herr sey mit euch! und die Gemeinde antwortet: Auch mit dir sey der Herr! Wer möchte nicht auch unsern Predigern diesen herzerhebenden Gegengrufs wünschen. Ueberhaupt hat die Gemeinde dort mehr Thätiges im Gottesdienst, als bei uns; selbst in den Predigten spricht sie die Bibelstellen (das erbauliche biblische Predigen ist dort sehr üblich) und Liederverse halblaut mit. Orgeln sind fast durchaus, selbst in den nördlichen Kirchen, im Gebrauch, hin und wieder auch Instrumental-Musik. Hr. v. Sch. bedauert gewifs nicht ohne Grund, dafs die beyden Deutschen, deren Choralbücher viel eingeführt sind, Vogler und Häffner, das Eigenthümliche der Schwedischen Melodien zu wenig berücksichtigt haben. Was der §. 30. über das heil. Abendmahl und den demselben vorhergehenden kirchlichen Handlungen berichtet, stimmt ebenfalls mit dem überein, was uns Eingebohrne und Fremde über den hohen Eindruck der Andacht dieser Feyer im Schwedischen Gottesdienste sagen. Die Privatbeichte ist schon lange abgeschafft. Der Beichtpfennig ist in ein beliebiges Ostergeld schon seit 1691. verwandelt; Privatcommunionen sind schon seit 1571. strenge verboten; die brennenden Lichter und die Glöckchen schon 1593. weggenommen, aber das Mefsgewand der Geistlichen und

die Altargeräthschaften machen einen erhabnen Eindruck, mehr noch die Andacht der Communicanten die in Kreisen um den Altar stehen, wie auch der dableibenden übrigen Gemeinde; die hier mitgetheilte Anrede und Einsegnung entspricht diesem allen; die Austheilungsworte: »Jes. Christus, dessen Leib (Blut) du empfängst, bewahre dich zum ewigen Leben. Amen,« werden über jeden Einzelnen gesprochen. Das Brod sind die Oblaten, der Wein sonst spanischer mit französ. vermischt, jetzt gewöhnlich blofs Franzwein, ist bei dem häufigen Communiciren ein wichtiger Artikel, für den eigne Kirchen-Einkünfte sorgen. Von den Ehen ebenfalls ausführlich §. 31. Von der Taufe §. 32. zeichnen wir nur aus, dafs der Exorcismus mit mehreren andern alten Gebräuchen schon längst abgeschafft, und ein einfacher Ritus eingeführt ist, dafs man auf dem Lande mit der Taufe zu eilen pflegt, der gesetzliche Termin höchstens 8 Tage ist, dafs die Haustaufen häufig sind; auch die Nothtaufen in manchen grossen Landgemeinden, über deren Verrichtung der Geistliche Belehrung zu ertheilen hat. §. 33. das Begräbnifs, nicht viel von unsern deutschen Gebräuchen abgehend; Leichenpredigten, die von der Kanzel gehalten werden, sind nicht selten; »sie traten, bemerkt Hr. v. Sch., nach der Reformation gewissermassen an die Stelle der Seelenmessen.« Viel Belehrendes enthält der Bericht §. 34. von den Prüfungen für die Erwachsenen, oder den Kirchen-Katechismus-Haus- u. a. Verhören; wir sehen hier einen Wirkungskreis des Geistlichen, den nicht nur die Erkenntnifs sondern auch die christliche Gesinnung in alle Zweige des Lebens und bis in die entferntește Hütte einführen kann, wenn er mit geistlicher Bildung verwaltet wird. Rec. fand hier zu seiner Freude im Gebrauch, was er schon vorlängst vorgeschlagen hat (besond. in seinem *christl. Religionslehrer*), dafs mancher Pastor sich ein Privatbuch von Bemerkungen über seine Zuhörer hält, neben dem amtlichen Hausverhörbuch über die Sittlichkeit der Einzelnen. Auch §. 35. von dem Confirmanden-Unterricht und der Confirmation berichtet manches, das er aus eigner Erfahrung kennt und in seiner Katechetik vorgeschlagen hat. Von Kranken-Besuchen und Communionen redet §. 36.; vom Besuch der Gefangenen etc. §. 37. Der Geistliche hat auch hierin viel zu thun. Das Armen- und Krankenwesen §. 38. an der Spitze steht der Pastor, »die Armenversorgung ist fast überall vortrefflich,« Bettelei war von jeher verboten. (Bekanntlich weifs man auch in Schweden nichts von Strassenraub; eben so in Nordamerika: keine Bettler, keine Unsicherheit!) §. 39. Einwohner, die in ein andres Pastorat ziehen, bedürfen der Umzugsscheine. §. 40. Vom Kirchspielsstande oder Gemeinderath, der die äusserlichen Kirchen- und Gemeinde-Angelegenheiten besorgt. Die Kirchenbücher, Kirchenrechnungen, Tabellen etc. §. 41. ff. werden sorgfältig geführt. §. 43. vom Klingelbeutel etc. dessen Abschaf-

fung seit 1815. angefangen hat; §. 44. vom Läuten etc. Der §. 45. spricht ausführlich von der *Kirchenzucht*, welche in Schweden noch Strafen, ja den kleinen und grossen Bann, daher auch öffentliche und stille Kirchenbussen hat. Ob nun gleich grade in der dortigen Verfassung, worin das Kirchliche und Politische gleichsam in einen Stamm verwachsen ist, dieses weniger Schwierigkeiten hat, indem z. B. mehrere Verbrechen, und die nicht blofs die Ehe betreffen, bürgerlich und kirchlich zugleich bestraft werden, so ergiebt sich doch auch hier das Misfsliche, besonders bei der Excommunication. Sie ist als kleiner Bann die Ausschliessung vom heil. Abendmahl, die auch blofs der Pastor verfügen kann, als grosser Bann aber mit solchen Uebeln verbunden, dafs die äusseren Verhältnisse des Excommunicirten in alle Wege darunter leiden müssen, und dafs ihm sogar der Kirchenbesuch erschwert ist, — und doch wird das Mittel des Evangeliums keinem Heiden versagt! — er mufs in der Kirche auf einem besondern Platze sitzen. Allein »seit fast einem Jahrhundert ist der grosse Bann nicht verhängt worden;« also hat man das Unthunliche auch hier erfahren, wie überall! — §. 46. von der Verwaltung der Filial- und der Capellgemeinden; sie bilden mit der Muttergemeinde ein Ganzes; der Pastor verwaltet dasselbe, und die Filial- und Capellprediger sind ihm untergeordnet. Hier erscheint also ganz das episkopalische Subordinationssystem; wir sehen nur nicht, wie sich dasselbe mit der Natur der evangelischen Wirksamkeit, wornach jeder Geistliche der Quelle gleich nahe steht, und aus seiner freien Ueberzeugung das Wichtigste in der Amtsthätigkeit, wie vielmehr das Geringere bestimmen soll, vereinbaren läfst. §. 47. Bei dem Militär wird auch selbst in Kriegszeiten auf kirchliche Ordnung gehalten. §. 48. Von Versorgung der Predigerwittwen etc. die sämmtlichen Fonds, die zu dergleichen bestimmt sind, geben freilich noch keine hinlängliche Unterstützung; wie doch überall das Schicksal der Pfarrer-Wittwen und Waisen sehr beklagenswerth ist! Der §. 49. giebt Kunde von den ausserordentlichen Einrichtungen und Anstalten, wodurch sich das religiöse und kirchliche Leben dem Ganzen des Staats mittheilt. Die Geistlichkeit unterhält als Reichsstand und durch ihre Verbindung mit der Justizpflege, wornach sie nicht nur in ihren Angelegenheiten von den weltlichen Gerichten aufs strengste geschützt wird, sondern auch, wie oben bemerkt, durch Andachtsübungen die Gerichte eröffnet, eine sehr enge Verbindung der Kirche mit dem Staate, wozu die kirchlichen Zwecke der Ritterorden kommen. Die Bibelgesellschaft ist in Schweden überaus wirksam; man sucht sie möglichst zu einem kirchlichen Institut zu erheben; in einem Episkopalsystem auch ganz folgerichtig. Wir übergehen die Nachrichten von andern religiösen Gesellschaften. §. 50. bemerkt das Schwedische Kirchen- und Religionswesen im Allgemeinen, dafs die Schwedische Kirche noch mehr aus der älteren Zeit beibehalten hat, als die Deutsch-evan-

gelische, dafs sie sich mehr der Dänischen und noch mehr der Englisch-Bischöflichen annähert, dafs ihre Liturgie feierlich und eindrucksvoll ist, dafs das kirchliche Leben des Volkes, die Anhänglichkeit und Liebe aus Ueberzeugung an die kirchliche Ordnung in keinem evangel. Lande grösser sey, als in Schweden, dafs die Leistungen an Kirche und Geistliche mit Freude geschehen, dafs die Rechte des Volks in allen kirchlichen Angelegenheiten kein hierarchisches Streben aufkommen lassen, dafs die theologische Wissenschaft mit dem Geiste dieser Kirche in einer vielfachen Verbindung steht, dafs im Allgemeinen die religiöse Sittlichkeit noch in ihrer alten Kraft blüht, aber leider mehreres an ihrer Wurzel nagt, dafs der Aberglaube in den letzten 20 Jahren zusehends sehr verschwunden, und der Unglaube nicht zum Volke hindurch gedrungen ist — endlich dafs sich Kirche und Staat gegenseitig unterstützen. Es zeigt sich also durchaus, wie die Schwedische als Landeskirche gut besteht, und wie sie eine hohe Würde und Kraft behauptet. Dafs dieses durch die geographische Lage begünstigt wird, brauchen wir nicht zu erinnern: wie aber die politischen Verhältnisse, wie die Geistesbildung in andern Ländern, wie die Fortschritte der Wissenschaft, deren Freiheit doch keiner kirchlichen Verfassung unterworfen werden darf, mit allem diesem sich in die Zukunft halten mögen, das bietet einen grossen Stoff des Nachdenkens dar.

Hr. v. Sch. hat in einigen Anhängen von den Deutschen und Finnischen Gemeinden Bericht gegeben, wie auch von mehreren Secten, z. B. den Svedenborgianern u. dgl. auch mit dankenswerther Ausführlichkeit von dem Unterrichtswesen. Wir müssen dieses alles übergehen, aber ohnehin dieses wichtige Werk zum Lesen, namentlich den Prediger-Lesegesellschaften, aus den gültigsten Gründen empfehlen. Ueber die Richtigkeit der Angaben wird es nur in Schweden competetentes Urtheil geben, wir haben indessen nicht den mindesten Grund an derselben zu zweifeln; um so weniger da sich die Genauigkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit des Berichterstatters überall, so auch in den berichtigenden Nachträgen selbst beweist. Wie viel nützlicher sind solche Bücher für diesen Theil der praktischen Theologie, als die Menge der Schriften voll flüchtiger Gedanken! Doch diese werden bald von selbst durch die Synodalberathungen verschwinden, denn auf diesen zeigt sich gar bald die Nichtigkeit idealistischer, realistischer, partheisüchtiger Meinungen.

Liturgia Anglicana Polyglotta. Seu Liber precum communium, Anglice, Gallice, Neo-graece, Italice, Germanice, Hispanice, Latine et Graece. Unter dem Haupttitel: *The book of common Prayer, and administration of Sacraments, and other Rites and Ceremonies of the Church, according to the use of the United Church of England and Ireland, together with the*

Psalter, or Psalms of David in eight Languages etc., to which are added the services used at the sea, with the form and manner of making, ordaining, and consecraiting Bischops, Priests and Deacons; also the 39 Articles of religion in Latin and English, and the service used at the convocation of the Clergis. London printed for Sam. Bagster 1821. (In verschiedenem Format, in 4to als ein Prachtwerk auf Velin überaus schön, mit kleiner Schrift, ein fast 2" dicker Band.)

Der Verleger giebt nach der Zueignung an den Erzbischof von Canterbury, als den Primas von England, Kunde von dem Bedürfniss und der Wahl der Uebersetzungen; hierauf folgt die Vorrede der Liturgie selbst (latein. und engl.), welche von einer nothwendigen Einförmigkeit im Gottesdienst, von den Gründen, wornach Ceremonien beibehalten und abgeschafft worden, von dem Vorlesen des Psalters, wie auch der übrigen Theile der heil. Schrift redet, und den sorgfältig bestimmten Kirchenkalender hinzufügt. Nun folgen die Morgen- und Abendgebete für das ganze Jahr, die in den Kirchen öffentlich zu sprechen sind. Bei der Morgenandacht wird einer oder mehrere der angegebenen bibl. Sprüche gelesen, alsdann eine Ermahnung, in vorgeschriebener Form, zur Sündenerkenntniss, worauf eine allgemeine Beichte folgt, welche die Gemeinde kniend nachzusprechen hat, sodann die Absolution, vom Prediger allein zu sprechen, sodann, was dieser weiter spricht, und worauf die Gemeine mit längeren und kürzeren Antiphonen antwortet, sehr viel: das *Te deum*, das *Benedicite*, Psalmen, die Collecten, das Apostol. das Athanas.: Symbolum u. s. w. nach Abtheilungen für jeden Tag; ein Gebet des heil. Chrysostomus steht am Schluss, (welches auch in unsern Liturgien einen Platz verdiente). Dieselbe Weise hat es mit der Abendandacht; auch hier die Beichte und Absolution, und mehrmals das Unser Vater; Psalmen, das *Magnificat*, der Glaube u. s. w., und jenes kurze Schlussgebet. Man sieht hier das Altkirchliche, man sieht auch, dass durch einen solchen Morgen- und Abendgottesdienst der ganze Tag eine Weihe bekommt, um in dem Ewigen des Christenthums gleichsam ganz zu leben, und die Einkehr zum heiligen Stilleben in den Betstunden zum täglichen Bedürfnisse zu gewinnen; — freilich nur für die innerlich Geweihten, welche dabei von Berufsgeschäften frey genug sind, denn für Andre müsste es desto mehr ein geistloser und geisttödtender Buchstab werden. Solche Betstunden erinnern an das Alttestamentliche, wo fromme Greise im Tempel Gott dienten Tag und Nacht: für unsere Lebensweise würden wir die häuslichen Andachtsstündchen vorziehen. Es folgen: das Athanasianische Symbolum, die Litaney, Collecten, Gebete für die verschiedenen Verhältnisse, die sonn- und festtäglichen Perikopen samt Gebeten; und an jedem der gottesdienstlichen Tage viel vorgeschrieben, und solcher Tage sind es viel, denn nicht nur die Aposteltage, sondern auch einige Marientage und Allerheiligen werden gefeyert. Die Gebete sind zwar kurz und kräftvoll.

Die Anordnung des heil. Abendmahls. Die Feier wird verkündigt, dann ist den Tag vorher die Anmeldung, wobei der Geistliche die Unwürdigen zu ermahnen, allenfalls abzuweisen hat. Die Vorbereitung ist mit vielen Gebeten, mit Responsorien der Gemeinde (bei jedem einzelnen der 10 Gebote), u. Verlesungen begleitet. Hierauf folgt die Predigt, nach denselben geht der Prediger wieder zur Communiontafel und liest mehrere Bibelstellen und Collecten, während das Offertorium an Geld erhoben und auf jene Tafel gelegt wird. Nun beginnt die Einsegnung; Gebet, Anrede, allgemeine Beichte, Absolution (»Der allmächtige Gott erbarme sich über euch, der vergebe euch und entbinde euch«), Trostsprüche, dann sagt der Prediger: »Erhebet eure Herzen!« und die Gemeinde antwortet: »Wir erheben sie zum Herrn« (das alte: *sursum corda*, das auch hier in der lat. Uebers. vorkommt, fehlt nicht ganz im oben angezeigten Schwedischen Ritus); hierauf wieder Gebete, als Vorrede, die der Prediger stehend spricht, worauf er nach einem kurzen Gesang, knieend betet, dann wieder stehend das Einsegnungsgebet. Während er die anschliessenden Einsegnungsworte spricht, hebt er den Teller mit dem Brod und so auch den Kelch in die Höhe, und legt dann jedesmal seine Hand auf jedes Gefäfs (reicht das Brod oder der Wein nicht zu, so mufs er das weiter herbeigeschaffte aufs neue so consecriren). Dann empfängt vorerst der Prediger selbst, und das jedesmal, die Communion, hierauf reicht er sie den etwa Anwesenden andern Geistlichen, dann der Gemeinde der Reihe nach; alle knieen, jedes nimmt die Symbole mit der Hand, der Prediger spricht: »Der Leib (das Blut) unsers Herrn Jesu Christi, der für dich dahin gegeben (das für dich vergossen ist) erhalte deinen Leib und deine Seele zum ewigen Leben. Nimm und ifs dieses zum Gedächtnifs, dafs Christus für dich gestorben ist, und geniesse seiner, durch den Glauben in deinem Herzen, mit Danksagung (Trink dieses zum Gedächtnifs, dafs Christus Blut für dich vergossen wurde, und sey dankbar.« Nun folgen wieder Gebete und Gesänge, unter diesen eine Veränderung des: O Lamm etc. (*O Lord God, Lamb of God, Son of the Father etc.*); nun der Segenswunsch. Was vom eingesegneten Brod u. Wein übrig bleibt, soll der Prediger mit denjenigen Communicanten, die er dazu einladet, alsbald nach dem Segen ehrerbietig geniessen. Jeder Eingepfarrte soll wenigstens dreimal des Jahrs, und bestimmt auf Ostern, communiciren; wird an einem Sonn- und Festtage das heilige Abendmahl nicht gehalten, so wird doch vieles dahin gehörige gelesen, bis an das Ende des allgemeinen Gebets für die »streitende« Kirche). Der Katechismus für Confirmanden sagt, dafs das Innere (*the inwart part or thing*) bey dem heil. Abendm. sey: »der Leib und das Blut Christi, welches beides die Gläubigen *wahrhaft* und *wirklich* (*vere et re ipsa*) in des Herrn Abendm. nehmen und empfangen; »und in den 39 Artikeln heifst es: *Corpus Christi datur, accipitur et manda-*

catur, in Coena, tantum coelesti et spirituali ratione. Medium autem, quo corpus Christi accipitur et manducatur in Coena, fides est.

Das Buch enthält weiter das ganze *Psalterium Davidis*. Sodann folgt das Taufrituale: 1) für die öffentliche Kindertaufe, welche jedesmal der nächste Sonn- oder Festtag nach der Geburt, in der Kirche vorgenommen werden muſs, mit vielen Fragen und Gebeten, das Kind wird, wenn es nicht zu schwach ist eingetaucht, ausserdem findet nur die *adspersio* statt; auch ist noch der alterthümliche Gebrauch, ihm das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne zu machen, 2) für die Privat-(Noth-) Taufe, wo möglich von einem rechtmässigen Prediger zu verrichten; 3) von der Taufe Erwachsener. Es folgt weiter der Katechismus, den jeder erlernen soll, ehe er dem Bischof zur Confirmation vorgestellt wird. Diese Handlung verrichtet der Bischof mit Fragen, Gebeten, Händeauflegung; sie geht nur in der Regel der Zulassung zum heil. Abendm. voraus, kann jedoch auch später statt finden. Die Trauung mit Aufgebot, u. s. w. wobei ebenfalls viel geredet wird. Ja selbst für die Krankenbesuche ist vieles zu reden vorgeschrieben. So auch bei Begräbnissen. Für gewisse Zeiten sind Drohungen des göttlichen Zorns zu lesen verordnet. Weiter enthält die Liturgie Formen und Gebete zum Gebrauche auf der See; wie auch die für England wichtigen Tage, d. 5t. Nov., d. 30t. Jan., d. 29t. May, und d. 29t. Jan. als den Regierungsantritt des jetzigen Königs. Endlich die bekannten 39 Artikel der Englischen (Episkopal-) Kirche. Zuletzt die Formen für Einweihung der Bischöfe und andern Geistlichen.

Man sieht das viele alterthümliche in dieser Kirche und hierin eine nähere Berührung, einestheils mit der Katholischen, anderntheils mit der evangel. Luther. namentlich der Schwedischen Kirche, aber doch in einigem mehr mit der evang. Reformirten, zu welcher sie gerechnet wird. Aber oft möchte man fragen, was wird bey dem vielen Beten, Knien, Stehen, Hören, Reden nicht mit dem Geiste? Und erklärbar ist es, daſs die vielen feststehenden Buchstaben, so wenig als die Steine der Kirchenmauer den lebendigen Geist der Andacht immer zu unterhalten vermögen, weſshalb bekanntlich die Secten, wie Methodisten in England so viele Fortschritte machen. So kann auch das *Wort*, so gediegen und gewichtig es auch ist, eine Fessel werden. Die Englische hohe Kirche hat allerdings, und zwar als mit zur Staatsverfassung gehörig, ihre hohe Würde. Allein schon ihr strenges Episkopalsystem kann keinem Bedürfniſs einer deutschen evangelischen Kirche zusagen.

Schwarz.

N° 65. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von J. D. GRIES. Vierter Band. Berlin, in der Nicolaischen Buchhandlung. 1821. — 397 S. 8. 2 Thlr.

Nach drei Jahren, während deren Hr. G. aber keineswegs in seiner Kunst feierte, beschenkt uns derselbe abermals mit einer Uebersetzung zweier Stücke Calderons. Mit Ungeduld wird jeder Verehrer des grossen Dichters in Deutschland den nun vorliegenden vierten Theil erwartet, und die lange Verzögerung desselben gescholten haben. Aber dieser Unmuth wird sich in Freude auflösen, wenn er in dem neuen Bande zwei Schauspiele von der gediegensten Art des Dichters findet, und in dem Uebersetzer den alten Freund wieder erkennt, der, treu den reiflich geprüften und bewährten Grundsätzen, dieselben hier von neuem durch die That sprechen läfst, durch That, die, nach längerer Uebung jener Maximen, nur noch annehmlicher und erfreulicher uns entgegentritt.

Die beiden Stücke, die Hr. G. für den vierten Band gewählt hat: *die Tochter der Luft, erster und zweiter Theil (La hija del ayre, primera y segunda parte. Ed. Apontes, Tom. VII.)*, bilden Ein zusammenhangendes Ganzes; nur dafs man sich zwischen dem ersten und zweiten einen Zeitraum von etwa zwanzig Jahren denken mufs. Der Gegenstand derselben ist die berühmte *Semiramis*, ihr erstes wunderbares Auftreten, ihre Auffindung durch *Menon*, den Feldherrn des assyrischen Königs *Ninus*, die Liebe des Erstern zu der hochbegabten Schönheit, sein Sturz, der durch des Königs Leidenschaft für Semiramis und durch die Herrschsucht der letztern herbeigeführt wird, welche eben hierdurch sich auf den Thron Assyriens erhoben sieht. Dann, nachdem in der erwähnten Zwischenzeit Ninus, ebenfalls als Opfer dieser Herrschsucht umgekommen, die Erhebung des *Ninyas*, des Sohns der Semiramis und des ermordeten Königs, der Mutter List, wodurch sie unter der Maske des herrschenden Sohns die Königswürde wieder gewinnt, und endlich Semiramis' Tod, der den rechtmässigen, von der Mutter zum Kerker verdammten Thronerben wiederum auf den Thron seines Vaters setzt,

Den Titel des Drama's erklärt Semiramis im Stücke selbst folgendermassen:

— Da, wer in Syriens Sprache
Einen Vogel nennet, diesen
Nennt Semiramis, so gab man
Mir den Namen, weil ich wirklich
Tochter bin der Luft und Vögel,
Die mich vormundschaftlich schirmten. (S. 56.)

Venus nemlich, die sich im Schauspiel »Göttin der Luft« nennt (S. 55.), hatte die Erzeugung der Semiramis begünstigt und herbeigeführt: sie hatte Vögel aus der Luft gesandt, die Geborene zu schirmen und zu nähren, als Diana, deren Dienst sich die Nymphe *Arceta*, Semiramis' Mutter, gewidmet, zürnend wilde Thiere sandte, um das Kind zu zerreissen.

Dafs es diesen Stücken, deren Gegenstand so reich als bedeutend ist, nicht an grossen Schönheiten fehlen werde, wird jeder, der den Verfasser nur einigermassen kennt, vermuthen, und er wird, wenn er das Buch gelesen, eingestehn, dafs er nicht getäuscht worden sey. In der That, die Weise, wie das Drama, gleichsam mit einer vorbereitenden Ouvertüre, die in die zauberreiche Region der Dichtkunst versetzt, musikalisch anhebt, die Art, in der die wunderbare Semiramis uns zuerst vorgeführt wird, die Darlegung des Charakters dieser Heldin, die in ganz natürlicher Folge, durch kühne und rasche Entwicklung des ihr Angebornen, und unterstützt durch Leidenschaft und Verkehrtheit auf Seiten Anderer, das Orakel erfüllt, das bei ihrer Geburt erscholl, der Sturz Menons, die kühne List, wodurch Semiramis sich des verlorenen Thrones wieder bemächtigt, endlich der Tod der Heldin — alles dieses ist ächt Calderonisch; Rec. glaubt hinzusetzen zu dürfen: d. h. wahrhaft schön und im grossen Style ausgeführt.

Frauen von heroischer Natur und gewaltiger Leidenschaft sind ein Lieblingsgegenstand Calderons: *Mariamne* (vielleicht das schönste Muster dieser Art) und *Zenobia*, die wir schon aus Hrn. Gries' Uebersetzung kennen, sind davon Beispiele: ein neues bietet uns *Semiramis*, ebenfalls ein höchst vortreffliches. Nicht Eitelkeit, nicht Hochmuth ist es, was sie treibt, die gefährliche Laufbahn zu betreten und zu durchlaufen; sie ist zur Herrscherin geboren, nur im Element der Herrschaft befindet sie sich wohl; und wie die Natur ihr diesen Trieb einpflanzte, so begabte dieselbe sie mit der hohen, wunderbaren Schönheit, die, sich ihrer selbst unbewufst, schon über die Männer siegt und die Mächtigsten zu Boden wirft. Schön ist es von unserm Dichter gedacht, dafs er seine Heldin nicht stolz schildert auf

ihre Schönheit, daſs er sie nicht derselben sich bedienen läſst, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Sie findet die Männer zu ihren Füssen; und dies ist ihr genug, die Ausführung ihrer Plane anzuknüpfen. Leben und Herrschen ist ihr Eins und dasselbe. So ist ihr keine Frage, ob Menon aufgeopfert werden müsse, da ihr Glück und ihr Muth den König in ihren Weg führt. Auch dieser ist nur ein Werkzeug ihrer Leidenschaft; sie ist so wenig mit dem Loose der Königin zufrieden, daſs ihr alle Pracht, die sie in der stolzen Königstadt findet, nur gering dünkt (wir machen auf diesen Meisterzug besonders aufmerksam); auch Ninus muſs fallen, damit sie Herrscher sey. Kampf und Sieg sind nun ihr Element, und weibliche Lust an Putz und Eitelkeit tritt weit zurück vor der Freude an jenen. Daſs sie einer Neigung zu ihrem tapfern Feldherrn *Lycas* nicht widersteht, ist einer von den feinen Zügen wodurch Calderon auch bei seinen grössesten Charakteren an die Schranken der Menschennatur erinnert. Aber diese Neigung ist weit entfernt sie zu beherrschen; selbst die Stimme der Natur schweigt vor der lauteren der Herrschbegier; denn diese ist ihre wahre Natur. Meisterhaft ist es dargestellt, wie, wo Eine Kraft des Geistes entschieden sich äussert und herrscht, alle andern, wie dieser dienstbar, hervorgerufen werden, wann das Bedürfniſs derselben eintritt. Als das Volk mit Ungestüm den rechtmässigen König fodert, und Semiramis' Kraft gegen die Masse nichts auszurichten vermag, da entschlieſst sie sich im Moment, der Gewalt nachzugeben. Aber ihr Entschluſs ist die glücklichste List, die durch eben so grosse Kühnheit ausgeführt wird. So durchläuft sie ihre Bahn, glücklich und siegreich; aber Glück und Sieg reissen sie zum Uebermuth hin; und sie erfährt endlich das Loos alles dessen, was sein Maas, seine Schranken überschritten. Doch ihr Gewinn bleibt der, daſs sie auf dem Schlachtfelde als Heldin und Königin stirbt, wie sie als solche lebte.

Und um diese Heldin des Schauspiels bewegt sich in lebendiger Mannigfaltigkeit eine grosse Zahl anderer Personen, freilich von weit geringerer Bedeutung, die aber doch zu den interessantesten, oft piquantesten Scenen Anlaſs geben; wie es auch am Komischen nicht fehlt, welches, oft parodistisch, in die Haupthandlung glücklich eingeflochten ist.

Doch wir glauben genug gethan zu haben, um Freunde der schönen Literatur auf den Inhalt des Buches aufmerksam zu machen, und eilen zu dem, was uns vorzüglich obliegt, zur Beurtheilung der Uebersetzung. Und da können wir nach unserer innigsten Ueberzeugung nicht anders, als der vorliegen-

den in Rücksicht auf Treue, Lesbarkeit und schöne, reine Sprache und Versificirung einen hohen Werth zuerkennen.

Was das erste, *die Treue,* betrifft, so werden Kenner des Spanischen, namentlich des so schwierigen Calderon, bei Vergleichung auch nur einiger Scenen mit dem Original einsehen und bekennen, dafs Hr. G. auch in den schwierigsten Stellen sich zurechtgefunden, dafs er überall tiefes Nachdenken mit Urtheilskraft und Scharfsinn aufgeboten habe. In der That, nur wenige Stellen sind Rec. aufgestossen, wo er den Wortsinn anders verstanden hätte, als der Uebersetzer. — Kaum rechnen wir zu den Mifsverständnissen Stellen wie folgende:

Yo, que, poblados de esplendor, no dudo
De la noche los paramos amenos —

in der drittletzten Stanze des *Arsidas* (S. 38). Sie sagt nicht ganz das, was Hr. G., vielleicht durch den Reim beengt, gegeben:

Ich, der das Feld von Glanz durchstrahlt gesehen,
Nicht irrend mehr. trotz allen Finsternissen —;

sondern dieses: »Ich, der die angenehme nächtliche Wildnifs, wie sie von Schimmer ganz erhellt ist, nicht zu durchschreiten fürchte — —« Zweifelhaft ist es Rec., ob der Uebersetzer die komische Rede des *Chato: Esso*

Seismaravedis, no sé
Adonde fue

was er übersetzt: Ich weifs nicht,

Herr, Seht mir an dies! wohin
Sie gerannt —

so verstanden, wie er sie versteht. Hr. G. nemlich scheint das *Seht mir an dies!* für eine Art Betheurung, wie das gemeine *Meiner Six!* zu nehmen. Nach dem Bedünken des Rec. aber nimmt Chato das Wort *Semiramis,* das Menon ausspricht, wirklich für einen Namen, und verdreht es in *Seismaravedis;* wie er dasselbe später zu *Scharmiremis* umgestaltet. Ist diese Annahme richtig, so sollte die Uebersetzung lauten: »Das Ding *Sehmirandies,* ich weifs nicht, wohin es gieng.« — Wir könnten mehrere Stellen anführen, wo der Sinn, wenn auch nicht ganz verfehlt, doch nicht ganz getroffen scheint; aber wir tragen bei den meisten Bedenken, indem es nicht klar ist, ob nicht ein nothwendiger Reim, oder der bei Calderon so bedeutende Parallellismus eine Abweichung von dem buchstäblichen Sinne gebot. So ist das Wort der *Asträa,* der Geliebten des Ninyas:

Y assi, entre gustos y enojos,
Doy á lisonjas y agravios
El parabien con los labios
Y el pesame con los ojos —

durch folgende Uebersetzung:

So, da Freud' und Kummer taugen
Zu des Glücks und Unglücks Bunde,
Geb' ich Glückwunsch mit dem Munde,
Geb' ich Beileid mit den Augen — (S. 296)

nicht genau wiedergegeben. Aber die Stellung der Worte: *Munde* und *Augen* an das Ende der Verse war hier nothwendig, und diesem Zwange durfte Einiges aufgeopfert werden. — Hiernach ist (S. 154) der Ausruf Ninus' und Irenens: »*Thoren!*« für das Spanische: *Que oygo:* wie einiges andre, hier und da vorkommende zu beurtheilen. Calderon legt, wie andere grosse Dichter, oft ein Gewicht auf die Stellung eines bedeutenden Wortes im Verse; und diese Stellung ist oft so schön und ausdruksvoll dafs, wer, um dem Wortsinn des Originals ganz treu zu seyn, dieselbe aufgeben wollte, eine grössere Untreue an dem Dichter begehen würde.

Als ein interessantes Beispiel zu dieser Behauptung führen wir hier folgende Stelle aus dem Anfange des 2. Actes im 1. Theile an. Menon nimmt hier Abschied von Semiramis, um sich nach Ninive zum König zu begeben; er geht, mit Sorge sich von der Geliebten losreissend, und verläfst diese mit folgenden Worten:

O quien se pudiera ir
De suerte, que no se fuera!
A Dios, duenno mio, y espera,
Que presto à verte vendrà
Quien sin ti y sin alma và,
Aunque siempre serà tarde.

Sem. *Jupiter tu vida guarde!*
Men. *Y la tuya aumente!*
(*Vase*)
Sem. *Yà,*
Grande pensamiento mio!
Que estamos solos los dos,
Hablemos claro, yo y vos —

Hier kommt sehr viel auf das so trefflich an das Ende des Verses und an den Anfang der Rede der Semiramis gesetzte *yà* an; und selbst eine grössere Abweichung vom Original wäre, wenn nur durch sie diese Stellung erreicht werden könnte, verzeihlich gewesen. Hr. G. hat, bei einer, kaum der Rede werthen Abweichung, dies bedeutende Wort auf das glücklichste wiedergegeben und gestellt, wo es hingehörte.

Men. *Wer doch wüfste fortzugehen,*
Ohne fortzugehen weiter!

Leb wohl, theures Glück! Sey heiter!
Denn entreifst mich jetzt Gewalt
Dir und meiner Seele — bald
Kehr' ich heim; doch stets zu spät!

Sem. *Für dich flehet mein Gebet.*
Men. *Und für dich das meine.*

(Geht ab.)

Sem. *Halt,*
Meine muthigen Gedanken!
Jetzo sind wir hier allein,
Jetzo lafst uns offen seyn. — (S. 65-66.)

Ein anderes in die Augen fallendes Beispiel von Treue finden wir S. 161. Hier sagt Ninus von Menon:

De mi gracia despedido,
De mi corte desterrado,
De mis imperios echado,
De mi gente aborrecido,
Misero, triste, abatido
Ha de vivir —

welches Hr. G, den Nachdruck, der auf den gehäuften, an das Ende des Verses gebrachten Participien ruht, wohl beachtend, also wiedergiebt:

Gänzlich meiner Gunst entsagend,
Arm von meinem Hofe scheidend,
Flüchtig meine Lande meidend,
Meiner Völker Abscheu tragend,
Elend, traurig und verzagend
Soll er leben. —

Eine nicht geringe Schwierigkeit bietet dem Uebersetzer Calderons der *Parallelisms*, der darin besteht, dafs einzelne Worte und Begriffe, die in Beziehung mit einander stehn, oder einen Gegensatz bilden, diese Beziehung und diesen Gegensatz durch Stellung in den Versen auch dem Ohr auf eine angenehme Weise fühlbar machen. Diesen von andern Uebersetzern kaum beachteten Parallelismus, dessen Calderon sich sehr häufig bedient, hat Hr. G. mit dem äussersten Fleisse übertragen. Als Beweis hiervon können die Scenen: S. 145. u. ff. und S. 375 6. dienen, von denen namentlich die letztern ausserordentliche Schwierigkeiten bot, die nur durch kleine Abweichungen vom Original überwunden werden konnten. Das Ende der letztgenannten Scene ist folgendes:

Libia. *Yo sabré morir sintiendo.*
Licas. *Vivir sabré yo olvidando.*
Friso. *Yo aborreciendo morir.*

Astrea. *Y yo padecer amando.*
Friso. *Licas! Lic. Friso! Fr. amor es esto?*
A amar muriendo vamos!
Astr. *Libia! Lib. Astrea! Astr. Esto es amor?*
Vamos à morir llorando!
Libia. *Sterben werd' ich, ewig leidend.*
Licas. *Leben ich, Vergessen träumend.*
Phryx. *Und ich, hassend werd' ich leben.*
Astr. *Dulden ich in Lieb' und Reue.*
Phr. *Lysas! Lib. Bruder! Phr. Lieb' ist dies?*
Komm zum Tod in Liebestreue!
Astr. *Livia! Lic. Schwester! Astr. Dies ist Liebe?*
Komm zum Tod in Thränenseufsern!

Wenn wir ferner die *Lesbarkeit* der Uebersetzung rühmen, so wird die Einwendung uns nicht befremden: man sey doch genöthigt, dieselbe mit angestrengter Aufmerksamkeit, und manche Stelle wohl mehr als Einmal zu lesen. Worauf wir freilich nichts zu erwiedern haben, als: ein Calderonisches Schauspiel sey eben ein ganz anderes als ein Kotzebue'sches, und unser Dichter habe an sein Spanisches Publikum ganz andre Forderungen gemacht, als manche unsrer beliebten Schauspieldichter an das Deutsche Publikum machen. Gespannte Aufmerksamkeit mufs man zu jedem Calderonischen Stücke mitbringen; man mufs sich bei keinem verdriessen lassen, die ein' und andere Stelle allenfalls wiederholt zu lesen. Demohngeachtet bleibt Hrn. G. Uebersetzung sehr lesbar, und sie hat nicht die unerträglichen Härten, nicht die Steifheit und Unbehülflichkeit, die wir in den Verdeutschungen ungeübter Uebersetzer so oft finden. Sie ist nach festen Grundsätzen gearbeitet; und wer sich nur in diese hineinfinden will, der wird in dem vorliegenden Buche bald nicht nur eine sehr interessante, sondern auch eine angenehme Lectüre finden. Eine der schwierigsten Anfgaben für den Uebersetzer des Calderon sind die Decimen; und gerade sie hat Hr. G. mit groser Gewandtheit übertragen. Wir wählen, um ein Beispiel zu geben, nicht mit Aengstlichkeit; sondern geben die Fortsetzung der oben mitgetheilten Rede der Semiramis.

— — — —

Ihr nur sollt Vertraun mir danken.
Ist mein Wille frei von Schranken,
Oder Sklave? Welche Kraft,
Welches Recht der Vormundschaft
Ueber mich hat das Verhängnifs,
Das mich lösst vom Gefängnifs,

Und mich stößt in neue Haft?
Menon — ich bekenn's nicht spröde —
Gern hab' ich ihm Dank geweiht;
Aber welche Zärtlichkeit
Bin ihm schuldig Ich? so schnöde
Fortgeschleppt aus Oed' in Oede.
Doch mir ahnet, was ihn treibe;
Denn dies grosse Herz, dem Weibe
Nicht gewöhnlich, ist ihm kund,
Und er zagt, nicht ohne Grund,
Daſs die Welt zu eng' ihm bleibe;
Und er flieht mich! — Dergestalt
Soll man stets ein Wild mich nennen?
Himmel! Soll ich nie erkennen,
Stets nur ahnen, den Gehalt
Eines Lebens?

CHATO. (Hinter der Scene zu Sirenen.)
Alsobald!

(Das letzte Wort haben wir zugefügt, um auf die folgende vortreffliche Scene aufmerksam zu machen, wo der Narr *Chato*, ohne es zu wissen und zu wollen, der Semiramis zum Orakel wird. Sie erinnert an eine ähnliche in der *Zenobia.*)

Wer wird in den angeführten Decimen bei'm Lesen einen Anstoſs finden? wer sich nicht des klaren Flusses der Rede, der schönen Wortstellung, bei den nicht gewöhnlichen, trefflichen Reimen, erfreuen?

Nicht ganz so vollendet in diesem Punkte scheinen Rec. die in Assonanzen gedichteten Stellen. Aber diese bieten dem Uebersetzer eine noch grössere Schwierigkeit, und auch im Original sind sie nicht am leichtesten zu lesen. Dennoch sind uns sehr wenige Stellen aufgestossen, die wir entschieden um Härte und Steifheit zu verwerfen hätten. Damit wir hier nicht den Vorwurf auf uns laden, daſs wir blind loben, ohne geprüft zu haben, führen wir ein paar jener Stellen an, die uns allerdings unbehülflich erscheinen, und die wohl hätten gebessert werden können. S. 25. sagt Chato:

— — Und da, wie Alle wollen,
Wir einem Freunde nichts verbergen sollen,
Zumal was uns in Noth und Kummer treibe;
Wiſst, die Sirene da hab' ich zum Weibe —

wo im Original für die unterstrichenen Worte das Einfache:

y mas cosas de pena y de cuidado

steht. So spricht *Florus* (S. 31.):

Laſst eur mürrisches Gezänke;

Denn ich pfleg' in meinen Tagen
Niemals meinen Wirth zu plagen —

Hier ist das *in meinen Tagen*, zumal nach dem *ich pflege* und bei dem gleich folgenden *meinen* ein blosses, unpassendes Einschiebsel. Gleicherweise möchten die Worte des *Arsidas* (S. 36.):

(Ich) fand stets mich als des Schicksals Grauen

vor der Kritik nicht passiren. Was kann ein *Grauen des Schicksals* seyn? wenn nicht etwa das, was dem Schicksal Grauen einflöfst; und das pafst nicht in die Rede; oder das Grauen, welches das Schicksal empfindet; und auch dieses kann hier nicht statt finden; oder endlich das Grauen, was vom Schicksal ausgeht, welches wenigstens ungehörig gesagt wäre. Das Spanische *colera de la fortuna* kann man, nach einer erlaubten poëtischen Licenz durch: Gegenstand des zürnenden Glückes übersetzen; was will man aber mit einem Gegenstande des Grauens des Schicksals? —

In Hinsicht auf die *schöne, reine Sprache*, die wir gepriesen, müssen wir, da sich hierfür nicht wohl einzelne Beweise beibringen lassen, auf das Buch selbst verweisen, das — wir wagen es getrost zu behaupten — auf allen Seiten diese Behauptung rechtfertigen wird. Da ist nirgends ein Schwanken, eine Inconsequenz, ein Wagstück am unrechten Orte; — überall Sicherheit, Gediegenheit und Uebereinstimmung. Selten vorkommende Wörter sind immer *glücklich* gebraucht; wie z. B. *Prast* (S. 35.), *Inzicht* (S. 48.), *Firne* (S. 61.); und wo ungewöhnliche Beugungen und Fügungen vorkommen, wie (S. 40.) «*der ihrer trinket*», oder (S. 88.) «*der Triebe schlummerndsten*», vertheidigen sie sich selbst, oder sind von der besten Wirkung. Darauf beruhet eben das Geheimnifs der schönen Redekunst, dafs, wo ein veralteter, oder seltener Ausdruck, eine ungewöhnliche Wendung gebraucht wird, diese sich durch sich selbst beurkunden und einschmeicheln müssen.

Was den *Reim* betrifft, so hat Hr. G. sich die äusserste Reinheit zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, und nicht allein hinsichtlich der Consonanten, sondern auch der Vocale; und Rec. ist kein Fall vorgekommen, wo er von diesem Gesetze abgewichen wäre. In Hinsicht auf den vollkommenen Gleichlaut der Vocale möchte Mancher diese Strenge übertrieben finden; aber es ist immer gut, dafs der Deutschen Verskunst ein Muster dastehe, welches ausspricht, wieviel geleistet werden *könne*; unsre meisten Dichter sind ziemlich auf dem Wege, der, wie er sich durch Bequemlichkeit einschmeichelt, zu Disharmonie und Formlosigkeit führen mufs. Dem Original, überhaupt der Spanischen Weise getreu, hat Hr. G. allen Jambi-

schen Versarten durchaus weibliche Reime gegeben, welche Gesetz selbt *A. W. Schlegel* zu übertreten sich erlaubte.

Gleich strenge ist unser Uebersetzer gegen sich in de *Assonanz;* und er gestattet sich nur die wenigen Abweichungen die sich das Original erlaubt, und die wiederum eine Rege bilden. In der Assonanz nemlich, die zum zweiten Vocal *e* hat, ist die Anomalie der Endung auf *i* vergönnt, (so z. B. kommen in einer Scene, deren Assonanz die Vocale *e — e* bilden, die Worte *feindlich, freilich* vor (S. 104.); zwischen Assonanzen auf *e — e* stehn die Endworte: *schädlich* (S. 218.) und *beständig* (S. 211.); *gemüthlich* und *künftig* (S. 89.) darf sich zu *vergüten* gesellen! *König* und *förmlich* (S. 321.) zu *Getöse*); ferner ist unter Assonanzen eine Abweichung in Eigennamen erlaubt; wie z. B. der Name *Apollo* (S. 135.) eine Assonanz bildet in einer Scene, die zur eigentlichen die Vocale *o — e* hat, und die Namen *Ptolemäus* und *Venus* einer Assonanz auf *e — e* zugesellt sind (S. 219.), *Ninus* (S. 251.) und *Olympus* (247.) einer auf *i — e*.

Die sämmtlichen Assonanzen beider Stücke sind folgende:

		Uebersetzung.	*Original.*			*Uebersetzung.*	*Origin.*
1 St.	*Act. 1.*	*- o -*	*- o -*	*2 St.*	*Act. 1.*	*e - e*	*e - o*
		i - e	*i - o*			*i - e*	*i - o*
	Act. 2.	*ei - e*	*e - o*		*Act. 2.*	*ei - e*	*e - a*
		ü - e	*e - a*			*ö - e*	*e - e*
		ei - e	*e o*		*Act. 3.*	*a - e*	*a - a*
		a - e	*a - a*			*eu - e*	*a - o*
	Act. 3.	*o - e*	*o - o*			*o - e*	*e - o*
		e - e	*e - e*				
		u - e	*u - e*				

woraus man abnehmen wird, dafs die Uebersetzung sich der möglichsten Abwechslung befleissigt und auch eine schwierige Assonanz, wo sie von Bedeutung war, genau zu übertragen nicht abgelehnt hat. So war am Ende des ersten Theils des Schauspiels die auf *u - e,* so schwierig sie auch ist, dem treuen, geistvollen Uebersetzer unerläfslich. Sie ist genau wiedergegeben, und auch die komischen Stellen in ihr mit grossem Glück. Bei Hrn. G. wiederholt sich auch dieselbe Assonanz nicht so oft, als bei Calderon. Bei diesem kommt die auf *e - o* in beiden Stücken viermal vor, wogegen die auf *ei - e* sich bei Hrn. G. nur dreimal wiederholt. Dies ist um so mehr löblich, da leider! die deutsche Assonanz durch das ewige Ausgehn auf *e* schon Eintönigkeit genug bekommt.

Zum Schlufs müssen wir noch anführen, wie trefflich Hr. G. die Sprache des Gracioso, den in unsern Stücken ein ein-

fältiger Bauer, *Chato*, spielt, wiederzugeben gewufst habe. Eine Probe hier zu geben, können wir uns nicht enthalten. — Ein Soldat, der zu Chato in's Quartier gelegt ist, bedroht, indem er sich um *Sirene*, Chato's Weib, bewirbt, die eheliche Ehre des einfältigen Bauern. Er hat die theure Hälfte desselben, den Ehemann draussen lassend, in's Haus geführt; und dieser hält nun folgenden Monolog, der an Falstaffs bekannte Rede über die Ehre erinnert:

Da wir nun allein sind, Ehre,
Was zu thun? — »Weifs ich's, mein Herz?
Wenn mich diese Thorenwelt
Macht' aus Thon, der leicht zerschellt,
Nicht aus Marmor oder Erz:
Ist's ein Wunder, dafs sofort
Ich bei'm ersten Knicks zerbreche?« —
Dieses sagst du? — »Ja.« — Ich spreche,
Ehre, du sagst weises Wort.
Hat sein Kufs Arm oder Bein
Mir zerschellt? Warum mich schämen?
Um des Nächsten Lust sich grämen,
Das ist sündlich obenein. —
Und indefs ich in der Sache
Die Parteien abgehört,
Lafs' ich dort sie ungestört;
Sah man jemals solche Rache? (S. 33. 34.)

Sehr glücklich ist Hr. G. auch in Uebertragung der Wortverdrehungen Chato's gewesen, wovon wir oben schon ein paar Beispiele gehabt haben. Trefflich auch ist Folgendes. — *Florus* (der obengenannte Soldat) spricht zu Chato (S. 96.):

— Ich ehre
Euer Haus durch einen Streiter,
Der in Syrien und in Bactra,
Im Peloponnes, und weiter
In Propontis und Cilicien
Thaten that ganz ohne gleichen.
Kommt Sirene! —

Worauf Chato zu Sirenen spricht:

Geh, nicht kümmre dich um mich;
Denn der Herr hat's dir geheissen,
Der in Schmierien und in Backtrog,
In Sieh - Lieschen und so weiter
So gewalt'ge Thaten that.

Dies möge hinreichen, um das vorliegende Buch den Freunden der schönen Literatur zu empfehlen, und unsre Be-

hauptung zu rechtfertigen, daſs wir in demselben ein nach festen Grundsätzen gearbeitetes, durchaus gediegenes, der Deutschen Literatur zur Ehre gereichendes Werk besitzen, ein Werk, bei welchem keine Mühe, auch die äusserste nicht, gespart ist, und das von dem Talent des Verfassers, von seinem Geschmack und seinen Kenntnissen ein gewichtiges Zeugniſs giebt. Die Kenner des Calderon werden eingestehn, daſs diese Uebersetzung recht eigentlich thut, was eine gute Uebersetzung soll, daſs sie das Verstehen des grossen Dichters im höheren und schönsten Sinne befördert und erleichtert.

Auch der wackere Verleger des Buches hat das seinige gethan, um es in einem anständigen, gefälligen Gewande dem Leser darzubieten. Güte des Papiers, Druck und eine heutzutage seltne Correctheit des letzteren zeichnen dasselbe vortheilhaft aus.

Rec. könnte hier schliessen, indem er, wenn auch in Hinsicht auf ein Calderonisches Stück sehr wenig, doch in Betracht dessen, was man von einer gewöhnlichen Recension erwartet, vielleicht schon zu viel gesagt hat; aber er kann hier einige Bemerkungen nicht unterdrücken, die sich ihm, während er das angezeigte Buch las, aufdrangen. — Die Deutschen haben die Uebersetzungskunst in einer ziemlichen Reihe von Jahren eifrig getrieben, und es, wie wohl nicht geleugnet werden mag, darin weiter gebracht, als irgend eine andre Nation. Ob sie das Aeusserste erreicht haben — das kommt hier nicht in Betrachtung; aber wohl ist es die Sache solcher Zeitschriften, die den Gang der Deutschen Literatur beachten und bezeichnen sollen, daſs sie angehen, wer in irgend einem Fache als Meister arbeite, wer nur als Freund dieses Fachs, als Schüler in demselben. Dem erstern gebührt das wohlverdiente Lob; es soll ferner das theilnehmende Publikum auf ihn hingewiesen werden, damit es das Rechte und Beste finde und zu einem sichern Urtheil gelange: und wenn der Freund, der Schüler (um nicht Dilettant zu sagen) nicht abgeschreckt werden darf und soll: so ist es doch in alle Wege gut, daſs dargethan werde, worin sich der Meister zeigt, daſs jenen vorgehalten werde, worin sie hinter ihm zurückstehn. Wenn Männer, ausgezeichnet durch Geburt, oder durch ihren Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, sich thätig um die Literatur bemühen, so ist das sehr erfreulich und ehrenwerth; beschäftigen sie sich, wie *Hr. v. Malsburg*, übersetzend, mit einem Autor, der von Vielen gekannt zu werden verdient, den bekannt zu machen Kräfte und Zeit eines Einzelnen nicht ausreichen: so verdient dieses grossen Dank, sobald das Geschäft nur mit Geist und Eifer getrieben wird; nur daſs das Verdienst des Meisters von

ihnen, wie von theilnehmenden Lesern anerkannt werde. Dafs dieses geschehe, dazu hat Rec. beizutragen wenigstens sich bestrebt. Er wünscht, dafs gewichtigere Stimmen, wenn sie sein Bemühen anerkennen, dasselbe überbieten, dafs sie auch zeigen mögen, was dem Meister noch zu thun übrig sey. In einer Zeit, wo die Uebersetzungskunst, die dem Deutschen ein so eigenthümliches Feld geworden ist, oft so leichtfertig betrieben wird, wäre dieses doppelt erwünscht und nothwendig.

Eine zweite Bemerkung, die sich dem Rec. aufdrang, ist folgende. — Die Ansichten über die schöne Literatur, wie über die andern Künste liegen einmal in unserm Deutschen Vaterlande in chaotischer Verwirrung. In Hinsicht auf die erstern geht Alles bunt und blind durcheinander, und in Beziehung auf die bildenden Künste kämpft eine zahlreiche Parthie mächtig gegen eine andere, die nur Wenige, aber ein hohes Haupt, zu Stimmführern hat. In einer solchen Zeit ist die Hinweisung auf ein Muster in der Kunst (sey es in welcher es wolle, da der *Geist*, auf den es hier ankommt, in allen derselbe ist) von entschiedenem Vortheil; und ein solches Muster, ein Muster, ganz geeignet, gerade jetzt zweckmässig zu wirken, wagen wir *Calderon* zu nennen. An ihm können wir lernen, was wahre geistige Schöpfung sey, die das Erste und Letzte in jeder Kunst ist. Sollte man nicht Gestalten, wie die einer *Mariamne*, einer *Semiramis*, eines *Cyprianus* Schöpfungen nennen, die vom Geist empfangen und ausgegangen sind? — Von dem Machwerk vieler unsrer sogenannten Dichter, die entweder am Fratzenhaften sich abarbeiten, oder die Phantasie durch einmal geprägte Bilder einer bestimmten, meistens fernliegenden, Zeit bestechen, sind sie eben so weit entfernt, als etwa der Mönch in Göthe's Natürlicher Tochter von irgend einem Mönche der modernen ritterlich - frommen Producte. Ferner ist der Spanische Dichter ein Muster in Hinsicht auf reine, vom Geist durchdrungene und mit diesem innig vermählte Form; und in diesem Betracht kann er besser wirken, als der sonst so grosse Shakspeare.

Aus mancherlei Nachrichten, aus der Liebe und Sorgfalt, womit Calderons Schauspiele in Weimar zu einer Zeit, wo Göthe noch die Direction des Theaters übte, aufgeführt wurden, müssen wir schliessen, dafs dieser Dichter eine besondere Liebe für den Spanier hege. War es vielleicht, da er selbst in früherer Zeit sich überall erst die Bahn brechen mufste, da er »es sich sauer in der Welt hatte werden lassen,« die neidlose Freude bei'm Gewahrwerden eines Talents, das, wie auf demselben geboren, sich leicht und frei auf einem Gipfel bewegt, dessen Ersteigung ihm nach Irren und Mühe — er hatte in

seinem Vaterlande keinen Vorgänger, keine Schule, die ihn bildete — erst gelungen war; — war vielleicht diese Freude die Ursach, dafs er den Geistesverwandten so herzlich, so froh begrüfste? —

In unsern Tagen bildet Göthe eine Opposition gegen diejenigen, die auf dem Fundamente der alten Deutschen Kunst einen neuen Bau zu errichten sich bemühen. Sein Beurtheiler *Schubarth* findet diese Opposition natürlich; aber er ist besorgt, aus Göthe's lebhafter Anpreisung der Antike möge dasselbe Leid, dieselbe Manier hervorgehen, welche die Kunst durch das Altdeutsche bedrohe. Nähme aber Schubarth zu dieser Liebe für das Antike, die Göthe so entschieden ausspricht, die Bewunderung, die derselbe für den Calderon hegt: so hätte es ihm, dem sonst so aufmerksamen Betrachter Göthe's, nicht entgehen sollen, dafs dieser die Griechen nur empfehle, weil sie die schönsten Vermittler sind, den *Geist der Kunst* zu wecken, der in keinem Volke sich so vollkommen, so ganz nach den angebornen, in der Natur dieses Geistes ruhenden Gesetzen geoffenbart hat, dafs er aber freudig anerkenne, wo durch glücklich zusammenwirkende Umstände ein verwandter Sinn sich kund gegeben, der als edles Vorbild lenken und beschränken konnte.

Wo der Geist geweckt wird, da ist keine Manier zu befürchten; er, an kein Nationales gebunden, waltet frei; nur wo man, sey es aus Liebe zum Alterthümlichen, sey es aus irgend einer andern Beschränktheit, *das* nachahmt, was auch bei grossen Geistern, weil sie doch auch auf der Erde lebten, von Nationalem, von einseitiger Religiosität und dergleichen sich angehängt hat, da wird sich Manier erzeugen, die der Tod aller Kunst ist. Dafs eine solche in die Deutsche Kunst einbrechen möge, das liessen manche der minder geistvollen Kunstjünger fürchten.

Möchte doch Göthe — denn wer hörte von dem Meister, den so viele Deutsche als ihren Lehrer anzusehen sich freudig gewöhnt haben, nicht gern ein Urtheil über einen bedeutenden Gegenstand der Kunst — seinen Landsleuten ein Wort über den Dichter gönnen, der auch ihm so bedeutend ist, der zwar in Deutschland gelesen und gepriesen wird, der aber in mancher Hinsicht, soll er fruchtbar wirken, noch erklärt werden mufs, wie er denn nicht selten zu Mifsverständnissen Anlafs gegeben hat!

A. i. O.

Island rücksichtlich seiner Vulkane, heissen Quellen, Gesundbrunnen, Schwefelminen und Braunkohlen, nebst Literatur hierüber, von G. Garlieb, Dr. Phil. und Administrator der Königl. Dänischen Porzellanfabrik in Kopenhagen u. s. w. Freyberg 1819. VI. und 140 S. 8. 14 ggr.

Die Insel Island hat ihrer geringen Ausdehnung von etwa 1800 Quadratmeilen, ihrer unbedeutenden Bevölkerung von etwa 42,000 Seelen und ihrer beschränkten Fruchtbarkeit ungeachtet, als der Centralpunkt einer Menge tobender Vulkane und wegen der grossen und imposanten Naturwunder, welche sie als solcher darbietet, allezeit grosse Aufmerksamkeit erregt, und ist deswegen von vielen Reisenden besucht, deren Beschreibungen fast ohne Ausnahme stets mit neuem Interesse gelesen werden. Insbesondere kann man annehmen, dafs sie dem Geognosten und Mineralogen rücksichtlich ihrer reichen Ausbeute an interessanten Naturproducten durch das Lesen mehrerer Reisebeschreibungen wenigstens ziemlich genau bekannt ist. Inzwischen enthalten die Reiseberichte im Allgemeinen entweder nur Beschreibungen eines oder des andern Theiles der Insel, und meistens zugleich vieles, was für den Naturforscher von geringerem Interesse ist. Es war daher ein sehr zweckmässiges Unternehmen des Verf. der vorliegenden kleinen Schrift, wovon wir eine kurze Anzeige nachzuholen nicht versäumen wollen, alles dasjenige, was in geologischer und mineralogischer Hinsicht von der Insel bekannt ist, aus den vorhandenen Quellen zur leichten Uebersicht zusammenzutragen. Dieses ist denn in der vorliegenden Schrift in einer durch Vermeidung alles unnöthigen Raisonnements erreichten grossen Kürze sehr vollständig geschehen, so dafs man alles Wissenswürdige über diesen interessanten Erdtheil vereinigt findet. Dasjenige, was noch wohl der eine oder der andere hier vermissen möchte, wäre allenfalls eine kurze geschichtliche Angabe der ersten Entdeckung und Bevölkerung der Insel, worüber hier nur einige wenige, und unvollkommene Nachrichten mitgetheilt werden.

Eines Auszugs ist die Schrift nicht fähig, vielmehr könnte man sie selbst als einen gedrängten Auszug aus den vielen vorhandenen Nachrichten und Beschreibungen ansehen, auch enthält sie eben hierdurch des Interessanten so vieles, dafs es schwer wird zu entscheiden, was für die verschiedenen Leser dieser Blätter von vorzüglichem Interesse seyn mögte. Wer sich von der merkwürdigen Insel in mineralogischer und geologischer Hinsicht eine genügende Kenntnifs verschaffen will, mufs das Buch selbst zur Hand nehmen, und wird ge-

wifs Befriedigung finden. Rec. begnügt sich daher mit einer Anzeige des Inhalts. Die Einleitung bis S. 24. giebt eine allgemeine Uebersicht der Insel, ihrer Grösse, geographischen Lage, Eintheilung und Naturmerkwürdigkeiten. Dann werden die 24 Hauptvulkane mit Angabe ihrer vorzüglichsten bekannten Eruptionen einzeln beschrieben. In der Angabe der Berghöhen herrscht viele Ungewifsheit, und überhaupt scheinen sie meistens nach *Olaffen* zu hoch angegeben, indem dieser unter andern den höchsten Berg, den *Snöfials - Yökal* zu 6628, *Makenzie* dagegen nur zu 4276 par. F. angiebt. Die zahlreichen natürlichen Fontainen, heissen Quellen und Gesundbrunnen — leider ihrer Lage nach überhaupt nicht nützlich anwendbar — nehmen den dritten Abschnitt von S. 77 bis 102 ein, und auf diese folgt eine genaue Beschreibung der Schwefelminen und des Suturbrandes, welcher letztere da am häufigsten ist, wo der Vulkanismus am wenigsten zerstörend gewirkt hat. Die Entstehung desselben wird mit vielem Grunde dem Treibholze zugeschrieben, auch scheint diese Art Braunkohle meistens aus *populus tremula* entstanden, woran Nordamerika bekanntlich grossen Ueberflufs hat. Endlich ist eine sehr vollständige Literatur der wichtigsten, hier kritisch gewürdigten 37 Schriften über Island angehängt.

Intelligenz - Blatt

für die

Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1821.

Nr. VIII.

Antikritik.

In den »Allgemeinen medicinischen Annalen, Maiheft d. J. p. 68« etc. findet sich unter »den allgemeinen literarischen Anzeigen von medicinischen Schriften« die Druckschrift:

Magnetismus und Immoralität u. s. w.

erwähnt, und in dem aus sechzehn Zeilen bestehenden Urtheile über sie wird schmähend ausgesprochen.

1. sie sey »eine *actenmässige* Mittheilung einer Verführungs- und Fruchtabtreibungs-Geschichte, vollführt von einem *magnetisirenden* Doctor u. s. w.« —
2. dieser Arzt sey ein »heuchlerischer Verbrecher, der *gerichtlich freygesprochen worden«* — und
3. jene Schrift sey »dem Verlauten nach, *in den Preussischen Staaten verboten«* —

Die Anführung 1. und 2. sind freche Lügen — jene Schrift ist *keine actenmässige Mittheilung*, sondern das eigene Machwerk eines schwarzen bis jetzt noch verkappten Verläumders. — Es ist über die Sache, die in der Art, wie sie dargestellt ist, durchaus niemals statt gehabt hat, ein gerichtliches Verfahren gegen den Arzt nicht eingeleitet gewesen, und eine *gerichtliche Freysprechung hat daher* nicht erfolgen können. Die Beschuldigung einer eben so frechen Lüge würde auch die Angabe 3 treffen, hätte sich hier der Verfasser nicht durch »die Worte:« dem Verlauten nach »dagegen geschützt Um aber jeden Zweifel, der dem Leser hierbey aufstossen könnte, zu lösen, wird bemerkt: dafs *in den preussischen Staaten* jene Schrift niemals verboten gewesen ist.

Der mit Ch. unterzeichnete Verfasser dieser mit Lügen angefüllten und darnach in ihrem übrigen Inhalte zu würdigenden Anzeige wird hiermit von dem Unterzeichneten für einen boshaften Verläumder erklärt, und eine gleiche Erklärung richte ich hiermit gegen den Verfasser jener angezeigten Schmähschrift, mit dem Wunsche: dafs sie beyde ans Licht treten und den Muth haben mögen, ihre Namen öffentlich so zu nennen, dafs sie von mir, gegen den diese Schmähschriften gerichtet seyn sollen, nach Verdienst zur Rechenschaft gezogen werden können.

Der guten Sache und meinem Stande bin ich diese vorläufige öffentliche Erklärung schuldig — eine nähere Aufklärung der gegen mich geschmiedeten Kabale soll mit Beweisen belegt dem Publikum nicht vorenthalten bleiben. Möge dann die öffentliche Meinung das Richteramt wie immer gerecht verwalten.

Berlin d. 30. Juni 1821.

Dr. Wolfart.

Die **Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde**, welche nunmehr 13 Jahre besteht, hatte am 30. Aug. d. J. eine öffentliche Versammlung in den, von **Seiner Königlichen Hoheit dem Kurfürsten** Allergnädigst dem Vereine überlassenen, Zim-

mern des Schlosses zu Hanau. Wie in jeder solcher Zusammenkunft wurden von den wirklichen Mitgliedern unter sich mehrere, die inneren Verhältnisse der Societät betreffende, Gegenstände zur Sprache gebracht, auch die Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe vom 20. Aug. 1819 bis dahin 1821 vorgelegt, ihre Richtigkeit anerkannt und unterzeichnet.

Hierauf begann der erste Director Herr Dr. Gärtner mit einer Anrede, worin er auf die Resultate der Arbeiten der Gesellschaft in den verschiedenen Theilen ihres Wirkungskreises hinwies; auf die Fortsetzung der Schriften derselben, auf die Erweiterung und Vermehrung des Museums, aller Sammlungen, der Bibliothek etc.

Herr Dr. Bögner aus Frankfurt a. M. las nunmehr einen Aufsatz über das Vorkommen des Schwefels in Mineralquellen. — Herr Hauptmann Busch von dort trug seine Bemerkungen über den Borkenkäfer vor. — Herr Senator Kassebeer von Gelnhausen handelt von der Entwickelung der Laubmose — Herr Dr. Cretzschmar aus Frankfurt redet von den Verhältnissen der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu der Wetterauischen. — Herr Medicinalrath Dr. Meyer von Offenbach sprach über die Linné'sche Gattung Sylvia. — Herr Dr. Stiebel aus Frankfurt theilte eine, von ihm gemachte, Entdeckung mit, und versuchte die, mit derselben in Verbindung stehende Frage: ob sich bey dem Manne ein dem Hymen analoges Organ finde? zu erörtern. — Die Herren Dr. Cretzschmar und Gärtner legten der Societät die, um Frankfurt und Hanau gefundenen, Arten Sorex vor, unter welchen Sorex remiger Geoffr. und Sorexilis Schreb.

Zum auswärtigen Director wurde durch Stimmenmehrheit Herr Ober-Lieutenant von Heyden in Frankfurt erwählt.

Nachdem die, an diesem Tage aufgenommenen Mitglieder, und die vorzüglichsten, in den beyden letzteren Jahren für das Museum und die Bibliothek eingeschickten Geschenke verlesen waren, beendigte der auswärtige Direktor Herr Dr. Cretzschmar die Sitzung mit einer Rede.

---

theile der Pränumeration verlustig. Der 2te Band erscheint in diesem Monat.

Leipzig im August 1821.

Carl Cnobloch.

Aus den so eben erschienenen

Gottgeweihten Morgen und Abendstunden,

in ländlicher Einsamkeit gefeiert

von

Friederich Mosengeil.

Hildburghausen in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung.

(325 Seiten in 8. Pr. 1 Thlr. 14 ggr.)

finden sich einige der kürzern Betrachtungen in dem diesjährigen Jahrbuch für die häusliche Andacht, (von dem Recensenten des Taschenbuches in der Jen. A. Lit. Zeit. zu den besten jener beliebten Sammlung gezählt,) und ein anderes Bruchstück: „Sommermorgensegen" überschrieben, im Morgenblatte (Maiheft Nr. 100), welche Hinweisung die Verlagshandlung zur vorläufigen Empfehlung des Buches, für zureichend erachtet, und sich begnügt, nur noch hinzuzufügen, dafs diese Schrift dem Aeusseren nach in gefälligem Gewand und correctem Drucke hervortritt.

In den nächsten Wochen erscheint:

Anastasia, oder Griechenland in der Knechtschaft unter den Osmanen seit der Schlacht bei Kossowa *1389* und im Befreiungskrieg seit *1821*. Eine Zeitschrift in freien Heften von D. F. K. L. Sikler. 2s Heft.

Im September 1821.

Kesselring'sche Hofbuch- und Verlags-Handlung in Hildburghausen.

Inhalt des zehnten Heftes.

Seite

1. *Brandes, G. C.*, Bilder der Natur .... 929 —
2. *Psa.* Ein Trauerspiel von *D. G. Döring* .... 931 —
3. *Gerber, C.*, Griechenland und dessen zeitiger Kampf von *H. E. G. Paulus* .... 933 —
4. *Müller, K. O.*, Geschichte hellen. Stämme. 1r Bd. .... 938 —
5. Musterpredigten von *Gipser u. Flachmann* 5r Bd. .... 955 —
6. *Schultz, Dr. G. Fr. W.*, das Gebet d. Herrn .... 958 —
7. *Krummacher, F. A.*, die freie evangel. Kirche .... 959 —
8. Timotheus, e. Zeitschrift. 1r Bd. .... 961 —
9. *Bossi, Ludw.*, Geschichte Italiens, übers. von *D. C. Fl. Leidenfrost* .... 962 —
10. *Wachsmuth, W.*, die ältere Geschichte des römischen Staates ....
11. Lycurgi Or. quae extant ed. *Becker* .... 972 —
12. *Odmar*, dramat. Ged. v. *Fr. W. Jung* .... 975 —
13. Horatii Q. Fl. Opera ed. *Fea et Bothe* Vol. II. ....
14. *Bothii, Fr. Henr.*, Annotat. ad Horat. .... 977 —
15. *Graevii, Joh. Ge.*, Scholia ad Horatii Od. libr. duo priores
16. Volksgeschichten, deutsche: von *H. E. G. Paulus* .... 980 —
17. Gedichte, sieben und siebzig, ein. reis. Waldhornisten; herausgegeben von *W. Müller* .... 985 —
18. *Die Lyra.* Herausgegeb. v. *Fr. Lindemann* .... 987 —
19. Ansicht üb. bild. Künste und Darstellung des Ganges derselben etc .... 990 —
20. Philologica Cura. ed. *J. Fr. C. Lehner* ....
21. *Scheibler, W. F.*, Wie und warum jeder Christ das Beste s. Kirche befördern soll .... 993 —
22. *Grulich, Fr. J.*, Anreden an d. ersten Stände d. ev. Deutschlands .... —
23. *Eisenschmid, G. B.*, freimüth. Bemerkungen .... 999 —
24. — — — üb. Kirchenregim. u. Kirchengewalt .... 1002 —
25. Kirchenvereinigung, evangelische, d. Großherzogthums Baden etc. .... 1005 —
26. *Karbach, Dr. Ph.*, christl. Blick auf die Vereinigung d. ev. Kirchen .... 1011 —
27. *Schubert, Fr. Wilh. v.*, Schwedens Kirchenverfassung u. Unterrichtsw. .... 1017 —
28. Liturgia Anglicana Polyglotta .... 1021 —
29. *Calderon D. Petro d. l. Barca* Schauspiele, übers. von *J. D. Gries* 4r Bd. .... 1025 —
30. Island von *G. Garlieb* .... 1029 —

Intelligenz - Blatt Nro. VIII.

Heidelberg, gedruckt bei J. M. Gutmann, Universitäts-Buchdrucker

Heidelberger

JAHRBÜCHER

der

Literatur.

Vierzehnter Jahrgang.

Eilftes Heft. November.

Heidelberg,
in der Universitäts-Buchhandlung von August Oswald.
1821.

Die

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur,

erscheinen fortdauernd wöchentlich zu anderthalb Bogen, oder in zwölf Heften zu 6 und 7 Bogen. Diejenigen Professoren aus den verschiedenen Facultäten der hiesigen Universität, welche die Redaction seither übernommen hatten, werden dieselbe auch ferner besorgen, und dadurch das dem Institute in seiner bisherigen Dauer bewiesene Vertrauen auch für die Zukunft sichern. Ohne von dem bestandenen Plane im Wesentlichen abzuweichen, sind von dem Jahre 1821 an, statt der früheren deutschen Typen, lateinische gewählt, um die mannigfach gesuchte Lecture im Auslande zu erleichtern. Ueberdiefs ist seit 1821 durch compressern Druck der Inhalt vermehrt, und es sollen aufser den ausführlichen Recensionen für jedes Heft verhältnifsmäfsig auch kürzere Anzeigen aufgenommen werden, um dadurch eine möglichst vollständige Uebersicht der gesammten neuesten Literatur zu geben.

Das Intelligenzblatt wird ferner wie bisher aufser der Chronik der Universität 1) *literarische Nachrichten jeder Art*, 2) *Anticritiken*, 3) *Anzeigen des Buch- und Kunsthandels*, aufnehmen, um auch von dieser Seite den Ansprüchen an ein

Allgemeines literarisches Institut

möglichst zu genügen.

Die unter No. 1, 2, 3, erwähnten Gegenstände des Intelligenzblattes bezahlen für die mit kleiner Schrift gedruckte Zeile 1 gr. sächs. oder 4 1/2 Kreuzer rhein.

Sollten Schriftsteller oder Verleger einer baldigen beurtheilenden Anzeige wegen die neuerschienenen Werke einsenden wollen; so wird gebeten, dieselben vermittelst Buchhändler-Gelegenheit unter der Addresse

An die Redaction
der
Jahrbücher der Literatur
in
Heidelberg

der unterzeichneten Verlagshandlung gefälligst zugehen zu lassen.

Der Druck und die Expedition werden prompt und pünktlich besorgt, und letztere posttäglich durch die hiesige löbliche Zeitungsexpedition an alle löblichen Postämter und monatlich durch alle Buchhandlungen statt finden.

Der Preis bleibt der gedachten Erweiterung ungeachtet für den laufenden Jahrgang

11 Fl. rhein. oder 6 thlr. 16 gr. sächs.

Vorausbezahlung, und bitten wir, die Bestellungen beym Beginn des Jahrs möglichst zu beschleunigen, da jedes Heft immer mit Anfang des treffenden Monats versendet und die Fortsetzung dadurch in regelmäfsigen Gang gehalten werden soll.

Heidelberg, den 1. December 1820.

August Oswald's
Universitäts - Buchhandlung.

Nro. 66. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Mährchen der Tausend und Einen Nacht für Kinder von ALBERT LUDWIG GRIMM. Dritter Band, Mit einem Kupfer. Frankfurt a. M. bei den Gebrüdern Wilmans. 1821. 1 Thlr.

Von der Absicht des Verfs., nach und nach eine Mährchenbibliothek für die Jugend aus den Mährchen aller Zeiten und Völker zu errichten, ist in unseren Jahrbüchern (Decemb. Heft 1820) bereits durch einen andern Recensenten Bericht ertheilt auch ist dargethan, dafs das bisher gelieferte keineswegs eine Uebersetzung der Galland'schen Sammlung sey, sondern ein durchaus selbständiges Werk, mit allen Eigenthümlichkeiten des gemüthvollen Verfassers ausgestattet. Dieser dritte Theil hat noch darin Vorzüge vor den beiden ersten: es weht in ihm mehr der Geist des Orients, nichts nordisches mischt sich ein; auch wird der rasche Gang der Erzählung diesmal nicht durch zu lang ausgesponnene Dialogen verzögert, wie etwa zwei oder dreimal in den früheren Bänden geschah. Freilich war dem Verf. diesmal auch der Stoff günstiger; in den drei jüngsten Mährchen wird die giftige Blume (um mit Hr. *Gr.* und seinem Recensenten zu reden) seltener angetroffen; der Verf. sah sich also seltener in der Nothwendigkeit des gänzlichen Tilgens und Neuschaffens, was bei so ausgezeichneten Dichtungen, die noch dazu einer fremden Nation angehören, immer eine mis-liche Sache ist.

Dieser Band enthält *1. Geschichte von Aladdin und der Wunderlampe, 2. die Abentheuer des persischen Prinzen Firuz-Schah, oder das Zauberpferd, 3. die Geschichte vom Prinzen Achmed und der Fee Paribanu.* Die Wunderlampe ist eins der ergötzlichsten und zugleich sinnreichsten Mahrchen, die je eine menschliche Phantasie ersonnen. Wer kennt sie nicht aus der treflichen Darstellung unseres Oehlenschlägers? Einfacher und nicht minder anziehend erscheint sie hier, in ihrer stillen Grösse ihres sicheren Triumphs über jugendliche Gemüther gewifs. Grosses Lob verdient, dafs Hr. Gr. auf den Umstand, dafs der Besitz der Lampe den wackeren Besitzer stufenweis zu allen Vorzügen des Leibes, Geistes und Herzens verhilft, einen bedeutenden Nachdruck gelegt. Ein schöner Zusatz von ihm ist, dafs die

Geister dem schlechten Besitzer zwar gehorchen, aber ungern gehorchen. Zum Aladdin spricht der Genius:

Die Sklaven der Lampe gehorchen dir gern,
Erkennen in dir ihren Meister und Herrn.
Denn wessen Hand die Lampe hält,
Zu dessen Dienst sind wir bestellt;
Gehorchen alle dir, wie ich —
Wir sind bereit: was willst du? sprich!

dagegen zum afrikanischen Zauberer:

Dem guten Besitzer nur dienen wir gern,
Doch sehn wir in Dir den Meister und Herrn.

Und nachher:

Gehorchen alle dir, wie ich,
Gezwungen nur. Was willst du? sprich!

Das reizende Bild des Zaubergartens, und die Geschäftigkeit des Genius in Herbeischaffung des prachtvollen Hochzeitgeschenkes, so wie in der Erbauung des Wunderpallastes ist Hrn Gr. trefflich gelungen. Auch ist der Zusatz alles Lobes werth, dass der Lampengenius alles, auch das schwerste und unglaublichste, im Nu vollbringt, der Ringgenius dagegen wenig vermag und dies wenige kümmerlich: er braucht z. B. einen ganzen Tag und eine halbe Nacht, um Aladdin durch die Luft von China nach Afrika zu führen. Gelungen ist das vierte Kapitel, das *Bad in der Quelle Numham*, ganz neu gedichtet, in rüschem keckem Fluge der Phantasie und ganz im Geiste des Orients; man glaubt mit Aladdin einen wunderlieblichen Traum zu durchträumen. Nur einmal zeigte sich die giftige Blume, im Auftrage an den Genius, das Brautbett samt der Prinzessin in Aladdins Kammer zu tragen, — der sich dann zu ihr legt, das Schwert in der Mitte, — und unterdeſs dem unglücklichen Scheinbräutigam in einen Abtritt zu sperren, wo ihn der Genius durch eisiges Anhauchen erstarrt. Bei Hr. Gr. lautet der Auftrag, die Brautleute und die Väter möchten verhindert werden, beim Unterzeichnen des Ehevertrags ihre Namen zu schreiben. Und drauf liest es sich gar ergötzlich, wie dem Sultan eine unsichtbare Gewalt jedesmal den Arm hält, so oft er die Feder ergreift, wie der Groſsvezier bei dreimaligem Versuch dreimal den Boden ehrerbietig mit seiner Vezierlänge miſst, und der Sohn, als wenn eine mystische Bremsenwuth ihn packte, Kopfunten und Fuſsoben in rastlosem Purzelbaumschlagen den Saal durchtanzt. Dies ist gar launig geschildert, und zugleich hält der Verf. ein schönes Maas im Scherz, indem er die edle Prinzessin durch nichts komisches behindert seyn läſst, sondern blos durch den fatalen Umstand, daſs keine Dinte aus der Feder fliessen will. — Kurz, wir wüſsten der Jugend kein

anmuthigeres Mährchen zu empfehlen. — 2. *Das Zauberpferd* handelt von der Liebe des persischen Prinzen und der Prinzessin von Bengalen, die, erst durch einen tückischen Indier, dann durch den Sultan von Kaschmir gestört, endlich mit einer frohen Heirath schliefst. Die Luftreise ist mit frischen u. lebhaften Farben gezeichnet; ungern aber vermifste Recensent das Himmelsgewölbe, an welchem der Prinz sein Haupt zu zerschmettern fürchtet. Zwei Giftblumen, doch nicht von betäubender Kraft, hat Hr. Gr. ausgereutet. Der Prinz nämlich findet seine Geliebte um Mitternacht nicht im Nachtgewande schlafend, sondern noch spät zur Laute singend; und die ungestümen Zumuthungen des Indiers sind in einen Befehl verwandelt, die Prinzessin solle sich überall für sein Weib ausgeben. Ein feiner Zug des neuen Bearbeiters ist, dafs er die Prinzessin in ihrer verstellten Raserei, als sie der Prinz durch ein Gitterfenster belauscht, gerade das Lied singen läfst, welches der Prinz beim ersten Zusammentreffen aus ihrem Munde vernahm. — 3. *Die Geschichte vom Prinzen Achmet und der Fee Paribanu* besteht eigentlich aus zwei verschiedenartigen Theilen, und einem Einschiebsel von der Reise des Prinzen Hussaim. Hr. Gr. hat durch geschickte Hinzufügung einiger bedeutenden Kleinigkeiten und durch Abschneidung des zu üppigen die rechte Harmonie hineinzubringen gewufst. Ueberaus sinnreich ist die Wahl der Geschenke, welche jedem der Prinzen die Prinzessin Nurumihar gewinnen sollten, und für jeden die Entscheidung unmöglich machen. — Eine neue Genienwelt thut sich auf, aber eine andere als in der Wunderlampe und im Fischer; so wie es überhaupt eine merkwürdige Erscheinung ist, dafs alle Genien der 1001 Nacht einen verschiedenen Charakter haben. In einem von Hr. Gr. noch unbearbeiteten Mährchen wird ein junger Genius — wahrscheinlich ein in schlechtem Humor befangener Romantiker — mit einem Dattelkern todt geworfen; und als Bruder der schönen Paribanu tritt gar einer auf, anderthalb Schuh hoch, mit dreissig Fufs langem Barte, und einer fünf Zentner schweren Eisenkeule, die er den Strohköpfen, Wizlingen und armen Sündern mit derbem und fühlbarem Zorn an die Köpfe schwingt. Den Kerl, wenn er zu engagiren wäre, könnte man als Recensenten gebrauchen. Giftblumen finden sich in diesem Mährchen gar nicht Eine schöne Zuthat am Schlusse wird der Leser ohne Hindeutung von selbst finden.

Es scheint, Hr. Gr. will erst die 1001 Nacht zu Ende liefern, eh er an die Mährchen anderer Zeiten und Völker geht. Das wäre wünschenswerth, und zugleich, dafs er die wahrhaft echte, nur mit französischem Schmuck zu reichlich behängte

Fortsetzung von Chavis und Cazotte — in welcher der treffliche Il Bondokani steht — in seinen Plan hineinzöge. Gebe uns Hr. Gr. nur recht bald die Fortsetzung.

Das Kupfer, zum Zauberpferd gehörig, ist von Ramberg, den eine ganz eigenthümliche Laune zu beseelen scheint, so oft ihm Mohamedaner aus dem Bleistift fahren. Rec. kann dem behaglich auf seinem Thronpolster hingestreckten Sultan von Kaschmir das Zeugnis geben, er gleiche auf das vollkommenste sich selbst. Das Pferd macht in der Luft so entsetzliche Sprünge, daſs einem für die beiden Liebenden bange wird; doch werden sie hoffentlich auf dem Papier nicht herunterfallen.

Dem Herrn Verleger gebührt noch ein besonderes Lob für den schönen Druck und den wohlfeilen Preis.

System der practischen Heilkunde auf Erfahrung und daraus hergeleitete Gesetze der thierischen Natur gegründet von D. Friedrich Ludwig Kreysig, königl. Sachs. Leibarzt und Hofrath etc. Erster Band; Heilgrundsätze. Zweiter Theil: Angewandte oder practische Krankheitslehre. Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus. 1819. XXIV. 618 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der practischen Krankheitslehre. Zweiter Theil. Erste Abtheilung.

Ueber den Zweck und Geist dieses Werkes haben wir uns in der Anzeige des ersten Theiles (Heidelb. Jahrb. *1819*. Aug. Nr. 51.) ausgelassen, so weit es vor dem Erscheinen des folgenden Theiles geschehen konnte. In diesem Theile schreitet der Verf. zu der Betrachtung des Krankseyns, in wie fern es an die verschiedenartigen Theile des Körpers gebunden ist, die wir als besondere organische Ganze ansehen müssen, und in so fern es als Resultat wesentlicher Abänderungen der Eigenschaften der Theile des Körpers angesehen werden muſs. Es wird hier die Anwendung der allgemeinen Grundsätze der Krankheitslehre auf die besonderen Theile gemacht.

So wie aber nach dem schon im ersten Theile Gesagten die Krankheiten, in so fern sie uns als Störungen der einen oder der anderen Sphäre des Lebens erscheinen, zum Behuf tieferer und die Heilung sicherer begründender Untersuchungen, in Krankheiten der höhern und niedern Sphäre eingetheilt werden können, so wird auch (S. 5.) die Betrachtung des Krankseyns, in so fern es Eigenthum der besondern Theile

ist, am füglichsten dieser Eintheilung folgen. Da der Verf. aber bereits die allgemeinen Verhältnisse des Nervensystems zu beiden Sphären des Lebens untersucht und so die zum Verständnisse der Krankheiten der niedern Sphäre nothwendigen Kenntnisse über das Nervensystem bereits mitgetheilt hat, konnte er nun (S. 6.) zunächst zur nähern *Betrachtung des Krankseyns der niedern Sphäre* oder *der Instrumente des bildenden Lebens*, in wie fern es von den dieser Sphäre dienenden Theilen als besondern Ganzen abhängt, fortgehen und so den Weg zu einer wahrhaft nützlichen Untersuchung der Krankheiten der höhern Sphäre bahnen.

In der ersten Abtheilung des ersten Abschnittes wird das *Krankseyn des Blutgefäſssystems* dargestellt. Nach vorausgeschickten allgemeinen physiologischen Betrachtungen über den Blutumlauf kommt zuerst die Betrachtung des Krankseyns des Blutgefäſssystems als eines in sich zusammenhängenden Ganzen, und zwar *A.* von Seiten seiner vitalen Kräfte aus, *B.* von Seiten des Blutes aus, *C.* in Hinsicht der Wechselverbindung des Blutes mit seinen Gefässen im Allgemeinen, *D.* über das gesetzmässige Zustandekommen der Krankheiten des Blutsystemes durch die Wechselwirkung des Blutes mit seinen Canälen. Dann folgt die Betrachtung des Krankseyns des Blutgefaſssystemes, in so fern es durch die *Verbindung* der verschiedenartigen Provinzen und Verzweigungen derselben hervorgeht. Und hiernach läſst sich der Verf. über die eigentliche Natur des Krankseyns des Blutgefäſssystemes und die Bedeutung der abnormen Erscheinungen an demselben, insbesondere über die Bedeutung der abnormen *Bewegungen*, *Empfindungen*, *Bildungserscheinungen* und endlich die des *Fiebers* aus. Wir würden die Gränzen dieser Blätter überschreiten müssen, wenn wir von jener Darstellung hier einen umständlichen Auszug liefern wollten, und bemerken nur, daſs sich dabei überall die bekannten geläuterten, von Einseitigkeit entfernten, Ansichten des Verf. zeigen, daſs er insbesondere viel Schönes über die krankhaften Abänderungen des Blutes, der Secretionen und der Ernährung, die davon abhängenden Kachexien etc. gesagt hat. Sehr zu beherzigen ist auch das über das Krankseyn der Venen, über die von manchen Neueren viel besprochene, aber oft nicht richtig verstandene, Venosität und venöse Entzündung, über Stockung, Verstopfung der Eingeweide und deren Behandlung Vorgetragene. Wenn der Verf. in Bezug auf mehrere dieser Gegenstände sagt, daſs von den Neueren solche Fehler des Blutes und der Gefässe vernachlässigt, nicht gehörig beachtet oder die ersteren unrichtig als untergeordnet angesehen würden, so trifft dieser Vorwurf Viele allerdings, ist

aber doch in Bezug auf andere weniger einseitige, (zu denen sich Rec. nach dem, was er in seiner Pathologie über diese Gegenstände geäussert hat, rechnen zu dürfen glaubt) zu allgemein ausgesprochen. Auch über das *Fieber* ist viel Gutes gesagt. Was die Eintheilung der Fieber betrifft, so nimmt der Verf. (S. 352. ff.) drei Hauptgattungen des einfachen Fiebers an, nemlich 1) das *entzündliche (Synocha)*, wobei die *Energie* des Gefäfssystemes verstärkt ist, 2) das *adynamische* oder *typhöse* Gefäfsfieber *(Typhus)*, wobei die *Energie* des Gefäfssystemes vermindert ist, 3) das reine Urfieber *(Synochus)*, was nur den Geschlechtscharacter der Fieber, vorschlagende Reizempfänglichkeit, an sich trage, wobei die Energie der Kräfte des Gefäfssystems ganz die normale sey. Diese Eintheilung kommt, wie der Verf. (S. 372.) selbst bemerkt, der von *Hufeland* am nächsten, nur dafs bei diesem die Verschmelzung des Nerven- und Faul- oder adynamischen Gefäfsfiebers in einer Gattung Statt findet, die sich bei dem Verf. wie das Einfache zu dem Zusammengesetzten verhalten. Nach des Rec. Ueberzeugung macht *krankhafte Reitzung* des Blutgefäfssystemes den Hauptcharakter des einfachen Fiebers aus. Findet diese in geringerem Grade Statt, so bewirkt sie das sogenannte Reitzfieber (einfache hitzige Fieber). Ein höherer Grad derselben verbunden mit vermehrter Energie des Blutgefäfssystemes und entzündlicher Beschaffenheit des Blutes selbst macht das entzündliche Fieber aus. Beide Arten werden durch mehr oder weniger starke, innormale Reitze verursacht und, ausserdem was die besonderen Ursachen erfordern, durch eine mehr oder weniger starke temperirende, antiphlogistische Methode geheilt. Hierauf sind wohl die meisten Fieber, abgesehen von dem damit zusammengesetzten Zustande, zu beziehen. — Als ein höherer Grad des sogenannten adynamischen Fiebers ist das *Faulfieber* anzusehen, wenigstens in seinem späteren Verlaufe, indem es anfangs, wie auch der Vf. anerkennt, oft entzündlich, meistens wie ein Synochus ist. Sonst möchten einfache adynamische Fieber, zumal was man für die geringeren Grade derselben erklärt hat, selten vorkommen.

Die Hauptgattungen der Fieber sind aber ferner (S. 366) abzuhandeln 1) in ihrer einfachen Gestalt, 2) in Hinsicht der möglichen Complicationen. Diese letzteren beziehen sich entweder *a.)* auf gleichzeitige Leiden einzelner Functionen der niederen Sphäre, oder *b.)* auf reelles Mitleiden des gesammten Nervensystems. Aus der erstern bilden sich *aa.)* die gastrische, besonders gallichte, *bb.)* die katarrhalische, *cc.)* die exanthematische, *dd.)* die rheumatische, *ee.)* die mit örtlichen Entzündungen verbundene, *ff.)* die allgemeine schleimige Com-

position. Aus der zweiten gehen die Nervenfieber hervor. Habe man das Fieber an sich mit seinen Hauptgattungen verstanden, so lasse sich die Belehrung über die Compositionen daran knüpfen, die man nur nicht als Grundfieber ansehen und behandeln müsse. — Das sind also die auch sonst gewöhnlich in der Fieberlehre abgehandelten Arten. Aber die Ansicht, dafs die letzteren zusammengesetzt seyen, hält Rec. für ganz richtig und hat diese selbst auch schon in der ersten Ausgabe seiner spec. Pathologie und Therapie (§. 16.), so wie bei der Betrachtung der einzelnen Fieberarten geäussert.

Die *symptomatischen* Fieber, welche ihren Hauptgrund in einem ursprünglichen Krankseyn einzelner Gebilde haben, können (S. 367.) keine besondere Abtheilung der Fieber begründen. Die *schleichenden, sekundären* oder *hektischen* Fieber mufs man (S. 367.), obgleich auch sie symptomatisch eintreten, doch, in so fern, als sie das endliche Zusammensinken des ganzen Organismus zu Folge einer tiefen Zerrüttung einzelner wichtiger Gebilde oder Systeme andeuten, sowohl von den Cardinal- als von den nur genannten symptomatischen trennen und besonders abhandeln; eine praktische Belehrung über dieselben könne aber erst ganz zu Ende der ganzen Therapie Statt finden, da sie Folgen anderer Uebel sind, welche man zuvor kennen mufs, ehe man jene Fieber und ihre Therapie recht zu verstehen im Stande ist. Da sie indessen als symptomatische Fieber an so manchen Orten der speciellen Pathologie zu erwähnen sind, kann doch eine allgemeine Belehrung über dieselben am Ende der Fieberlehre wohl nützlich seyn, weil man sonst auch die Folge jener (Zirkel) Krankheiten, zu denen sie sich symptomatisch gesellen, nicht gleich gehörig einsehen kann.

Noch wird am Ende dieser Betrachtung des Fiebers (§. 217.) auf den Antheil des venösen Systemes an demselben aufmerksam gemacht. Obgleich nun Rec. es gern zugiebt, dafs eine Affection des Venensystemes Antheil an der Erregung des Fiebers haben könne, und obgleich er überzeugt ist, dafs durch Blutanhäufung in demselben, wie bei den Hämorrhoiden und dem vor der Gicht hergehenden Zustande, ein activer febrilischer Zustand erregt werden könne, so glaubt er doch nicht, dafs der hier (S. 392.) geschilderte, auf Blutanhäufung im Unterleibe beruhende, Zustand einem wahren Fieber zu vergleichen sey. Eben so wenig kann er sich noch überzeugen, dafs bei dem Faulfieber oder dem contagiösen Typhus vorzugsweise das Leben des Venensystemes ergriffen sey.

Die zweite Abtheilung hat das *Krankseyn der übrigen Sy-*

steme, Apparate und zusammengesetzten Organe zum Gegenstande. Doch läſst sich der Verf. auf die specielle pathologisch-praktische Untersuchung jedes einzelnen componirten Organes hier nicht ein, sondern diese soll (S. 397,) zweckmässiger in der speciellen Therapie geschehen.

Die erste Unterabtheilung enthält die gemeinsame Betrachtung der pathologischen Verhältnisse aller übrigen, oder untergeordneten Systeme, Apparate und componirten Werkzeuge des bildenden Lebens. Bei dieser wird vorerst (S. 398 - 399) bemerkt, daſs, da in dem organischen Körper das Einzelne dem Allgemeinen und dieses wieder dem Besonderen diene und da alle Theile mechanisch und dynamisch sich innigst durchdringen, auch alle Theilganze des Körpers darin übereinstimmen müssen, daſs sie alle als dem allgemeinen System der Blutgefässe untergeordnet betrachtet, ihr Krankseyn also *eines Theils* von letzterm überhaupt abhängig und die Natur desselben sogar in dieser Beziehung von dem Gefäſssysteme bestimmt werden müsse; und daſs das Krankseyn aller besonderen Theile nur *bedingungsweise als ein selbstständiges und ursprüngliches* angesehen werden könne. Die Haupteigenschaft aller Theile sey ihr Leben in der einfachsten Form oder ihr Vegetiren; allen seyen daher auch die Krankheitszustände gemein, welche sich auf Abweichungen des Actes der Ernährung zurückführen lassen, wie die Entzündung etc. So wie aber alle Theilorgane in dieser Hinsicht mit einander und mit dem Gefäſssysteme übereinstimmten, so wichen sie in allen andern auseinander und seyen als verschiedenartig unter sich und von dem Gefäſssysteme anzusehen; aber es hätten die *verschiedenartigen Theilorgane* auch wiederum gewisse *besondere Eigenschaften*, welche auf die Würdigung ihres Krankseyns wesentlichen Einfluſs haben, *mit einander gemein*, berührten sich in Hinsicht dieser und das Erkranken verschiedenartiger Theile könne dadurch zu einem gleichartigen werden, wenn es auch sehr verschiedenartig in der Erscheinung gebildet sey. Die allgemeinsten Eigenschaften aller das bildende Leben ausmachenden Theilganzen sind — daſs sie *besonderen Bildungsacten* vorstehen, oder daſs sie *thierische Bewegungs-Fähigkeit* haben und zur Bewegung bestimmt sind. Dadurch bekommen die Krankheiten derselben eine *doppelte Seite*, je nachdem entweder vorzugsweise ihr bildendender Proceſs oder ihre Thätigkeit leidet — die ihnen als Bewegungsorgane zukommt. Sodann unterscheiden sich die zur Bildung bestimmten Werkzeuge in *assimilirende* und in *decomponirende*. Erkranken die assimilirenden, als der Verdauungsapparat und das Lymphsystem, so ist kranke Bildung des Nahrungsstoffes nothwendige Folge und die Ernäh-

rung müsse durch das Ganze zerrüttet werden; es erwüchsen aus diesem Quelle die meisten *Kachexien.* Aber auch das Erkranken der Excretionsorgane habe ähnliche Folgen, sobald entweder die dem Körper fremdartigen Principe im Blute blieben oder die schon abgeschiedenen wieder in den allgemeinen Nahrungsquell zurücktreten. Hiernach werden noch die besonderen Unterschiede, welche aus der verschiedenen Verrichtung oder Bestimmung der einzelnen bildenden Werkzeuge, ihrer Verbindung mit anderen, ihrer grösseren oder geringeren Verbreitung im Körper, der Einfachheit oder Zusammengesetztheit ihres Baues, der Qualität ihrer Substanz, ihrer Verbindung mit der äusseren Natur und der Eigenthümlichkeit ihres Baues entspringen, näher gewürdigt.

Die zweite Unterabtheilung aber beschäftigt sich mit der besonderen Betrachtung des Krankseyns der untergeordneten Systeme, Apparate und componirten Werkzeuge des bildenden Lebens, insbesondere des *lymphatischen* und *Zellgewebe - Systemes*, der *membranösen Apparate*, der *Knochen* und *Knorpel*, des *Muskelapparates* und der *allgemeinen Hautdecke.* Auch hier ist sowohl über diese Gegenstände im Allgemeinen, als über einzelne Krankheiten der genannten Theile viel Interessantes gesagt worden. Wir lassen darüber nur einige Bemerkungen folgen.

Bei den *Scropheln* nimmt der Verf. (S. 429) sowohl eine unvollkommene Qualität der Lymphe, als Unvollkommenheit der Canäle an, erklärt aber die Art der Abänderung der Lymphe für unbekannt und bestreitet die Meinung, wornach sie für eine Schärfe, z. B. Säure oder specifiques Scrophelgift, gehalten wird. Allein wenn wir auch gern zugeben, dafs die Entstehung der Krankheit nicht blos durch ein specifiques Scrophelgift zu erklären und dafs nicht einseitig der Hauptgrund der ganzen Krankheit aus Säure und insbesondere aus Magensäure (wie neuerlich auch von *Carmichael* behauptet worden) abzuleiten sey, so möchten wir doch nicht behaupten, dafs eine Schärfe der scrophulösen Dyskrasie ganz abzusprechen sey, indem die dadurch erregten Entzündungen, Ausschläge, Geschwüre etc. doch darauf hindeuten, so wie auch Säure oft bei scrophulösen Kranken bemerkt wird. — Der *Veitstanz* versichert der Verf. (S. 436) nie anders, als zu Folge von Fehlern der Assimilation entstanden gesehen und immer glücklich nach dieser Ansicht behandelt zu haben. — In Ansehung der *Verhärtung des Zellgewebes* glaubt der Verf. (S. 445) mit *Meckel*, dafs sie durch Unvollkommenheit des Lebens der Centraltheile des Nervensystems bedingt werde. — Viel Gutes wird (S. 459 ff.) über das *Reissen (Rheuma)*, so wie (S. 466 fg.) über die *Gicht*

gesagt, und über die Natur der letzteren mit Recht bemerkt, dafs man dieselbe als eine Krankheit anerkennen müsse, deren Wurzel tief in dem bildenden Leben ruhe, und welche in einer besonderen Abweichung der Mischung des Blutes von der Norm im Allgemeinen begründet sey; dafs aber die Ausbrüche derselben, die man meist erst Gicht nenne, anzusehen seyen wie die active Form derselben und als Evolution der durch jene Mifsverhältnisse bedrängten Natur, durch *vermehrte Ausscheidungen auf allen Wegen* die Fremdartigkeit zu verbessern. Der Hauptzufall der Gicht, das Reissen, bezeichne daher nur so viel, dafs bey ihr *das Streben der Natur nach Ausscheidung vorzugsweise* oder doch eben so stark nach *fibrösen Gebilden* gehe, die nicht zum Abscheiden bestimmt sind, als nach den eigentlichen Absonderungsorganen gehn; wir nennten die Krankheit nur dann Gicht, wenn sie sich durch Schmerzen der Glieder, besonders der Gelenke auszeichne; aber wir thäten sehr Unrecht, wenn wir die andern Erscheinungen darüber nicht beachteten, welche mit dem Reissen von gleichem Gehalte seyen, und wie dieses Streben nach Secretion andeuteten. Dies Streben nach Secretion in fibrösen Gebilden trete allemal, wo es Statt finde, in der Form des Reissens hervor, und sey in der Regel bis zu dem Grade von Höhe gesteigert, der den *Entzündungsprocefs* ausmache. So wie aber die Entzündungszufälle der Glieder bei Gichtausbrüchen sehr verschieden in den Graden seyen, so sey auch der allgemeine Zustand des Körpers bald mehr bald weniger entzündungsartig. Doch wird die richtige Bemerkung (S. 470) beigefügt, dafs die Entzündung der Gebilde nicht der wesentlichste Umstand bey der Gicht, wenn auch meistentheils damit verbunden sey, sondern das Streben nach Ausscheidung, und zwar unter andern vorzugsweise in fibrösen Gebilden. Worauf aber der letztere Umstand beruhe, wissen wir (wie der Verf. gesteht) nicht, so wenig als wir das Specifike der Mischung des Blutes bei der Gicht kennen. — Bei der Betrachtung der Rachitis wirft der Verf. die Frage auf (S. 524): »Sollte am Ende eine angeborne Unvollkommenheit »des Hirns, dasselbe von der Seite genommen, als es der »Vegetation dient, das ursprüngliche Causalmoment dieses »Uebels enthalten?« Obwohl allerdings die Verbindung dieser Krankheit mit einem erst gedrückten Zustande der Geistesthätigkeit, die sich an vorschnell entwickelt, so wie das öftere Zusammentreffen derselben mit der Hirnwassersucht etc. auf die Affection des Gehirnes bei dieser Krankheit deuten, so ist es doch noch zweifelhaft, in welchem Causalverhältnisse sie zu der übrigen Affection stehe, so wie dann der Verf. auch selbst gesteht, dafs die Construction dieser Krankheit noch tiefere

Untersuchungen nothwendig mache, die nur durch Hülfe der Beobachtung und genaue Leichenöffnungen zu bewerkstelligen seyen. — In Rücksicht der *Hautausschläge* erklärt sich der Verf. mit Recht gegen die Eintheilung derselben in hitzige und chronische. Sie ist übrigens nicht mehr so gewöhnlich und allgemein eingeführt, wie der Verf. (S. 583) sagt, sondern von mehreren Neueren, bereits aufgegeben worden, so wie sie dann auch Rec. nie billigen konnte, sondern schon in der ersten Ausgabe seines Handbuches der speciellen Pathologie und Therapie sich dagegen erklärt hat. — Aus den Betrachtungen über die Natur der Hautausschläge zieht der Verf. übrigens (S. 584 — 595) das Resultat, dafs sie von anderen abnormen Vorgängen im thierischen Körper, namentlich in abscheidenden Membranen nicht wesentlich verschieden, sondern *Wirkungen einer abnormen Secretion oder Vegetation in der Haut* seien, welche Ansicht gewifs umfassender und richtiger ist als die mancher Neueren, welche auch hier blos Entzündung zu sehen geneigt sind.

Ueber Mehreres wird sich besser nach Vollendung des Werkes urtheilen lassen. Wenn sich auch noch über die Darstellung und Anordnung mancher Gegenstände streiten läfst, wenn man manche Ansichten nicht für neu, manche Darstellung mehr in der Form und Anordnung von der früheren abweichend anerkennen sollte (was bei einem Werke von solchem Umfange kaum anders zu erwarten ist), so mufs man doch überhaupt der gründlichen, auf Gelehrsamkeit und Erfahrung sich stützenden Bearbeitung der Gegenstände in demselben, den darin herrschenden geläuterten, von Einseitigkeit entfernten Grundsätzen, der genaueren Anwendung der Anatomie und Physiologie auf die Krankheitslehre alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch stimmen wir dem Verf. ganz bei, wenn er (Vorrede S. XI) bei der Angabe des von ihm gewählten, von der Erfahrung ausgehenden, Standpunktes und in Bezug auf den (sogenannten) philosophischen sagt: »die Gabe des Selbstdenkens aber hat der gütige Schöpfer allen Menschen verliehen, »und nur Uebung dieses geistigen Vermögens in Verbindung »mit Erfahrungskenntnissen führt dahin, zum Nutzen der Menschheit neue Wahrheiten in der Naturlehre zu entdecken und »so diese Wissenschaft zu fördern; ein philosophischer Leisten, »dem die Wissenschaften angepast werden sollen, verhindert nur »die freye Thätigkeit des Geistes, und ein solcher allein, wäre »er auch noch so vollkommen, ohne tiefes Studium der Natur »selbst, dient zu Nichts, als Dünkel und Keckheit in leeren »Köpfen zu erzeugen, wovon die Literatur unseres Zeitalters »so viele Beweise gibt.« Um so mehr vertrauen wir, dafs er sich durch die Aussprüche derjenigen, die von ihrem angeblich

höheren Standpunkte vornehm auf sein Werk herabsehen, nicht irre machen lassen werde, und wünschen wiederholt, dafs ihm die baldige Vollendung desselben möglich seyn möge.

J. W. H. Conradi.

Zauber-Bibliothek, oder von Zauberei, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen, und Hexenprocessen, Dämonen, Gespenstern und Geistererscheinungen. Zur Beförderung einer rein-geschichtlichen, von Aberglauben und Unglauben freien Beurtheilung dieser Gegenstände. Von G. C. Horst; Grofsherz. Hessischem Kirchenrathe. Erster Theil. (XII. u 387.). Zweiter Theil 1821 (XII. u. 440.). Mit Abbildungen. Mainz bei Flor. Kupferberg. Beide Theile 9 fl. 45 kr.

Dieses mit Gelehrsamkeit und Geist ausgearbeitete Werk zieht wechselseitig an und belehrt, indem es einen historischen Gegenstand behandelt, der bisher noch keine so umfassende Bearbeitung erfahren, und gerade in unserer Zeit dem gebildeten Publicum vorgelegt zu werden verdient. Wichtig ist er für die Geschichte des Criminal-Verfahrens, also auch für den Juristen, nicht minder für den Arzt, insbesondere aber für den Lehrer der Religion. Kirchen- und dogmengeschichtlich sowohl, als für die praktische Theologie, überhaupt für die Würdigung des wahren Christenthums und der christlichen Aufklärung, beweist sich dieses Buch ungemein lehrreich. Rec. zeigt dasselbe in dieser Beziehung hier an. Er will sich nicht anmassen als Kenner in einem so speciellen Fache der Geschichte zu urtheilen, und ehrt den ausserordentlichen Fleifs, welchen der würdige Verf. den historischen Untersuchungen über seinen Gegenstand gewidmet hat; auch will er auf die Auszüge aus Philo, Plotinus, Jamblichus, Porphyrius, Proclus und späteren Schriftstellern sammt den Urtheilen über die Alexandriner, Neuplatoniker, Gnostiker u. s. w. nicht eingehen, aber er glaubt, dafs das Werk den Forschungen in diesem Fache ebenfalls dienen könne, da in unsrer Zeit die Kenntnifs jener Philosopheme neuerdings durch geistvolle Gelehrte (namentlich durch Creuzers Herausgabe des *Proclus*) so viel weiter gefördert wird. Auch will es Rec. Andern, vornehmlich dem Verf. selbst, überlassen, manches weiter zu untersuchen z. B. wie jenes im Norden einheimische Zauberwesen (wovon in der Edda die alte Sage redet) unter den Deutschen mit Vorstellungen der christlichen Kirche aus dem Süden und Osten zusammengeflossen, u. dgl. mehr. Die Begriffe von Magie, der weissen und schwarzen, insbesondre von ihrem Zweige der

Theurgie, und in dieser weiter der Zauberei (statt Teufelei, nach dem Verf. aus Zabelei von *Zabolus* st. *Diabolus*) sind ausführlich mit vielen historischen Beziehungen und Nachweisungen entwickelt. Hierzu ist die erste Abtheilung des 1ten wie auch des 2ten Bandes bestimmt, welche *wissenschaftliche Abhandlungen* enthält. Die 2te und 3te Abth. des 1ten Bandes giebt *gedruckte und ungedruckte wichtige Zaubergeschichten, ganz oder im Auszuge,* nebst *Actenstücken zu einer Revision des Hexenprocesses: — Pnevmatologia occulta et vera, Herpentils schwarze Magie; Actenmässiger Bericht eines etc.* zu Lindheim in den J. *1631 — 33.* geführten Processes; *Actenmässiger Bericht* von der zu Unterzell bei Würzbug vorgefallenen erschrecklichen Begebenheit *puncto Maleficiorum et Magiae* (durch Hinrichtung der unglücklichen Maria Renata Sengerin von München, der Subpriorin jenes Klosters, beendigt, und das in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts! wovon das Weitere im folg. Bd.); der berühmte Hexenprocefs zu Mova in Schweden v. J. *1670;* seltsame, angeblich zauberische, Vorfälle in den Waisenhäusern von Amsterdam und Horn, so wie bei dem Mädchen-Institute der *A. Bourignon* zu Ryssel, als Parallelen zu den Kindern von Mor. Die 4te Abth. enthält *wissensch. historisch-philos. Abhandlungen über den Gespensterglauben, Berichte von merkwürdigen Geistererscheinungen, Ahnungen, Prophezeihungen, symbolischen Träumen u. s. w.* Die 5te Abth. *denkwürdige Geschichten, Charakterzüge, Anekdoten etc. aus alten und neuen Büchern etc.* Der Leser wird hier eine gute und reiche Unterhaltung finden, und z. B. in den Anekdoten von *Luther* dessen Kraft und Geist nicht vermissen. Die angehängten Miscellen betreffen meist magische und alchymistische Mspte, und einige Gegenstände sonst, die dahin gehören, namentlich, dafs *Thonasius* selbst. der die Hexenprocesse gestürzt hat, noch im J. *1698.* als Referent eine Hexe zum Tode verurtheilte!

Der zweite Theil hat des Interessanten noch mehr, wozu eben sowohl die Abhandlung *von dem Zauberglauben der Magie, und der Zauberkunst in der alten und neuen Welt* gehört, als die historischen Nachrichten mit den eingestreuten Gedanken. Ausser jenen im 1ten Thl. angefangenen literär. Mittheilungen, folgen hier: *Doctor Fausts grosser und gewaltiger Höllenzwang etc. Acten von Hexenprocessen, wissenschaftl. historisch-philosoph. Abhandlungen über den Gespensterglauben, Berichte von merkwürdigen Geistererscheinungen etc.; denkwürdige Geschichten.*

Hier mag der neugierige Leser die Beschwörungsformeln, die seltsamen Zauber-Charaktere (unter denen man häufig den sogenannten Druiden-Schuh bemerkt), und den ganzen Hergang dieser Dinge betrachten. Aber es bietet sich uns in die-

sen Berichten etwas dar, welches schon allein dem Verf. den Dank unserer Zeit für seine unsägliche, und man darf wohl sagen, mitunter herzangreifende Mühe erwerben muſs. Wer diese Thatsachen gelesen hat, und sich nicht der Zeiten erfreuen kann, worin die Finsterniſs dieses schrecklichen Aberglaubens verschwunden ist, und noch immer jene ältere Zeit als christlicher lobt, weiſs um aufs glimpflichste zu urtheilen — nicht was er will. Der Verf. hat recht, daſs er mehrere Inquisitions-Acten mittheilt. »Nur also vermag man den ganzen Umfang des Jammers jener Zeiten und die unerhörten Folgen, welche der damalige allgemeine Teufels- und Hexenglaube in alle Zustände des bürgerlichen Lebens hinein brachte, gehörig zu übersehen.« — Wir lassen weiter das Buch reden: »Von ungefähr *1610—1660* sind in den deutschen *protestantischen* Ländern, am meisten in kleinern, Frey-Reichsstädten, und ritterschaftlichen und ganerbschaftlichen Ortschaften die meisten Hexen verbrannt worden. So lieſs z. B. Christoph v. Rantzow, ein holsteinischer Edelmann, einst *auf Einmal achtzehn* Hexen auf einem seiner Güter verbrennen. Dasselbe war zu der nämlichen Zeit auch in den *katholischen* deutschen Ländern der Fall. Es war als ob beyde Kirchen während der damaligen höchsten Spannung zwischen beyden, mitten unter dem unsäglichen Jammer des 30jährigen Krieges, wie mit einander *wetteiferten*, welche es der andern in Bekämpfung des Teufels und seiner Verbündeten, der armen Hexen, in heiligem Eifer zuvor thun könnte« — »Man erstaunt über die grosse Anzahl der Unglücklichen, die in so kurzer Zeit hier den Flammen geopfert wurden. Aber es ist noch lange nicht das Verhältniſs zu dem grossen *Lindheim'schen* Hexenproceſs von *1661* — *1664* wo nach den Geburts- und Sterbelisten der Kirchenbücher jener Zeit zu urtheilen, bei einer damaligen Bevölkerung von höchstens 600 Seelen während dreyer Jahre bei 30 Personen hingerichtet wurden« (sage *dreissig* Personen, der *zwanzigste Theil* der Einwohner, in diesem ritterschaftlichen, protestantischen Dorfe, in einer Zeit von *drei* Jahren, wegen Hexerei hingerichtet!). Es folgt weiter aus Nachrichten (unter andern aus *Haubers Acta et scripta magica*) ein »Verzeichniſs der »*Hexenleuthe*, so zu Würzburg *an. 1627* bis Anf. des J. *1629* mit »dem Schwerdt gerichtet und hernach verbrannt worden. Verschiedene derselben hat man aber auch lebendig verbrannt. »Es ist in 29 *Brände* abgetheilt, enthält aber, wie der sel. D. »Hauber versichert, noch lange nicht alle die Unglücklichen, »welche damals zu Würzburg als Zauberer und Zauberinnen ihr »Leben verloren, und das Verzeichniſs gesteht auch selbst, daſs »dahero noch viel unterschiedliche Brände gethan worden. Dem-

»ungeachtet belauft es sich auf 157 Personen. Die meisten dar-»unter sind alte Weiber, oder *fremde Durchreisende:* die alte »Kinzlerin, die alte Hofseilerin, die dicke Schneiderin, die »Bürstenbinderin, ein *fremder* Schultheifs, ein *fremder durchrei-»sender* Mann, ein *fremd* Weib, ein *fremder* Knabe, ein *blindes* »*Mägdlein* etc. etc. *Kinder* von 14, 12, 11, 10, 9 Jahren, Leute »die von Stand, Ansehen und Vermögen: die aber wahrschein-»lich eben deswegen der Hexerei beschuldigt wurden, weil ihr »aufgeklärter Verstand und ihr Fleifs sie reicher, geehrter, ver-»nünftiger und gewitzigter gemacht hatte, als ihre, in dem »Schlamm des Aberglaubens und der Vorurtheile versunkenen »Mitbürger, z B. 14 Vicarii am Dom, 2 Edelknaben, die di-»cke Edelfrau, eine Bürgermeisterin, ein Rathsherr, der dicks-»te Bürger zu Würzburg nebst seiner Frau, eine Procuratorin, »der Nicodemus Hirsch, der Dav. Hans, der Schwart, Chor-»herrn, des Stolzenbergers Rathsherrn *zween Söhulein und gros-»se Tochter nebst ihrer Mutter,* des D. Jungen Tochter, des Gö-»bel Babelin, die schönste Jungfrau in Würzburg, der Wey-»denbusch, Rathsherr, ein Student in der 5ten Schule, welcher »viele Sprachen gekonnt, und ein vortrefflicher *Musicus vocali-»ter et instrumentaliter,* der etc. (wir nennen in dieser Jammer-»Reihe nur noch die letzte unglückliche Person), die Schickel-»te, Amfrau, von der kommt das ganze Unwesen her!« — »Mufs einen, setzt Hr. H. hinzu, nicht ein Grauen ankommen, »wenn man diese Liste durchläuft, und sich recht lebhaft die »Todesangst dieser Elenden beim lauten Gefühl ihrer Unschuld »denkt, den Kummer der Ihrigen, den Ruin ganzer Geschlech-»ter, und alle die namenlosen Scenen des Entsetzens und Ver-»derbens, die nothwendige Folgen davon sind? was half ih-»nen das Läugnen? die entsetzlichsten Martern zwangen ihnen »bald ein Geständnifs ab, dem ihr Gewissen widersprach. Ich »las einmal die Acten eines alten Hexenprocesses aus einem »Amtsdorfe meines Vaterlandes. Die unglückliche bemeinte »Hexe blieb lange bei der Betheurung ihrer Unschuld. »Da »liefs ich sie tüchtig foltern« (berichtet der Schlösser) und sie »gestand.« Die Folterung dauerte 4 Stunden! O, wenn es ei-»ne Stimme unschuldig vergossenen Blutes giebt, wo mufs es »lauter rufen, als da, wo es gesetzmässig vergossen wird!« Früher wird erzählt, wie im J. *1621* eine blinde Person, die noch überdiefs an der fallenden Sucht litt, gemartert und zuletzt verbrannt wird! Was schützte also gegen diese *Mordbrenner?* wie sie D. Hauber nennt? Nicht Krankheit, Greisenalter, nicht Kindheit, nicht Gast- und Fremdenrecht! Und was hatte in jener Zeit Deutschland gegen fanatische Gräuel im Auslande, wie z. B. manche Verfolgungen im südlichen Frankreich waren, was

selbst gegen die Spanische Inquisition zum Voraus, Wir verweisen die Leser auch noch auf eine frühere hier ebenfalls aus Acten mitgetheilte höchsttragische Geschichte der Sidonia von Bork, „so die schönste und reichste adeliche Jungfrau in ganz Pommern gewesen," und die „ungeachtet der grossen Furbitte von benachbarten Kur- und Fürstlichen Höfen, auf dem Rabenstein vor Stettin geköpft und verbrannt worden" — „und zwar in ihrem achtzigsten Jahre, nachdem ihr vorher durch die wiederholten Folterungen alle Glieder am Leibe waren zerrissen worden"! — Nein, lernt nur die Finsternifs jenes Zeitalters kennen, so werdet ihr die Verdienste schätzen, welche sich besonders ein Balth. Becker und ein Thomasius um die Menschheit erworben, aber auch, dafs Deutschland die Aufklarung immer gerne angenommen. Aus den von 1710 und folgenden Jahren mitgetheilten Acten aus dem Hanauischen sieht man schon, wie das Licht, das diese Männer angezündet, diesen schauderhaften Aberglaben zu verscheuchen anfieng. Weniger zeigt sich noch diese Wirkung in mehrern andern Hexenprocessen. Aber was sollen wir sagen zu der Hinrichtung jener unglücklichen Priorin, und zu der „christlichen Anred nächst dem Scheiterhaufen, worauf der Leichnam Mariae Renatae, einer durchs Schwerdt hingerichteten Zauberin d. 21ten Juni 1749 (!) ausser der Stadt Würzburg verbrannt worden, an ein zahlreich versammeltes Volk gethan, und hernach aus gnädigstem Befehl einer hohen Obrigkeit in öffentlichen Druck gegeben von P. Georgio Gaar, S. J.", worin aus dem alt. Test. und den Legenden bewiesen wird, dafs es Gottes Wille sey, „die Zauberer auszurotten, und eines unsterblichen Ruhms insonderheit würdig Carolus V. nach dessen Constitution Artic. 109 die Zauberer lebendig sollen verbrannt werden, welches auch noch heutiges Tages wird in das Werk gerichtet;" und wo dann das Volk weiter erbaut wurde: „dann es giebt zu unsern Zeiten solche Leute, welche weder an Hexen, noch Zauberer, noch an Teufel, noch an Gott selbsten glauben! — geht hin, ihr Atheisten, nach Unterzell" etc. Doch das waren ja auch die letzten Worte der Art in Deutschland, und dazu kann es, wir hoffen es zur Verbreitung des ächten Christenthums, das Licht und Liebe wirken will, nicht mehr kommen.

Nicht übersehen dürfen wir übrigens, dafs zu einer Zeit, wo die Zeloten, unter den Orthodoxen wie unter den Ungläubigen, bei solchen Greueln schwiegen, ein als Mystiker von ihnen verrufener Theologe in seinem, hier mitgetheilten, theolog. Bedenken über einen in diese Rubrik gehörigen Fall, sich auch hierin auszeichnet. Hr H. bemerkt: „Man mufs den frommen Spener wirklich allein um dieses vernünftigen, freisinnigen u. umsichtigen theologischen Bedenkens willen lieb gewinnen, da er sich so hoch über seine Zeit darin erhebt. Wären die Inquisitoren überall so vernünftig, besonnen, menschlich zu Werk gegangen, so würden nicht in demselben J. 1673 so viele Scheiterhaufen in Deutschland angezündet worden seyn. — Er gehört zu den Bestreitern des rohen Teufelsglaubens und der Hexenprocesse seiner Zeit." Aberglaube und Unglaube ändern oft nur ihre Gestalt; die jetzt die Scheiterhaufen anzünden würden, sind? — wenigstens nicht, die es mit dem Glauben halten. Solche gründliche und anschauliche Enthüllungen des ersten, welche diese Zauberbibliothek enthält, bekämpfen auch den letzteren, und helfen dem chr. Religionslehrer zur Ausscheidung des reinen Glaubens. Auch in dieser Hinsicht wünschen wir diesem Werke Fortsetzung und Verbreitung.

Schwarz.

N°. 67. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Elementi di Fisica Sperimentale di Giuseppe Saverio Poli edizione tratta dalla sesta di Napoli Rinnovato ed accresciuta di Note dall' Autore. Venezia per Andrea Santini e figlio. 1817. V. Tomi. 8.

Dieses Werk, von einem durch seine naturhistorischen Forschungen und sonst berühmten Verf. suchte Rec. bald nach seinem letzten Erscheinen sich zu verschaffen; allein bei der Schwierigkeit, italienische Werke zu erhalten, konnte dieses erst später geschehen, und hierin liegt die Ursache der verzögerten Anzeige. Rec. hoffte aus demselben eine genaue Kenntniss von dem Standpunkte zu erhalten, worauf sich die physikalischen Wissenschaften in jenem benachbarten Lande befinden, allein seine Erwartungen sind nichts weniger als befriedigt. Wenn gleich das Werk unter die bedeutendsten gehört, wie schon aus der Menge seiner Auflagen hervorgeht, so ist es doch keineswegs geeignet, uns Deutschen weder Belehrung noch eine Uebersicht der Bearbeitung der Naturlehre in Italien zu gewähren, indem die Untersuchungen hinsichtlich des Aelteren zwar sehr vollständig sind, bei dem Neueren und Neuesten aber im Allgemeinen nur bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts oder bis zum Schlusse des ersten Jahrzehendes dieses Jahrhunderts reichen, mit einziger Ausnahme der Entdeckung *Davy's* über die Wirkungen der Volta'schen Säule. Uebrigens ist das Werk nach Art der französischen abgefaſst, d. h. es ist fortlaufend demonstrirend u. erzählend, ohne genaue geometrische Construction durch zweckmässige und ausführlich dargelegte Formeln und Berechnungen, lieset sich daher angenehm und mit vieler Unterhaltung nach Art der Nollet'schen Vorlesungen, jedoch ohne den hohen Grad der Lebendigkeit, welchen namentlich *Biot* seinem Vortrage *im précis elementaire* zu geben wuſste. Hieraus erklärt sich leicht der starke Absatz welchen das, zur Zeit seiner ersten Entstehung eben so reichhaltige, als gründliche Werk erlebte, indem der Verf. bloſs das Neueste nicht nachgetragen hat, oder was uns wahrscheinlicher dünkt, indem mit wenigen zugesetzten unvollkommenen Noten diese in Venedig herausgekommene siebente Auflage ein blosser Abdruck eines für die jetzigen Zeiten schon veralteten Werkes ist.

Wir wollen indeſs zu einer kurzen beurtheilenden Uebersicht des Einzelnen übergehen. Das ganze Werk ist in Vorlesungen, Artikel und Paragraphen abgetheilt. Die erste Vorlesung handelt von der Materie im Allgemeinen, und deren Eigenschaften, wobei der Verf. sich als Anhänger einer nicht ganz geläuterten Atomistik zeigt, ohne von der dynamischen Ansicht etwas zu wissen, vielmehr kann man hierin seine Ansichten mit vollem Rechte veraltet nennen, indem bei weitem nicht so viel Präcision und Selbstgedachtes darin liegt, als man z. B. noch in Brisson's *Traité* von *1789.* gewiſs mit Vergnügen antrifft. Unter andern wird die Porosität weitläuftig aus der Ausdehnung der Körper, und die Existenz eines leeren Raumes aus der Beweglichkeit derselben, der Ausdehnung und dem verschiedenen specifischen Gewichte bewiesen. Uebrigens werden Porosität und Theilbarkeit an feinen Holzstreifen erläutert, welche mit der hier abgebildeten, sonst wenig bekannten Maschine von *Cumming* geschnitten sind. Die Attractionskraft ist in ihren Modificationen der Cohäsion, Adhäsion und Affinität durchaus nicht genügend geschieden. Unhaltbar wird man es ohnehin finden, daſs S. 74. die Attraction der Cohärenz eine Folge der individuellen Figur der verschiedenen Körperelemente seyn soll (*di ragione modificata diversamente dalle varia figura delle particelle de corpi*). Eine Repulsivkraft wird aus mehreren bekannten Erfahrungen gefolgert, inzwischen erscheinen dem Verf. diese verschiedenen Thätigkeiten so schwierig zu erklären, daſs er nicht wagt, sie auf bestimmte Gesetze zurückzuführen. Im letzten Artikel der ersten Vorlesung wird von der Schwere gehandelt, und *Newton's* grosses Verdienst (Galilei wird hier nicht erwähnt) um die Auffindung ihrer Gesetze sehr hoch gepriesen. Sie wird übrigens richtig als das Product der Anziehung der gesammten Erdmasse angesehen, und beim Fall der Körper auf die Ellipticität kurz hingedeutet; übrigens aber bemerkt man doch, daſs die Begriffe nicht scharf gefaſst sind, denn um die Abnahme der Schwere, den Quadraten der Entfernung proportional, zu erläutern, läſst der Verf. *Newton* behaupten, daſs ein Körper, welcher auf der Erde 3600 ℔. wöge, auf dem Monde nur ein ℔. wiegen würde. Dennoch aber wird später der Unterschied zwischen Schwere und Gewicht deutlich angegeben.

Die zweite bis sechste Vorlesung, welche der erste Band enthält, handeln von der Bewegung, die letzte insbesondere von der Dynamik, oder dem Stoſs der Körper. Alle hierher gehörigen Gegenstände sind sehr ausführlich abgehandelt, und der Verf. zeigt hinlängliche Bekanntschaft mit der französischen und englischen, sehr wenig dagegen mit der deutschen Lite-

tur. Leibnitz ist ihm hinlänglich bekannt, auch Tobias Mayer;
ei desto schlechter sieht es mit der neuesten Literatur aus.
der Darstellung des Weltsystems kennt er *Lalande*, aber die
rbeiten von *Laplace*, *Biot* und *Delambre* über diese Gegen-
inde sind ihm unbekannt. Von den neuen Planeten nennt
blofs die Ceres, erwähnt dafs *Bodo (sic)* und von *Zach* die
eranlassung zur Aufsuchung derselben gegeben, kennt aber
eder *Schröter* (auch nicht dessen selenotopographische Frag-
ente) noch *Olbers* noch *Gauss*, wohl aber *Herschel* nebst sei-
r Abkunft und seiner Lebensgeschichte. Dennoch erwähnt
oft der in Deutschland angestellten Beobachtungen und For-
hungen blofs im Allgemeinen. Bei dieser Gelegenheit erhält
ich *Galilei* gebührendes Lob in folgenden merkwürdigen Wor-
n S. 142: --- *dal immortal Galilei, sommo lume ed
namento della nostra Italia, cui costò per sua sven-
ira infinito travaglio, e fieri persecuzione il volerlo
acciare per vero, quantunque lo avesse ridotto alla
assima chiarezza, come si puo rilevare dal suo cele-
e Dialogo intorno a tal soggetto.* Später X. 226. zeigt
auch sehr richtig, dafs *Josua* in der berühmten Stelle S. 12.
h ganz nach dem gemeinen Sprachgebrauche, dessen sich
lbst die Astronomen oft bedienten, gerichtet habe, und dafs
für verrückt gehalten seyn würde, oder sehr unzeitig eine
inem Heere ohnehin unverständliche astronomische Abhand-
ng habe einschalten müssen, wenn er hätte sagen wollen:
de stehe still. Ueber Ebbe und Fluth wird weitläuftig ge-
ndelt, und dasjenige benutzt, was Plinius, Keppler, Newton,
alley, Bernoulli, Euler, Maclaurin, d'Alembert und Lalande
rüber gesagt haben, ohne bis auf die neuesten Untersuchun-
n von *Laplace* herabzugehen. Zur Erläuterung des Parallelo-
ams der Kräfte beschreibt der Verf. S. 259. eine vom Rec.
sher unbeachtete, nach ihrem Erfinder *Seitz* benannte Ma-
hine, deren sich die *Academie del Cimento* bedient haben
ll. Auf einem mit gleichförmiger Geschwindigkeit bewegten
agen wird eine Kugel vertical in die Höhe geschleudert, und
llt nach einer durchlaufenen Parabel wieder in ihre Kapsel
rück.

Der zweite Band begreift in der siebten bis eilften Vorle-
ng die Fortsetzung der Bewegungsgesetze mit Anwendung
f Maschinenlehre, in der zwölften und dreizehnten aber die
rhältnifsmässig kurz abgefafste Hydrostatik. Eine ins Ein-
lne gehende Darlegung des Inhalts würde überflüssig seyn,
d Rec. begnügt sich mit der allgemeinen Anzeige, dafs alles,
as aus früheren Zeiten über diese Gegenstände aufgefunden
t, sich hier sehr ausführlich und deutlich zusammengestellt

findet, mit einer oft unbegreiflichen Vernachlässigung, der neueren Resultate. So wird ausführlich vom Pendel, und der Art gehandelt, die Gestalt der Erde dadurch zu bestimmen, aber es werden hierbei blofs die Versuche von *Richer, Bouguer* und *Maupertuis* erwähnt, ohne der neueren von *Borda, Mechain, Biot* und *Arago* zu gedenken. Ausführlich wird auch gezeigt, wie vortheilhaft Theile des Secundenpendels, oder Pendel von einer beliebigen Zahl Schwingungen in einer Secunde als Normalmafs dienen könnten, welches längstens vielfach verhandelt ist, und wahrscheinlich allgemeinen Beifall gefunden haben würde, wenn es nicht so schwierig wäre, die Länge eines Pendels genau zu messen. *Hutton's* Versuche über die Bahn geschossener Kugeln aus dem 68t. Bande der *phil. trans.* sind dagegen der Aufmerksamkeit des Verf. nicht entgangen, welcher sich überhaupt mit der englischen Literatur vorzugsweise bekannt zeigt. In der Mechanik werden 6 einfache Maschinen angenommen, der Hebel, das Rad an der Welle, der Flaschenzug, die Schraube, die geneigte Ebene und der Keil, alle ausführlich beschrieben, und die hauptsächlichsten Anwendungen derselben nachgewiesen. Zwei wenigen bekannte Flaschenzüge findet man hier beschrieben, beide in England erfunden; der eine von *White*, aus sechs, auf einer Achse laufenden, konisch zunehmenden Rollen in jeder Flasche, welches übrigens aus bekannten Gründen nicht zweckmässig ist, und der andere von *Smeaton*, mit zwei Reihen Rollen deren Axen kreuzweise übereinander liegen, in jeder Flasche, eine nach Rec. Erfahrung allerdings vorzügliche Einrichtung. Bei einer nicht ausführlichen Tafel der specif. Gew. ist es auffallend, dafs Brunnenwasser als Einheit angenommen wird, wonach dann destillirtes = 0,993 und Quesksilber = 14, 0 ist. Bei der Hydraulik sind die schätzbaren Vorarbeiten benutzt, welche sich in der *Raccolta degli Autori, che trattano del moto delle acque, Firenze 1767.* befinden, wozu aber verschiedene eigene Beobachtungen des Vrf., vorzüglich über die Anwendung der Vera'schen Maschine kommen.

Im dritten Bande sind in der 14t. bis 17t. Vorlesung die Lehren von der Luft, den Gasarten, der Respiration und der menschlichen Ausdünstung, nebst einigen Anwendungen derselben enthalten. Von dem Wassergehalte der atmosphärischen Luft, den Hygrometern, namentlich einem, welches aus einem Hanffaden besteht, dessen sich der Verf. bedient, S. 88. ausserdem vorzüglich von denen, welche *Lambert, Saussure* und *de Luc* angegeben haben, und den sonstigen Beimischungen der Atmosphäre wird gleich anfangs gehandelt. Die Kenntnifs von den Verbesserungen der Luftpumpen geht bei dem Verf.

ofs bis auf *Nairne*, und von den Bestandtheilen der Luft auf
avoisier, *Fourcroy*, *Guyton Morveau* und *Chaptal*. Nach funf-
hnjährigen Beobachtungen des *Cav. Vivenzio in Neapel* soll
r höchste Stand des Barometers daselbst 343,9 Lin. und der
edrigste 323,8 Lin., also der ganze Unterschied 20,1 Lin. be-
gen haben. Bei Gelegenheit der Gasarten werden die ein-
:hen Stoffe einzeln erörtert, welche nach dem Verf. sind:
cht, Wärme, Oxygen, Hydrogen, Azot, Kohlenstoff, Phos-
or, Schwefel, Diamant und 21 Metalle. Dieser vorläufigen
stimmung ungeachtet werden das salzsaure und flufssaure
is, dem Anschein nach, als einfache oder aus einfachen Grund-
jen bestehende Körper abgehandelt. Beim Wasserstoffgas
rd ausführlich von der Aeronautik und beim Salpetergas ge-
gend von den verschiedenen, auch dem Volta'schen Eudio-
ter geredet, und zum Beschlufs die Art der Zerlegung der
nosphärischen Luft nach *Lavoisier* gezeigt. Bei dem Artikel
er die Respiration folgt der Verf. vorzüglich der Autorität
n *Lavoisier*, *Seguin* und *Jurine*, fügt indefs eigene Beobach-
ngen hinzu, namentlich über die Temperatur der Testaceen,
lche er im künstlich erwärmten Medio stets zwei Grade
über dasselbe gefunden haben will. S. 253.

Der vierte Band ist von mannigfaltigem Inhalte doch so,
s sich der Zusammenhang der einzelnen Gegenstände we-
gstens einigermassen nachweisen läfst. In der 18t. Vorlesung
rd die Lehre vom Schalle mangelhaft und in vielen Stücken
richtig abgehandelt; die 19te giebt Belehrung von den Win-
n, die 20ste eine weit vollständigere von der Natur und den
standtheilen des Wassers nebst den Eigenthümlichkeiten der
mpfe und der Eisbildung, woran sich in der 21st. und 22st,
sehr vollständigen Untersuchungen über die Wärme schlies-
, so weit diese bis *Lavoisier* und *Laplace* reichen. Auch die
tik ist, bis auf die neueren Versuche über die Polarisation
r vollständig und gründlich vorgetragen, und es ist wohl
ht zu misbilligen, dafs der Verf. nach der Angabe der ge-
hnlichen Erklärung der Nebensonnen und Nebenmonde diese
scheinungen allerdings für sehr schwierig und noch keines-
gs völlig befriedigend aufgeklärt ausgiebt. Bei der Abhand-
g über die Electricität ertheilt der Verf. den deutschen und
nzösischen Physikern das Lob, dafs durch sie zuerst die Elec-
irmaschinen verbessert wären, ohne jedoch diejenigen zu
nen, durch welche dieses geschehen seyn soll. Unter den
enen interessanten Beobachtungen findet sich auch die, dafs
Bekannter des Verf. beim Wechseln des Hemdes oft leb-
te Funken gab. S. 91.: *Un cavaliere da mia conoscenza dà so-
te delle vive scintille di fuoco dalle spalle, e dalle braccia nell'*

atto che si cambia di camicia. Leider ist die Art der Electricität nicht untersucht, welches von Wichtigkeit gewesen wäre. Sehr ausführlich sind die Abhandlungen über die electrischen Fische, über atmosphärische und medicinische Electricität; allein da Rec. nichts darin gefunden hat, was nicht anderweitig bekannt wäre, so hält er es für überflüssig, Einzelnes daraus mitzutheilen. Eben dieses ist der Fall bei der dann folgenden Untersuchung über den Magnetismus, und weil der Verf. bei dem Abschnitte über den Galvanismus, welcher den Beschluſs des Ganzen macht, bei grosser Ausführlichkeit sich vorzugsweise bloſs an dasjenige hält, was von *Galvani, Volta* und *v. Humboldt* hinsichtlich dieses Gegenstandes geleistet ist, obgleich derselbe hierbei bis auf die neuesten Entdeckungen *Davy's* herabgeht, wovon wir indeſs in Deutschland ohnehin genügend unterrichtet sind, so kann man auch hieraus keine neue Belehrung schöpfen.

Lehrbuch der Physik von FRIEDRICH KRIES, Professor am Gymnasium zu Gotha, einiger gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Dritte, sorgfaltig durchgesehene und verbesserte Auflage. Mit 41 Holzschnitten. Jena 1821. XIV. und 503 S. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Von diesem Lehrbuche der Physik, dessen Brauchbarkeit wohl ziemlich allgemein bekannt ist, haben die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift keine Beurtheilung geliefert, und Ref. glaubt dieses Versäumniſs durch eine kurze Anzeige der vorliegenden dritten Auflage wenigstens etwas wieder gut machen zu müssen. Zunächst ist dasselbe für das anerkannt vortreffliche Gymnasium zu Gotha, und zugleich für diejenigen höheren Lyceen bestimmt, auf denen ein ausführlicher Unterricht in der Naturlehre ertheilt wird. Diesem Zwecke gemäſs ist das Ganze nur kurz, und mit Weglassung tieferer Forschungen abgefaſst, welche der rühmlichst bekannte Verf., so gewiſs er sie hätte anstellen können, doch in Gemäſsheit der nächsten Bestimmung dieses Leitfadens für unzweckmässig erachtet hat, wodurch es denn möglich wurde, die Experimentalphysik nebst der angewandten Physik auf verhältniſsmässig so wenige Bogen zu bringen. Indeſs muſs hierbei allerdings zugleich berücksichtigt werden, daſs manche Gegenstände zur Veranlassung einer mündlichen Erläuterung bloſs angedeutet sind. Uebrigens ist der Vortrag aber durchaus klar und verständlich, und dem Zwecke des Buches gemäſs eingerichtet, in Rücksicht auf welchen die Figuren, grösserer Deutlichkeit wegen, im Texte selbst gezeichnet sind.

Rec. kann aus mehreren Gründen in eine genaue Beurtheilung des Einzelnen nicht eingehen, und will daher nur im Allgemeinen bemerken, dafs der Verf. der dynamischen Ansicht, welche im J. *1810.* beim Erscheinen der ersten Auflage in Deutschland sehr allgemeinen Beifall fand, treu geblieben ist, ohne jedoch alle Naturerscheinungen blofs auf die beiden bekannten hypothetischen Kräfte zurückzuführen. Wenn man aber berücksichtigt, dafs in dem letzten Decennio die Hauy'sche Krystallisationslehre und die Stöchiometrie fast ganz allgemein in die Naturwissenschaften eingeführt sind, und wenn man nicht unbeachtet läfst, dafs in den gediegenen Bearbeitungen der Experimentalphysik von *Young, Hutton, Playfair, Hauy, Libes, Beudant* und *Biot,* mehrerer deutschen Werke nicht zu gedenken, von dem Wechselspiele der beiden entgegengesetzten Kräfte keine Rede ist, und hierin dennoch die Naturphänomene mit mehr innerer Consequenz zusammengestellt und geordnet werden, als es unserm Ermessen nach durch die Benutzung dieser letzteren geschehen kann; so darf man billig fragen, ob die dynamische Ansicht ohne weitere Prüfung noch immer als gültig angesehen, und der längst veralteten, von keinem neueren Schriftsteller mehr vertheidigten, ehemaligen Atomistik entgegengesetzt werden kann. Noch auf eine Kleinigkeit erlauben wir uns den gelehrten Verf. deswegen aufmerksam zu machen, weil der Nutzen des Unterrichts in der Naturlehre hauptsächlich mit aus der scharfen Bestimmung der Begriffe hervorgeht. Es scheinen uns nämlich gleich von Anfang an die Begriffe von Materie und Körper nicht genug geschieden, und nicht hinlänglich bestimmt zu seyn. Nach Rec. Dafürhalten sind nicht sowohl die Körper, sondern es ist vielmehr die Materie das Object der Untersuchung in der Naturlehre, ein Körper aber ist die *begrenzte Materie,* wobei daher die Ausdehnung nach den drei Dimensionen unterschieden wird. Wollte der Verf. hiergegen einwenden, dafs man auch von *luftförmigen Körpern* rede; so würden wir erwiedern, dafs es wohl eigentlich luftförmige Substanzen heissen müsse, und zugleich auf die Verwirrung hinweisen, worin man sich unfehlbar ohne scharfe Bestimmung der vorliegenden Begriffe verwickelt. Es heifst nämlich S. 9.: »*Wir kennen kein anderes Mittel, uns von dem Daseyn eines Körpers zu überzeugen, als den Widerstand, den er unserm eigenen Körper entgegengesetzt, oder den unser Körper ihm entgegengesetzt, wenn einer in den Raum, den der andere einnimmt, eindringen will.*« Rec. will hierbei nicht an die Ueberzeugung vom Daseyn der Himmelskörper, der Wolken und anderer, blofs durch das Gesicht wahrgenommenen Körper erinnern, sondern blofs fragen, wie es zu nehmen sey, wenn

der Chemiker sich bei seinen Operationen vom Daseyn des Chlor's, des Seleniums, des Arseniks und zahlloser anderer Substanzen durch den Geruch überzeugt; den Gebrauch der Reagentien gar nicht gerechnet.

Uebrigens ist der Verf. in der Anordnung des Ganzen der seit Erxleben eingeführten, gewiss zweckmässigen Methode getreu geblieben, läſst indeſs die Untersuchungen über die Wärme auf die Abhandlung vom Lichte folgen. Gelegentlich will Rec. bemerken, daſs die Zurückführung der Kunststücke des unverbrennlichen *Reger* auf Täuschung und Taschenspielerei, wie dieses durch H. Müller nach S. 274. geschehen ist; nach neueren Untersuchungen durch *Sementini, Hermbstädt* und andere doch wohl unzulässig ist. Vergl. *Hermbstädt* Bullet. X. Hft. 1 u. 5. *Tilloch's phil. mag. 1. 125. u. a.* Daſs alle Körper vom Magnete afficirt würden, ein ganz neuerdings durch *H. P. Hansteen* wieder aufgestellter Satz, ist zwar früher in den hier S. 324 angeführten Stellen von *Coulomb* behauptet, aber später nach der Aussage *Biot's III. 117.* wieder zurückgenommen, und muſs somit erst aus neuen Untersuchungen gefolgert werden. Der chemische Theil der Naturlehre, wenn wir uns kurz so ausdrücken dürfen, ist mit grosser Vollständigkeit abgehandelt, um auch über diese Gegenstände den Zuhörern die nöthigsten Vorkenntnisse beim Elementarunterrichte mitzutheilen.

Von dem Verf., welcher ein vortreffliches Compendium der mathematischen Geographie geschrieben hat, läſst sich erwarten, daſs auch dieser Theil der angewandten Physik hier sehr gut bearbeitet ist, welches sich überhaupt von diesem ganzen Theile des Lehrbuches sagen läſst. Nur einige Kleinigkeiten will Rec. bemerken, nämlich zu S. 446. daſs vollkommen ausgekochte Barometer nicht leuchten, sondern bloſs diejenigen, worin sich verdünnte Luft befindet, imgleichen zu S. 484., daſs *Henderson,* wenigstens in dem ersten, uns bis jetzt zu Gesicht gekommenen Theile seiner Reise in Island nichts von einem Geräusche beim Nordlichte erwähnt.

Ein zweckmässiges Register erhöhet die Brauchbarkeit des Werkes.

Anfangsgründe der Naturlehre zum Behuf der Vorlesungen über die Experimentalphysik von J. T. MAYER, königl. Groſsbr. Hofrath und Professor der Physik zu Göttingen. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 3 Kpft. Gött. 1820. XVI. u. 600 S. 8. 2 Rthlr.

Auch von diesem Lehrbuche der Naturlehre haben unsere kritischen Blätter bisher geschwiegen, ohne Zweifel durch blosses

Versehen, indem dasselbe auf mehreren Universitäten eingeführt ist, und der rühmlichst bekannte Verf. namentlich in den Lehren von der Wärme und dem Lichte die Wissenschaft nicht unwesentlich erweitert hat. Rec. hält es daher für seine Schuldigkeit, das Erscheinen dieser vierten in vielen Stücken vermehrten und verbesserten Auflage mit kurzen Worten anzuzeigen, ohne in eine ausführliche Inhaltsanzeige oder Beurtheilung bei einem Werke einzugehen, welches sicher in den Händen aller deutschen Physiker ist.

Der Verf. ist in der wissenschaftlichen Darstellung des Ganzen durch alle vier Auflagen derjenigen Ansicht getreu geblieben, welche derselbe in der ersten im Jahre *1801* erschienenen hegte, und hat sich somit theils von einer Zurückführung aller Naturerscheinungen auf das Wechselspiel von zwei entgegenwirkenden Kräften, theils von einer rein speculativen Construction der Naturgesetze frei gehalten, wodurch er nunmehro sich mit den berühmtesten ausländischen Gelehrten auf dem nämlichen sichern und haltbaren Standpunkte befindet. Die Anordnung der einzelnen Abschnitte unterscheidet sich von der im Allgemeinen angenommenen dadurch, daſs die optischen Untersuchungen in zwei Theile getheilt, und die leichteren vorangestellt, die tiefer in das Wesen der Sache selbst eindringenden aber am Ende des ganzen Werkes hinzugefügt sind, welches übrigens ein jeder Lehrer beim mündlichen Vortrage nach seinem eigenen Gutdünken abändern kann. Auf den ersten Theil der Optik folgt dann eine ausführliche Untersuchung der einfachen und zusammengesetzten Stoffe, welche als Grundlage der gesammten Körperwelt angesehen werden können, und ein eigenes, diesem folgendes Capitel ist den Luft- oder Gasarten gewidmet, worauf dann die Lehre von der Electricität, und vom Galvanismus folgt. Daſs die sämmtlichen Lehren deutlich entwickelt, zugleich aber gründlich und tiefer in die Sache eingehend erörtert sind, versteht sich von selbst, auch findet man überall die gehörigen literärischen Nachweisungen der Hauptwerke über die abgehandelten Gegenstände. Nicht ohne Nutzen sind die verschiedentlich eingestreueten eigenen Ansichten des Verf. und Hindeutungen auf dasjenige, was hinsichtlich der anerkannten Naturgesetzte noch zweifelhaft und unbestimmt ist, wodurch den wissenschaftlichen Forschern Veranlassung zu neuen Untersuchungen gegeben wird.

Die angewandte Naturlehre findet man hier nicht. Der Verf. hat bekanntlich die hierunter gehörigen Untersuchungen in einem eigenen, *1806* erschienenen Compendio abgehandelt,

welches auch in diesen Jahrbüchern *1808 pag. 346* mit gebührendem Beifalle angezeigt ist.

Anfangsgründe der Physik, als Vorbereitung zum Studium der Chemie. Von BENIAMIN SCHOLZ, Dr. der Arzneikunde und Prof. der allgemeinen technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfert. Wien 1821 XIV und 642 S. 8. Pr. 3 Thlr. 8 gr.

Dieses empfehlenswerthe Lehrbuch der Physik ist in unsern Jahrbüchern 1819 S. 739 mit gebührendem Lobe beurtheilt, und Rec. begnügt sich daher, die schnell erfolgte neue Auflage mit einer kurzen Angabe der hinzugekommenen Erweiterungen und Verbesserungen anzuzeigen. Ausserwesentlich ist es wohl, dafs jetzt statt der vorigen sehr schönen lateinischen Typen auf gleiche Weise gefällige deutsche gewählt sind; aber bedeutend ist das Hinzukommen von zwei Kupfertafeln, welche, wie das ganze Werk, sauber und schön gearbeitet, ausserdem reichhaltiger als die vorigen sind, und deren letzte eine sehr vollständige stöchiometrische Tabelle enthält.

Alle Zusätze einzeln anzuführen, würde zweckwidrig seyn, und Rec. erlaubt sich daher nur im Allgemeinen zu bemerken, dafs sie sowohl zahlreich als gröstentheils wichtig sind, und daher das Werk als ein ausführlicheres Lehrbuch zum Nachlesen geeigneter machen. Die Vergleichung des atomistischen und dynamischen Systems, unter welchen der Verf. vorzüglich der chemischen Principien wegen dem letzteren den Vorzug giebt, ist hier noch ausführlicher, als in der ersten Auflage. Rec. begreift nicht, wie die dynamische Ansicht mit der Stöchiometrie, welche jetzt allgemein in der Chemie eingeführt ist, und vom Verf. gleichfalls angenommen wird, vereinbar seyn kann, da der Widerspruch sogar schon im Worte selbst liegt. Dafs die Materie ins Unendliche physisch theilbar sey, und die Körper aus unendlich kleinen Theilchen, im strengsten Sinne des Wortes, beständen, nimmt gegenwärtig kein Atomistiker an, eben weil das Unendlich-kleine kein Gegenstand der Messung und Bestimmung mehr ist; wohl aber, dafs viele, wo nicht alle Körper sich in so kleine Theile theilen lassen, dafs ihre Grössen unserer Vorstellung, nicht aber unseren Zahlenbestimmungen entschwinden, welches ganz aus der Erfahrung entlehnt ist. Biot sagt hierüber eben so wahr als deutlich in seinem *précis elementaire: C'est une pure question de mots. Si l'on veut parler d'une divisibilité, abstraite et géométrique, il y*

a aucun doute qu'elle ne s'étende indéfiniment; .... mais si l'on veut parler d'une divisibilité reelle et physique, nous ne pouvons rien prononcer d'absolu. Mit der Annahme einer Durchdringung der ins Unendliche getheilten Materie in den chemischen Mischungen, nach S. 15, ist unsers Bedünkens die Theorie der bestimmten Mischungsverhältnisse, eben wie der Kantische Hauptsatz, dafs der Repulsionskraft zufolge keine Materie von der andern durchdrungen werden könne (S. metaph. Anf. d. Nat. p. 31) ganz unverträglich.

Eine nützliche, obgleich nicht eigentlich in die Physik gehörige Zugabe ist eine von S. 40—45 mitgetheilte Uebersicht der allgemeinen Gravitationsgesetze, nebst einer kurzen Anwendung derselben auf die Bewegung der Himmelskörper. Bey der Erläuterung der Gesetze der Pendelschwingungen ist diesesmal auch auf die Schwungkraft der Erde Rücksicht genommen; indefs ist es S. 59 (vergl. S. 516) unrichtig, wenn es heifst, dafs die (gewöhnlichen, im Kreise schwingenden) Pendel isochronisch und tautochronisch schwingen, (wenn wir anders bei der üblichen Bedeutung dieser Worte bleiben wollen); denn die Zeit wächst bekanntlich mit der Grösse der Schwingungsbögen, und die Bewegung ist vom Anfange des Falles an zunehmend, bis zum tiefsten Punkte, und dann abnehmend. Etwas anders wäre es, wenn die Pendel nach Huygens sich in der Cykloide bewegten. In der Anmerkung ist die Behauptung des Tautochronismus (richtiger Isochronismus) wieder beschränkt, aber es ist auch nicht ganz richtig, dafs bei einem Schwingungsbogen von 15° der Unterschied erst nach vielen tausend Schwingungen merkbar werden soll — wie sich aus der Berechnung der hierüber vorhandenen bekannten Formel, und aus Lalande's gleichfalls sehr bekannten Versuchen leicht ergiebt. Endlich würde es auch zweckmässiger und belehrender gewesen seyn, das Gesetz, dafs die Pendellängen sich wie die Quadrate der Schwingungszeiten verhalten, auf das Gesetz vom Falle der Körper unmittelbar zurückzuführen, als unbestimmt zu behaupten, dafs man dasselbe aufgefunden habe.

Der Abschnitt über Aërometrie ist ansehnlich, und zum erweislichen Vortheile des Werkes erweitert. Gelegentlich wollen wir indefs bemerken, dafs S. 103 der neuen Auflage, wie in der alten Kastners Lehrbegriff der Mathematik. statt Karstens angeführt wird. Auch die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen chemischen Systeme von Bergmann, Berthollet und Berzelius, auf deren Darstellung Rec. bei der Anzeige der ersten Auflage aufmerksam machte, sind sehr erweitert vorgetragen. Inzwischen bedauern wir, dafs unsere Beurtheilung dem Verf. nicht zu Gesichte gekommen, und dafs sonst niemand

ihn auf die auch hier wiederholte, aller Erfahrung widerstreitende Behauptung aufmerksam gemacht hat, daſs eine Glaslinse von einer Glastafel, worauf sie gelegt wird, durch Repulsion in einem Abstande von $^1/_{137}$ Zoll gehalten werden soll, also weiter, als die Schraubengänge der feinsten Schrauben von Repsold sind, eine auffallend falsche Behauptung, welche noch obendrein als von Newton herrührend angegeben wird. Ein solcher Autoritäts-Glaube, wenn Newton wirklich den Satz behauptet hätte, sollte doch keinen denkenden Schriftsteller gefangen halten. In dem Abschnitte über die Optik sind die Zusätze verhältniſsmässig nicht so zahlreich, inzwischen ist die Lehre der Polarisation nicht ganz mit Stillschweigen übergangen, aber doch immer noch kürzer abgehandelt, als sie es ihrer Wichtigkeit wegen verdient; denn wenn man alles das zusammennimmt, was Malus, Seebeck, Arago, Brewster, Herschel, Fresnel und andere in dieser Hinsicht geleistet haben, so kann man füglich dieses für die bedeutendste Erweiterung der physicalischen Wissenschaften seit Newton's Zeiten erklären. Daſs Wollaston's periskopische Brillen mehr als andere spiegeln sollten, wie S. 202 behauptet wird, ist Rec. nicht klar, und eben so ist S. 205 die Angabe, daſs das menschliche Auge noch $^1/_{10}$ bis $^1/_{12}$ Linie deutlich unterscheide, zu beschränkt, indem die viel dünneren Menschenhaare, Glasfäden und sogar Spinnenfäden noch immer genau unterschieden werden können.

Vorzugsweise ist die Lehre von der Wärme umgearbeitet, und erweitert, und hat namentlich in dem Abschnitte über die Gesetze der Dampfbildung sehr bedeutende Zusätze, theils aus andern Quellen, theils und hauptsächlich durch eine zweckmässige Benutzung der Beobachtungen des H. Wells über den Thau erhalten. Zugleich bemerkt man sowohl hier als bei den gehaltreichen Untersuchungen über die Erzeugung der Wärme, daſs der Verf. in der Regel nicht etwa die fremden Ansichten in sein Werk übergetragen, sondern alles geprüft und sich selbst erst zu eigen gemacht hat. Man wird sicher, namentlich diese letztgenannten Untersuchungen, nicht ohne Interesse lesen, u. Rec. freuet sich, eine von ihm selbst unlängst ausgesprochene Behauptung als das Resultat einer scharfsinnigen Prüfung der bis jetzt bekannten zahlreichen Erscheinungen aufgestellt zu finden, wenn es S. 286 heiſst: »Diese und noch viele andere Bei»spiele lehren, daſs Feuererscheinungen hervorgebracht werden »können, ohne daſs Sauerstoff unter irgend einer Form mit »ins Spiel kommt, *und daſs das Feuer überhaupt nur der Verkündi»ger einer sehr schnell und mit grosser Verwandtschaftsthätigkeit vor»sich gehenden chemischen Verbindung ist.*« Als Kleinigkeiten erlauben wir uns zu bemerken, daſs schwerlich jemals eine Eis-

insel bis zum Aequator gekommen ist, wie S. 253 behauptet wird, indem sie nicht einmal die portugiesischen Küsten erreichen, und die S. 257 auf die Autorität von Gay-Lussac nachgeschriebene Behauptung, dafs der Siedepunkt des Wassers in gläsernen Gefässen höher liegen soll, als in metallenen, ist nach den genaueren Versuchen, welche Rec. mit seinem Collegen, dem Hrn Hofrath Gmelin im hiesigen chemischen Laboratorio angestellt hat, in dieser Allgemeinheit unzulässig, indem vielmehr die Stärke der Wärmeströmung und die Beschaffenheit der Oberfläche der Gefässe, hinsichtlich der Wärmestrahlung, den Siedepunkt bestimmen, welches auch mit den übrigen Erscheinungen des Verhaltens der Wärme mehr übereinstimmt. S. Gilb. Ann. Bd. 57 S. 211.

Die Electricitätslehre ist fast ganz unverändert geblieben, desto mehr Fleifs aber auf die Umarbeitung des Abschnittes über den Galvanismus verwandt, und dabei sind vorzüglich die neuesten Ideen und Ansichten von Davy und Berzelius benutzt, um den Zusammenhang zwischen dem electrischen und chemischen Verhalten der verschiedenen Substanzen deutlich darzustellen. Dafs eine, bestimmten Gesetzen unterworfene Wechselwirkung zwischen chemischer Anziehung, Electricität, Wärme, Licht, und wie wir seit Oerstedts Entdeckung wissen, auch Magnetismus statt finde, ist unleugbar, und wir wollen hoffen, dafs die Gesetze dieses gegenseitigen Verhältnisses bald aufgefunden werden; aber dennoch ist Rec. nicht geneigt anzunehmen S. 371 »dafs Electricität und Chemismus als gemeinschaft»liche Resultate einer dritten, bisher unbekannten, vielleicht »blos in einer ursprünglichen Disposition der allgemeinen Grund»krafte der Materie bestehenden Ursache« anzusehen sind. Sehr sinnreich ausgeführt, und mit höchst scheinbaren Gründen unterstützt ist gleichfalls der Satz S. 373 »dafs unser gewöhnliches »Feuer nichts als electrisches Feuer, und das Flämmchen eines »Nachtlichtes von dem zerstörenden Feuer des Blitzes nur dem »Grade, nicht der Natur nach verschieden« seyn soll, allein es dürften vor allgemeiner Annahme desselben doch noch viele höchst triftige Gegengründe zu beseitigen seyn. Rücksichtlich der trocknen Säulen findet sich Rec. mit dem Verf. in gleichem Falle, wenn letzterer S. 355 sagt, dafs seine Säule oft ohne erweisliche Ursache still steht, und nach einiger Zeit die Bewegung wieder anfängt. Die Ermanschen (nicht Erckmann, wie S. 352 steht) Versuche über die verschiedene Leitungsfähigkeit der Körper hätten wohl eine genauere Darstellung, und die dagegen gemachten Einwürfe von Configliachi und Brugnatelli eine kurze Erwähnung verdient.

Zu den Untersuchungen über den Magnetismus ist im We-

sentlichen blos eine kurze Uebersicht der jüngst bekannt gewordenen electromagnetischen Versuche hinzugekommen, und es liefs sich von dem unbefangenen und gesunden Urtheile des Verfs. erwarten, dafs er diese Erscheinungen für schwierig zu erklären halten mufste, und keiner der bisher darüber aufgestellten Theorien huldigen konnte. Die so eben erst bekannt gewordenen Versuche und vorläufigen Erklärungen des H. von Althaus and des Rec., welcher letztere leider durch eine Unpäfslichkeit an der Fortsetzung der begonnenen Versuche gehindert wurde, namentlich um die Lage der vier magnetischen Pole oder polarischen Linien am Leitungsdrahte völlig genau aufzufinden, konnten dem Verf. noch nicht bekannt seyn, werden aber ohne Zweifel die bisherigen Ansichten wesentlich modificiren, da sich der eigentliche Fundamentalversuch, welchen Rec. sicher schon mehr als hundertmal ohne abweichendes Resultat wiederholt hat, auf keine Weise bezweifeln läfst.

Der dritte Hauptabschnitt, über die Atmosphäre, enthält bei den bedeutenden Zusätzen, namentlich über Temperatur der Erde und der Luft, isothermische Linien, Bestimmung der Höhen verschiedener Gegenden der Erde über der Meeresfläche, das Mischungsverhältnifs der Bestandtheile der Atmosphäre, Verdunstungslehre, Meteorsteine und einige andere Gegenstände den gröfsten Theil desjenigen, was sonst in der sogenannten angewandten Physik vorgetragen wird, und auch bei der Darstellung dieses Theils hat der Verf. im Ganzen die besten Quellen mit kluger Auswahl benutzt. Neu und interessant sind die S. 425 aus mündlichen Nachrichten des Hrn Gieseke erhaltenen Angaben, dafs während sieben Jahren in Grönland die höchste Temperatur $= 25°$ R. und die niedrigste $= -54°$ beobachtet wurden, desgleichen des Hrn Staatsrath Steven, dafs während eines vierjährigen Aufenthalts zu Kislar am Kaspischen Meer (beiläufig unter 44° 20' N. B.) die gröfste Kälte $= -25°$ R. und *die gröfste, jährliche, wochenlang anhaltende Hitze* $= 35°$ R. betrug. Indem die letztere Grösse aber die Wärme des Blutes beträchtlich übersteigt, so mufs Rec. sie in Zweifel ziehen, u. ist geneigt, falls nicht ein Irrthum in der Zahl obwaltet, dieselben einem partiellen Einflusse irgend einer Ursache auf das beobachtete Thermometer zuzuschreiben. Die Bläue des Himmels erklärt der Verf., wie gewöhnlich, aus einer blauen Tingirung der Atmosphäre. Rec. verweiset auf seine kurze Andeutung in den Anfangsgründen der Physik §. 134 und die ausführlichere Abhandlung in Schweiggers Journale Bd. 30, worin er dieses veraltete, und daher schwer zu verdrängende Vorurtheil bestritten hat, indem jede Anwendung desselben, wie auch hier geschieht, stets in die auffallendsten Widersprüche verwi-

kelt. Es soll nämlich S. 408 die Luft auf hohen Bergen dunker erscheinen, weil der dahinter liegende unsichtbare, also chwarze Raum sie tiefer färbt. Allein dieser schwarze Grund iegt auch hinter der als blau angenommenen (aber doch die urchfallenden Lichtstrahlen, gegen alle sonstige Erfahrung, icht blau färbenden) Luft, wenn man sich auf flacher Erde efindet, und da alsdann noch eine dickere, folglich dunkler efärbte blaue, Luftschicht hinzukommt, so müfste offenbar das iegentheil statt finden, wie ein jeder ohne durch die hergerachte Vorstellung befangen zu seyn, sogleich zugestehen würe. Daniels neues Hygrometer war dem Verf. wahrscheinlich och nicht bekannt, sonst würde er dasselbe erwähnt haben. ler rothe Schnee S. 508 gehört im Allgemeinen sicher nicht nter die meteorischen Producte, sondern ist vielmehr ein veetabilisches Erzeugnifs, wie sich nach den interessanten Unersuchungen des Hrn Bauer in Kiew-Green kaum bezweifeln ifst. S. phil. trans. 1820. II. 165.

Als ein ganz neuer Abschnitt ist diesesmal auch die Akuik hinzugekommen, wie jeder wegen dadurch erreichter grösere Vollständigkeit des Ganzen billigen wird. Indem bei jeer Bearbeitung dieses Gegenstandes in deutschen und franzöischen Werken gemeiniglich Chladni's treffliche Untersuchunen zum Grunde liegen, so kann die Critik sich jeder weitiuftigen Erörterung überheben; indefs zeigt die individuelle larstellung in dem vorliegenden Werke abermals, dafs der Verf. uch den Inhalt dieses Abschnittes sorgfältig durchdacht hat. lei der grossen Ausführlichkeit, womit dieser Gegenstand beandelt ist, vermifste Rec. blos eine nähere Angabe der durch rehende Bewegung von Stäben erzeugten Töne, welche wenigtens bei gläsernen Stäben nach einem noch unbekannten Geetze allezeit eine Quinte tiefer sind, als die durch dieselben ervorgebrachten Längentöne. Die Abhandlung über die Betimmung des specif. Gew. der Körper, nebst den reichhaltigen, um Theil tabellarischen Angaben der Zeitgleichung und Zeitintheilung, der Längen, Flächen und Raummafse, der spec. iewichte u. s. w. sind in dieser Ausgabe zweckmässiger als nhang hinzugefügt.

Rec. hat diese neue Auflage, wie die erste, mit grossem 'ergnügen und vielem Interesse gelesen, und hofft in dieser urzen Anzeige, selbst durch Angabe der kleinen, seiner Ueerzeugung nach noch vorhandenen Mängel nicht unbemerkt elassen zu haben, wie sehr er die treffliche Arbeit des Verfs. u schätzen weifs.

Muncke.

Anleitung zum Studium der Botanik. Für Vorlesungen und zum Selbstunterrichte von J. H. DIERBACH Prof. der Med. in Heidelberg. Mit 13 Kupfertafeln. Heidelberg 1820. Neue academische Buchhandlung von Carl Groos. 3 fl. 36 kr.

In den letzten Zeiten ist die Botanik in allen ihren Theilen mit so grosser Vorliebe und so ausgezeichnetem Fleisse bearbeitet worden, dafs die älteren Lehrbücher, deren man sich bisher für den ersten Unterricht bediente nicht mehr (so vortrefflich sie auch sonst sind) genügen konnten, indem sie so Manches nicht enthalten, was seiner Natur nach schon bei den Anfangsgründen erörtert werden mufs, Dafs die Bearbeitung eines neuen Lehrbuches Bedürfnifs war, geht schon aus den gleichzeitigen Erscheinungen ähnlicher Schriften hervor, welche jedoch erst nach völliger Beendigung meines Buches bekannt wurden, u. die wären sie früher erschienen mir die Herausgabe des gegenwärtigen hätten ersparen können. —

Bei der Bearbeitung dieses Leitfadens war ich bemüht das Wichtigste, dem Anfänger Wissenswürdigste zusammenzufassen und dies kurz, deutlich und in schicklicher Ordnung vorzutragen; ich vermied nicht ohne Grund alles blos Speculative, auf rein individuellen Ansichten, nicht aber auf Erfahrung und Beobachtung beruhende, in der Ueberzeugung dafs es dem Anfänger heilsamer ist, wenn man ihn mit längst anerkannten Wahrheiten vertraut macht, als ihn mit dem Spiele einer regen Phantasie unterhält, so anziehend auch diese letzte Methode dem jugendlichen Geiste seyn möchte. Wer daher neue Theorien und Hypothesen aufstellen will, wählt gewifs den allerunschicklichsten Platz, wenn er sie zuerst in einem Compendium vorträgt und dies ist der Grund, warum ich über so Manches meine eigene Ansicht zurück hielt, sorgfältig in der Auswahl der Sätze war, und überhaupt alles vermied, was den Anfänger irre leiten, oder ihn in Ungewifsheit lassen konnte. Der Umfang der Botanik ist so grofs, dafs es unmöglich ist auch nur die ersten Grundsätze ihrer einzelnen Zweige in einem academischen Lehrcurse vorzutragen; es mufs daher eine Auswahl getroffen, und nur das aufgenommen werden, was dem Schüler vor allen Dingen zu wissen nöthig ist, um dann mit Vortheil sich dem fernern Studium dieser Wissenschaft überlassen zu können. Diese vorzugsweise zu bearbeitende Zweige sind meiner Meinung nach die Systemkunde und die Anfangsgründe der Naturlehre der Gewächse, daher nur sie es sind mit denen ich mich in gegenwärtigem Handbuche beschäftigte.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 68. Heidelberger 1821.
Jahrbücher der Literatur.

Dierbach Anleitung zum Studium der Botanik.

(*Beschlufs.*)

Die Erlernung der Kunstsprache ist für den Anfänger unerläfslich, so viel Mühe sie auch macht; in Deutschland und besonders in Frankreich wurden eine Menge Kunstausdrücke bekannt, von denen ich kaum die Hälfte und nur solche aufnahm, die wirklich von Nutzen seyn könnten, besonders für das Studium der natürlichen Familien: alle neue Ausdrücke durften nicht übergangen werden, denn ohne sie kann man mehrere wichtige Werke wie z. B. Robert Browns Flora von Neuholland, de Candolle's Pflanzensystem u. s. w. schlechthin nicht verstehen; ich bearbeitete die Terminologie der Blumen und Früchte ausführlicher, als dies in den mir bis jetzt bekannten Lehrbüchern geschah, in der Ueberzeugung, dafs man bei diesen wichtigen Theilen nicht genau genug seyn könne; dasselbe befolgte ich bei der Darstellung des Linneschen Systems, das wohl noch lange für den ersten Unterricht das zweckmässigste bleiben wird, ohne deswegen die Wichtigkeit des Studiums der natürlichen Familien zu verkennen, worauf hinreichend aufmerksam gemacht ist. — Eine Anleitung zum Studium der Cryptogamie enthält dieser Leitfaden nicht, weil ein fast eben so grosses Buch als das gegenwärtige erfordert wird, um etwas Genugthuendes zu liefern, denn die kurzen Bemerkungen wie sie bis jetzt in den Lehrbüchern gebräuchlich waren, reichen wie ich mich auf das bestimmteste überzeugt habe keineswegs hin; auch ist es nichts weniger als zweckmässig, wenn man bei dem Unterrichte in diesen Gewächsen, der meistens abgesondert und in den Wintermonaten betrieben wird, die in dem ganzen Buche zerstreute Säze zusammenlesen mufs. Noch weit weniger konnte die Pflanzenchemie aufgenommen werden, die wenn sie mit Nutzen vorgetragen werden soll, weit grössere Kenntnisse voraus setzt, als man von den Anfängern im Studium der Botanik zu erwarten berechtigt ist, was auch von allen übrigen Zweigen der Botanik gilt — selbst eine umfassende Pflanzenphysiologie konnte und sollte

dieses Buch nicht enthalten; es ist deshalb blos eine kurze Darstellung der Erscheinungen des Pflanzenlebens aufgenommen und bei jedem einzelnen Theile in aphoristischen Sätzen das Wichtigste von dessen Bau und Function voran geschickt worden, welche Sätze in den Vorlesungen als Stützpunkte dienen, um darüber ausführlich und in allen Beziehungen zu sprechen. Ueberall ist die Literatur berücksichtigt, und ich glaube eine nicht unschickliche Auswahl getroffen zu haben. Aus dem Gesagten geht hervor, daſs es nur die allerersten Anfangsgründe der Botanik sind, die ich mir darzustellen vornahm, aber ich glaube dies auch auf solche Weise gethan zu haben, die dem jetzigen Zustande der Wissenschaft angemessen ist, und bin zufrieden, wenn die Schrift nicht ohne Nutzen wird gebraucht werden. —

Bei dieser Gelegenheit muſs ich einige Worte über eine Recension meines Buches, die in der Jenaischen Literaturzeitung (Januarheft 1821 Nr. 15) steht, sagen.

Bisher war ich immer der Meinung, man müsse, um eine Schrift richtig beurtheilen zu können, mit der Materie, von der sie handelt genau bekannt seyn, man müsse, wenn man den Grundsätzen des Verfassers nicht beitrete die entgegengesetzten Gründe dazu anführen, es dürfe dabei keine Verdrehung, keine Unwahrheit vorkommen, und in jedem Falle in einem solchen Tone gesprochen werden, der dem Gelehrten ziemt u. anständig ist. Nun fordere ich jeden Freund und Kenner der Literatur, besonders aber die Botaniker auf die angezeigte Recension zu lesen, um sich zu überzeugen, daſs dort von allen diesen gewiſs nicht unbilligen Forderungen auch nicht eine erfüllt ist. Der Verf. dieses Machwerkes ist, wie aus dem Ganzen hervorgeht ein Nachbeter der neuesten Naturphilosophen und daſs ein solcher viel zu tadeln finden würde, kam mir gar nicht unerwartet. Der gelehrte Herr will, daſs von einer phytonomischen Metamorphosenlehre bei der Darstellung der Grundzüge der Botanik ausgegangen werden soll, wogegen nur das einzige zu erinnern seyn möchte, daſs wir die Metamorphose der Pflanzentheile noch lange nicht gehörig kennen, folglich auf sehr unsichern Grund bauen würden: auf sie sich stützend kann man, was so leicht ist, einen botanischen Roman, nicht aber ein brauchbares Lehrbuch schreiben. In der Vorrede zu meinem Buche habe ich die Männer genannt, deren Werke ich vorzugsweise benutzte, und nirgends die Quellen verschwiegen, aus denen ich etwas nahm; weil ich nun einige Sätze aus einer Schrift De Candolle's entlehnte, und wohl zu merken dies ausdrücklich erinnerte, (man sehe §. 5.) so nennt dies der Hr. Recens. *eine gelehrte Bankerotterklärung*. — — Eine solche ge-

lehrte Grobheit verdient eigentlich keine Antwort. Vorzüglich ereifert er sich darüber, dafs ich die Naturlehre der Gewächse den philosophischen Theil der Botanik nannte und dahin die Anatomie und Chemie der Pflanzen zählte; er mag Recht haben, denn man hat den abgeschmacktesten Unsinn mit dem Namen philosophischer Forschungen belegt, der bei einer so schwierigen Wissenschaft natürlich keinen Eingang finden darf; gerne würde ich meine Ansicht von dieser Sache näher erörtern, wenn es ihm beliebt hätte, deutlich zu zeigen, welcher Theil eigentlich der philosophische heissen müsse, was er aber wohlweislich unterliefs. — Beiläufig ist zu bemerken, dafs alle die Grobheiten, die bei dieser Gelegenheit mir gemacht werden, auch einen der geschätztesten jetzt lebenden Gelehrten mit treffen. Ich citire eine Stelle: »die Naturlehre oder die philosophische Naturkunde der Gewächse, lehrt den innern Bau und die Verhältnisse der Mischung, also die Anatomie und Chemie der Pflanzen kennen« etc. (Sprengel Anleitung zur Kenntnifs der Gewächse, zweite Ausgabe 1r Theil, Halle 1817 Seite 6). Ganz besonders übt der Hr. Recens. seinen Scharfsinn um die von mir befolgte Anordnung bei Beschreibung der Pflanzentheile lächerlich zu machen, sie ist ihm ein Zickzack und der Uebergang von der Blume zur Frucht ein *Salto mortale.* Was das letzte angeht, so ist hier oder nirgends nöthig zu erinnern *Risum teneatis amici!* und was das Zickzack selbst betrifft, so berufe ich mich auf den erklärten Gegner der von mir angenommenen Grundsätze, den Herrn Prof. Wilbrand in Giessen, dem es wahrlich nicht darum zu thun war, meiner Schrift das Wort zu reden, sondern der vielmehr so viel möglich daran tadelt und entstellt, auch eben so seltsame als schlecht gegründete Anmerkungen beifügt, dieser sagt in der Isis 12. Heft 1820 S. 911 (was mir nie eingefallen ist zu behaupten): »Wenn die wissenschaftliche Botanik in der Terminologie und in der Systemkunde besteht u. s. w. — — — so hat das Buch unstreitig seinen Werth; es ist unter dieser Voraussetzung dem von Sprengel erschienenen vorzuziehen, da in demselben *mehr Ordnung und ein grösserer Fleifs anspricht.«* Nun wird doch wohl Sprengel, der schon so lange Jahre zu den gelesensten und geschätztesten Schriftstellern gehört, Ordnung in seinem Buche zu beobachten wissen; es wird mir damit eine ungesuchte Ehre erwiesen, auf die ich keinen Anspruch mache; aber es mag dies recht handgreiflich zeigen, wie schön das Urtheil der Naturphilosophen über einen Gegenstand, den sie verächtlich behandeln, übereinstimmt. (Den Aufsatz des Hrn W. werde ich übrigens an einem passenden Orte beleuchten) Selbst die Anordnung der speciellen Kunstausdrücke hat der Hr. Recens.

seiner kritischen Betrachtung gewürdigt, er findet es *zusammengewürfelt*, wenn ich *inermis* und *spinosus*; — *fructificans* und *sterilis* zusammenbringe, und scheint daher nicht zu wissen, dafs diese Gegensätze so und auf keine andere Weise zusammengestellt werden dürfen; ich ersuche ihn, die von ihm selbst citirte *Termini botanici* von Linne oder dessen *Philosophia botanica* gefälligst nachzulesen. Ich weifs nicht, ob absichtlich oder aus Unachtsamkeit zieht der Herr Recens. *retroflexus* zu *aphyllus*, jeder Schüler sieht aber, dafs ersteres Wort zu den unmittelbar vorhergehenden *reflexus*, *deflexus* u. s. w. gehört; die bei diesen Worten in der Jenaer Literaturzeitung stehenden Ausrufungszeichen verkünden lauter, als ich es zu sagen brauche, des Recensenten crasse Unwissenheit. Er ist unzufrieden mit der Aufnahme mehrerer Kunstausdrücke aus Richards Schriften und findet es besser, wenn der Verf. sich mehr an Mirbel gehalten hätte, der »ganz vernachlässigt« sey. — — So geht es, wenn man keine andere Absicht hat, als — — zu tadeln, und die Bücher nicht liest, deren Beurtheilung man sich anmaast; es sind nicht nur mehrere Werke Mirbels ausdrücklich genannt, sondern auch *häufig* Stellen aus denselben citirt. Der Recensent in der Münchner Literaturzeitung hat besser gelesen, denn derselbe sagt (Nov. *1820* Nr. 89.) ausdrücklich: »Der »Hr. Verf. hat aber das bleibende Verdienst, unter den deut»schen Verfassern botanischer Lehrbücher der erste gewesen zu »seyn, der auch die Terminologie der Samen, nach dem Bei»spiele der Franzosen, nach *Richard* und *Mirbel* die unsern teut»schen *Gärtner* besser zu schätzen wufsten, als wir selbst, Rück»sicht genommen hat.«

Ich habe bereits oben erinnert, dafs für ein Lehrbuch, das den ersten Anfängern bestimmt ist, keine unhaltbare Hypothesen und leere Speculationen taugten, dafs sie vielmehr nur sichere, wenn auch längst bekannte Wahrheiten aufnehmen sollten; ob dies aber ein selbstzufriedenes, gemächliches Einherschreiten in dem alten vielbetretenen Gleise und ein Entsagen auf alle Productivität genannt werden darf, überlasse ich Andern zur Beurtheilung, so wie ob es deshalb eines Antreibens zur Selbstthat bedarf, wozu wie der Hr. Recens. sich freundschaftlichst ausdrückt: »keine Lauge zu herb, kein Stachel zu spitz ist« Ohne den *Salto mortale* in der Logik des Herrn Recens. weiter berühren zu wollen, frage ich nur: Hat derselbe gar nichts Neues und Eignes, es von den übrigen früheren teutschen Lehrbüchern der Botanik unterscheidendes finden können? Wirklich? — — nun dann, so befinde ich mich in derselben Lage, von der ein wohlbekannter und sehr geschätzter Botaniker vor gar langer Zeit in der Sprache seines Zeitalters sich folgendermasen äussert: »Wellicher nun auss zuvor aufs-

»gangnen Büchlein der massen aller handt Sachen satten be-
»richt hat, daſs man ihme weitter nichts newes fürbringen kan,
»dem taugt dise mein arbayt gar nicht, habe es ainem solli-
»chen allwissenden Gesellen auch nit geschriben.«

Ich bin fest überzeugt, und gewiſs sind es noch viele mit mir, daſs der Tadel eines *solchen* Recensenten ein unzweideutiger Beweis der Brauchbarkeit eines Buches ist, und daſs diejenigen Schriften, welche er nach seinem Geschmacke findet eben nicht zu den zweckmässigen gehören. Was er auch daher fernerhin gegen mich schreiben mag, wird von mir nicht weiter berücksichtigt oder beantwortet werden; ja ich fühle mich verpflichtet, die Leser dieser Jahrbücher um Verzeihung zu bitten, sie einen Augenblick in die unfreundliche Gesellschaft eines so arroganten Recensenten geführt zu haben. —

Dierbach.

Commentatio Pharmacologico - medica de Spongia marina. Auctore AUGUSTO FUERCHTEGOTT UHLE, Medicinae et Chirurgiae Doctore. Lipsiae 1820. 27 S. 4. 8 ggr.

Die Absicht des Hrn. Verfassers dieser kleinen Schrift geht dahin die Widersprüche zu beleuchten, die unter den Aerzten in Hinsicht der medicinischen Kräfte des Meerschwammes obwalten, indem ihn einige als ein vortreffliches Mittel schätzen, andere ihm nur sehr geringe oder gar keine Heilkräfte zugestehen wollen. Nachdem der Hr. Verf. von der Naturgeschichte der *Spongia marina* und den daraus gebräuchlichen pharmaceutischen Präparaten gesprochen hat, geht er zu der äussern und innern Anwendung des Mittels über, und sucht durch viele Belege aus den Schriften geschätzter Aerzte die Wirksamkeit des gebrannten Schwammes besonders gegen den Kropf darzuthun, worin man ihm allerdings beistimmen kann, wie es denn auch die tägliche Erfahrung lehrt. — Besonders beschäftigt sich der Hr. Verf. mit der Ausmittelung des eigentlich wirkenden Bestandtheils der *Spongia usta*, er führt darüber die Meinungen älterer und neuerer Aerzte an, ohne sich jedoch völlig für die Angabe eines einzelnen zu erklären, glaubt aber daſs deren Kräfte in den empyreumatischen Oehltheilen und dem flüchtigen Laugensalze, welches sie enthält gesucht werden muſste, worauf denn auch die Zubereitungsart und Verordnungsweise Rücksicht nehmen müsse. Daraus geht nun hervor, daſs dem Hrn. Verf. das neueste Mittel gegen den Kropf, die Jode oder

Jodine unbekannt geblieben ist, so wie daſs die neuesten Chemiker glauben, die Jodine mache ein Bestandtheil des Badeschwammes und mehrerer Tangarten aus, von welchem des ersten Kräfte gegen Kröpfe und scrophulöse Geschwülste abzuleiten sey. Die Schrift, welche im Ganzen ein unbedeutendes Product ist, schliest mit einigen Krankengeschichten von Hufeland, Ziegler und Zeller, wodurch die Wirksamkeit der *Spongia* in verschiedenen Krankheiten bezeugt wird. —

Addresse à tous les Médecins sur la nécessité de conserver le nom officinal des Médicamens par Hufeland, Doct. en Médecine, Conseiller d'Etat et premier Médecin de S. M. le Roi de Prusse. Berlin 1821. Chez G. Reimer.

Der Vorschlag die officinellen Namen der Medikamente, so wie sie in früheren Zeiten gebräuchlich waren auf Recepten beizubehalten, wird hier nicht zum ersten Male gethan; da aber in den neuesten Zeiten mehrere Pharmacopöen frisch bearbeitet wurden und fast alle ihre Mittel mit andern Namen belegen, so wird es jetzt in der That hohe Zeit diese Sache einer ernsten Ueberlegung zu würdigen. Der berühmte Hr. Verf. faſst die Gründe, welche zur Verlassung der neueren Namen einladen zwar kurz aber auf eine so deutliche und einleuchtende Weise zusammen, daſs ihnen wohl kaum Jemand etwas Erhebliches wird entgegen setzen können. Ehemals hatten die Aerzte aller gebildeten Welttheile nur *eine* Sprache, jetzt versteht keiner den andern mehr, wenn er die Grenze seines Landes überschritten hat. Ein Recept in Berlin geschrieben wird dem Wiener Apotheker unverständlich seyn, und noch weniger wird der teutsche Pharmaceute die Vorschriften des französischen, englischen, schottischen, schwedischen, russischen etc. Arztes verstehen, deren jeder eine eigene Benennung für dasselbe Mittel hat. Wie weit diese Verwirrung gehe zeigt der Hr. Verf an einzelnen Beispielen, von denen auch in diesen Jahrbüchern mehrere schon gegeben worden sind. Es ist unwidersprechlich richtig, wenn man von einem officinellen Namen verlangt, er soll *unveränderlich* und *allgemein verständlich* seyn; keines dieser so nothwendigen Attribute kann den neuen Benennungen zugestanden werden, die nach Willkühr geformt und mit jeder Aenderung der chemischen Systeme gleichfalls diesen letzteren gemäs geändert wurden. Es ist allerdings richtig daſs die alten Namen oft barbarisch und

ungereimt waren, aber was schadete dies der Sache? Wirklich bezeichnen die neueren oft sehr gut die Bestandtheile des Mittels und man kann daher sagen sie befördern die richtige Kenntniſs des Medikaments; nicht wenige aber dieser neuen Benennungen scheinen ihren Ursprung nicht sowohl dem Verlangen die Wissenschaft zu befördern, als vielmehr der Eitelkeit zu verdanken. Wenn mann statt *Spiritus Mindereri* die Benennung *Liquor ammonii acetici* eingeführt hat; warum sagt ein anderer *Acetas ammonii solutus*, ein dritter *Aqua ammoniae acetatae?* u. s. w. da doch alle diese Benennungen im Grunde einerlei sind und anzeigen sollen daſs das Mittel aus Essigsäure und Ammoniak besteht. Ja mit allen diesen neuen Namen sind wir noch durchaus nicht der Nothwendigkeit überhoben die alten auch erlernen zu müssen; wer kann die Schriften eines Boerhave, van Swieten, Stoll u. s. w. verstehen ohne Kenntniſs jener alten Benennungen? Mit Recht fragt der Hr. Verf. was würde aus unserer Kunst geworden seyn, wenn man ehedem wie jetzt alle paar Jahre die Namen der Medikamente hätte ändern wollen, und verdienen nicht auch die Nachkommen unsere Berücksichtigung?

Noch einige Umstände werden hier berührt, die um so mehr angemerkt zu werden verdienen, da sie vielleicht von Seiten der Chemiker nicht auf dieselbe Weise betrachtet werden könnten. Der Arzt verschreibt z. B. *Flores Zinci*, die nach Gaub durch Sublimation bereitet werden, der Apotheker aber, zu bequem um das Mittel so zu fertigen gibt das nach einer ganz anderen Vorschrift bereitete *Zincum oxydatum album Pharm. borussic.* Recens. ist vollkommen der Meinung des Hrn. Verf. wenn er glaubt, daſs dieses wohl dem Chemiker, nicht aber dem Arzte gleichgültig seyn könne. Nicht alles, was auf den lebenden Organismus einwirkt, läſst sich durch Reagentien entdecken!

Aber nicht allein in Recepten, sondern auch in allen der praktischen Medicin gewidmeten Büchern wünscht der Hr. Verf. einzig und allein die alten Namen gebraucht zu wissen, was offenbar eben so zweckmässig ist; ja Recens. möchte noch ferner wünschen daſs auch in den Officinen die Signaturen der Standgläser und aller Arzneibehälter einzig die alte Nomenclatur enthielten, und nicht minder zweckmässig würde es seyn wenn alle den Aerzten allein bestimmte Bücher in allen Ländern nur in der lateinischen Sprache abgefaſst würden; es würde dies nicht wenig beitragen die medicinischen Bücher aus den Händen der Charlatans zu entfernen und gewiſs eins der besten Mittel abgeben die Ehre und den Ruhm der Doctorwürde wieder herzustellen, welcher in neuern Zeiten wahr-

lich tief genug gesunken ist; auch sollten die praktischen Vorlesungen auf Academien, Arzneimittellehre, Pathologie und Therapie in keiner andern als der lateinischen Sprache gehalten werden Doch dies sind fromme Wünsche, und wir müssen zufrieden seyn, wenn vorerst es glückt die ursprünglichen Namen der Medikamente wieder in ihr altes Recht einzusetzen und den ganzen Schwarm neuer Namen zu verabschieden. —

Versuch einer tabellarischen Uebersicht sowohl der älteren als neueren chemisch pharmaceutischen Nomenclaturen. Zum Gebrauche für Aerzte und Apotheker. Bearbeitet von TH. G. FR. VARNHAGEN 1821. Schmalkalden in der Verlagsbuchhandlung des Verfassers. 9 ggr.

Vor kurzem haben wir Schubarths vergleichende Nomenclatur der vorzüglichsten Pharmacopöen angezeigt, welche so wie die vorliegende Schrift zum Zweck hat eine vergleichende Uebersicht der Benennungen zu geben, womit die Chemiker nach ihren verschiedenen Ansichten ein und eben dasselbe Mittel bezeichneten. Herr *Varnhagen* hat dazu sehr schicklich die Tabellenform gewählt und das Ganze auf 5 Bogen in *Folio* gebracht, so doch, dafs nur eine Seite jedes Bogens bedruckt ist. Jede Seite ist in zehn Columnen getheilt, welche von der linken zur rechten folgendes enthalten: *1)* Alte Benennungen und ehemals gebräuchliche Zeichen *2)* die in der preussischen Pharmacopoe aufgenommenen Namen *3)* jene der Oestreichischen Pharmacopoe *4)* die der Schwedischen *5)* der Finnischen *6)* der Französischen *7)* der Englischen (Fur die auch in der Ueberschrift angezeigte Batavische Pharmak. ist keine eigene Columne zu finden) *8)* Benennungen in französischer Sprache *9)* Benennungen in englischer Sprache. *10)* Bestandtheile, vorzügliche Eigenschaften und kurze Angabe der Bereitungsart. —

Die Idee des Hrn. Verf. eine leichte Uebersicht der so vervielfältigten Benennungen zu geben ist sehr gut und Tabellenform ganz zweckmässig, aber die Art und Weise wie sie hier ausgeführt wurde scheint dem Recens. nicht die beste. Vorerst hätte des Einbandes wegen nicht der ganz ausgebreitete Bogen bedruckt werden sollen, sondern nur die Hälfte; es müfste dann Jemand diese 5 Bogen gleich Wandkalendern auf kleben wollen, Weit fehlerhafter aber ist es noch, dafs nicht genau über der betreffenden Columne der Name der Pharmakopoe steht, deren Benennungen sie enthält, zudem hätte der Hr. Verf. nothwendig diejenigen Editionen genau bezeichnen

ollen, welche er bei seiner Arbeit benutzt hat. Statt der wenig bekannten Finnischen Pharmakopoe hätte wohl die Hamburger oder Hannöversche, die Sächsische, oder wenn es eine ausländische seyn soll die Dänische oder Russische den Vorzug verdient. Die Ueberschrift nennt eie Englische Pharmakopoe. Welche ist dies nun? Der *Codex medicamentarius Britanniae* enthält drei Pharmakopoen: die Londner, Edinburger und Dubliner. Wahrscheinlich ist nun hier die erste gemeint, es hätte dies aber schon darum genau angezeigt werden sollen weil diese drei brittischen Pharmakopoen in Hinsicht der Nomenclatur keineswegs übereinstimmen. Die letzte Columne, welche die Bestandtheile, Bereitungsart u. s. w. der Mittel angiebt scheint gar nicht hierher zu gehören, und schon darum nicht nöthig zu seyn da der dazu vergönnte Raum viel zu klein ist, um etwas zureicheudes darüber sagen zu können.

Strychnii vis ac efficacia in corpus animale. Dissertatio inauguralis medica, quam ex auctoritate et consensu illustris Medicorum Ordinis in Academia Regia Borussica Rhenana pro Gradu Doctoris Medicinae Chirurgiae et Artis obstetriciae legitime obtinendo publice defendet THEOPHILUS CRAMER Kierspia-Marcanus. Bonnae MDCCCXX. 21 S. 4. 24 kr.

Man hat in neuern Zeiten in mehreren narkotischen sehr wirksamen Mitteln eigene Bestandtheile gefunden, denen man besondere Namen gab, und denen man hauptsächlich die Effekte zuschreibt, welche bei der innern Anwendung beobachtet wurden. So findet man nun in den Lehrbüchern der Chemie ein *Aconitinium*, *Daturium*, *Atropinium*, *Hyoscyamium* *u. s. w.* Auch in den Krähenaugen und Ignatiusbohnen fand sich ein eigener Stoff, den man durch die Benennung *Strychnium* auszeichnete; die Entdeckung dieses Stoffes kommt eigentlich nicht wie der Hr. Verf. sagt *Pelletier* und *Caventon* zu, indem schon *Braconnot* ihn kannte und Pfaff sich mit demselben beschäftigte. — Der Zweck vorliegender Probeschrift ist nicht sowohl eine chemische Untersuchung zu liefern, als vielmehr die Wirkung des Strychnium auszumitteln und zu erforschen ob in dem letzteren allein oder auch in andern Theilen der Krähenaugen das Wirkende liege, obgleich die Bereitungsart des Strychnium ausführlich erzählt wird. Zur Erreichung des oben bemerkten Zweckes stellte der Hr. Verf. Versuche an Fröschen, Vögeln und vierfüssigen Thieren an, die da zeigten, dafs das Strychnium zu den allerheftigsten narkotischen Giften gehöre, dessen Wirkung durch den Zusatz von Salzsäure

noch erhöht zu werden schien; daſs dies mit der Salpetersäure und Blausäure der Fall auch sey, hatten schon *Pelletier* und *Caventon* gezeigt. Ob Opium oder aber Morphium ein Gegenmittel des Strychniums ist, wie behauptet wurde lehren die Versuche des Hrn. Verf. nicht, auch erprobte er die Wirkung des blossen Krähenaugenpulvers nicht selbst, obgleich er behauptet, daſs deren Wirkung lediglich in dem Strychnium liege und noch hinzusetzt, die übrigen Bestandtheile der Krähenaugen seyen deren Wirkung selbst eher hinderlich als fördernd, wofür wir aber zureichende Beweise vermissen.

Lustspiele des Markus Accius Plautus, in alten Sylbenmaſsen deutsch wiedergeben mit Einleitungen und Anmerkungen von GEORG GUSTAV SAMUEL KÖPKE, *Doctor der Philosophie und Prof. am Berlinischen Gymnasium.*
Erster Band. (1. Der Goldtopf, Aulularia; 2. die Kriegsgefangnen, Capteivei; 3. das Kastchen, Cistellaria; 4. das Hausgespenst, Mostellaria.) Berlin bei Joh. Friedr. Weiſs. 1809. 8. LXXIX und 336 S. (3 fl.)
Zweiter Band. (1. Der Bramarbas, Miles gloriosus; 2. der Brautschatz, Trinummus; 3. die Menächmen oder die Zwillingsbrüder; 4. der Schiffbruch, Rudens; 5. der Karthager, Poenulus.) Berlin in G. C. Naucks Buchhandlung, 1820 8. VI und 596 S. (5 fl.)

Seit dem in der neuesten Zeit das lange, wie ausgestorbene Studium des Plautus wieder aufgelebt ist, haben besonders unter uns mehrere Uebersetzer um den Kranz gerungen: denn das Bedürfniſs von Uebersetzungen des beliebten Lustspieldichters ward gefühlt, und *Lessings* und *Mylius* Versuche waren theils unvollständig, theils veraltet. Drei Gelehrte traten kurz nach einander in diesem Felde auf, jeder mit seinen eigenthümlichen Vorzügen und Mängeln. *Danz* zeigte eine gewisse Kraft, Derbheit und Laune, die aber beinahe formlos war, und ein Mal um das andere in Rohheit ausartete. Im Gegentheil athmete *Kuffner* ächten Dichtergeist und Weltton; allein gewisser Maſsen für Plautus zu fein, zog er dem alten Satyr ein Modekleid an, dessen Einförmigkeit den reichen Umrissen des Originals keineswegs entsprach: *sectantem laevia nervi Deficiunt animique.* Hr. *Köpke* schlug weislich einen Mittelweg ein. Weniger natürlich als *Danz*, weniger verkünstelt als *Kuffner*, suchte er sich enger als beide an das Urbild anzuschliessen, und erkannte im Allgemeinen, dem Zeitgeiste gemäſs, die Bedeutung der vielgestalten Plautinischen Sylbenmaaſse. Von der Wichtigkeit des Unternehmens durchdrungen, eilte er nicht, son-

ern gab zuerst eine Probesammlung von vier kürzeren Schau-
pielen, welchen er nützliche Untersuchungen über Plautus,
ber die Einführung und Ausbildung des Drama's bei den Rö-
aern, und über die bürgerlichen Verhältnisse ihrer Schauspie-
er voranschickte. Das fleissige und nicht talentlose Werk ward
nit angemessenem Beifall aufgenommen, und so fand, etwa
ehn Jahre später, der vielbeschäfftigte Verfasser sich veranlaſst,
ine Fortsetzung zu geben, welche zu beurtheilen uns jetzt
bliegt.

Leider! erhielten wir damit, dem Ansehen nach, Alles,
as Hr. *Köpke* für seinen Komiker zu thun denkt. »Scheint es
och fast,« sagt er in der Vorrede mit einem gewissen Schmerz-
efühl, das wir nicht bei ihm vermutheten, »scheint es doch
ast, als wenn der herrschende Zeitgeschmack, in seiner sprö-
en, vornehmthuenden Begünstigung eines mystischen Halb-
unkels, mit der antiken Derbheit meines Dichters, mit wie
esten Pinselstrichen er auch seine Welt und das Menschenle-
en darzustellen und menschliche Sinnesart und Handlungswei-
e zu zeichnen vermag, sich nicht ganz befreunden könnte.
lag indessen auch, was ich trieb, nur wenige anziehen; mag,
as ich leistete, vielen nur ein erheiterndes Spiel erscheinen,
o wissen es doch die es kennen, wie viel Schwierigkeiten hier
u besiegen sind, und daſs es ernsten Fleiſs kostet, und aus-
auernde Laune, um bei diesem Spiel nicht zu ermüden. Eben
eshalb fürchte ich auch den Vorwurf der Besseren nicht, daſs
ch auf halbem Wege ermattete, auch wenn ich mit diesem
weiten Bande meine Uebersetzung schliesse. *Neun* Lustspiele
es Dichters, und wenn der Pseudolus darunter wäre, so dürf-
e ich sagen, gerade die vorzüglichsten werden im Stande seyn,
enn meine Arbeit nicht miſslang, von der einen Seite mei-
en Fleiſs zu rechtfertigen, von der andern einen vielleicht
lücklicheren Nachfolger zu wecken, welcher, von denselben
estrebungen angezogen, nicht verschmäht, sich mir freund-
ch anzuschliessen.«

Dies letztere wird, wenn Hr. K. wirklich vom Schauplatz
btreten sollte, gewiſs der Fall seyn: denn warum sollte nicht
emand sich finden, den die mannigfaltigen Schönheiten auch der
brigen Werke des Plautus anzögen, und der die schon halb
urchlaufene Bahn mit frischen Kräften vollendete? Hr. K.
eichnet mit Recht den *Pseudolus* aus. Aber wen reitzt nicht
uch die geniale Laune des *Amphitruo?* Wer wird nicht in der
Asinaria von Phileniums zarter Leidenschaft, gegenüber den Mei-
erbübereien der zwei Sklaven, angenehm erregt? Wie vom
eist der Liebe selbst eingehaucht, sind ja z. B. des Mädchens
Worte Akt 3, Scene 1.:

Etiam opilio, qui pascit, mater, alienas oves,
Aliquam habet peculiarem. qui spem soletur suam:
Sine me amare unum Argyrippum animi causa, quem volo.

Auch der Schäfer, der zur Weid', o Mutter fremde Schaafe führt,
Hat doch stets ein eigenthümlich Lamm, das seine Hoffnung nährt:
Laſs den Einen Argyrippus, den ich herzlich liebe, mir.

Curculio hat etwas Romantisches, und die Laune des Parasiten, so wie der groteske Kuppler, sind ergötzlich. In der *Casina* ist die Geilheit des alten Stalino mit Meisterhand gezeichnet. Der Sklave *Epidicus* wird an Erfindungskraft und Geist komischer Intrigue nur etwa von seinem Kollegen Chrysalus in den *Bacchides* übertroffen, einem der handlungsreichsten Charakterstücke des ganzen Alterthums. *Der Kaufmann (Mercator)* hat etwas Gedehntes, und paratragödirt zuweilen über die Gränze der Gattung hinaus. Dennoch gefallt die gebildete Pasikompsa, und der alten Dorippa Eifersucht führt manchen komischen Moment herbei. In dem kleinen Spiel *des Persers* wird der Kuppler artig geäfft, und die Anstelligkeit der, übrigens ehrliebenden Parasitentochter spricht an. Im *Stichus* gefällt der Frauen Treue, der Parasit mit seiner originalen Versteigerung, endlich das genügsame, und doch sehr fröhliche Sklavenfest am Schlusse. Der *Tückische (Truculentus)* hat zwar noch viele verderbte Stellen, entschädigt aber für die Schwierigkeit der Lesung durch die gut angelegte Fabel; so wie auch die Charakterzeichnung der Buhlerin, und der ländliche Strabax, in Kontrast gesetzt mit dem Städter Dinarch und dem pralerischen Degenknopf Stratophanes, ihre Wirkung nicht verfehlen. Und so hat jedes der Plautinischen Stücke seine Auszeichnung, sein Individuales, scharf im Schooſse der Natur aufgegriffen, und mit naiver Klarheit vor die Zuschauer hingestellt, ohne doch bei allem Eigenen jener Familienähnlichkeit zu entbehren, die über alle Hervorbringungen dieses Dichters einen so lebendigen Reiz ergieſst.

Wenn Hr. K. diese Ansichten mit uns theilt, so hoffen wir, daſs er selbst in der Folge noch einmal zu seinem lieben Plautus zurückkehren wird, um zu endigen, was er nicht unglücklich angefangen. Mag späterhin ein Anderer sich ebenfalls hier versuchen: Plautus giebt viel zu thun, und es ist beinah' unmöglich, daſs auf den ersten Wurf Alles geleistet werde. Hr. K. denkt zu bescheiden von sich, um selber dies zu glauben. Daſs in der That seine Arbeit, so lobenswürdig sie im Ganzen ist, im Einzelnen gar Manches zu wünschen übrig läſst, werden die folgenden Bemerkungen zeigen.

Wir beginnen *mit Schwierigkeiten und Mifsverständnissen des Textes,* zu dessen Erklärung der Uebersetzer wenig mehr als Taubmanns Ausgaben gebrauchte, ohne selbst Werke, wie des Acidalius *Divinationes,* einer eigenen, unverkümmerten Durchsicht zu würdigen. Im *Miles gloriosus* Vers 32 heifst es bei Hrn. K.:

— Sonst ists fürwahr der Mühe werth,
Dafs Du's erzählst mir, der ich deine Thaten weifs.

Wenn Artotrogus des Offiziers Thaten weifs, wozu soll dieser sie ihm erzählen? Im Lateinischen steht *tuas qui (qui) virtutes sciam,* damit ich deine Thaten wisse. Den Namen des Parasiten hat Hr. K. verdeutscht, wie mehrere bedeutende in diesen Stücken. Aber sein *Kuchenfresser* sagt weniger als *Artotrogus. Venter creat omnes has aerumnas,* gesteht der drollige Kerl. Der Bauch, der Hunger treibt ihn zu Allem, was er thut; u. der Hunger sucht nicht Kuchen, sondern Brod. Also wörtlich: *Brodfresser.* — *Mil.* 350. (II, 3, 79.) ist die Vermuthung *trimestrium* für *triennium* der Oekonomie des Stückes sehr gemäfs. Aber welche Autorität, ausser der Analogie, hat dies Wort? — *Mil.* 591., wo es im Original heifst:

Ibo intro, ne, dum absum, illis sortito fuam,

stöfst der Uebersetzer nicht ohne Ursach an. Da Handschriften und alte Ausgaben *multis* oder *multi* für *illis* darbieten, so schlagen wir vor zu lesen:

Ibo, ne, dum absum, multam sortitus fuam.

Intro scheint Glossem. Dafs der Greis nach Hause will, erhellt ohnehin aus dem Vorhergehenden. Von der Strafe aus der Versammlung bleibender Senatoren zu Rom sehe man die Ausleger zu *Menaechm. III, 1, 9.* — Die bufsfertige Betrachtung *Doch mir ist ganz recht geschehn (Jure factum judico)* u. s. w. am Schlufs des Stückes hätte nicht dem Bramarbas in den Mund gelegt werden sollen, wiewohl dies in allen Ausgaben, ausser der Bothischen, geschieht. Offenbar ist dies ein Beiseite des Sceledrus an die Zuschauer, während sein Herr abgeht. Uebrigens hat Holberg in der dänischen Schaubühne seinen Bramarbas zwar am meisten nach des Terentius Thraso gezeichnet, aber doch unstreitig manchen Zug auch von Plautus entlehnt, und nach seiner Art, doppelt geladen, indem er dem Eisenfresser einen eben so närrisch verliebten Schulfuchs, den Magister Stifel, genannt Stifelius, gegenüberstellt. — Beim *Trinummus* legte Hr. K. *Hermanns* Ausgabe zum Grunde, und zwar so sklavisch, dafs er keinen Fufsbreit davon abwich; ein Umstand, der keine vortheilhafte Meinung von seiner Urtheilskraft erregt, da alle Stimmfähige darüber einverstanden sind, dafs *Hermann* in diesem Stücke mehr verderbte, als besserte. Mit vollem

Rechte sagt der Recensent des Büchleins in der Jenaischen A. L. Z. vom Jahr *1805* S. 592: »Hr. *Hermann* äussert *De metris* S. 195, der *Rudens* sey von *Reiz* noch nicht vollkommen emendirt. Dieser Meinung ist Recensent auch, aber er muſs zugleich aufrichtig bekennen, daſs ihm Plautus Hand im *Rudens* noch viel richtiger hergestellt zu seyn scheint, als im *Trinummus.*« Wir enthalten uns, dieses Thema weitläuftiger auszuführen, da es theils schon von jenem Recensenten geschehen ist, theils, und zwar vornehmlich, von *Bothe* in seinen Anmerkungen zum *Trinummus,* die als eine fortlaufende Kritik der Hermannischen Ausgabe zu betrachten sind. V. 325 ist *huic,* die bisherige Lesart, welcher auch Hr. K. folgt, unrichtig. Es muſs *hic (Athenis)* heissen. Lesbonikus wird späterhin erst bezeichnet. Die V. 821 übersetzte Conjectur *aetherei* anstatt *et Nerei,* bestätigen Meleager *CXVI edit. Graef.* (Αὐτὸς ὁ βοῦς ἱκέτης ἐπιβώμιος αἰθέριε Ζεῦ, Μυκᾶται, ψυχὴν ῥυόμενος θανάτου) Statius *Achill. 2, 339. (neque aetherii sociam rectoris amico Lumine, sed solam nimium vidisse Dionen.)* u. a. — In den *Menächmen* sagt der Parasit V. 141:

Welcher Koch hat es gekocht?
Bald entdeck' ich's, schwankte was über, wenn ich Ueberbleibsel seh'.

Si quid titubatum est, ob etwas versehen ist. Gronovius erklärt den Ausdruck zur Gnüge. V. 353: Weil vor allen andern dich Venus hat erheben wollen. *Quia pol te unum ex omnibus Venus voluit me magnificare.* Weil traun! *Dich* vor Allen sonst Venus mich hochhalten hieſs. V. 392 hätte der von Gronov aus Diodor und aus Münzen erwiesene Phintias seinen Platz finden sollen. Kein anderer Schreibfehler war hinter *Pinthia* zu suchen. Und warum soll es nicht auch einen Tyrannen Liparo in Sizilien nach des Agathokles Tode gegeben haben, wenn gleich keine Denkmäler von ihm übrig sind? V. 412 ff. erblickt man das unzusammenhängende Gewäſch der Trivialausgaben gar gedolmetscht! Hatte doch Camerarius wenigstens schon das richtige *mendices* für *me dices.* M. vergl. Bothe V. 419: *Mulier haec stulta atque inscita est, quantum perspexi modo.*

Dieses Mädchen, merk' ich wohl, ist albern und nicht recht gescheidt

Albern und nicht recht gescheidt ist Tautologie, wo nicht Antiklimax. Ohne Zweifel bedeutet *Stulta* eine bestimmte Narrheit, die übertriebene Verliebtheit, welche Menächmus Sosikles an Erotion zu bemerken glaubt, und aus der vornehmlich er ihr Zuvorkommen gegen ihn erklärt. Daſs *Stultus, Stultitia,* oft diese Bedeutung haben, ist bekannt. M. s. nur *Aulular. IV., 10, 22, Cistell. I., 1, 63, Terent. Heaut. V., 3, 8, 15, Pani*

Lexic. *Plaut. in Stulte facere.* V. 800. Jetzt ists vorbei. Im Texte steht *Nunc hanc rem age.* V. 900. *Facilen' tu dormis cubans?* Schläfst du gleich, wann du dich legst? Hr. K. übersetzt: Schläfst du auch im Liegen gut? V. 981. *Pugnos obseram.* Hr. K.: Meine Faust sey ihre Saat. V. 1126. ist ohne Fehler. *Quinquagesies* bedeutet, wie immer, *quinquagesies centum millia. Vix* ist scherzhaft gemeint. Dieses Stück ist das einzige aus dem Alterthum, das Shakspeare in der *Comedy of errors* vor Augen hatte! Er erhöht das Wunderbare durch Hinzufügung eines ähnlichen Bruderpaars von Sklaven. — Wir gehen zum *Schiffbruch* über. Auch hier, wie beim *Trinummus*, hat der Uebersetzer den Namen des Stücks seinem Inhalte mehr angepafst; wogegen Niemand etwas haben wird, ohne doch die Sache so bedeutend zu finden, als Hr. K. in der Einleitung zu seinem Brautschatz. *Desbillons* äussert sich darüber mit Geschmack in einer handschriftlichen Bemerkung zu *Rud. IV., 3, 4.* »*Heus mane — dum hanc tibi, quam trahis, rudentem complico. Hola arrête.... que je plie le cable que tu traines. — C'est le cable qui a donné le nom a cette comedie. Voilà la premiere fois que ce mot rudens est emploié dans la piece. Il est facile de voir que Plaute auroit pu lui donner tout autre nom que celui-la ... Les anciens n'étoient pas scrupuleux dans le choix des noms qu'ils donnoient à leurs pieces. Souvent le premier venu leur étoit bon. Mais qui concevra que Rudens soit le mot qui soit, venu le premier à l'imagination de P.? S'il l'avoit intitulée Vidulus, dont il est fait si souvent mention dans sa comedie, et qui fait le denoûment, je n'aurois rien à dire. Mais rudens, rudens retis, in quo est vidulus!*« *Rud. prolog. V. 3.:*

> *Ita sum, ut videtis, splendens stella candida,*
> *Signum, quod semper tempore exoritur suo,*
> *Hic atque in coelo. nomen Arcturo est mihi.*

Aus dieser Interpunction der gewöhnlichen Ausgaben ist folgende wunderliche Dolmetschung entstanden:

> *So bin ich, wie ihr seht, ein glänzend heller Stern,*
> *Ein Zeichen, das sich stets erhebt zu seiner Zeit,*
> *Hier (auf der Erde!) und am Himmel, denn Arktur werd' ich genannt.*

V. 478. ff.:

> *Edepol, Libertas, lepida es, quae nunquam pedem*
> *Voluisti in navem cum Hercule una imponere.*

Nach Hrn. K.:

> *Wie fein du warst, o Göttin Freiheit, dafs du nie*
> *Den Fufs mit Herkules zugleich ins Schiff gesetzt!*

Diese vielbesprochene Stelle, an der die Salmasius und Meur-

sius ihr Latein verloren, läuft vielleicht auf nichts weniger als auf eine »unbekannte Götterfabel,« sondern vielmehr auf etwas gar Menschliches und Gewöhnliches hinaus, nämlich auf — die Frau des Kupplers. Nicht unwahrscheinlich ist es nämlich, dass Plautus so schrieb:

Edepol, liberta, es lepida, quae nunquam pedem
Voluisti in navem mecum hercle una imponere.
Traun, Freigelaſsne, du warst fein, daſs um keinen Preis
Den Fuſs du mit mir setzen wolltest in das Schiff!

Mecum und *hercle* geben Handschriften und alte Drucke. *Liberta* bedeutet hier *uxor*, sowie oft in Grabschriften und sonst (z B bei Horaz Sat. I., 1, 99,: *sed hunc liberta securi Percussit medium)*, weil Leute aus dem Mittelstande nicht selten Freigelassene heiratheten. So hatte es auch Labrax gemacht, und jetzo seine, gewiſs *hübsche*, Frau, auf Speculation nach Sizilien mitnehmen wollen. Das schlaue Ding hatte aber dazu nicht Lust gehabt, Furcht vor dem Wasser eingewandt, und war zurückgeblieben, um angenehmere Verbindungen in dem durch Ackerbau und Handel reichen und lebenslustigen Kyrene fortzusetzen oder neu anzuknüpfen V. 607.:

Als Unschuldiger, so nicht wollen Ruhm erlangen durch Missethat.

Quam innocentum, qui se scelere fieri nolunt nobiles.

Nobilis ist eine sogenannte *vox media.* V 795. nach Turnebus, den Hr. K. sehr in Affection genommen hat:

Fürwahr, das ist 'ne gute Keule für das Ohr.

Plautus sagt:

Illud quidem edepol tinnimentum est auribus.
Das ist wahrhaftig weiter nichts als Ohrenklang.

V. 1294 ist, mit einer Reverenz vor Saumaise, das abgeschmackte und schlecht begründete *vere natum* übersetzt, welches schon das Metrum bezweifeln hieſs. Saumaise's *codices* hatten geradezu *venenatum est*, in anderen steht *venatust* für dasselbe. Wenigstens wollen wir, mit Gunst des gelehrten Franzmannes, *venenatum* behalten, und es statt *fascinatum* nehmen, wie bei Ovid. Man s. den neuesten Herausgeber. — Wir kommen zum *Karthager (Poenulus).* Prolog V. 21. ff.:

Die zu Hause müssig die Zeit verschlieſen, müssen jetzt
Ganz ruhig stehen, oder sich künftig dem Schlaf entziehn.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Verbesserung.

Seite 1024 Zeile 10 von unten fällt *nicht* weg.

M. A. Plautus Lustspiele von Köpke.
(Beschlufs.)

Sonderbar! Wie kommen Leute, welche die Zeit *verschliefsen,* in das Schauspielhaus, wo ihnen jetzt der Vorredner gute Lehren giebt? Und was hat dieser Mann der Gegenwart mit *künftigen* Dingen zu thun? Ohne das Original anzusehn, hätten wir einen Irrthum hier vermuthet. Und richtig stolperte Hr. K. Des Plautus Worte sind:

Diu qui domi otiosi dormierunt, decet
Animo aequo nunc stent, vel dormire temperent.
Die ruhig ausgeschlafen zu Hause, müssen jetzt
Geruhig dastehn, oder wehren doch dem Schlaf.

Otiosi bezeichnet blofs die Zeit, zu schlafen, die jeder freie Mann daheim hat, und die im Schauspielhause fehlt. Prolog V. 80. ff:

Wer etwa will, dafs ich ihm was bestellen soll,
Der ist ein Narr, giebt er mir auch kein Geld zugleich.

Auch? Der Dichter sagt: *Argentum nisi qui dederit, nugas egerit.* Das *auch* verdirbt den ganzen Spafs, der schon aus der ähnlichen Stelle in den Menächmen klar seyn konnte. *Poen. 839.* sind die *vinarii* nicht *Weinhändler,* sondern *Weintrinker.* Was in aller Welt sollen Regimenter von Wein*händlern* bei dem Kuppler? V. 877:

Nun, ich will
Mehr Verschwiegenheit dir zeigen, als ein schlechtes Weib beweist.

Als ob eben *schlechte* Weiber nicht schweigen könnten. Allerdings hat das *vulgus editionum malae,* aber in des Camerarius älterer Membrane las man *mutae,* und das verräth sich auf den ersten Blick als das Wahre.

Besser will
Ichs verschweigen, als was Jemand einem stummen Weibe sagt.

Die Stellen in karthagischer Sprache giebt Hr. K nach *Dr. Bellermanns* Bearbeitung und Uebersetzung in den bekannten 3 Programmen. (Versuch einer Erklärung der punischen Stellen im Pönulus des Plautus. Erstes Stück; 47 Seiten in 8. Zweites; 45 Seiten. Drittes; 24 Seiten. Von *Dr.* Joh. Joachim Bel-

lermann, *Dr.* der Theol. und Philos., Direktor des Berlin. Köllnischen Gymnasiums u. s. w. Berlin, *1806, 1807, 1808.)* Auch wir ehren Hrn. *Bellermanns* Gelehrsamkeit und Scharfsinn; allein solche Spiele eines, alle Dialekte durchschweifenden, Sprachwitzes für ausgemachte Wahrheiten ansehn wird der besonnene Mann selber nicht. Auch stimmen andere Orientalisten nicht so, wie Hr. K. Einer von den berühmtesten, die jetzt leben, *Silvestre de Sacy*, äussert sich offenherzig über diesen Gegenstand in der Beurtheilung von *Ackerblad's Lettre sur une inscription Phénicienne, trouvée à Athenes, Rome 1817.* Man s. das *Journal des Savans 1817, Nr. 7. pag 437.*, wo Silvestre sich folgendergestalt vernehmen läfst: »*En général, lorsque je réflechis sur le foible degré de certitude, que présentent les explications données jusqu' ici d'un assez grand nombre de légendes, de monnoies et d'inscriptions phéniciennes, ainsi que de la fameuse scène du Poenulus, je ne puis me défendre de soupçonner que le langage des Phéniciens et celui de leurs colonies s'éloignoient plus qu'on ne le croit communément de la langue hébraique. Ce n'est presque jamais qu'avec des efforts pénibles et en faisant plus ou moins de violence aux mots, à ceux meme dont la lecture semble assurée, qu'on parvient à donner un sens plausible à ces monumens de la langue phénicienne. Eckhel a, sans doute, poussé trop loin la censure, quand il a comparé les savans qui ont recours à la langue hebraique pour expliquer les inscriptions phéniciennes, à un homme qui, ne sachant que le grec, pretendroit, avec le secours de cette seule langue, interpréter le monument d'Ancyre. Neanmoins, cette opinion, en en ôtant l'exagération, ne s'écarte peut-être pas de la vérité autant qu'on seroit tenté de le croire.*« — Der Name des Mädchens heifst nicht Anterastilis, sondern Anterastylis. So Xystylis *Pseudol. I., 2, 76, Archylis Terent. Andr. I, 4, 1,* wo man Bentley vergleiche.

Doch genug von der Beschaffenheit der Textworte, die Hr. K. uns verdeutschte! Auch *die Sylbenmaafse des Plautus* werden von Anderen anders angesehn, und warum sollte nicht unser Uebersetzer seine eigenen Gedanken darüber haben? Er hat sie wirklich, indefs zum Glück selten, da Metrik eigentlich seine Sache nicht ist, so wenig als Kritik. Auch bedurfte er ihrer nicht: bekanntlich fehlt es in Taubmanns Ausgaben, im *Rudens* von *Reitz* und im *Hermannischen Trinummus* weder an Kritik noch an Metrik. Dennoch fand der Vielbeschäftigte Zeit zu einer *kritischen Zugabe zu den Menächmen*, aus welcher das ihm Eigene herauszuheben, die Pflicht eines gewissenhaften Recensenten erheischt. Also *Menächm. I., 2, 2,* schreibt Hr. K. *odiod habeas*, und will uns den Vers

Quod viro esse odio videas, tute tibi odiod habeas
das unbedeutende *esse* zur Kürze geschleift) für eine *Choriam-icus tetram.* verkaufen. Allein wir lassen ihm dergleichen Waare, ehalten lieber beide Mal' *odio*, und skandiren ohne Anstoſs denn das nicht elidirte *esse* ist im Plautus keiner) einen dem Komiker geläufigen asynartetischen Vers heraus, der aus einem *roch. dim.* und einem überzähligen *Jambus* besteht. Daſs der orhergehende Vers wirklich ein *Choriambicus tetrameter* ist, und ieser nun wieder solch ein Vers, ist allerdings wunderlich; llein Plautus ist einmal so ein wunderlicher Kauz. V. 5:

Nam quotiens foras ire volo, me retines, revocas, rogas.

o Hr. K., denn in den Büchern steht *rogitas.* Er skandirt:

Nam quoti/ens fo/ras i/re volo,/ me reti/nes, revo/cas, ro/gas,

nd so haben wir unvermuthet einen trochäischen Tetrameter *atalecticus,* der freilich etwas holperig, aber doch immer auch in Vers ist. Schreibt man indeſs mit *Bothe* bloſs *volo ire,* so at man einen *asynartetus,* ähnlich dem zweiten Verse dieses uftrittes. Nach den *Creticis,* die mit Vers 10. endigen, fällt us den Wolken eine *Clausula bacchiaca:*

Nimium ego te habui delicatam,

orin der Baccheus *Nimium ego te ha -* einer der rarsten ist, ie uns vorkamen. Noch schöner ist indeſs der folgende *Jamb. tram.:*

Nunc ade/o, ut fá/cturis, / dicám u. s. w.

ers 20.:

Conferre omnes congratulantes; quia pugnavi fortiter,

oll auch ein *troch. tetram. catal.* seyn, welches Sylbenmaſs Plautus ja gewöhnlich braucht, wo es auf der Scene anfängt etwas ant herzugehn. Der Vers sträubt sich aber, und fleht, ihm ie Sylbe *gra-* in *congratulantes* lang zu lassen. Leider! ahnd' h, daſs ihm sein Flehen nichts helfen wird: denn darf das *ra-* nicht verkürzt werden, so verkürzt Hr. K. *-ferre,* wie ben *esse,* und welcher billige Mensch kann alsdann noch etas gegen den überzähligen *Trochaicus* χοριαμβίζων *Conferre mnes?* — *Men. 4, 2, 14.* möchte Jedermann den Vers

Qui foenore aut perjuriis habent rem partam

ir einen überzähligen *Jambicus trimeter* ansehen. Nicht doch! *ui* darf nicht liquesciren, *perjuriis* muſs gelesen werden wie *rjuris* (das *-ju* allenfalls ein wenig verkürzt; doch geht auch er Moloſs für den Grundfuſs), nachher muſs es noch heissen *rtam habent rem,* und siehe! da steht auf dem Papier ein *bacciacus tetrameter,* der seines Gleichen sucht. V. 27., der so utet:

Controversiam, uti sponsio fieret. Quid ille? Quid? Praedem dedit.

ist überschrieben *Jambicus tetrameter.* Aber da heifst es *Haeret aqua.* Oder soll man so skandiren:

Contro/versiam, u/ti spon/sio fie/ret. Quid il/le? Quid? etc.

Vermuthlich. Nur wird uns das zu schwer. Brechen wir denn lieber von der verdammten Metrik ab, und bitten Hrn. K. ernstlich, uns doch nie wieder damit zu quälen. —

Indem wir uns jetzt eigentlich zu der Uebersetzung selbst wenden, und sie in den Gesichtspunkt eines deutschen Sprachwerkes stellen, bemerken wir zuerst mit Schrecken so viel Latinisirendes. Da steht *Mil. 659. Siehe mich (Ecce me)* anstatt Hier bin ich; *673. Belade dich mit Lust (Onera te hilaritudine); 780:*

Deren Brust gescheidt ist — Herz? (cor, prudentia) Das sag' ich nicht, weil's keine hat.

Menächm. 722. Schmuck (ornatu) für Anzug, Ausstaffirung; *Poen. 1280. Verdopplung (conduplicatio)* für Umarmung, u. s. w. *) Dann zeigt sich Undeutsches, wie *Bewächter Mil. 548., Sachwalt Men. 774, Belieb Poen. 1334., daheim zu gehn* für *heim Mil. 1089;* ebenda *1246.: Mit der Nase sieht sie mehr als mit Gesicht; 1304: da der Wind die Segel bläst; Poen. 426. Ich fliehe (fugio, celeriter abeo,* in welchem Sinne oft *fugere* und *fuga* stehn) für Ich fliege, *693:*

So einen such' ich, wo man milder mich verpflegt,
Als man am Hof die Lieblinge des Antiochus.

(Nämlich *verpflegt.* Aber wer denkt das?) *859: Ob ich gleich nicht frei bin, quanquam haud otium est. Rud.* Prolog. *20: Und büfst um mehr sie, Majore multa multat; Mil. 655:* Schwerlich *findest* du einen zweiten je von seinen Jahren *an;* Seite 347, *zu zünden* für anzuzünden, und viel Aehnliches. Dann, was das Aesthetische betrifft, ist *Poen.* Prolog. 17. *feiles Mädchen* zu *schwach* für *scortum exoletum,* altes Buhlweib. Weit häufiger aber begeht Hr. K. den entgegengesetzten Fehler, indem er die Farbe zu dick aufträgt, und daher bald ins Hochtrabende fällt, bald ins Gemeine und unter die Linie des Anstandes, den auch Plautus erkennt. So liest man *Trin. 613:* und mir Raths von ihm *erflehn, ab eo consilium petam; 878: verkünd'* es

---

*) Nur Ein Beispiel noch. *Trin.* 1039. übersetzt Herr K. nach *Bothe's minumis vehiculis* so:

Auf die gröfsten Meere wagt' ich mit dem kleinsten Nachen mich.

Allein die *maria maxima* bezeichnen nach lateinischem Gebrauche nur *grosse* Meere, und *minuma vehicula* sind alle Schiffe in Vergleich mit dem ungeheueren Meer. Also heifst es auf Deutsch:

Wehe mir! auf kleinem Fahrzeug schifft' ich grosse Meer' hindurch.

mir, *fac me certiorem*; *Men. 464.* im Munde des Parasiten gegen seinen Tischherrn: *schlechter und verdammter Kerl, homo pessume ac nequissume*; und desgleichen *Poen. 357,* wo das Mädchen zu ihrem Liebhaber spricht: bist *ein schlechter Mann, male facis.* Ebendahin gehört *Hochbefehl, imperium, Men. 845; Rud. 802:* So *sterbt* ihr beide, *Peristis ambo* (Wer kennt nicht das Untragische des *Perii, Peristi,* u. s. w. dieser Dichter?); Geh' ins *tiefste Ungemach, i dierecte in maxumam malam crucem, Poen. 345*; *Lausepelz (mastruga) Poen. 1296.*; *verreckt, periisses, Trin. 994.* Zuweilen ist dicht beim Rechten vorbeigegriffen, wie *Men. 894.* Dein Geschwätz *ermordet* ihn, anstatt: Dein Geschwätz bringt ihn noch um, *alia ocidis fabula). Trin. 396:*

Er schafft sich Elend, und die Sache doch geschieht

(für *geschieht doch),* und *1026:* Warum such' ich, was *ist hin,* paſst nicht zu diesem Styl, und ans Lächerliche streift *geviertheilt (disque tulissent) Trin. 834.* So ist auch Hrn. K.'s Prosa öfters vernachlässigt, wie S. 547. (Die Billigkeit *des* Gesuchs *des* Trachalio); weitschweifig und tautologisch, wie in der oben angeführten Stelle der Vorrede; affektirt, wie S. 94. in der Anmerkung (der Gebrauch eines neuen [Metrums], welches eine anscheinende Verwirrung in *Vermählung* der Trochäen und Jamben *zur Schau trägt,* u. s. w. Manchmal gelingt ein Wortspiel, wie *Trin. 344. Schämen, grämen, Karthager 730. Klops* und *Klaps.* Aber *Men. 255, 256:*

(Deswegen heiſst auch Epidamnus diese Stadt,
Weil sie Verdammniſs [damnum] bringet jedem Reisenden;)

585. (Nur werd' ich wegen des *Kleides kreideweiſs, palla pallorem incutit,) 945:*

(Denn lieber hör' ich *Ermahnungen* als *Ahndungen, nam magis multo patior facilius verba; verbera ego odi,)*

ist nur der gute Wille zu loben, Altfränkisch ist *thuet. Mil. 806, 885*; steif unter Anderem *Men. 650:*

Wer fragt nach mir? Menächmus. Ein Mensch, der eher sich selbst als dich beleidiget.

Quis hic me quaerit? Men. Sibi inimicus magis quam aetati tuae, Ein Mensch, der mehr sein eigener Feind als deiner ist. Besonders fehlt noch der rechte Kütt (Cement) der Rede, die Partikeln; oder sie sind falsch gebraucht, wie besonders *nam,* auch die Uebergänge sind nicht selten gezwungen und ungefällig. — Die *Verse* sind oft fliessend, sonderlich im zweiten Bande, wo die Kraft schon geübter war. Allein fast auf allen Seiten trifft man auch harte Verse, wie z. B. die trochäischen *Mil. 323. 779.* die so anfangen, jener: *Nicht blödsichtig* — dieser: *Freigebohrn oder freigelassen;* auch 1314.:

Seine Schönheit, Sitten, Tapferkeit, hielten dein Gemüth gebannt;

ja es giebt unmefsbare, dergleichen dieser ist, *Mil. 315:*

Laſs dir doch die Augen ausstechen, die da sehn, was nirgend ist.

Der Senar *Trin. 1098.* beginnt so: *Einem* treuen braven —, wo wir lieber das alt- und süddeutsche *Eim* gesetzt hätten. Die Unzahl der spondeenlosen Trochäen erinnert an das erbauliche: *Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu.* Die jambischen Senare arten in sogenannte Alexandriner aus; die *Jambici tetram. catal.* werden durch unmässig oft gestattete Ueberspringung des Abschnitts nach dem vierten Fusse lendenlahm. An die Baccheen, Kretiker, Choriamben, ist viel Fleiſs gewandt, aber doch muſs der Takt das Beste thun, freilich zum Theil wegen des Bau's unserer Sprache, die von den alten so verschieden ist. *Zusammgesetzt Mil. 1279.* steht des Versmaaſses wegen, auf dessen Rechnung auch die zahllosen Apostrophen vor Konsonanten zu setzen sind, sowie (etwas noch Unausstehlicheres) die Flickwörter *denn, doch, so, sich, nun, sogar:* man siehe *Mil. 80, 111, 129, 731, 929, Rud. 559, 560, 562, 563.* Sogar ganze Flick*sätze* giebt es hier, z. B. *Mil. 1280:*

Denn jede andre Zauderei, die man so nennt,
(Plautus weiſs hiervon nichts)
Ist weit geringer, als man sie am Weibe sieht.

kein anderes als metrisches Bedürfniſs veranlaſste auch ohne Zweifel die häufige, undeutsche, Auslassung des Verbalpronomens (z. B. *Trin. 622.: Scheint,* sie streiten über etwas), die bisweilen zweideutig wird, wie *Mil. 1404.: (Schwör's* bei Mars und bei Lionen.)

In den Anmerkungen ist manche brauchbare Sacherklärung, wie sich dies von dem Verfasser einiger geschätzten antiquarischen Werke erwarten lieſs. Von der Freiheit, die Plautus sich in Bearbeitung seiner griechischen Muster nahm, sind wir mit Hrn. K überzeugt. (M. s. die Anmerkung zu *Men. 547.)* — Dagegen könnte die Beschreibung der alten Opfer *(Mil. 707.)* gründlicher seyn; daſs die Buhlerinnen ihre Namen änderten (Karthag. 1121.), weiſs man auch aus Juvenal und Andern; auf die Entmannung ertappter Ehebrecher spielt Horaz in bekannten Stellen an, u. s. w.

Wir brechen diese Durchmusterungen ab, und setzen nur noch hinzu, daſs man uns miſsverstehen würde, wenn man argwöhnte, wir wollten Hrn. K. von Arbeiten dieser Art abschrecken. Obwohl wir ihn für wissenschaftliche Untersuchungen mehr geeignet glauben, so scheint er uns doch auch zu poetischen Hervorbringungen nicht ohne Talent, und wir wer-

den uns daher aufrichtig freuen, wenn er, sobald es seyn kann, seinen Plautus vollendet. Aber dann wünschen wir freilich, daſs er all' seine Kräfte zusammennehme, und die von uns und Andern gerügten Fehler meide, damit etwas gegeben werde, dessen sich die vielgestaltbare Muttersprache zu rühmen habe.

O.

Pharmaceutische Monatsblätter. Herausgegeben von TH. G. FR. VARNHAGEN. Schmalkalden bei Varnhagen, Wien in Commission bei J. B. Wallishauser 1821. 1 — 3s Heft.

Von dieser neuen pharmaceutischen Zeitschrift, deren Herausgeber Apotheker in Schmalkalden ist, soll monatlich ein Stück erscheinen, und deren 6 einen Band ausmachen. —

In der Einleitung zum ersten Stücke wird der Plan und Zweck dieser Blätter aus einander gesetzt, wovon Recens. das Wesentlichste anführen will.

Es glaubt nämlich der Hr. Herausgeber, daſs die bereits vorhandenen pharmaceutischen Jahrbücher und Journale von Buchner, Trommsdorf, Kastner u. s. w. mehr eine wissenschaftliche Tendenz hätten, dagegen weniger für das praktische Leben berechnet seien, und daſs denselben mehr oder weniger, eine doch nöthige Popularität abgehe. Er selbst setzt sich als Zweck vor, Vorurtheile und eingewurzelte Miſsbräuche zu bekämpfen, der höheren Ausbildung und Aufklärung förderlich zu seyn, doch dies mehr für den praktischen, als reinwissenschaftlichen Theil. —

Schauder und Jammer erregend, sagt uns der Hr. Verf., stehe es um das Apothekerwesen an vielen Orten in Teutschland, dagegen dasselbe in Oestreich, Baiern und Preussen weit voran sei; dies findet Recens. stark, es fällt ihm schwer zu glauben, daſs die pharmaceutische Verfassung in Sachsen, in dem Groſsherzogthume Baden u. s. w. sich in einem Schauder erregenden und jämmerlichen Zustande befinde, ja er möchte es den Pharmaceuten der genannten Provinzen gar nicht zumuthen, sich Muster zur Nachahmung in Oestreich zu suchen.

Als das zweckmässigste Mittel, den Zustand der Pharmacie zu verbessern und ihn der Vollkommenheit näher zu bringen, wird die Gründung eines Vereins angesehen, da aber ein solcher in einem grossen Theile Teutschlands unausführbar sey, so sollen vor der Hand die pharmaceutischen Monathsblätter einen Centralpunkt abgeben. — Es sollen nun hier vorzugs-

weise solche Gegenstände abgehandelt werden, die die ausübende und die administrative Pharmacie hauptsächlich berühren, keineswegs aber alles Wissenschaftliche ausgeschlossen bleiben, alle Neuigkeiten sollen kurz mitgetheilt, dagegen allzulange Uebersetzungen der Arbeiten französischer und anderer Chemiker vermieden werden; ältere und neuere Medicinalgesetze, die in engerer Beziehung mit dem Apothekerwesen stehen, sollen vorzugsweise eine Stelle finden. Auch ein merkantilischer Theil wird zugegeben, an welchen sich Anfragen und Nachrichten, die Besetzung der Gehülfen-Stellen in Apotheken betreffend schliessen. —

In diesem ersten Stücke finden sich nachstehende Aufsätze: *Medicinalgesetzgebung* ein Abdruck der preussischen Verordnung die Angusturarinde betreffend; andere in Hamburg, dem Fürstenthum Waldeck etc. gegebene Gesetze. *Literatur.* Unter dieser Aufschrift findet sich ein kurzer Auszug aus einer Recension in den Heidelberger Jahrbüchern, Hänle's Entwurf zu einer allgemeinen Apothekertaxe betreffend. *Nachrichten* von Mifsbräuchen in Pariser und Londner Apotheken. —

Das zweite Stück enthält folgende Aufsätze: *Gedanken über das pharmaceutische Erziehungswesen.* Der Verf. desselben meint es vollkommen gut, behandelt aber den Gegenstand nicht mit der Ausführlichkeit und Bündigkeit, die er verdient. *Medicinalgesetzgebung.* Hier ist gleichfalls von der Lehrart der Pharmaceuten die Rede; es heifst im Eingange: »Unter allen uns bekannten Verordnungen über Erziehungswesen junger Leute zu Pharmaceuten, scheint uns die für die preussischen Staaten geltende, die ausführlichste, obwohl auch die Lippische Medicinal-Verordnung manches Beherzigungswerthe enthält.« Diese preussische Verordnung wird mitgetheilt und vom Verf. mit Anmerkungen versehen, wobei Recens. erinnert, dafs auch die Badische Medicinal-Ordnung, welche zu Carlsruhe 1807 heraus kam, gedachten Gegenstand mit vieler Sorgfalt behandelt, und eine Vergleichung mit der preussischen vollkommen aushält, ja in vielen Stücken auf das genaueste mit ihr übereinstimmt; der preussische Apotheker darf nur so viele Lehrlinge annehmen, als er Gehülfen hält, sind aber dessen Geschäfte so unbedeutend, dafs er sie schon mit einem Menschen bestreiten kann, so darf er gar keinen Lehrling, sondern nur einen Gehülfen halten. Im Badenschen ist dies dahin bestimmt, dafs nur Apotheker in grössern Städten, welche ihre Arzneimittel besonders alle chemisch zusammengesetzte selbst bereiten, Lehrlinge nehmen dürfen, und dies besonders noch nur dann, wenn an dem Orte eine öffentliche Gelegenheit ist, wo der Lehrling die Uebung in der lateinischen Sprache, so wie im Rechnen

fortsetzen kann. Nach der preussischen Verordnung muſs der Lehrling am Ende seine Lehrjahre sich einer Prüfung des Physici des Orts im Beisein des Lehrherren unterziehen, worüber unser Hr. Verf. sehr aufgebracht ist, weil man immer und immer nur den Arzt zum Aufseher und Beurtheiler des Apothekers mache. — Recens. weiſs gar wohl, daſs die meisten Aerzte weder dazu noch auch zu der ihnen obliegenden Visitation der Apotheken die hinreichenden Kenntnisse besitzen, demungeachtet dürfte es nicht rathsam seyn, den Arzt von beiden Geschäften ganz und für immer auszuschliessen. Die badische Medicinal-Ordnung verlangt, daſs die Beendigung der Lehrzeit der Sanitäts-Commission angezeigt werde, welche dann einem benachbarten Physicus und Apotheker die Prüfung aufträgt, ersterer ist verbunden, deshalb an die Sanitäts-Commission zu berichten, worauf von derselben je nach den bewiesenen Kenntnissen des Lehrlings, die Erlaubniſs zur Ausfertigung eines Lehrbriefes ertheilt oder verweigert wird. — *Können privilegirte Apotheker wegen Patent-Steuer in Anspruch genommen werden?* Ein kleiner Aufsatz, in dem diese Frage etwas derb verneint wird; ganz unrecht hat übrigens dessen Verf. nicht. *Verwechselung der Mentha piperita.* (Aus Grindels medicin.-pharmaceut. Blättern). Die genannte Pflanze soll mit *Mentha viridis* und was unglaublich scheint mit einer *Elsholtzia* (der Verf. meint *E. paniculata*, weit wahrscheinlicher ist es aber *E. cristata*) verwechselt worden seyn. — *Hydrargyrum sulphuratum nigrum.* Die narcotische Wirkung dieses Präparats, wenn es auf nassem Wege bereitet worden ist, soll von dem Gehalte an Schwefelwasserstoff abhängen. — *Neue Erfindung.* Rommershausens Dampfpresse zur warmen Extraction organischer Substanzen. Verkaufs-Anzeigen machen den Beschluſs. —

Im dritten Stücke finden sich folgende Aufsätze: *Ist es dem Gedeihen der Wissenschaft, dem Publicum, oder irgend wem vortheilbringend, die Gewerbfreiheit auch auf die Apotheken auszudehnen? oder sollte es nicht hier angemessener seyn, die Privilegien beizubehalten; und was soll endlich damit bezweckt werden, nur lebenslängliche Concessionen zur Errichtung von Apotheken zu ertheilen.* — Es wird recht gut und einleuchtend gezeigt, daſs bei Apotheken keine Gewerbfreiheit statt haben dürfe, indem ganz andere Dinge als bei gewöhnlichen Handelsleuten zu berücksichtigen sind, mit denen der Pharmaceute niemals verwechselt werden sollte. — Mit den vom Herausgeber beigefügten Noten ist Rec. nicht ganz einverstanden; in der ersten wird gesagt: »Schon seit dem 13ten Jahrhundert bedurfte es zur Anlage der Apotheken in den mehrsten deutschen Staaten einer besondern Genehmigung des Landesherrn, wodurch der Gründer oder Besi-

tzer einer Apotheke gegen fremde Eingriffe geschützt werden sollte.« Es möchte dies ein kleiner historischer Schnitzer seyn, indem im 13t. Jahrhunderte noch keine Apotheken in Deutschland bestanden. — In einer andern wird gesagt, wan rechne auf eine Apotheke in Städten 6000, auf dem Lande aber 12000 Menschen, dem Rec. scheinen diese Zahlen etwas zu groſs; Heidelberg zählt ungefähr 12000 Einwohner und hat 4 Apotheken, deren Besitzer ganz gewiſs ein hinreichendes Auskommen haben. — — *Westrumbs Bemerkungen über Taxe und deren Veränderung, durch die Konkurenzschrift des Herrn J. zu L. veranlaſst. Ist die Aufhebung der Apothekenprivilegien gut?* Ganz in dem Sinne des vorigen geschrieben. — *Medizinalgesetzgebung.* Von der Erlernung und Ausübung der Apothekerkunst. (Aus der neuen königl. sächsischen Medizinalordnung) Verordnung, den Gebrauch arsenikalischer Mittel zu Vertilgung von Ratten oder Mäusen betreffend, vom 16. Nov. 1819. In dieser Verordnung wird unter andern anbefohlen, daſs aller Arsenik, um dessen Verwechselung oder Vermischung mit Nahrungsstoffen möglichst zu verhüten nie anders als schwarz gefärbt gebraucht werden solle. — Rec. zweifelt gar sehr, daſs durch diese Maasregel je eine absichtliche, und selbst ob nur eine zufällige Vergiftung durch die schwarze Farbe verhindert werde. Angehängt ist ein Verzeichniſs unschädlicher Mittel gegen Ratten und Mäuse und eine Anweisung zu Schwarzfärbung des Arseniks. Zu den ersten ist das Aufhängen der Blüthe der Vogelkirsche oder der Erlenzweige, das Räuchern mit Heidekraut u. s. w. gerechnet; Vorschläge mit denen die sächsischen Ratten und Mäuse vollkommen zufrieden seyn werden. — *Abhandlungen chemisch-pharmaceutischen Inhalts. Blausäure.* Es werden hier die Vorschriften zur Bereitung dieser Säure von Ittner, Giese u. s. w. mitgetheilt. — *Pharmaceutisch-chemische Untersuchung des Inhaltes vom Magen und der Eingeweide eines plötzlich verstorbenen Menschen.* Vom Herrn Apotheker Witting in Höxter. Es wurde Brechweinstein entdeckt, wobei Recens. übrigens sich wundert, daſs unter den vielen angewendeten Reagentien sich die Galläpfel-Tinctur nicht findet, welche doch das empfindlichste Prüfemittel zur Entdeckung der aufgelösten Atome des Brechweinsteins ist; sie bildet mit einer Auflösung des letzteren nach Orfila einen starken geronnenen Niederschlag von schmutzig weisser ins gelbliche übergehender Farbe. Den Beschluſs machen Auszüge aus Briefen an den Herausgeber, nebst einer Kritik der würtembergischen neuen Medikamententaxe und das Apothekerwesen betreffenden Verordnungen. —

Aus dieser kurzen Uebersicht des Inhaltes dieser Monatsblätter läſst sich deren Geist einigermassen beurtheilen. Eine

laupttendenz mehrerer Mitarbeiter scheint dahin zu gehen, sich on dem Joche ärztlicher Vormundschaft gänzlich loszumachen; b es ihnen gelingen wird? muſs die Zeit lehren. — Was brigens Recens. vermiſst, ist eine kritische Anzeige der neueen pharmaceutischen und naturhistorischen Literatur, die chlechterdings nicht fehlen sollte, durch deren zeitige Mittheiung sich diese Blätter noch einen besondern Vorzug verschafen könnten. —

Bericht von dem im Lyceum zu Karlsruhe im verflossenen Schuljahre ertheilten Unterricht, als Einladung zu den vom 28. Sept. bis 2. Octbr. 1821 vorzunehmenden öffentlichen Prüfungen. Karlsruhe 1821 49 S. 8.

Von diesem durch Hrn. Kirchenrath Zandt verfaſsten Schulberichte würden wir bei der ohnehin schon so grossen Beschränktheit des Raumes in diesen Blättern keine Anzeige machen, wenn die kleine Schrift nicht wegen ihres Inhalts die Aufmerksamkeit des Publikums verdiente. Das Lyceum in Karlsruhe erlitt nämlich im Laufe des Semesters einen sehr empfindlichen Verlust durch den Tod eines seiner vorzüglichsten Lehrer, des allgemein bekannten und hochgeschätzten Professors der angewandten Mathematik und Physik, Hofraths und Directors des Groſsherzogl. physicalischen Cabinettes, auch Ritters des Zähringer-Löwen-Ordens, *K. W. Böckmann.* Es war daher eben so zweckmässig als für die vielen nächsten Bekannten und Schüler des Verewigten von unzweifelhaftem Interesse, in den gewöhnlichen Schulbericht eine kurze Biographie dieses in jeder Hinsicht der Welt zu frühe, schon in seinem 48sten Lebensjahre, entrissenen Gelehrten mitzutheilen, welche kurz und einfach von einem nahen Verwandten desselben verfaſst, seinen zahlreichen auswärtigen Freunden und Verehrern ohne Zweifel sehr willkommen seyn wird. Einen Auszug aus dieser gedrängten Uebersicht des Lebens und der literärischen Wirksamkeit eines so vorzüglich fleissigen Physikers hier mitzutheilen, ist an sich unthunlich, und Ref. will daher nur dieser kurzen Anzeige noch die Nachricht hinzufügen, daſs das Wichtigste aus den Papieren des Verewigten, namentlich seine letzte Preisschrift über die Blitzableiter, seiner Zeit zur Kenntniſs des Publikums kommen wird. Die Leser des Programmes werden beiläufig nicht ohne Interesse eine Uebersicht der Grösse des Lyceums in Karlsruhe, und des ausgedehnten Unterrichts erhalten, welcher daselbst von zahlreichen, meistens auch anderweitig rühmlichst bekannten Lehrern ertheilt wird.

System der gerichtlichen Arzneiwissenschaft, entworfen von Dr. Johann Daniel Metzger. Nach dem Tode des Verf. verbessert und mit Zusätzen versehen von Dr. Christian Gruner. Erweitert und berichtigt von Wilhelm Herrman Georg Remer der Arzneik. u. Weltweisheit Dr., K. Preuss. Medicinalrathe und ersten Professor der Medicin an der Universität zu Breslau, der klinischen Lehranstalt für innere Heilkunst Vorsteher, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Fünfte Auflage. Königsberg und Leipzig bei A. W. Unzer. 1820. XII. und 615 S. gr. 8. 2 Thlr.

Recensent hat früher in diesen Jahrbüchern (1815. Nr. 57.) die von *Gruner* besorgte, im J. 1814 erschienene, vierte Auflage von *Metzgers* System angezeigt. Bei dem jetzt abzustattenden Berichte, über die von Hr. M. R. *Remer* bearbeitete Ausgabe dieser Schrift, erlaubt sich Rec., zur Ersparung mancher sonst nöthigen Bemerkungen, auf jene Anzeige hinzuweisen, indem Vieles des darin Gesagten auch auf diese neue Bearbeitung anzuwenden ist. In der Vorrede erklärt sich der Herausgeb. über sein Verfahren. Zuerst eine volltönende Lobrede über das Werk selbst und dessen Urheber. »Selbst nach *Metzger* auftretende Schriftsteller, welche sich bemüheten, der gerichtlichen Medicin eine andre Gestalt zu geben, haben ihres Vorgängers hohen Werth erkannt, seinem ausgezeichneten Geiste gehuldigt, seine seltsame Gelehrsamkeit verehrt, seinem treffenden Urtheil Folge geleistet, seinen unermüdlichen Fleiſs benutzt, auch wenn es ihnen nicht immer nothwendig schien, dieses Gefühl des Uebergewichtes in Worten zu verlautbaren.« *Metzgers* Verdienste und die guten Eigenschaften seiner Schriften sind anerkannt; daſs ihnen aber Schwächen, Mängel und Unvollkommenheiten zur Seite gehen, ist eben so wenig zu leugnen. Beweise darüber hat Rec. schon in jener angeführten frühern Anzeige gegeben. Die gerichtliche Medicin hat seit *Metzgers* Tode in vielen der wichtigsten Lehren eine wesentliche Umgestaltung und Berichtigung erfahren, wobei ein Uebergewicht in Anzug auf richtiges Urtheil, Scharfsinn, Unbefangenheit bei der Prüfung von Thatsachen, und Eindringen in das Wesen schwieriger Aufgaben, schwerlich auf Seiten *Metzgers* sich offenbart hat. Selbst der neue Herausgeber nennt ja seine Bearbeitung von *Metzger's* Werk eine *berichtigte!* — *Gruner* hatte in der 4t. Auflage manche Aenderungen des ursprünglichen Textes vorgenommen und viele Zusätze und Bemerkungen demselben eingeschoben, wodurch es sehr schwer wurde, zu wissen, ob man des Verf., oder des Herausgeb. Gedanken vor sich habe. Hrn. M. R. *Remer* schien es, mit Recht, rathsamer, die dritte Originalausgabe des Buches wieder herzustellen, das Gute und Brauchbare, welches *Gruner* hinzugefügt hatte, bei-

zubehalten, das was ihm als Zusatz Bedürfnifs schien, hinzuzufügen, jedem aber das Seine zu lassen und die fremden Zusätze durch die Bezeichnung *Gr.* u. *R.* zu unterscheiden. Ueberflüssig scheinendes hat er aber hin und wieder gestrichen und einzelne kleine Aenderungen in den Worten des Textes und im Ausdruck sich erlaubt. Ausserdem hat derselbe die Literatur vervollständigt und mehrere Paragraphen, so wie zwei ganze Kapitel eingeschaltet. Die ersten beziehen sich theils auf die (in Preussen) gesetzlichen Vorschriften über die Art, wie die Akte der gerichtlichen Medicin ausgeübt werden sollen, theils sind sie durch die ganze Schrift zerstreut; die andern auf die Verantwortlichkeit der Medizinalpersonen (bei unglücklichem Ausgange ihrer Curen) und auf die zweifelhaften Krankheitsursachen. Der Umfang der gesammten Zusätze des neuen Herausg. geht aus der Vergleichung der jetzigen mit der Ausgabe von *Gruner* hervor. Diese enthielt 528 Seiten, die von *Remer* aber 615. — Betrachten wir nun die innern Veränderungen welche der Herausg. in dem »Meisterwerke *Metzgers*« vorgenommen hat.

In der Einleitung sind einige von *Gruner* weggelassene, oder veränderte, Paragraphen wieder hergestellt, besonders ist aber §. 22. b. ein schätzbarer Zusatz des Herausg. welcher eine vollständige Uebersicht der in Preussen bei Obductionen zu beobachtenden, gesetzlich vorgeschriebenen, Formalien enthält. Auch ist den folgenden Paragraphen noch manche nützliche Anmerkung beigefügt. Der ausgesprochnen Meinung des Herausg. (§. 27.) dafs die Obduction der Leiche eines Menschen, welcher eine ansteckende Krankheit gehabt, *nie* statt haben dürfe, kann Rec. nicht beitreten, in so fern sie ganz allgemein genommen wird. Leichen von Pest- und Gelben-Fieber-Kranken wird man allerdings, der Gefahr für die öffentliche Gesundheit wegen, nicht öffnen dürfen. An minder verheerend wirkenden und bei uns einheimischen, ansteckenden Fiebern ist die Gefahr, *bei gehöriger Vorsicht*, wohl nicht so grofs, dafs man in Fällen, wo ein für die Rechtspflege wichtiger Aufschlufs daraus erwartet werden kann, die Obduction unterlassen sollte. Zweckmässig ist die Erinnerung (§. 27. a.) dafs die Obduction nicht *zu früh* gemacht werden dürfe. Der Fall aber von zu früher Obduction einer durch Mohnsaft zufällig vergifteten, der im J. 1816 zu Ofen vorgekommen seyn soll, ist eine Zeitungsfiction, der die österreichischen Blätter widersprochen haben. Bei den Zusätzen zu §. 24. über den Streit, ob die Einsehung der Akten dem Gerichtsarzt zu erlauben sey, hätten die Fälle näher bezeichnet werden können, in welchen der reine Befund zur Begutachtung hinreicht, in welchen nicht,

Zur allgemeinen Kenntniſs in Deutschland verdient die gegenwärtig in den K. Preuss. Staaten bestehende Anordnung gebracht zu werden: alle Obductionsverhandlungen werden, auch wenn über sie keine Begutachtung gefordert wird, in Abschrift den betreffenden Regierungen eingesendet, und von diesen entweder ihren Medicinalcommissionen, oder dem Medicinal-Collegio vorgelegt. Diese beurtheilen den Fall, treffen die ihnen nöthig scheinenden Anordnungen und senden, im ersten Fall, die gesammelten Gutachten an die Medicinal-Cellegien, welchen die Superrevision obliegt. Diese überreichen mit einem begleitenden Berichte, sowohl ihre eignen Collectionen, als die ihnen zugesendeten, dem k. Ministerium für die geistlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, zur endlichen Verfügung. Alle wirklich von den Medicinal-Collegien begutachteten Sachen werden ebenfalls dahin, zur höhern Beurtheilung eingesendet — Nach der von *Metzger* gewählten Anordnung ist die Lehre von der Tödtlichkeit der Verletzungen zuerst abgehandelt. Die Grundsätze, welche derselbe aufgestellt, und die von ihm vertheidigte Klassification der tödtlichen Verletzungen sind bekannt. Daſs die Darstellung dieser Lehre in *Metzger's* Schrift überhaupt unbefriedigend, mangelhaft, dem Zweck der Rechtspflege unangemessen und in mehr als einer Beziehung geradezu unrichtig sey, hat Rec. schon vor sechs Jahren (a. a. O.) erwiesen und darf also jetzt nicht mehr dabei verweilen. Nur so viel ist hier zu bemerken, daſs bis zum Paragraph 66 die Grundsätze *Metzger's* unverändert vorgetragen sind und der Versuch einzelner Berichtigungen nur in den Anmerkungen gemacht ist. Im §. 66. b. hat aber der neue Herausg. eine ihm eigne Abtheilung, in einem, mit vielen Unterabtheilungen versehenen, Schema aufgestellt und dieses ausführlich erläutert. Es ist die nämliche Eintheilung, die von demselben schon in *Kopp's* Jahrbuch Bd. IX. S. 49 ff. bekannt gemacht wurde, indessen legt der Herausg. seine schon früher ausgesprochenen Ideen hier berichtigt und vervollständigt, zur Prüfung vor. Die tödtlichen Verletzungen zerfallen nach ihm in *unbedingt* und *bedingt tödtliche* (*absolute-relative letales*); die ersten theilen sich in *allgemein* und *individuell* absoluttödtliche: die bedingt tödtlichen hingegen in *an sich* tödtliche (*per se letales*) und *zufällig* tödtliche. An sich tödtliche Verletzungen sind (nach *Remer*) solche, bei denen die Nebenwirkung, welche die Relativität der Tödtlichkeit bestimmt, in Ansehung ihrer Intension der Verletzung gleich ist. (— Nach welchem Maaſsstabe vermag der Arzt dieses auszumessen und wird er je darüber ein andres, als ein bloſs muthmaſsliches, Urtheil fällen können? —) Zufälligtödtliche hingegen

diejenigen, wo die Nebenwirkung, welche die Relativität bestimmt, einen überwiegenden, das Leben zerstörenden, Einfluſs auf den Verletzten und die Verletzung hat und die Verletzung, wiewohl zum tödtlichen Ausgange erforderlich, eine untergeordnete Stelle debei einnimmt.« Die weitern Unterabtheilungen, die eine Uebersicht *aller möglichen* Fälle gewähren sollen, lassen sich ohne tabellarische Darstellung nicht deutlich machen und müssen in der Schrift selber nachgesehen werden. Indem wir es hier mit *Metzger's* Lehre und Grundsätzen zu thun haben, die ihrem Zusammenhange nnd ihren wesentlichsten Grundzügen nach unverändert geblieben sind, so würde es unangemessen seyn eine Erörterung der *Remerschen* Klassification hier zu unternehmen. Aber angenommen diese wäre richtig und ohne Tadel, so ist so viel klar, daſs *Remer's* Ansicht und seine aufgestellte Eintheilung weder im Einklange mit *Metzger's* Lehre von der Tödtlichkeit der Verletzungen, die einen so bedeutenden Theil des Werkes einnimmt (§. 51-180.) noch mit den von der preussischen Kriminalordnung vorgeschriebenen Fragen, welche der §. 66. c. anführt, stehn. Es ist daher sehr zu fürchten, daſs Gerichtsärzte, welche diese Schrift zum Führer wählen, durchaus zu keiner deutlichen und richtigen Einsicht in diese allerdings schwierige und verwickelte Lehre gelangen werden, ja es ist sehr zweifelhaft, ob die Zuhörer des Herausg. selbst, die künftigen preussischen Gerichtsärzte sich erbietende Grundsätze für ihr künftiges Handeln in foro sich werden aneignen können, da der Grundtext des Lehrbuches mit den Erläuterungen des Herausgebers, und beide wieder mit den Bestimmungen des Gesetzbuches, durchaus nicht zusammenstimmen, ja nicht selten sich in geradem Widerspruch unter einander befinden. Blickt man nun zurück auf die ganze Bearbeitung der Lehre, die hier in Frage steht, so wird man mit Vergnügen gewahr, daſs der Herausg. manche irrige Behauptung *Metzger's* nach den Lehrsätzen von *Ploucquet*, *Platner*, *Henke* u. A. m. zu berichtigen gesucht hat; für eine folgerichtige, dem Zwecke des Criminalrechts entsprechende und dem dermaligen Standpunkt der Strafrechtswissenschaft, wie der gerichtlichen Medicin, angemessene Darstellung kann man dieselbe jedoch nicht anerkennen. Freilich ist es aber auch unmöglich, ohne eine gänzliche Umgestaltung, ja zum Theil völlige Vernichtung, der in *Metzger's* System ausgesprochnen Grundsätze eine solche zu geben. Für Anfänger, die den ersten Unterricht aus dem Buche schöpfen sollen, für Praktiker, die sich daraus in zweifelhaften Fällen Rath erholen mögten, ist das Schwanken zwischen verschiedenartigen und sich wiedersprechenden Lehrsätzen durchaus nachtheilig. —

In dem Cap. von den Erstickungen (§. 181 — 200.) hat der Herausg. die §. §. 194 b. u. c. eingeschaltet, die schätzbare Anweisungen, die verschiednen möglichen Fälle zu unterscheiden, enthalten. Auch sind in den Anmerkungen zu den übrigen Paragraphen noch brauchbare Erinnerungen mitgetheilt. Mit vielen nützlichen, die naturhistorischen und chemischen Kennzeichen der Giftsubstanzen betreffenden, Anmerkungen und Zusätzen ist das Capitel von den Vergiftungen bereichert. Was man aber gänzlich vermifst, ist eine Aufstellung von Grundsätzen, nach welchen die Tödtlichkeit der Vergiftungen zu beurtheilen ist. *Metzger's* falsche Behauptung, dafs die Klassifikation der Vergiftungen nach drei Graden den drei von ihm angenommenen Klassen der tödtlichen Verletzungen entspreche, ist (§. 245.) wiederholt. Angenommen, es liesse sich die Tödtlichkeit der Vergiftungen nach demselben Princip wie die Tödtlichkeit der Verletzungen abstufen und beurtheilen, so hätte doch nachgewiesen werden müssen, wie die vom Herausg. vorgeschlagne Eintheilung der tödtlichen Verletzungen auch den Vergiftungen anzupassen sey. Nach den Erörterungen aber, welche über die richtigen Grundsätze zur Beurtheilung tödtlicher Vergiftungen (in *Kopp's* Jahrbuch der Staatsarzneikunst VII. S. 87. IX. S. 70. ff. und *A. Henke's* Abhandlungen aus d. Gebiet der pr. Med. III. Bd. S. 111.) öffentlich statt gefunden, liefs sich eine für die Strafrechtspflege so höchst wichtige Frage nicht mehr auf die Seite schieben oder in einer kurzen Note abfertigen, wie §. 205. c. versucht worden ist. Das Cap. von dem Selbstmord und den zweifelhaften Todesarten hat mehrere kleinere Zusätze erhalten, besonders eine Menge von Erfahrungsbelegen, theils aus eigner Erfahrung, theils aus Schriften gesammelt. Weniger erhebliche Zusätze haben die Capitel von den zweifelhaften Geburtsfällen, Mifsgeburten, und unreifen Geburten erhalten. Hinsichtlich der Spätgeburten tritt der Herausg. *Metzger*, wie es scheint, vollkommen bei, der die Möglichkeit derselben gänzlich verwirft. In der Note zu §. 295. sagt derselbe: »mich dünkt, dafs, ist einmal eine Verspätung von einigen Tagen oder Wochen zugestanden, man vernünftiger Weise auch keine andere, *dauere sie auch noch so lange*, bestreiten kann. Fällt die Regel so fällt sie ins Unendliche! Also: ein positives Gesetz!« Hingegen meint er am Ende des Capitels, es werde eine Zeit kommen, in welcher die Gesetzgeber aufhören, der Natur Gewalt anzuthun. Wir sollten glauben, dafs die bekannte, monatlich wiederkehrende, Steigerung des dynamischen Verhältnisses im ganzen Zeugungssysteme des Weibes, der eine wesentliche Veränderung im vegetativen Leben des Uterus entspricht, wohl einen Grund darbiete, um das Eintreten der einmal über die Normalzeit verzögerten Geburt nach 21 — 28 Tagen zu erklären. Endlich mag man die sich mehrenden glaubwürdigen Beobachtungen genauer Beobachter mit Recht nicht so geradehin verwerfen.

(Der Beschlufs folgt.)

ro. 70. Heidelberger 1821.

ahrbücher der Literatur.

Metzger gerichtliche Arzneywissenschaft.

(*Beschlufs.*)

n der Lehre von den todtgefundnen neugeborenen Kindern
it der Herausg. den Versuch gemacht, die gegen die volle
eweiskraft der Lungenprobe sprechenden Einwürfe zu wider-
gen. Schwerlich mit grösserem Glück, als *Metzger* und *Gru-*
r es versucht haben. Es ist nicht der Ort, hier in Einzeln-
eiten einzugehen, um so weniger, da ausführlicher von die-
m Gegenstande bei der Anzeige der vierten Ausgabe die Rede
ewesen ist. Aber immer unwidersprechlicher tritt aus den
echselseitigen Untersuchungen über die Beweiskraft oder Trüg-
chkeit der Lungen- und Athemprobe das Resultat hervor,
afs auch *im günstigsten Falle* dieselbe in foro nur Wahrschein-
chkeit, nicht Gewifsheit, über das Gedeckthaben des Kindes
eben könne. Der Herausg. sagt S. 392. es sey ein Fehlgriff,
ler ein falscher Angriff der Gegner der Athemprobe, wenn
e jeden einzelnen Punkt, einzeln bestreitend, das Ganze wi-
erlegt zu haben behaupten. Man müsse weder ein einzelnes,
um Ganzen der Athmenprobe gehörendes Experiment, allein
enommen für beweisend halten, noch durch dessen, unter selt-
nen Umständen einmal eintretende Zweideutigkeit, das Ganze
ir widerlegt halten wollen. Die Sache ist hier aber nicht
us dem richtigen Gesichtspunkte dargestellt *Metzger* und *Re-*
er vertheidigen die Zuverlässigkeit der Athmenprobe, leugnen
ie öfter von genauen Beobachtern wahrgenommenen Thatsa-
hen geradezu ab, und sprechen (im §. 314.) kecklich aus:
ie hydrostatische Lungen- oder Athemprobe sey gegen alle ihr
emachten Einwürfe gesichert. Die Gegner aber, namentlich
. *W. Schmitt* und *A. Henke*, sprechen derselben nicht allen
Verth ab, sondern halten es für Pflicht, die Lehre von der
chern und untrüglichen Beweiskraft dieses Experimentes zu
ekämpfen, welche zu Irthümern verführen kann, durch die
man die Rechtspflege, zu Gunsten oder Ungunsten der Ange-
lagten irre leitet. Wo Menschenleben, oder langjährige Ker-
erstrafe auf dem Spiele steht, ist die Aussage des Arztes ge-

wissenhaft abzuwägen! Der Werth, den eine auf Gründ ruhende Wahrscheinlichkeit vor Gericht haben kann, wi auch von den sogen. Gegnern der Lungenprobe zugestand Uebrigens könnten diese jene Behauptung *Remer's* leicht geg ihn selbst kehren und antworten: dafs man die Einwürfe, w che die sichere und zuverlässige Beweiskraft der Experime wankend machen, in ihrer Gesammtheit betrachten müsse u nicht glauben dürfe, alle widerlegt zu haben, wenn es geli gen sollte, den einen vielleicht als, unter gewissen Umständ weniger entscheidend darzustellen. Uebrigens ist noch zu e innern, dafs *Schmitt's* lehrreiche mit deutscher Sachkenntn und Genauigkeit angestellte Versuche über die Lungenpro die er in seiner klassischen Schrift schon vor funfzehn Jahr bekannt machte, auch bei dieser Ausgabe unbeachtet geblieb sind. Das Cap. von den Todesarten neugeborner Kinder l manche nützliche Zugabe und Anmerkung erhalten, ohne j doch eine vollständige Uebersicht der möglichen Fälle, in w chen das Kind ohne Schuld der Mutter einen gewaltsamen T erleiden kann, zu gewähren. Dem Cap. über die vorgeschü ten, verhehlten und angeschuldigten Krankheiten ist manc neue Anmerkung beigegeben. Im Abschnitt von Wahnsi welcher Name noch immer als generische Benennung für Ir seyn, oder psychische Krankheit überhaupt, gebraucht wi vermifst man sehr eine leitende Idee und allgemeine Grun sätze, welche den Arzt bei den schwierigen gerichtlich-psycl logischen Untersuchungen zur Richtschnur dienen könnt Ueberhaupt hätte es hier weit mehrerer Zusätze über die zweif haften, plötzlich eintretenden und bald wieder endenden, p chischen Zustände, die sog. Wuth ohne Verkehrtheit des V standes u. s. w. bedurft. Was der §. 427 b. enthält, ist unz reichend. Dem neuen Herausg. eigen sind die Capitel von Verantwortlichkeit der Medicinalpersonen und von den vorg gebenen Krankheitsursachen. Die Ueberschrift des ersten wohl zu unbestimmt gefafst, da nur von Verantwortlichke wegen übeln Ausganges einer Cur, die Rede ist. Die da aufgestellten Grundsätze sind im Ganzen richtig und des B falles werth. Gegen den letzten §. desselben, der die Cur der Afterärzte im Fall des übeln Erfolges, in den rechtlich Folgen, denen der befugten Aerzte gleichstellen will, mög sich mit Grund manches einwenden lassen. Eine Anweisu die allgemeinen Grundsätze auf die Fälle anzuwenden, Wundärzte, Geburtshelfer und Hebammen angeschuldigt w den, Tod oder Beschädigung der Gesundheit veranlafst zu h ben, vermifst man in diesem Cap. Ebenso fehlt die Literat und die Angabe der Schriftsteller, die früher diese Lehre a

gehandelt haben. Unter den ältern gehören dahin *Fortunatus Fidelis, Paulus Zacchias, Alberti, Hebenstreit, Ludwig, Fahner,* unter den neuern *Masius, Foderé,* welche kürzer den Gegenstand behandelt haben. Ausführlicher hat *Henke* in den Abhandlungen Bd. IV. diese Lehre erörtert, und kürzlich *Klose* im 3t. Heft der Zeitschrift für die Staatsarzneikunde. Das Cap. über die vorgegebenen Krankheitsursachen dürfte zweckmässiger mit den vorgegebenen Krankheiten in Verbindung gesetzt werden. Die noch übrigen Abschnitte über Alter und Lebensdauer, gesetzwidrigen Beischlaf, und über zweifelhaftes Zeugungsvermögen haben einige brauchbare Anmerkungen und Zusätze erhalten. Ein vollständiges Register macht den Beschluſs des Werks.

Beim Rückblick auf das ganze Buch, in seiner gegenwärtigen Gestalt wird man dem Herausg. gern das Zeugniſs geben, daſs er manches in demselben verbessert oder berichtigt habe und daſs diese Schrift dem, der sie mit Verstand und eignem Urtheil zu gebrauchen weiſs, nützlich seyn könne. Ein Meisterwerk aber, für welches sie nach dem Urtheil des Herausg. gelten soll, würde zu andern und höhern Foderungen berechtigen. Auf diesen Ruhm konnte *Metzger's* System vielleicht zu keiner Zeit Anspruch machen; am wenigsten möchten aber gegenwärtig deutsche Gerichtsärzte ein Meisterwerk darin erkennen, wo die wichtigsten Lehren der gerichtlichen Arzneiwissenschaft eine Umgestaltung und Berichtigung erhalten haben, die man aus der, am Schlusse des vorigen Jahrhunderts sehr verdienstlichen, Schrift *Metzger's* nicht einmal kennen lernen kann.

Summa Observationum medicarum ex praxi clinica triginta annorum depromtarum auctore LUDOV. JOSEPHO SCHMIDTMANN, medico apud Mellenses in Principatu Osnabrugensi. Volumen II. Berolini Sumptibus Officinae Librariae Friederici Nicolai 1821. P. XXVI. et 373. Mit den Worten des Seneca: Non me cuiquam mancipavi etc.

Dieser zweite Band ist von dem verdienstlichen Herrn V. auf dieselbe Art und Weise bearbeitet, wie der erste. Die von ihm gemachten Erfahrungen in Ansehung der hier behandelten Gegenstände werden in kurzabgefaſsten Krankengeschichten aus seinem Tagebuche nachgewiesen, theoretische und praktische Bemerkungen werden beigefügt, und zuletzt wird jedesmal auf die Fortschritte aufmerksam gemacht, die unsere Wissenschaft sowohl in der Erkenntniſs als der Cur der abgehandelten Krank-

heiten in neuern Zeiten gemacht hat, wodurch diese Schrift ein vielseitiges Interesse gewährt.

In Ansehung des nähern Inhaltes dieses zweiten Bandes ist folgendes zu bemerken: das erste Kapitel handelt von der *angina* zuerst überhaupt, drei Fälle werden nachher angezeigt; nämlich der einer gewöhnlichen *angina biliosa*, der einer *angina acutissima*, und einer *chronica*, in welchen letztern die Wirkung der Blutigel besonders hervorgehoben wird; ferner wird die Krankengeschichte und Cur der *angina arthritica*, an der der V. selbst gelitten, erzählt. Der Meinung *Franks* und des V. in Ansehung des Gebrauchs der Gurgeltränke, dafs sie nämlich, nach der gewöhnlichen Weise angewandt, mehr schaden als nutzen, stimmt R. völlig bei. Ganz praktisch und mit der Erfahrung des R. völlig übereinstimmend ist dasjenige was der V. im zweiten Kapitel von der *phthisis trachealis* bemerkt, sie ist mit weit beschwerlichern Zufällen verbunden als die *phthisis pulmonalis*, und läfst aus der *angina inflammatoria* entstanden kaum Heilung zu; auch wird der *angina phthisicorum* gedacht, und zwei Fälle von *angina parotidea* werden erzählt, der eine, wo Geschwulst der Parotis mit *pleuritis* wechselte, der andere, wo eine Entzündung der Parotis eine Versetzung nach den Hoden zur Folge hatte. Das dritte Kapitel ist überschrieben *Angina membranacea, Tracheitis*. Nach allgemeinen, mehrmals gemachten, doch nicht uninteressanten Bemerkungen unterscheidet der V. vier Arten der *Tracheitis* die einfache catarrhale, die entzündliche, nervöse und gastrische, und stellt vorzüglich zwei Elemente der Krankheit fest, die Entzündung nämlich und den Krampf. Die Wirksamkeit des Quecksilbers und der Schwefelleber werden hier bestätigt, und neue Fälle werden erzählt, worunter einer, wo die *Tracheitis* mit dem *asthma acutum Millari* verwickelt war, und die Krankheit einen tödtlichen Ausgang hatte. Das vierte Kapitel enthält die Vergleichung der Theorie und Behandlungsart der *angina* von Boerhaave mit der Theorie und dem Heilverfahren der Aerzte dieser Zeit in Ansehung dieser Krankheitsform, wovon das Resultat ist, dafs die Pathologie und Therapie der verschiedenen Arten der *angina* grosse Fortschritte gemacht hat. Im fünften Kapitel wird das *asthma acutum Millari* abgehandelt. Gleich anfänglich läfst sich der V. also vernehmen: *Undevicies hoc observavi malum; quare ex propria experientia disputare mihi licet.* Der Verf. hält die Krankheit und das mit vollem Rechte von der *Tracheitis* verschieden. In dem einfachen *asthma* bestehen völlige Intermissionen, was auch mit R. Erfahrung übereinstimmt. Mehr als einmal hat der V. das hitzige Asthma mit Bädern, Brechmitteln, Moschus, Dippels thierischen Oel und Cajeputöl geheilt. Von den neun

Fällen, deren hier Erwähnung geschieht, enthält der neunte einen tödtlichen mit der Leichenöffnung, wo keine Spur von Entzündung anzutreffen war. Das sechste Kapitel handelt von der *Enteritis*, die häufiger als die *Gastritis* vorkömmt. An interessanten Fallen, und zweckmässsigen Bemerkungen fehlt es auch hier nicht. Das siebente Kapitel enthält durch' Vergleichung mit *Boerhaave* die Fortschritte, die die Kunst in der Erkenntnifs und Heilung der *Enteritis* seit einem Jahrhundert gemacht hat. Das achte Kapitel spricht von der *Hepatitis*. Nach Bemerkungen über die Ursachen, Zufälle, den Verlauf u. s. w. dieser Krankheit werden 12 Krankengeschichten erzählt, die sämmtlich nicht unwichtig sind, der *Arnica* wird eine vorzügliche Kraft wider passive Entzündungen zugeschrieben. Das neunte Kapitel stellt eine Vergleichung des Zustandes der Medicin in Rücksicht der Erkenntnifs und Behandlung der Leberentzündung seit Joh. Juncker an, und die Fortschritte der Heilkunst fallen hier allerdings deutlich in die Augen. Das zehnte Kapitel über die Milzentzündung befafst sich mit den Ursachen der Seltenheit dieser Krankheit, ihre Gefahr, und schliefst mit Angabe zweier Fälle; zuletzt wird bemerkt, dafs Schwangerschaft zu Entzündung der Eingeweide des Unterleibs Veranlassung gebe. Das eilfte Kapitel hat das Blutspeyen zum Gegenstand. Nach vorläufigen Bemerkungen über die Erkenntnifs und Cur dieses Blutflusses werden 16 Fälle erzählt. Das zwölfte Kapitel macht den Beschlufs dieses nützlichen Werkes, und deutet auf die Fortschritte der Kunst in der Pathologie und Therapie des Blutspeyens seit Cullen. Das günstige Urtheil, welches wir bei der Anzeige des ersten Bandes dieses Werkes gefällt haben, ist demnach auch auf diesen zweiten Band zu beziehen. S.

Beyträge zur Witterungskunde;

auch unter dem Titel:

Untersuchungen über den mittleren Gang der Wärme-Aenderungen durchs ganze Jahr; über gleichzeitige Witterungs-Ereignisse in weit von einander entfernten Weltgegenden; über die Formen der Wolken, die Entstehung des Regens und der Stürme; und über andere Gegenstände der Witterungskunde; von H. W. Brandes, Professor an der Universität in Breslau. Mit 2 Kupfert. und 7 illuminirten Witterungstabellen. Leipzig 1820 VIII und 411 S. 8. P. 4 fl. 48 kr.

Das sachverständige Publicum ist ohne Zweifel unlängst darüber einverstanden, dafs ein so eifriger, gründlicher und vor-

urtheilsfreyer Forscher, als der Verf. des vorliegenden Werkes ist, die Witterungskunde durch diese Beiträge auf allen Fall ansehnlich bereicheren mufste. Dafs dieses wirklich geschehen sey, darüber kann kein Zweifel obwalten. Allein je belehrender und wichtiger die hier gelieferten Resultate sind, um so mehr fühlt man bei einer genauen Würdigung derselben, dafs sie nur einen kleinen Theil, ein unbedeutendes Fragment eines grossen Ganzen liefern, dessen umfassende Bearbeitung von vielen gewünscht wird, aber mit so mannigfaltigen Schwierigkeiten verbunden ist, dafs sich noch immer keine gegründete Hoffnung einer baldigen Realisirung dieses sehr allgemeinen Wunsches zeigt. Der Verf. benutzte vorzüglich fremde, ältere und neuere Beobachtungen zur Begründung seiner schätzbaren Folgerungen, und unter den ersteren namentlich diejenigen, welche in den Manheimer Ephemeriden aufgezeichnet sind. Indefs ist es nur zu bekannt, wie wenig zuverlässig früher die physicalischen Instrumente waren, und wer diejenigen kennt, deren sich die Mitglieder des Manheimer Vereins bedienten, wird nicht in Abrede stellen, dafs sie in Vergleichung dessen, was man gegenwärtig fordert, hinsichtlich ihrer Genauigkeit noch immer viel zu wünschen übrig lassen. In den letzteren Jahren ist die Technik unglaublich weit vorgeschritten, und nunmehro wäre es Zeit, durch gemeinschaftliche Bemühungen Licht in das dunkle Gebiet der Meteorik zu bringen; der Verf. würde, wie Rec. bestimmt weifs, gern einen Vereinigungspunkt bilden, um gleichzeitige Beobachtungen zusammenzustellen und zu ordnen, wenn nur die gelehrten Gesellschaften, z. B. in Berlin, Göttingen, München, Petersburg, Stockholm, Kopenhagen, die Holländischen und die Pariser sich für diesen Gegenstand verwenden, oder die erlauchten Regenten, welche oft mit so vieler Freigebigkeit minder wichtige wissenschaftliche Unternehmungen unterstützen, etwa nur durch Portofreiheit für einen solchen Zweck, fleissigen und zuverlässigen Beobachtern eine schnelle Zusammenstellung und Uebersicht der in weit entlegenen Gegenden gleichzeitig wahrgenommenen meteorischen Erscheinungen möglich machen wollten. Was *Carl Theodor* durch die Manheimer Gesellschaft geleistet hat, ist immer nur als ein erster Versuch anzusehen, und dennoch schon so fruchtbringend gewesen; wie viel mehr aber liesse sich in den jetzigen Zeiten nach solchen unglaublichen Fortschritten in den Naturwissenschaften durch wohlgeleitete gemeinschaftliche Bemühungen der Naturforscher für diesen wichtigen Zweig des Wissens ausrichten! Unterdefs wird man auch das, was hier mit grossem Fleisse zusammengestellt ist, dankbar annehmen, und Rec. macht sich bei grosser Vorliebe für Untersuchungen dieser Art ein

Vergnügen daraus, auf die Wichtigkeit vieler erhaltenen Resultate aufmerksam zu machen.

Die erste Untersuchung bezieht sich auf den Gang der Wärme-Aenderung im ganzen Jahre, zu deren Bestimmung für mehrere weit entlegene Orte, namentlich Petersburg, Stockholm, Cuxhaven, Zwanenburg, London, Manheim, Wien, St. Gotthard, Rochelle, Rom, nicht weniger als *180000* Beobachtungen verglichen sind, wovon die Resultate in einer, die Uebersicht erleichternden Tabelle und graphisch in einer Zeichnung dargestellt sind. Hierbei ist allezeit das Mittel von 5 zu 5 Tagen aufgenommen, und als mittlere Temperatur aufgezeichnet. Ref. ist der Meinung, daſs alle die verschiedenen Arten, deren man sich bis jetzt bedient hat, die mittlere Temperatur, selbst einzelner Tage, zu finden, ungenügend sind, denn man würde das Mittel der Wärme jedes Tages nur dann genau erhalten, wenn man den Stand des Thermometers mindestens alle 30 Minuten aufzeichnete, um zugleich die Dauer der grösseren oder geringeren Temperatur in Rechnung zu bringen. Indem dieses aber unmöglich ist, kann man durch die gewöhnliche Methode nur genäherte Resultate erhalten. Ref. beobachtet gegenwärtig zu andern Zwecken schon über ein Jahr lang drey Thermometer, welche 5, 3, und $1\frac{1}{2}$ F. tief in der Erde stehen, und wovon das tiefste sich auch bei dem grellsten Wechsel der Temperatur binnen 24 Stunden selten 0,1 Grad. R. ändert. In wie weit das Mittel dieser mühsamen Beobachtungen zur Auffindung der mittleren Temperatur dienen könne, muſs sich bei einer künftigen Vergleichung zeigen.

Einige höchst interessante Folgerungen, welche der Verf. aus den Beobachtungen entlehnt, erlauben wir uns kurz mitzutheilen. Im Mittel fällt die gröste Kälte in den Anfang des Januars, und nach einigem Wechsel zeichnet sich dann der Zeitraum vom 15ten bis 19ten Februar allgemein, ausser in *Umeå* und *Stockholm* durch die gröſste Kälte des ganzen Monats aus. Indem dieses namentlich auch von Manheim behauptet wird, so sah Ref. sogleich seine eigenen Register nach, und fand nicht ohne Ueberraschung in den Jahren 20 und 21 gerade den 17ten Februar als kältesten Tag notirt, und auch in den Jahren 18 und 19 fiel die gröste Kälte innerhalb des bezeichneten Zeitraums. Nicht auf gleiche Weise aber war dieses der Fall bei früheren, in Marburg geführten Verzeichnissen, indem die Regel hier für die Jahre 12 bis 16 nur einmal 1814 zutrift, in welchem Jahre der 18te Februar der kälteste Tag war. Daſs übrigens die Wärmezunahme auch in den hiesigen Gegenden bis zum 14ten März gehemmt seyn solle, bestätigen wenigstens die Beobachtungen der letzten 4 Jahre nicht, welche übrigens

als Gegensatz gegen die vom Verf. benutzten, ungleich längeren Beobachtungen nicht füglich gelten können. Als Ursache die er, von Ende Februars bis Mitte Marz, von NO sich fortbewegenden Kälte, welche zugleich von einem herrschenden Ostwinde begleitet zu seyn pflegt, sieht der Verf. die beim Aufthauen des Polareises entstehenden kalten Luftströmungen an, welche uns durch den genannten Wind zugeführt werden müssen. Rec. glaubt, dafs diese sinnreich aufgefundene Ursache nicht als einzig wirksam anzusehen sey, allein er mufs seine Bemerkungen darüber für einen andern Ort aufsparen. Der Zeitpunkt der gröfsten Hitze fällt in mittleren Breiten an das Ende des Juli, ein Resultat, welches aus einer grossen Reihe von Beobachtungen wohl hervorgehen mag, obgleich Rec. diesen Zeitpunkt wegen der wechselnden Gewitterperiode unbestimmt zwischen Ende Juni bis Mitte August setzen möchte, einzelne abnorme Jahre nicht gerechnet, wie z. B. das gegenwärtige, in welchem die heissesten Tage in das Ende der Monate April und August fielen.

Wir dürfen indefs der Kürze wegen nicht mehr aus diesem reichhaltigen Abschnitte ausheben, und gehen zur Anzeige der zweiten, weitläufigsten Abhandlung über, welche die Geschichte der Witterung des merkwürdigen Jahres 1783 enthält. Der fleissige Verf. hat dabei sehr viele Quellen benutzt, so viele als Zweck und Umfang der Untersuchung verstatteten, um den Gang der Witterung in weit entlegenen Gegenden zur klaren Uebersicht von 3 zu 3 Monaten zusammenzustellen. Es wird genügen, einige vorzüglich interessante Resultate auszuheben. Hierhin ist die S. 53 gemachte Bemerkung zu rechnen, dafs die westlichen Stürme viel heftiger als die nördlichen und östlichen sind, welches bis zur näheren Erforschung der die Luftströmungen überhaupt bedingenden Ursachen mit vollestem Rechte der grösseren Feuchtigkeit derselben und den dadurch bewirkten Niederschlägen beigemessen wird. Eine Berechnung des verschiedenen, an entlegenen Orten durch den Stand des Barometers angegebenen Luftdruckes und der hieraus nothwendig entstehenden Stürme, meistens mit Regen verbunden, dient sehr dazu, etwas mehr Licht über diese schwierigen Untersuchungen zu verbreiten. Uebrigens wird der Verf., wenn er berücksichtigt, dafs das Wasser in der Luft als Dampf vorhanden ist, und daher seine Elasticität in dieser Form in Betrachtung kommt, zugestehen müssen, dafs es unrichtig sey, wenn es S. 70 (vergl. S. 236) heifst: *so müfste, um eine Verminderung des Druckes von 8 Linien hervorzubringen, ein Regen 9 Zoll tief die ganze Gegend bedeckt haben.* Rec. hat in seinen physicalischen Abhandlungen Giessen 1816 S. 376 und 382 durch Rech-

ng gefunden, dafs ein Niederschlag von 1,03 Z. Regen; ohne och den Einflufs der nachströmenden Luftschichten mit zu echnen, eine Verminderng der Elasticität der Luft von 10,66 l. hervorbringen mufs. Aus der Zusammenstellung der Tematurveränderungen geht S. 84 der sehr wichtige Satz hervor, s manche derselben, welche sich über weite Strecken veriten, sich keineswegs als eine Folge herrschender Winde ehen lassen, wovon Rec nach seiner oben gemachten Berkung völlig überzeugt ist. Zufällig geht auch aus der Uesicht der Witterung verhältnifsmässig nicht sehr weit entleer Gegenden das Resultat hervor, dafs der Grad der Trolenheit und Nässe in ihnen oft sehr ungleich ist, denn *Narune* z. B. hatte vom 25sten Nov. 82 bis 20. März 83 weder gen noch Schnee, und daher unglaubliche Dürre. *Rochelle* gegen hatte in den drei ersten Monaten des Jahres $8\frac{1}{2}$ Zoll gen. Der heftige Orkan in Italien am 12ten März soll in ;i Stunden von Neapel nach Venedig gekommen seyn, und ifste daher die gröfste, bis jetzt gemessene Geschwindigkeit n 140 F. in 1'' gehabt haben, wenn anders diese Art der Mesng zulässig wäre.

In dem allgemein als heifs angenommenen Jahre 83 findet r Verf. nach genauen Beobachtungen blos den April überall rm, den Mai und Juni aber nur in nördlichen und östlien Gegenden über das Mittel hinausgehend. Mehrere Beobitungen im zweiten Viertel dieses Jahres beweisen den an h wahrscheinlichen Satz, dafs heiteres und trübes Wetter durch : mit Dünsten mehr oder weniger überladenen, aus der Ferherbeiströmenden Luftschichten bedingt wird, welches jech mit Recht nur als *eine* unter den verschiedenen wirkennden Ursachen angegeben ist, indem auf allen Fall plötzliche genschauer und Gewitter aus partiellen Einflüssen zu erklän sind. Eingeschaltet ist S. 172 eine kurze, aber interessan- und der vielen Thatsachen wegen lehrreiche Beschreiung des trocknen Nebels oder Höhrauchs, welcher das Jahr so sehr auszeichnete. Der Verf. ist zwar der Meinung, fs die entfernte Ursache desselben in den vielen vulcanihen Ausbrüchen jener Zeit zu suchen sey, schreibt ihn er zunächst mehr überall aus der Erde aufsteigenden Raue, als bestimmt dem Erdbrande in Island zu. Letzteres ire absolut richtig, wenn jener Erdbrand erst, wie nacher aus den Manheimer Ephemeriden erzählt wird, am 1sten ini angefangen hätte, da doch der Nebel schon den 24sten lai in Kopenhagen beobachtet wurde. Allein nach Henderson eis. 1. 305 fieng der Ausbruch des *Skaptar-Yökuls* allerdings st am 1sten Juni an, aber schon einen Monat vorher erhob

sich eine neue Insel bei Reykianefs, und überhaupt sind die Isländischen Vulcane nie ruhig, so dafs also blos die Richtung des Windes in Betrachtung käme, welche allerdings nördlich war; weswegen auch Rec. um so weniger Bedenken trägt, jenen Nebel für eigentlichen Rauch von Island aus zu halten, je auffallender ihm nach noch fortdauernder lebhafter Erinnerung allezeit die Aehnlichkeit zwischen demselben und dem von H. Finke beschriebenen Moordampfe gewesen ist. In der nachfolgenden, nicht vorzüglichen, aus den Manheimer Ephemeriden entnommenen Beschreibung des Isländischen Erdbrandes wird zugleich erzählt, dafs vor diesem schrecklichen Ereignisse Rauch von Grönland herkommend am nördlichen Theile jener Insel wahrgenommen sey. Rec. erinnert sich nicht, diese Beobachtung anderswo gelesen zu haben; sonst wäre es wohl der Mühe werth, durch Constatirung derselben sich von der Anwesenheit noch brennender Vulcane in jenem Lande zu versichern. Die vom Verf. mitgetheilte ausführlichere Zusammenstellung der meteorischen Erscheinungen in verschiedenen weit entfernten Gegenden gewährt die Ueberzeugung, dafs Regen u. Gewitter in jenem Jahre so gar selten nicht waren, welches die Grundlosigkeit der damals an einigen Orten herrschenden Furcht, als ob die eben eingeführten Blitzableiter jedes Gewitter stören, und dadurch eine verderbliche Dürre herbeiführen würden, zur Gnüge beweiset. Für blos zufällig erklärt der Verf. mit Recht eine allerdings sehr auffallende Uebereinstimmung der Wetterveränderungen in weit entlegenen Gegenden verschiedener Welttheile, namentlich den tiefen Barometerstand in Deutschland und die heftigen Stürme bei den Pelew-Inseln. Bestimmte Entscheidung über diese interessante Frage könnte freilich nur aus viel zahlreicheren genauen Beobachtungen hervorgehen, als die hier beigebrachten sind, aber auch dieses Wenige ist mit Danke anzunehmen.

Diese wenigen, aus einer höchst mühsam ausgearbeiteten Abhandlung ausgehobenen Bemerkungen können indefs keineswegs dazu dienen, den Werth derselben darzuthun, denn dieser läfst sich nur durch ein genaues Studium des vollständigen reichen Inhalts entnehmen. In der Schlufsbemerkung hat der Verf. abermals sehr genügend gezeigt, dafs kein Einflufs des Mondes auf die Witterung vernünftiger Weise angenommen werden kann; inzwischen ist dieses Vorurtheil einmal so allgemein herrschend, dafs es aller augenfälligen Gegenbeweise ungeachtet sicher noch lange bestehen wird.

Die dritte Abhandlung S. 285 enthält verschiedene meteorologische Untersuchungen. Zuerst über die Wolken, ihre Entstehung, Gestalt, Höhe, Veränderung, Zerstreuung und den

ebergang derselben in Regen, meistens nach den Ansichten
on Howard und Forster, zugleich aber mit eigenen sehr schätz-
aren Beobachtungen und Reflectionen bereichert, welche übri-
ens keinen kurzen Auszug verstatten. Nur eins will Rec., nicht
nbewufst, wie sehr seine Ansichten der allgemeinen Meinung
iderstreiten, dennoch zu bemerken sich erlauben, dafs es ihm
orläufig noch unzulässig dünkt, der Electricität einen Einflufs
uf die Bildung, und selbst im Wesentlichen auf die Verän-
erung der Wolken einzuräumen, wenn man dieser räthselhaf-
en Potenz nicht eine gewisse *vim incognitam*, welche am Ende
och mit einer *qualitas occulta* zusammen fallen müfste, bei-
essen will. Denken wir uns die Luft völlig heiter, woran
oll die Electricität dann gebunden seyn? An den völlig ex-
andirten Wasserdampf? Aber kein Versuch zeigt, dafs die Elec-
ricität an diesen vorzugsweise übergeht, und sie müfste somit
ben so gut die Lufttheilchen, als den Wasserdampf condensi-
en, welches gegen alle Erfahrung ist. Selbst dafs sie, in be-
eutender Stärke durch Maschinen erzeugt, den Wasserdampf
 sehr heisser und feuchter Luft vereinigen oder zerstreuen
ollte, geht nicht aus unsern Erfahrungen hervor. Dafs sie sich
ber an schon gebildeten Wolken, wie an allen in ihrem Wir-
ungskreise befindlichen Körpern ansammeln, und daher aus
rossen Räumen vereinigt in ungewöhnlicher Stärke hervorbre-
hen könne, folgt aus der Analogie aller Erscheinungen von
elbst, und hierin liegt der Grund, warum alle, *schon gebildete*,
olirte Wolken im Allgemeinen electrisch sind. Die Betrach-
ungen über den Regen und die wässerigen Meteore überhaupt,
 besonderer Rücksicht auf die oft ventilirten Fragen, aus wel-
her Ursache die Quantität des plötzlich gebildeten Wassers u.
ie zur Hagelbildung erforderliche grosse Kälte abzuleiten sey,
ird jeder mit Interesse lesen. Eine Beurtheilung, selbst ein-
elner Theile, würde Rec. zu tief in Untersuchungen führen,
elche er in Kurzem ausführlich anzustellen sich schon lange
orbereitet hat. Ein hauptsächlich bedingender Grund dieser
uffallenden Erscheinungen, von den Physikern bisher zu wenig
eachtet, vom Verf. mit Recht hervorgehoben, liegt in der un-
ezweifelten Thatsache der grossen Wärme höherer Luftschich-
en vor Gewittern und Stürmen. Schätzbare Beobachtungen
ber Blitze und Donner findet man hier gleichfalls lehrreich
usammengestellt, desgleichen über die Winde, verursacht durch
ngleiche Ausdehnung der Luft als Folge ihrer wechselnden
emperatur, wobei der Verf. bedauert, dafs Hr van Mons sei-
e angedeuteten manometrischen Versuche nicht genauer be-
hrieben habe. Indefs besitzen wir über diesen Gegenstand
ine genügende Reihe Versuche von unserm trefflichen deut-

schen Physiker Schmidt in Hauf's physiocratischem Briefwe
sel Hft I. welche schwerlich durch die von Hr. van Mons a
gestellten übertroffen werden dürften. Was über die Richtu
und Geschwindigkeit der Winde zusammengestellt ist, mitu
ter verschiedene nicht beantwortete Fragen, ist sowohl bele
rend als auch geeignet, diese Untersuchungen wieder in An
gung zu bringen. Ein Auszug aus Wells Abhandlung vom Th
wird denen nicht unwillkommen seyn, welche diese nicht sel
besitzen, und ohne einen Auszug aus dieser, und der folge
den kurzen Abhandlung über die glänzenden Lufterscheinung
geben zu wollen, beschliefst Rec. am liebsten diese Anzeig
mit dem Inhalte der letzten Periode des reichhaltigen Werk
worin der Verf. sagt: »Da Sternschnuppen in grosser Zahl gleich
»zeitig über eine grosse Strecke unserer Erde und Nordlicht
»mit Südlichtern gleichzeitig beobachtet werden, so dürfen wi
»wohl glauben, dafs auch in den tieferen Schichten der Atmo
»phäre manche Einwirkungen statt finden mögen, die sic
»über ganze Welttheile, ja über die ganze Erde erstrecken
»Wir haben also alle Ursache, unsere Aufmerksamkeit meh
»darauf, als es bisher geschehen ist, zu richten, und den ein-
»seitigen Schlüssen, welche sich auf unsere bisherigen, all
»beschränkten Beobachtungen gründen, nicht zu viel Vertraue
»zu schenken.

Muncke.

Populäre Experimentalphysik für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend. Von TH. FRIEDLEBEN, Dr. d. W. W. Lehrer der mathematischen, physicalischen und mercantilischen Wissenschaften. Erster Th. d. allgemeinen Physik mit 8 Steint. Frankfurt a. M. 18.. XX u. 544 S. 8. Pr. 3 fl.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches die Experimentalphy-
sik überall erregt, und da nicht jeder im Stande ist, an einem
wissenschaftlichen Vortrage derselben Theil zu nehmen, dieses
auch oft aus enger Beschränkung auf das Brodstudium ver-
säumt, aber später das Bedürfnifs, in diesen wichtigen Gegen-
ständen nicht gänzlich unerfahren zu seyn, schmerzlich em-
pfindet, konnte es nicht fehlen, dafs die dazu gehörigen Leh-
ren populär vorgetragen wurden, und wir besitzen daher schon
eine grosse Menge solcher Schriften. Allein die Zahl deren,
welche auf diesem Wege Belehrung suchen, ist grösser als der-
jenigen, welche die Gegenstände streng wissenschaftlich stu-
diren, und so erklärt es sich leicht, dafs bei den ohnehin stets

zuen Entdeckungen solche Schriften Abnehmer finden. Nach
ec. Urtheile sollte kein Studirender verabsäumen, während
ines Aufenthaltes auf der Academie sich eine Kenntnifs der
lgemeinen Naturgesetze zu verschaffen, seitdem die meisten
egierungen mit grosser Liberalität dafür sorgen, dafs die Haupt-
tze der Musen mit den hinlänglichen Apparaten versehen
erden, um mittelst derselben die nicht leichten wissenschaft-
chen Forschungen zu erläutern, und die aufgestellten Lehr-
itze zu beweisen. Auch auf den höheren Bürgerschulen, wo
as Studium der Sprachen nicht so viele Zeit raubt, sollte für
ie nöthigsten Maschinen und einen zweckmässigen Vortrag
iner, in alle Verhältnisse des Lebens so vielfach und so tief
ingreifenden Wissenschaft gesorgt werden, wie auch an vie-
en Orten geschieht. Nach einer solchen Vorbereitung wür-
e es dann leicht seyn, späterhin sowohl zum Nutzen als
uch zum Vergnügen, die erworbenen Kenntnisse zu erweitern
nd zu befestigen, was ohne alle Grundlage und Autopsie selbst
urch die populärsten Schriften kaum möglich ist, weil
ie Beschreibung der Maschinen und der Versuche sonst in
hnen zu einer unmässigen Ausdehnung anwachsen mufs, und
s auch dann immer noch schwer ist, selbst mit Hülfe von
eichnungen die Gegenstände vollkommen zu versinnlichen.

Also blofs unter der Voraussetzung einer schon vorhande-
en Grundlage scheinen uns populäre Darstellungen der allge-
neinen Naturgesetze sehr nützlich, und so wird auch die vor-
iegende Schrift ihren Zweck nicht verfehlen. Die nächste Ver-
nlassung zur Herausgabe derselben gaben dem Verf. die Vor-
esungen, welche er im Winter 1819 u. 20 vor einer kleinen
Zahl sehr gebildeter Zuhörerinnen hielt, denen allerdings, eben
wie den übrigen Schülern desselben das Nachlesen der abge-
handelten Gegenstände in diesem Werke eben so vielen Nutzen
ls Vergnügen gewähren mufs. Ohne gerade alles ganz genau
gelesen zu haben kann Rec. mit gutem Gewissen bezeugen, dafs
lie Gegenstände klar und verständlich, mit Vermeidung tri-
vialer Weitschweifigkeit und nutzlosen Raisonnirens dargestellt
sind, mithin auch leicht und bestimmt aufgefafst werden kön-
nen. Neue Ansichten wird man im Buche nicht erwarten, und
in eine genaue Critik des Einzelnen einzugehen, würde hier
zweckwidrig seyn. Indem wir also das Buch im Allgemeinen
empfehlen, und demselben recht viele Leser wünschen, sey es
erlaubt nur mit wenigen Worten zu bemerken, dafs nicht wohl
abzusehen ist, warum der Verf. nicht die Aërometrie und
Akustik eben so gut in diesen ersten Theil aufgenommen hat,
als die allgemeinen Bewegungsgesetze und die Hydrostatik, in-
dem sie doch auf gleiche Weise zur allgemeinen Physik gerech-

net werden; imgleichen daſs das Werk allerdings mit vollem Rechte für Dilettanten und die Jugend bestimmt seyn kann, für angehende Mathematiker aber, als solche doch nicht eigentlich geeignet ist. Druck, Papier und Zeichnungen sind sehr gut.

James Johnson's Abhandlung über den Einfluſs des bürgerlichen Lebens des häufigen Sitzens und der geistigen Verfeinerung auf Gesundheit und Wohl des Menschen. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet von Dr. H. Breslau, praktischem Arzte in München. Weimar 1820. 160 S. 8.

Die in dieser kleinen Schrift abgehandelten Gegenstände verdienen die volleste Aufmerksamkeit jedes gebildeten Menschen, vorzüglich aber des Arztes, der oft genug Gelegenheit hat die für den Körper nachtheiligen Folgen der höheren Geistescultur zu beobachten. Es ist ein eben nicht erfreulicher Gedanke, daſs die höhere Ausbildung der Fähigkeiten des Geistes nur zu oft mit Schwäche des Körpers und Abnahme der Gesundheit sich vereinigen, ja daſs gleichsam nur auf Kosten der Körperkräfte jene des Geistes sich in höherem Grade zu entwickeln vermögen. Nicht ganz zu vermeiden ist dieser traurige Erfolg, aber ganz gewiſs kann er durch eine vernünftig geregelte, streng befolgte Lebensordnung mehr oder weniger vermindert werden: mehr gilt dies noch von dem nachtheiligen Einflusse, den die unvermeidlichen Einflüsse des bürgerlichen Lebens auf die Gesundheit haben, welche zu mindern oder zu entfernen wir allerdings Mittel besitzen, deren Gebrauch uns aber oft zu lästig dünkt. Die vorliegende Abhandlung liefert im Grunde nichts mehr als Bruchstücke und kann keineswegs als ein umfassendes Werk angesehen werden; auch ist das Gesagte hauptsächlich nur von den Sitten und Gebräuchen Englands entnommen, und muſs daher jeder andern Nation mehr oder weniger einseitig erscheinen, wenn gleich der Hr. Verf. versichert er liefere die Resultate ein und zwanzigjähriger ausgebreiteter Beobachtung des Menschen auf allen Stufen der Civilisation und Verfeinerung, von dem Wilden auf Nicobar bis zu dem Philosophen in Europa. Mit den therapeutischen Vorschlägen und Anordnungen des Hrn. Verf. dürften teutsche Aerzte noch weit weniger zufrieden seyn, obgleich ihn der Herr Uebersetzer hie und da zu entschuldigen sucht. Es findet sich aber in dieser Schrift so manche richtige Beobachtung und treffende Bemerkung, deren Wahrheit man überall anerkennen wird, und

es verdient der Gegenstand von dem hier die Rede ist so sorgfältig und genau von allen Seiten beleuchtet zu werden, daſs jeder zweckmässige Beitrag willkommen seyn muſs. —

Der Hr. Verf. nimmt im Menschen drei leitende Systeme oder Reihen von Abtheilungen mit ihren eigenthümlichen Functionen an. Die erste sagt er ist das *organische* System: es gehören dahin das Herz, die Gefässe, die Lungen, die Verdauungswerkzeuge und die Drüsen, welche Organe alle nicht unter der Regierung des Wollens stehen. Das zweite System nennt er das *animalische*, es begreift alle willkührlichen Muskeln oder besser alle Muskeln, die wir nach Willkühr bewegen können. Das dritte ist das *fühlende* und *intellectuelle* System, nämlich Hirn und Nerven. — Ohne diese Eintheilungsweise der Organe des menschlichen Körpers näher untersuchen zu wollen, bemerkt Recens. nur, daſs nach diesen Ansichten die einzelnen Capitel der Schrift geordnet sind, aus denen wir ohne sie nach der Reihe durchgehen zu wollen einzelne Bemerkungen ausheben. Die lesenswerthen Abschnitte über den Einfluſs des bürgerlichen Lebens etc. auf die Verdauungsorgane durch Essen und Trinken enthalten auch Vorschriften zur Entfernung der Folgen des unmässigen Trinkens, wenn diese besonders in Störung der Function der Leber bestehen, sollen die blauen Pillen, Sassaparille, Antimonial-Aloe-Mittel schnell gegeben werden. So häufig wir auch in Teutschland und leider auch auf Academien die Folgen des unmässigen Trinkens zu beobachten Gelegenheit haben, so möchte es doch kaum je einem teutschen Arzte eingefallen seyn Kupfermittel zu geben (die blauen Pillen enthalten *Cuprum Ammoniacale*) oder grosse Hülfe von der eben nicht sehr wirksamen Sassaparille zu erwarten. Auch hat es der Hr. Verf. versäumt die Gründe zu entwickeln, die ihn zur Auswahl jener Mittel bestimmten, oder auch nur allgemeine Heilanzeigen zu entwerfen. Selbst die üblen Folgen des zu häufigen Sitzens will der Hr. Verf. nebst kalten Bädern mit blauen Pillen und Sassaparille bekämpfen. —

Sehr wahr ist es, was von dem Einflusse der Arzneikunst gesagt wird; mit Recht wird behauptet, daſs die Wissenschaft von Gesundheit und Krankheit alle andere Wissenschaften eben so sehr an Schwierigkeit in ihrer Erlernung übertrifft, wie Algebra oder Astronomie die gemeinsten Regeln der Arithmetik. Damit steht nun freilich die grosse Zahl Menschen aller Klassen, die sich mit der Arzneikunst beschäftigen, und besonders die Leichtigkeit und Zeitkürze im Widerspruche mit der man in bester Form zu dem Rechte gelangen kann diese schwierige Wissenschaft auszuüben; aber in Teutschland so gut wie in England und anderwärts giebt es einen Schwarm von unwissen-

den und unfähigen Aerzten, die zwar oft mit Feierlichkeit zu Doctoren creirt, dann aber emsig beschäftigt sind »mit Eingiessen von Tränkchen die sie nicht kennen, in den Körper, »von dem sie noch weniger wissen.« Es ist wahrlich bei so gestalteten Sachen nicht ganz Unrecht, wenn der Hr. Verf. behauptet, es wäre besser für die Menschheit, wenn keine Spur von der Arzneikunst auf dem ganzen Erdenrund vorhanden wäre, und dafs im Ganzen genommen ein grösseres Maas von Leiden und Sterblichkeit durch schlechte Aerzte veranlafst wird, als die richtige und wissenschaftliche Anwendung der Arzneikunst verhüten kann. Bei diesen Umständen dürfte auch mit einiger Einschränkung der Schlufs des Hrn. Verf. nicht ganz unrichtig seyn, wenn er sagt dafs der Arme dem Reichen hier genau gleich stehe. Wenn ersterer (sagt der Hr. Verf.) sich keine Arzenei und keinen ärztlichen Rath verschaffen kann, so läuft er auch keine Gefahr, dafs ihm die trügerischen Versprechungen des Quacksalbers oder die falsche Anwendung der Mittel Schaden bringe. An vielen Stellen dieser Schrift wird oft auf eine sehr scharfsinnige Weise gezeigt, wie die Entbehrung von Glücksgütern der Gesundheit des Körpers zum Vortheile gereicht. — Auffallend ist die Behauptung, dafs Herzkrankheiten in neueren Zeiten häufiger geworden seyen, als die der Leber und selbst der Lungen; Corvisarts Methode sympathische und idiopathische Leiden des Herzens durch Percussion der Brust zu erkennen wird sehr gerühmt und überhaupt von den Krankheiten des Herzens, so wie von den Veranlassungen derselben mit Vorliebe gesprochen. Ueber die Entstehung, Verhütung und Heilung der Gicht, Scropheln, Epilepsie, Wahnsinn u. s. w. wird zwar Manches und darunter auch Gutes und Wahres gesagt; aber die Gegenstände sind so kurz, man möchte sagen aphoristisch abgehandelt, dafs wohl die meisten Aerzte sich nicht befriedigt finden werden. —

Verbesserungen

in Nro. 59 und 60 der Heidelberger Jahrbücher.

Nro. 59 S. 941 Zeile 10 statt *Luckdha* lies *Buddha.*
— 942 — 12 — *Kranner* — *Kranaer.*
Nro. 60 — 947 — 10 lies *Samothracisches.*
— — — 21 — Πειϑώ.
— — — 26 — *Pasithea.*
— 950 — 5 statt *Horta* lies *Horte.*

N° 71. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Frankenhausens Heilquelle von Dr W. A. G. MANISKE, Fürstl. Schwarzb. Rudolst. Rath und Physicus von Frankenhausen und Oldisleben. Mit zwei Kupfern und einer Charte. Weimar im Verlage des G. H. S. pr. L. Industriecomptoirs. 1820. 190 S. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Die Salzquellen bei Frankenhausen, einem kleinen Städtchen in Thüringen sind, wie der Hr. Verf. in seinen kurzen geschichtlichen Angaben bemerkt schon sehr lange bekannt, indem man urkundliche Nachrichten von denselben vom Jahre 998 her besitzt. Die eigentliche jetzt gebrauchte Heilquelle wurde nicht zur Salzbereitung verwendet, im Gegentheil sah man sie als ein wildes Wasser an, das die gute Salzsoole verderbe und folglich abgeleitet werden müsse, wozu auch wiederholt Anstalten gemacht wurden. Der Hr. Verf. kam zufällig auf den Gedanken dieses wilde Wasser als *Seewasser-Surrogat* zu versuchen und fand es gegen Scropheln ausgezeichnet hülfreich; durch seine Bemühungen kam es dahin, daſs man im Jahre 1808 die ersten Badeeinrichtungen traf, und diese besonders in den jüngst verflossenen Jahren bedeutend vergrössert. —

Das Wasser der Quelle ist im Sommer kälter als die äussere Temperatur, im Winter etwas wärmer und dampft bei starker Kälte. Nach der chemischen Untersuchung des Herrn Professor Hoffmann enthielt dasselbe in fünf Pfunden

12 Drachmen 46 Gran muriatisches Natrum
1 — — 15 — schwefelsauren Kalk
5 Gran muriatischen und kohlensauren Kalk
5 — muriatische und kohlensaure Talkerde.

Weder freie Kohlensäure noch Eisentheile finden sich in demselben. Die von dem Apotheker Hiering in Frankenhausen angestellte Analyse lieferte nur wenig abweichende Resultate. —

Aus diesen Untersuchungen geht nun hervor, daſs die Quelle zu den kalten muriatischen Wässern gezählt werden müsse; warum aber der Hr. Verf. dasselbe kein Soolenbad genannt wissen will, wird daraus keineswegs klar, denn die Soolbäder zu Halle, zu Elmen, zu Nenndorf u. s. w. zeigen im Ganzen dieselben Bestandtheile. Es soll aber wie unser Hr. Verf. bemerkt die Seebäder *vollkommen* ersetzen, wenn Soolen-

bäder es nur unvollkommen thaten, und auch zu dieser Behauptung kann Recens. in der vorliegenden Schrift keinen zureichenden Grund finden. Wenn auch gleich die dem Meer zugeschriebene magnetische Eigenschaften erträumt sind, und auf die Wirkung der Phantasie beim Anblicke des unermesslichen Oceans nicht viel gerechnet werden darf, so muss doch wohl der eigenthümliche Eindruck des Wellenschlages auf den Körper, die eigene Temperatur des Meerwassers, und das Einathmen der reinen Seeluft in Anschlag gebracht werden; sämmtlich Dinge, die man weder zu Frankenhausen noch an einem andern Orte auf dem festen Lande zu suchen berechtigt ist. —

Die Heilkräfte der Quellen zu Frankenhausen werden von unserm Hrn. Verf. als ungemein groſs geschildert und mit ausserordentlichen Lobpreisungen angerühmt, so zwar daſs jeder Unbefangene auf den ersten Anblick sie für übertrieben halten muſs. Es kann dies um so weniger verargt werden, da man die Sitte der Badeärzte in Hinsicht der Angabe der Kräfte ihrer Quellen bereits hinreichend kennt, und sie zu würdigen weiſs. Herr *Dr. Maniske* scheint dies wohl selbst gefühlt zu haben, und gibt sich daher viele Mühe die an Wunder grenzenden Wirkungen seiner Quelle mit den vorherrschenden Krankheiten des jetzigen Zeitalters in Einklang zu bringen, denen sie vorzüglich anpassend sey, worauf Rec. nur bemerkt, daſs mit ganz gleichem Rechte von jedem Soolenbade dieses (gleichviel ob richtig oder unrichtig) behauptet werden könnte. — Vielleicht nahm es der Hr. Verf. mit den Beweisen seiner Angaben deswegen nicht so genau, weil er seine Schrift den Layen und nicht den Aerzten bestimmte, daher er auch ausdrücklich sagt, sie solle nur den Nichtarzt belehren, dem Arzte selbst höchstens eine Erinnerungstafel seyn; er habe deshalb auch Kunstausdrücke so viel wie möglich vermieden und der Sprache des »neueren Arztthums« sich gänzlich enthalten. Dies letztere ist wohl allerdings geschehen, aber Kunstausdrücke kommen bei den Krankengeschichten in Menge vor. —

Den gröſsten Theil der Schrift nimmt die Aufzählung der speciellen Erfahrungen und Beobachtungen über die Heilkraft der Quelle ein, die durch Krankengeschichten erläutert werden. Die Quelle zu Frankenhausen ist diesen zufolge ein grosses Mittel gegen Scropheln, Gicht und Rheumatismen, Dyspepsie, Geistes - Verirrung, habituelle Diarrhöen, Hautwassersucht, chronische Hautausschläge, Kopfgrind, allgemeine Nervenschwäche, krampfhafte Krankheiten, namentlich den Veitstanz, Lähmungen; ferner gegen Kopfschmerz, Augenkrankheiten, Gehörfehler, Engbrüstigkeit, Krankheiten der Geschlechtstheile, Wurmzufälle u. s. w. Ausserdem werden noch von der

)uelle einige gute Eigenschaften gerühmt, die nicht ganz über-
angen werden dürfen; das Baden in dem Wasser derselben
ringt nämlich bei Fuſs- und andern gewohnten Schweissen
iemals Nachtheil, im Gegentheil sie vermindern oder verlieren
ich auf immer oder für kurze Zeit, ohne nachtheilige Folgen
urück zu lassen; auf die Haut wirkt das Bad als wahres Schön-
eits-Mittel. »Es reinigt sie, löst jede Härte darin, und
schafft eine solche Weichheit derselben, wie kein Pariser
Waschwasser thut.«

Dies mag hinreichen um sich von den grossen Tugenden
er Quelle zu Frankenhausen einen richtigen Begriff zu ma-
hen. Am Schlusse der Schrift giebt der Hr. Verf noch einige
)pographische Nachrichten von dem Curorte Frankenhausen,
elche beweisen sollen daſs das Städtchen sich vorzugsweise zu
inem Badeorte eigne. Die beigefügten litographirten Abbil-
ungen geben eine Ansicht der Saline und des Bades zu Fran-
enhausen, dann des daselbst neu errichteten Badegebäudes.
)ie Charte bezeichnet die dortige Gegend auf drei Meilen in
er Runde.

**ericht über das Bad zu Frankenhausen im Jahre 1820, als erster Nach-
trag zu der Schrift Frankenhausens Heilquelle von Dr. W. A. G.
Manniske. Weimar 1821. 55 S. 8. 6 ggr.**

Wie schon der Titel besagt, hängt diese Schrift mit der
origen zusammen; sie enthält ausser einigen allgemeinen Be-
ıerkungen durchaus nichts als Krankengeschichten, die dazu
ienen sollen die früher gerühmten Heilkräfte des Wassers zu
estätigen; übrigens klagt der Hr. Verf. über die Unfolgsam-
eit der Kranken und über die Sucht neuerer Zeit, medicini-
:he Angelegenheiten gleich einem Eingeweiheten zu bespre-
hen und zu beurtheilen. Ohne Vorkenntnisse (sagt er) liest
er Laye mit Hastigkeit eine medicinische Schrift gleich viel
elche. Sein an solche Ideen nicht gewöhnter Geist kann den
nhalt derselben nicht richtig auffassen und verarbeiten; den-
och glaubt er sich geschickt den Arzt zu beurtheilen, ohne
u bedenken, daſs aus einer solchen wissenschaftlichen Indi-
estion kein gesundes Urtheil hervorgehen kann. — Diese
lage ist wohl sehr gegründet, aber unser Hr. Verf. bedenkt
icht, daſs er selbst seine Schrift den Layen widmete, und
ınen in seinen Krankengeschichten gar Vieles sagte, das ein
lichtarzt unmöglich gehörig verstehen oder beurtheilen konnte
nd er folglich schiefe Urtheile darüber sich selbst zuschreiben
ıuſs. — Ganz richtig wird am Schlusse der Schrift erinnert,
aſs es bei der Bestimmung des Gebrauchs irgend eines Mine-
ılwassers vorzüglich wichtig sey, dessen Wirkungskreis recht

scharf zu bezeichnen und die Fälle genau zu bestimmen in denen es nütze oder schade: aber gerade diese Kenntniſs ist es, die wir bei dem Frankenhauser Bade noch durchaus vermissen, und wozu ruhmredig erzählte Krankheitsgeschichten keineswegs verhelfen. Der Hr. Verf. wird sich ein bedeutendes Verdienst erwerben, wenn er aus vielen richtigen Beobachtungen die wahren Indicationen seiner Heilquelle auszumitteln sich bemüht, und vorzüglich mit grosse Sorgfalt auch alle di Fälle sammelt, in denen sein Wasser — nicht half.

Entwurf einer allgemeinen Arzneimittel-Taxe nach Grundsätzen, durch welche ein zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen immer gleich bleibender Gewinn für alle Arzneimittel bestimmt wird, von FRANZ JOSEPH RAZEN. Heidelberg bei Karl Groos. 1821. 2 fl.

Binnen kurzer Zeit sind von mehreren Apothekern des Grosherzogthums Baden Vorschläge zur Veränderung und Verbesserung der bestehenden Arzneitaxe bekannt geworden, ein Umstand, der an sich schon auf Unzufriedenheit mit dieser letzteren deutete, wenn sie auch nicht in deren Schriften ausgedrückt wäre; auch kann man nicht läugnen, daſs die Klagen der Pharmaceuten mehr oder weniger gegründet zu seyn scheinen.

Der Herr Verf. des gegenwärtigen Entwurfes wurde in den Jahren 1813 — 1815 von der hohen Central-Hospital-Verwaltung als Oberapotheker und Vorsteher eines chemischen Laboratorii angestellt, und ihm insbesondere die Revision der sämmtlichen Arznei-Rechnungen aus den verschiedenen Provinzen Deutschlands übertragen, wodurch er Gelegenheit bekam und genöthigt war, sich mit allen bestehenden Arzneimittel-Taxen genau bekannt zu machen; er bemerkte dabei die auffallendsten Veschiedenheiten der Verkaufspreise, die er, und nicht mit Unrecht, in dem Mangel oder der Unrichtigkeit der Grundsätze sucht, denen man bei Festsetzung der Taxe folgte. Der Hr. Verf. ist überzeugt, daſs eine allgemeine Arzneimittel-Taxe ein eigentliches Bedürfniſs und Wohlthat für die Apotheker sowohl als für das Publikum sei, dem er durch die vorliegende Schrift abzuhelfen bemüht ist. —

In der Einleitung sucht derselbe vorzugsweise darzuthun, daſs die für das Grosherzogthum Baden gesetzlich angeordnete Arznei-Taxe den Zweck nicht erreiche, den sie sich vorsetzt, nämlich den Apothekern einen immer gleich bleibenden und

icheren Gewinn bei dem Verkaufe der rohen, und eine fest estimmte Vergütung für die Bearbeitung aller zubereiteten Arzneimittel zuzusichern. In dieser Absicht giebt Hr. R. zurst eine vergleichende Uebersicht des Verkaufspreises der Arzeimittel nach den Taxen von den Jahren 1812 und 1819; aus em Vergleiche dieser beiden Taxen geht hervor, dafs bei gleihem Absatze mehrerer genannter Mittel der badensche Apoheker im Jahre 1819 — 1016 fl. 8 kr. weniger einnehme, als m Jahre 1812; im letztern Jahre betrug der Gewinn daran 25 fl. im Jahre 1819 nur 286 fl.; da die Einnahme im Jahre 819 — 857 fl. 36 kr. betrug, so zeige sich, wenn man diese umme von dem angegebenen Verluste an Einnahme abziehe in Uebersteigen des Verlustes über die Einnahme von 159 fl. 2 kr. (eigentlich 158 fl. 32 kr.). Ferner gibt der Hr. Verf. ine tabellarische Vergleichung der Verkaufspreise von fünf der euesten Arzneimittel-Taxen Deutschlands, die in der That öchst auffallend von einander abweichen; es ergiebt sich darus nach des Hrn. Verf. Berechnung, dafs ein und dasselbe Arzneimittel in derselben Qualität nach der Badenschen Arzei-Taxe um 22 fl. 13 kr. nach der Frankfurter A. T. um 38 fl. 2 kr.; nach der Darmstädter A. T. um 29 fl. 30 kr.; nach der Hannöverschen A. T. um 49 fl. 33 kr. und nach der Preussichen A. T. um 49 fl. 15 kr. verkauft wird. Wenn demnach ährt der Hr. Verf. fort, ein Apotheker nach der Badenschen Arznei-Taxe eine jährliche Einnahme von 4443 fl. 20 kr. hat, o beträgt jene des Preussischen Apothekers bei derselben Areit 9850 fl. Es ist hier die Mehrsumme beträchtlicher als die Gesammt-Einnahme nach der Badenschen Apotheker-Taxe. he der Hr. Verf. zur Erörterung seiner eigenen Grundsätze bergeht, die er bei der Bearbeitung einer Taxe befolgt wissen ill, überläfst er sich einer Vergleichung des Apothekers mit ndern Staatsdienern, und findet, dafs erstere auf eine für sie ehr nachtheilige Art behandelt sind.

Was nun jene Grundsätze selbst betrifft, so will sie hier Ref. so kurz als möglich zusammenfassen. — Es wird angeommen der jährliche Bedarf einer mittelmässigen Apotheke an ohen Arzneimitteln übersteige die Summe des Ankaufspreises on 2000 fl. nicht; daran müsse der Verkaufspreis verdoppelt nd alle hie und da vorkommende Nebenvortheile nicht in beondere Rechnung gebracht werden. Alle im Ankaufspreise ohlfeileren Artikel mufsten einen verhältnifsmässig viel grösseren Gewinn abwerfen, als die ohnehin theuren. Die Beimmung des Gewinnes richte sich nach dem Ankaufspreise er rohen Arzneimittel, zu dessen Richtigstellung sei der *Durchhnittspreis*, wie er sich durch Vergleichung der Preise wäh-

rend der letzten 12 Jahre ergiebt, zu wählen. Alle rohe Arzneikörper könne man demnach in folgende 9 Klassen bringen und den darauf zu nehmenden Gewinn auf nachstehende Weise festsetzen.

1. Wenn das Pfund nicht mehr als 16 kr. Ankauf kostet giebt die Unze 2 kr. Gewinn.
2. wenn mehr als 16, aber nicht über 32 kr. die Unze 4 kr. Gewinn
3. wenn mehr als 32 kr. bis 48 kr. die Unze 6 kr. Gewinn
4. wenn mehr als 48 bis 100 kr. die Unze 8 kr. Gewinn
5. wenn mehr als 100 kr. bis 3 fl. die Unze 12 kr. Gewinn
6. wenn mehr als 3 fl, bis 8 fl. die Unze 20 kr. Gewinn
7. wenn mehr als 8 fl bis 16 fl. die Unze 30 kr. Gewinn
8. wenn mehr als 16 fl. bis 40 fl. die Unze 48 kr. Gewinn.
9. wenn mehr als 40 fl. dann für solche, welche nicht nach dem Gewichte, sondern stückweise eingekauft werden, endlich für alle frischen Pflanzen und Früchte, die Hälfte des Einkaufspreises an Gewinn. —

Für Gifte und sich leicht verflüchtigende Mittel soll ein verhältnifsmässig grösserer Gewinn verstattet werden, eben so wenn die Droguen zerschnitten oder zerstosen werden müssen oder auch durch Eintrocknen am Gewichte verlieren. —

Um nun die Anwendung dieser Grundsätze zu zeigen, werden hier 1. die rohen Mittel nach den oben bemerkten Rubriken des Ankaufspreises aufgezählt. Der Verkaufspreis der ersten Klasse beläuft sich jede Unze mit Zuzug des Ankaufspreises auf 3 kr, in der zweiten auf 6 kr., in der dritten auf 9 kr., in der vierten auf 12—16 kr., in der fünften auf 21—27 kr., in der sechsten von 36 kr. bis 1 fl., in der siebenten von 1 fl. 13 kr. bis 1 fl. 50 kr.; für die beiden letzten Abtheilungen ist kein allgemeiner Ankaufspreis angegeben. — 2. Die Bestimmung der Vergütung, welche für das Zerschneiden der Kräuter, Wurzeln etc. gegeben werden soll. Hier werden alle dahin passende Mittel in besondern Abtheilungen wieder aufgezählt, 3 ähnliche Abtheilungen und Bestimmungen für das Pulverisiren, 4. eine tabellarische Uebersicht des Verkaufspreises aller rohen Arzneimittel und der käuflichen Präparate in passenden Gewichten, roh, zerschnitten, grob und fein pulverisirt. —

Bei den zusammengesetzten Mitteln werden die Verkaufspreise der constituirenden Bestandtheile berechnet, dann die Bereitungskosten dazu gezählt und in einer eigenen Taxe die Preise für verschiedene chemische oder pharmaceutische Arbeiten als Destillationen, Sublimationen, Bereitung der Extrakte, Syrupe u. s. w. bestimmt. Bei flüchtigen oder leicht dem Ver-

erben ausgesetzten Arzneien soll eine Entschädigung von 2 — Kreuzern für die Unze zugestanden werden.

Hierauf giebt der Hr. Verf. eine ausführliche Berechnung er gebräuchlichen pharmaceutischen und chemischen Präpara- in alphabetischer Ordnung nach den angezeigten Principien. ie Verkaufspreise der Präparate sind bei jedem einzelnen be- erkt, aber doch noch eine eigene Tabelle für diese Preise mit en Namen der Mischungen beigefügt. Die Schrift schliest mit inigen allgemeinen Betrachtungen, Klagen und Wünschen den rzneiverkauf betreffend, auch enthält sie noch Vorschläge zu anchen Veränderungen an den in die preussische Pharmako- öe aufgenommenen Compositionen, so wie auch Angaben wie ie Benennungen mehrerer derselben verbessert werden könn- en: endlich verspricht der Hr. Verf. wenn sein gegenwärtiger ntwurf gut aufgenommen würde, eine neue Pharmakopöe zu iefern. —

Anmerkung. Dem Plane unserer Jahrbücher gemäs konnte ef. nur eine Anzeige, nicht aber eine Kritik dieser hier in eidelberg erschienenen Schrift liefern. —

---

issertatio de Pyrola et Chimophila. Specimen primum botanicum. Auctore JUSTUS RADIUS Phil. Doct. A.A. L.L. Mag. Medic. Cand. Societ. Nat. Curios. Lips. Bibliothecar etc. Lipsiae MDCCCXXI Apud Hartmannum. 39 S. 4. 18 ggr.

Mit Vergnügen zeigen wir diese fleissig geschriebene Monographie, der an Arten zwar nicht reichen, aber doch noch mancher genauen Untersuchung bedürfenden Gattung *Pyrola* an, ie kürzlich auch *Seringe* bearbeitete. Bei sehr vielen Gattungen ist die Unterscheidung der wahren Arten von blosen Varietäten eine schwierige Sache; auch auf die Pyrolen läſst sich ies anwenden, und zwar um so mehr, da bei ihnen es nicht eicht möglich ist, die Beständigkeit oder Unbeständigkeit einer Form durch die Cultur zu prüfen, was von vielen Botanikern als entscheidender Beweis angesehen wird, Da sich nun die Pyrolen in Gärten kaum fortbringen lassen, so bleibt nichts übrig, als von vielen Orten her getrocknete Exemplare zu vergleichen, und so oft sich Gelegenheit zeigt, sie an ihrem natürlichen Standorte zu beobachten, welches letztere wohl dem Verpflanzen in Gärten bei allen Pflanzen ohne Unterschied vorzuziehen sein dürfte. An Exemplaren von vielen Orten her fehlte es dem Hr. Verf. nicht, er erhielt solche von Vielen, die in der Vorrede genannt werden, worunter sich sehr berühmte Namen befinden. Nach Pursh's Vorgang trennt Hr. R. *Pyrola umbellata* und *P. maculata* von den übrigen und stellt

sie als eigene Gattung (*Chimophila*) auf. Die wesentlichen Unterschiede zwischen beiden sucht der Hr. Verf. in der Structur der Staubfäden und der Oeffnungsart der Kapsel. Die Pyrolen werden in zwei Sectionen gebracht, deren erste einen aufrechten, die andere einen herabgebogenen Pistill hat: letztere begreift folgende Arten: *P. media*, *P. asarifolia* (*P. chlorantha* mehrerer Floristen) *P. grandiflora*, *P. rotundifolia*, *P. elliptica*; nachstehende Arten enthält die erste Section *P. uniflora*, *P. secunda*, *P. minor*, *P. rosea.* Diese letzte kommt häufig in Deutschland vor, wurde aber bis jetzt wohl häufig mit den verwandten Arten verwechselt. — Die wesentlichen Unterschiede der Arten sucht der Hr. Verf. besonders in der Art der Zertheilung des Kelches, der Gestalt und Oeffnungsweise der Corolle, der Länge des Pistills im Vergleiche zu der der Kronenblätter u. s. w.

Ueber die Verwandtschaft der Pyrole mit andern Gattungen ist mehreres in der Einleitung angeführt, allein Recens. vermifst ungerne eigene genaue vergleichende Beobachtungen, die sich besonders nach Art J. Gärtners bis auf die Lage und Richtung des Embryo's, das Verhalten beim Keimen u. s. w. erstrecken. Vielleicht liefert dies der Hr. Verf. noch nach, wenn derselbe seine versprochene Abhandlung »*de Pyrolarum viribus medicis*« liefern wird. — Die Gattung *Chimophila* enthält nur zwei Arten. *C. umbellata* und *C. maculata*, wovon die letztere im nördlichen Amerika zu Hause ist. — Als zweifelhafte, noch nicht gehörig untersuchte Arten werden am Ende angeführt *Pyrola urceolata Poiret*, *P. picta Menz.*, *P. dentata Menz.*, *P. aphylla Menz*, sämtlich amerikanische Arten. Bei der Beschreibung der einzelnen Arten ist folgende Ordnung beobachtet. Nach der die Aufschrift bildenden Benennung, kommen die deutschen, französischen, englischen, polnischen etc. Namen, dann die Synonyme, welche mit der ersten und ältesten Nachricht beginnt und chronologisch bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt ist, ferner Bezeichnung der Orte, wo sich Abbildungen befinden, darauf eine sehr sorgfältige Beschreibung aller Theile der Pflanze, die Standorte, Angabe der verglichenen Exemplare mit namentlicher Bezeichnung der Einsender, und zuletzt Bemerkungen verschiedenen Inhalts. Angehängt ist ein Schema, welches zeigt, in welcher Zeitordnung und von wem die Pyrolen-Arten zuerst beschrieben worden sind, woraus hervorgeht! dafs *Otho Brunfels* zuerst 1532 *Pyrola rotundifolia* beschrieb oder besser gesagt, abbilden lies — Auf 5 Steintafeln sind recht schön folgende Arten abgebildet. *P. minor L.*, *P. rosea Smith*, *P. grandiflora Radius*, *P. media Swartz*, *P. asarifolia Michaux*, *P. elliptica Nuttal*, *Chimophila maculata L.* —

Das Bild. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst von Houwald. Mit einem Titelkupfer. Leipzig bei G. J. Göschen. 1821. 1 Thl. 12 gr. gute Ausgabe 3 Thl.

Folgende Thatsachen liegen der Dichtung zum Grunde — Die *Wechselliebe* des jungen Deutschen Malers *Lenz* und *Camilla's*, der Tochter des verwittweten reichen *Marchese di Sorento* zu Neapel, welche Liebe in dem Frauenkloster entstand, wo die junge Gräfin ihre Erziehung erhielt, und wo Lenz malte, und begünstigt ward von *Julie*, einer Freundin Camilla's. — Der *Plan* des Marchese, seine Tochter einem Sohne seines Deutschen Jugendfreundes, des *Grafen von Nord* zu vermählen und die Ausführung dieses Plans. — Der *Betrug*, wodurch späterhin die verwittwete *Gräfin Nord ihren Sohn Curd* dem Stiefsohne *Gottfried* als Bräutigam Camilla's unterschob, und Letzterer sich mit dem Deutschen Ritterthume, vom Vater dem jüngern Sohne Curd zugedacht, begnügen mufste. — Die *Neigung Gottfrieds* zu Camilla, da er als Hochzeitgast in Neapel die *ihm* vom Vater bestimmte, und nun seinem Bruder zu Theil gewordene Braut kennen lernte. — Die *Rache* des Grafen Curd an *Lenz*, indem letzterer auf Antrieb des Marchese das Bild des Grafen verfertigen mufs, damit dieser in Camilla's und des Malers Gegenwart das Kunstwerk wie den Meister verhöhne. — Die *Wirkung* dieses Bildes auf Curd, der sich in eine Verschwörung gegen die Spanische Herrschaft eingelassen hatte, und mit seiner Gattin und dem Marchese, dessen Güter confiscirt waren, nach Deutschland fliehen mufste. — Das zurückgebliebene Bild wurde statt des Originals in der Hauptstadt am Galgen aufgehängt, und verrieth nachher den nach Neapel zurückgekehrten Grafen, der an Gift im Gefängnifs starb. — Die *Folgen dieser Nachricht für die Familie.* Die in Dürftigkeit auf Deutschem Boden mit ihrem Vater dem Marchese, und ihrem Sohne *Leonhard* lebende gerade damals mit Letzterm an den Blattern darniederliegende *Camilla* erblindet; Hafs und Rachgefühl entzünden sich im Marchese gegen den Verfertiger des Galgenbildes; auch im *Castellan*, einem treuen Diener des Grafen Gottfried, welcher Letztere einsam auf seinem Stammschlosse in der Schweiz lebt. Der Castellan nach Neapel gewandert, holt das Bild des Grafen Curd vom Galgen um demselben einen würdigern Platz im Rittersaale auf dem Schlosse seines Herrn zu verschaffen. — Der Sohn der blinden Camilla *Leonhard*, in seinem achten Jahr vom Marchese nach Italien geschickt, wäre dort in Dürftigkeit umgekommen, hätte er nicht in *Lenz* (jetzt Spinarosa genannt) einen zweiten Vater gefunden, der, berühmt und wohlhabend geworden, ihn erzog und in das Heiligthum der Kunst führte.

Beim Beginn des Stücks finden wir alle benannte Personen in der Schweiz auf dem Schlosse des Grafen Gottfried von Nord versammelt. Der *Marchese* voll Hoffnung bei der eingetretenen Regierungsveränderung in Neapel, alles an Gütern und Würden verlorne nächstens zurückzuerhalten (was sich nachher durch einen Bothen aus Italien bestätigt) ist, unter dem Namen Burg, mit der blinden *Camilla* und deren Freundin *Julie* vor acht Tagen aus Deutschland, der Maler Spinarosa mit seinem Pflegesohn, dem jetzt sechzehnjährigen *Leonhard* am Abend vorher aus Italien angekommen; der alte *Castellan* erscheint als Vorsteher der Dienerschaft, und treuer Ausführer der Befehle seines Gebieters; den in Neapel umgekommenen Grafen *Curd* repräsentirt sein, im Ahnensaal aufgestelltes Bild.

Drei Interessen ziehen sich durch das Stück: die *erwachte Neigung des Grafen zu der blinden Tochter des Marchese*, vom Vater auf alle Weise begünstigt, von *ihr* nur durch Freundschaft erwiedert. Der Graf hat im Voraus um Dispensation, zum Zweck der mit Camilla einzugehenden Ehe, im Rom nachgesucht; er erhält sie, entsagt aber nachher grofsmüthig seiner Neigung, da er das Verhältnifs der Gräfin zu Lenz erfährt, und überzeugt wird, dafs dieser noch lebe. Er ist am Ende entschlossen, den Maler aufzusuchen (nicht ahnend dafs Spinarosa Lenz sey), um die beiden Liebenden zu vereinigen; die Rache des Marchese aber hindert die Ausführung dieses grofsmüthigen Entschlusses.

Das *zweite* Interesse liegt in der *wechselseitigen Liebe des Malers Spinarosa* (Lenz) *und der Camilla*. Dafs *sie* die Geliebte seiner Jugend sey, dafs sie ohne Wandel ihm treu geblieben, wird dem Spinarosa zweifellos, da er, ihr unbewufst, Camilla malt, und sie, sich allein wähnend, ihr Sehnen und Hoffen klar ausspricht. Camilla hingegen ahnet nur dunkel und ferne in ihm den Geliebten; seine Reden wecken ihre Wünsche nach dem Jugendlande, wo sie zu finden hofft, was ihr so nahe steht, bis — die Rache des Vaters ihre Augen öffnet.

Diese *Rache* gegen den Verfertiger des Galgenbildes gründet sich auf die irrige Voraussetzung, dafs dasselbe zu *dem* Zweck gemalt worden, wozu es benutzt ward: gegen den unschuldigen *Spinarosa* aber wendet sie sich, da ausgefunden wird: eben das Malerzeichen welches auf dem (von Spinarosa verfertigten) Gemälde Camilla's steht, befinde sich auch auf dem, am Hochgericht ausgestellt gewesenen Portrait des Grafen Curd. Vieles mufs zusammenkommen, um erst den edelmüthigen Entschlufs des Malers zur Entfernung von der ihm so theuren Familie, und dann den Meuchelmord desselben, vom Marchese verübt herbeizuführen. Nun erst erkennt Camilla, da der

on den schmerzlichsten Empfindungen Ueberwältigten der Schleyer von den Augen fällt, im sterbenden, ihren Namen mit gewohnten Liebeston aussprechenden Spinarosa, den Geliebten ihrer Jugend, und im Vater den Mörder des Geliebten. Sie sieht nur einen Moment, um — das Schrecklichste zu sehen. Vom tiefsten Leid ergriffen sinkt sie an der Seite des Scheidenden, um mit ihm zu scheiden. Die Nacht des Todes umhüllt ihre Augen, wie die seinigen, und das Grab soll die treuen Seelen vereinen, die ein feindliches Leben getrennt hatte. — Camilla's Sohn weicht den ihm ausgebreiteten Armen des Mörders aus, um am Busen des Grafen Trost, Liebe und Ruhe zu finden.

Zur dramatischen Behandlung dürfte sich diese Fabel schwerlich eignen, da der Keim der sich entwickelnden Begebenheit zu weit in der Vergangenheit liegt, so dafs das Meiste, was vorkommt, schon geschehen ist, ehe die Handlung beginnen *kann*. So mangelt es am regen Leben, was jede Bühnenerscheinung nothwendig bedingt. Erst gegen das Ende tritt die wirkliche Handlung ein, indefs bis dahin die Acte und Scenen gröfstentheils mit Erzählung, ausgesprochener Empfindung und Reflexion, welche der Augenblick oder die Erinnerung darbeut und — dem dreimaligen Portraitiren der Camilla ausgefüllt sind — als Trauerspiel betrachtet, fehlt dem Gedichte die Nothwendigkeit des unglücklichen Ausgangs. Nicht in der Anlage liegt dazu der Keim, oder in der Verflechtung der Begebenheiten, oder in den Charakteren der einzelnen Personen. Nicht von der Nemesis verfolgt, büssen für ein Verbrechen die gewaltsam Untergehenden; nicht war der Tod ihnen eine Wohlthat; nicht reissen sie feindliche unbesiegbare Verhältnisse auseinander — um sie erst im Tode wieder zu vereinigen: Zufälle, blofs Mifsverständnisse, leicht zu hebende Hindernisse, künstliche Verspätungen müssen eintreten, um aus dem Schauspiel eine — Tragödie zu machen. — Mufs es so seyn, weil es — die Forderung des Augenblicks so will? — mufs, was sich auch noch so sehr zum erfreulichen Ausgange anläfst, schlechterdings ein betrübtes und betrübendes Ende nehmen? Sind *Göthe's Iphigenie, Schillers Tell,* so gar nicht als Muster mehr beachtet? Soll denn nicht erkannt werden: dafs, um ein Trauerspiel zu schaffen, eine Wand von Flor oder Spinnengewebe zwischen Ereignisse und Charaktere gestellt, nicht genügt; dafs nicht hinreicht, hie und da, wo das Gewebe eben zu locker werden will; einen neuen Florfaden aufzuziehn, damit das leichte Ding nur etwas scheinbarer halte? Unübersteiglich und zerstörbar stehe eine eherne Wand da zwischen dem Handeln und Treiben der durch Leidenschaft bewegten

Menschen; sie zu vernichten oder zu übersteigen geschehe der Versuch, aber eben aus der Nichtigkeit und Vergeblichkeit des Wagnisse's ergebe sich das tragische Ende. Dafs von einem tyrannischen Fatum eine solche Scheidung ausgehe, ist unnöthig; auch Charaktere und Begebenheiten können, und vielleicht noch besser die Nothwendigkeit des Untergangs herbey führen. Zufälligkeiten hingegen geben immer nur jene aus Spinnengeweben bereitete Wand, die, sollte sie auch die auf der Bühne Handelnden scheinbar tauschen und trennen, doch der Zuschauer so gerne durchreissen möchte. Wenn aber *das* der Zuschauer möchte, denn ist es immer ein böses Zeichen für die Tragödie als solche. In *Göthe's Egmont*, *Shakspear's Hamlet* denkt kein Mensch daran, dafs es anders ausgehen könne, als es eben geschieht.

Zu dem Mangel an regem Leben, und an innrer Nothwendigkeit des Ausgangs gesellet sich im vorliegenden Gedichte eine Reihe von *Unwahrscheinlichkeiten*, *zufälligen Umständen* und *Widersprüchen*, welche theils ihre Wurzel schon in der Vorgeschichte geschlagen haben, und, aus dieser empor gewachsen, der eigentlichen Handlung störend begegnen; theils in dieser selbst entstanden, sich weiterhin mit ihr verflechten. — Nur Einiges sey hier angedeutet. — Das Aufkommen der Liebe zwischen Camilla und Lenz in einem Nonnenkloster (S. 101, 116, 138). — Die Verlobung der Camilla mit einem ihr und dem Vater völlig unbekannten Jüngling. (S. 24) — Die Verwechselung der Briefe des Grafen Nord und das Nichtbemerken des Betrugs. (S. 54) — Das Entzücken des Grafen Curd über die Reitze einer noch nie gesehenen Braut (S. 57). — Die sonderbare Rache Curds an Spinarosa (S. 141, 142, 240). — Die Dürftigkeit der Gräfin Camilla verglichen mit dem Edelsinn, dem Reichthum des Grafen Gottfried und seiner Neigung zu ihr (S. 29, 60). — Die Versetzung des achtjährigen Leonhard, des einzigen geliebten Sohns der Camilla, nach Italien, wo nur zufällig ihm Spinarosa als Retter entgegen kommt (S. 30, 32). — Die Unkunde des Marchese von der für die ganze Familie so wichtigen Abnahme des Bildes vom Hochgericht (S. 123). — Die Gleichgültigkeit des Malers, da er Camilla, die Mutter seines Pflegesohns ohne Binde vor den Augen sehen kann, und es nicht thut (S. 77). — Dafs Leonhard die Manier und das Zeichen seines Meisters am Bilde Curds nicht bemerkt (S. 129). — Dafs Graf Gottfried nicht im Spinarosa den Maler Lenz erkennt (S. 167). — Dafs eben dieses nicht von Seiten des Marchese erfolgt (S. 205, 209, 270, 315). — Dafs nicht die Rede, sondern der Tritt des Malers, Camilla an den Geliebten erinnert (S. 77, 105, 116). — Die Meinung Kunst-

verständiger Leute, ein edler Künstler *könne* sich dazu verstehen ein Bild für das Hochgericht zu verfertigen und sein Malerzeichen unter ein solches Bild zu setzen. — Die Kälte Leonhards beim Abschiede von seinem Wohlthäter und die Widersetzlichkeit des Erstern, vom Letztern die Rechtfertigung zu hören (S. 262 — 269). — Das Verweigern des Grafen, des Castellans Nachricht über des Malers nahe Abreise zu vernehmen (S. 279). — Die für den Marchese unpassenden Motive des rachsüchtigen Castellans (S. 30), da dem erstern der Staar seines geistigen Auges durch Julie (S. 240) gestochen, und von ihm selbst der Maler zur schnellen Abreise beredet ist (S. 222). — Die Raschheit der That nach der ungenügenden Feuerprobe (S. 305), die noch dazu ganz vergebens gewesen wäre, hätte der Maler nur das Bild des Curd nicht entschleyert, wozu keine Veranlassung ist. — Das Nichtbemerktwerden der Mörder im Cabinette Camilla's, von der dort anwesenden Julie (S. 300). — Das unterlaſsne Herzuziehen des Hausherrn vor der schrecklichen That, und das unnütze Herbeirufen desselben *nachdem* sie verübt *ist* (S. 316). — Die versäumte Aufklärung durch ein Wort des Malers im entscheidenden Augenblicke: »ich bin Spinarosa *und* Lenz, aber ich scheide doch,« wobei gar nichts zu wagen war, wodurch sein Leben gerettet wurde und wo weder vom Marchese noch vom treuen Castellan eine Mittheilung dieses Worts an Camilla (S. 313) zu fürchten stand.

Dies Wort, *ein* Hintritt zu den beiden Bildern, das gleiche Malerzeichen auf beiden, verbunden mit dem, was der Marchese von Julien (S. 240) wuſste und den hinzukommenden Erinnerungen aus früher Zeit, hätten alles friedlich lösen müssen; was auch die Dazwischenkunft des Grafen, wäre er nur zur rechten Zeit gerufen, gethan hätte.

Unter den *Charakteren* zeigt sich der des *Malers*, durch treue, unwandelbare, das Höchste opfernde Liebe, durch reinen Sinn für Wahrheit, Natur und Schönheit, durch ein würdiges Benehmen und Liebe zur Kunst, der ihm im Gedichte angewiesenen eminenten Stelle fast immer gemäſs. Nur einzeln wird er sich untreu. So erklärt er z. B. (S. 68, 69) das heimliche Malen Camilla's für einen Diebstahl, zu dem er sich durch keine Ueberredung verstehen will, und doch begeht er ihn nachher, das von Leonhard entworfene charakter*lose* Bild Camilla's in *ihrer* Gegenwart, *doch ihr unbewuſst*, zu einem charakter*vollen* umschaffend (S. 108, 169), ohne daſs ein genügender, jenes eigne Urtheil aufhebender Grund eingetreten wäre (S. 95). — Der dem Maler als Nebenbuhler gegenüberstehende *Graf* ist minder bedeutend in sich selbst, minder

scharf gezeichnet. Zartheit und Edelsinn (nach des Verfassers Absicht offenbar die ihm zugedachten Eigenthümlichkeiten) gehen hie und da in Schwäche über; z. B. da er von dem unwürdigen Bruder und der rankevollen Stiefmutter sich Camilla geduldig entreissen läfst (S. 53 — 58). — *Camilla* tief empfindend, der Freundschaft und Liebe sich ganz hingebend, der Letztern sich opfernd, voll Zärtlichkeit für den Sohn, voll Gehorsam gegen den Vater, ist doch im Uebrigen fast zu willenlos und schwankend gezeichnet. Vom Vater wird sie despotisch beherrscht (S. 61, 111). Bald will sie bleiben (S. 63), bald wieder nach Italien (S. 179), bald ihren Sohn nicht missen, bald ihn wieder verlassen; am Ende glaubt sie gar an Geistererscheinungen (S. 299). — Ihr Vater, der *Marchese* zieht an, durch Rechtlichkeit, Achtung für Kunst und würdige Künstler, Liebe zur Familie, und die, dem Haupte eines solchen Hauses wohl anstehende Besorgtheit für den Glanz desselben. Selbst die Grofsthuerei, da er noch nichts zu geben hat, und doch schon Kunst mit Golde reichlich lohnen will, meinend, damit alles abgekauft und ersetzt zu haben (S. 49), auch die Eitelkeit, da er vorzüglich deshalb wieder nach Neapel will, um sich seinen dortigen Feinden in erneuertem Glanze zu zeigen (S. 186) stehen *dem* aus den Erscheinungen der grossen Welt treu aufgefafsten Charakter sehr wohl. Wer hat nicht, besonders in der Revolutionszeit unter den Ausgewanderten Leute der Art gekannt, im Unglück an der Erinnerung früherer Glanzzeit sich labend, und, wie nur einige Hoffnung zum Wiedergewinn des Verlornen kam, sich an der Aussicht auf neuen Prunk, neue Mäcenatenschaft etc. fast kindisch ergötzend! — Für den stolzen, selbstständigen und sonst edlen Mann eignet es sich übrigens wohl nicht, dafs er sich so ganz der Leitung eines Domestiken (des Castellans) hingiebt, und dafs er, was die Ausführung der Rache betrifft, diese erst selbst übernimmt (S. 127), dann dem Enkel überträgt (S. 127), endlich, da sich das Opfer gefunden, wieder selbst und zwar meuchelmörderisch übt. — *Leonhard*, gut und anhänglich, ein braver Sohn, und wackrer Pflegesohn, hat sonst wenig Eigenthümlichkeit: ist auch noch wohl zu jung, um viel mehr haben zu können. Die Stelle, wo er offenbar verkehrt handelt (S. 262 — 260) ist schon oben angedeutet. — Eine recht widerwärtige Person finden wir im alten *Castellan*, nicht gut genug, um unsern Antheil; nicht schlecht genug um unsern Hafs zu erregen. Treu ist er, aber auf eine ärgerliche, unbefriedigende Weise. Sein stieres Hinblicken nach dem Opfer, welches seine zu wenig motivirte (S. 125) Rachsucht fordert, seine Störrigkeit, und sein unvernünftiges Beharren auf dem

er einmal sich in den Kopf gesetzt hat, verdirbt wieder
löscht aus, was man an seiner Anhänglichkeit zu loben
l. Wenn Er erscheint, wissen wir, er hat Verderbliches
Sinne, und wie wir uns über seine Verkehrtheit und Stu-
tät ärgern, wie uns seine Aufhorcherei und Schleicherei
237 — 243) und die nachherige Benutzung dieses Spürhun-
schäfts (S. 302) verdriefst, können wir doch wieder ein ge-
es Mitleid dem armen Sünder nicht versagen, der es ei-
lich so übel nicht meint, indem er, alles andre nicht ach-
l, nur für seine Herrschaft besorgt ist.

Das in der Wahl des Stoffs, der Anlage etc. etwa ver-
te, schliefst den bedeutenden Werth der *einzelnen* Parthien
s Kunstgebildes nicht aus, und der Betrachtende kann,
s auf sie, nicht auf das Ganze den Blick richtend, von ihrer
iegenheit und herrlichen Ausführung tief ergriffen werden,
nders wo wir diese treflichen Einzelnheiten das Ganze,
 möchte sagen, überdecken und bekleiden sehen, wo sie,
hier, fast in jeder Scene, sich darstellen. Herr von Hou-
l, der feine, gemüthvolle Beobachter des Menschen, vertraut
den schönsten und heiligsten Verhältnissen des Lebens und
Wohl und Wehe das sie bringen; der Freund und Lieb-
von Natur und Kunst, versteht, was er aus den Erschei-
gen der Welt sich aneignete, durch eine reine Phantasie
delt, mit fester Hand, hier in leichten Umrissen, dort in
eführten zauberischen Bildern unserm Auge wiederzugeben.
h das Gewand, worin der Dichter uns seine Gestalten vor-
t (Sprache und Vers) ist rein und gefällig. Manche Si-
on ist ergreifend, mancher Gedanke neu, die Empfindung
überall wahr und dem Charakter des Handelnden und sei-
individuellen Lage angemessen. Unangenehm berührt wird
durch Bild und Ausdruck selten, z. B. wo Julie Camillas
dheit mit den Worten bezeichnet: »der schwarze Staar hat
sein Nest gebaut.« (S. 147)

Vorzüglich schön gedacht und wahrhaft dichterisch ist (um
Einiges anzuführen) dafs der Maler selbst die ihm, ohne
er es ahnet, zugedachte Rache bei der Gelegenheit im
us billigen mufs, da Leonhard auf ein Gemälde Spinarosas
et: Clytemnestras und Aegists Tod vorstellend (S. 154).
ben so, dafs (S. 291) darauf angespielt wird: Camilla werde
 das Licht des Tages wiedersehen, bei einem grossen, ihr
es Gemüth umfassenden Ereignisse; dafs nachher ein sol-
Ereignifs, aber nicht das erwartete freudige, sondern das
ecklichste eintritt, und der Voraussagung gemäfs, und wie-
nicht gemäfs, ihre Augen aufschliefst. — Trefflich ist die
tellung des Sonnenaufgangs mit seinen Wirkungen auf die

Schweizerischen eisbedeckten Hochgebirge (S. 43). — Die Schil derung der Vorzüge der Blindheit (S. 148) und was (S. 24 über das Schicksal gesagt wird. — Der höchste Preis aber ge bührt wohl *der* Scene, gewiſs einer der herrlichsten, die unsr Bühne aufzuweisen hat, wo Spinarosa das Bild der von de Abendsonne beleuchteten Geliebten vollendet, und sie, sein Gegenwart nicht ahnend, ihm ihre ganze Seele aufschliefs (S. 180 — 183.)

Auszüge würden, wo des Schönen so viel ist, einen zu gros sen Raum und noch dazu sehr unnöthig ausfüllen, da das Bil gewiſs in die Hände jedes Deutschen gekommen *ist* ode kommen *wird*, der auf Geschmack und Bildung nur einige Anspruch macht.

Die Gefesselten. Dramatische Dichtung in fünf Abtheilungen mit eine Prolog von Dr. Ernst Raupach. Leipzig bei Carl Cnobloch. 1821. 1 Th

Rec. hat noch vor nicht langer Zeit ein früheres Drama des selben Verfs. »*die Erdennacht*« in diesen Blättern angezeig Die obige Dichtung scheint ihm gleicher Aufmerksamkeit m manchen andern Producten in diesem Fache werth zu seyn.

Zunächst der bessern Würdigung wegen hier den Inhal

Ein König von Schottland (ein Anonymus wie mehrere i Reiche der freien Dichtung) sieht, langst erkrankt, sein End nahen. Ihn kümmert's, seine letzten Angelegenheiten z ordnen, deren wichtigste die Sicherung der Erbfolge für seine siebenjährigen Sohn, Malkolm war. Diesen hatte er mit Ma garis gezeugt, nachdem er seine erste Gemahlin, durch Le denschaft zu jener und durch List umstrickt, verstossen. De unmündigen Sohnes Schutz, zugleich des Reichs Verwesun kann er keinem Treuern und Tüchtigern vertrauen, als se nem Vetter, Robert Kenneth, Grafen Angus. Mit furchtbare Schwure gelobt dieser dem Sterbenden des letzten Wunsch Gewährung, ihm nicht verhehlend, wie er Rosamunden, de sen Tochter aus erster Ehe, innig liebt und für den Bund de Liebe des Vaters Segen fleht, der ihm gegeben wird. — So weit der Inhalt des Prologs. —

(*Der Beschluſs folgt.*)

Nro. 72. a. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Ernst Raupach. Die Gefesselten.

(*Beschlufs.*)

Rosamunde hatte ihrerseits ohne des Geliebten Wissen der sterbenden verstossenen Mutter durch heiligen Eid sich verpflichtet, sie an der Nebenbuhlerin, eben der Margaris, dadurch zu rächen, dafs sie auf Schottlands Thron sich schwingen wolle, um so der Feindin stolzen Sinn zu demüthigen, und ihre kühnen Hoffnungen zu vernichten. Eine Locke hatte sie der Todten als der Schwurerfüllung Unterpfand mit in's Grab gegeben. — Dieser Doppelschwur der Liebenden ist nun der Handlung eigentlicher Mittelpunkt; aus ihm entspringt des Verhängnisses Drang. Denn Angus will, seinem Schwure treu, Rosamunden nicht zum Throne helfen, noch mit ihr, da die Edlen des Reichs, denen das Wahlrecht zustand, ihn zum Könige wählen, den dargebotenen besteigen. Vielmehr kämpft er für seinen Schützling wider Rosamunden und deren Ritter, dem sie ihre Hand, *doch ohne ihre Liebe,* bot (diese blieb Robert, dessen Schwur sie kannte), wofern er sie zu des Landes Königin erheben würde. Robert siegt, aber der Liebenden Geschick wird nicht heller durch den Sieg; denn immerdar wird Rosamunde durch gespenstisches Schrecken angetrieben, ihrem Gelübde zu genügen, nicht minder Robert durch die Vorstellung des Rechts und der Pflicht, dem Seinigen treu zu bleiben. So werden sie, welche die feurigste Liebe eint, durch des Eides furchtbare Macht grausam getrennt. Nicht kann es die Geliebte beschwichtigen, dafs ein Schwur der Rache selbst der Todten in ihrem neuen Seyn mifsfallen müsse, nicht kann sie abbringen von ihrem Vorsatze des theuren Mannes Liebesbitte — bis zum Wahnsinn droht die Vorstellung der sterbenden Mutter sie zu führen. Ebenso vermochte aber auch Roberten nichts von seines Schwures Erfüllung abzuwenden, nicht der Geliebten Wunsch, nicht der Edlen Rath, denen doch das Recht zustand, ihn zu Schottlands Könign zu wählen, zumal da er aus dem alten königlichen Hause stammte, nicht der Verdacht, dafs der Knabe Malkolm Bastard sey, nicht endlich die ernste Mahnung, dafs ob seinem Starrsinn des Reiches Un-

tergang in bürgerlichem Kriege sich entwickeln könne. Nur einmal schwankt er; allein die Erinnerung an Recht und Pflicht tritt neu heran und treibt ihn, endlich zu vollenden, was er gelobt. Malkolm wird durch sein Bemühen von den Edlen zum Könige erwählt. Aber der beiden unglücklichen Liebenden Geschick konnte sich nimmer erhellen. Denn Rosamund fand nicht Ruhe vor der Stimme, die ihr aus den Gräbern rief, nicht abzulassen von der Rache, die sie der Sterbenden gelobt. So umhergetrieben von den Qualen einer ewig sich sehnenden und ewig getrennten Liebe, beschliessen beide, im Tode zu suchen, was sie im Leben nicht finden — die Wellen des Meers vermählen sie tief in ihrem verborgenen Schosse. — Dieses die Fabel des Stücks.

Nur einige Bemerkungen mögen als allgemeine kritische An- und Hindeutungen hier genügen. Eine unverkennbare Aehnlichkeit dringt sich auf zwischen vorliegendem Drama und seinem unmittelbaren Vorgänger »*der Erdennacht.*« Gleicher Kampf zwischen Liebe und Pflicht, gleiche vorherrschende Gewalt der letztern, so dafs der Gegenstreit der Leidenschaft fast so gut wie gar keinen Theil an der Gestaltung der Handlung hat, gleiche in der That untragische Wirksamkeit dieses Pflichtmoments, indem es sich leicht entscheidet, die vermeinte Pflicht höre dadurch auf, Pflicht zu seyn, dafs die Edlen das Wahlrecht haben, dafs nur ein alter Brauch sie allenfalls bedingt, ein Brauch, den eben aber ihr Recht der Wahl ohne Verletzung der Gerechtigkeit nicht achten läfst, endlich dafs die ziemlich sichere Voraussicht der Zerrüttung und des Untergangs des Vaterlandes den Schwur als nichtig darstellt. Sagt doch Robert selbst:

»Wahr ist's, die Fürsten dieses Reichs verwerfen
Als einen Bastard ihres Königs Sohn —
Verrath wird fressen und Empörung wüthen,
Und Blut wird fliessen und des Landes Mark
Wird Bürgerkrieg verzehren, ja vielleicht
Den Tag des Falles über Schottland führen —
Doch sollt' ich darum brechen meinen Schwur? —«

Wie sehr aber der Held seiner Pflicht, als solcher, Alles zu opfern bereit ist, spricht sich in seinen eigenen Worten aus (S. 191):

»Nein, mit dem Rechte soll der Mensch nicht dingen,
Es giebt nur einen hellen Punkt des Rechts,
Und ringsum liegt die Finsternifs der Sünde.«

Eben so (S. 208):

»Ich kenne meine Pflichten und ich denke,
Mein Leben hat die Kenntnifs offenbart.«

Dafs Robert (gegen Ende des 4ten Akts) sich geneigt be-
weist, seinen Eid der Liebe zu opfern, steht mit dem Gang
der Handlung in gar loser und unwirksamer Verbindung. —
Tragischer tritt der Kampf der Liebe gegen das Eidesband bei
Rosamunden hervor. Nicht eigentlich die Pflicht ist es, die
sie bestimmt, das Theuerste, ohne welches sie kein Leben hat,
der Erfüllung des Schwurs zu opfern, sondern Geisteswahn,
Gespensterfurcht, Liebe zur hart gekränkten Mutter. Ueber-
haupt mufs Recens. gestehen, dafs nach seiner Ansicht der
echt tragische Effekt (den die *Kunst* verlangt) in den Gefes-
selten eben so sehr verfehlt worden ist, als in der Erdenmacht.
Obgleich er dennoch vermeint, dafs der blosse Theatereffekt
ziemlich vollständig seyn dürfte. Wie in dem letztgenannten
Stücke das Gespräch der Todtengräber, so erinnert im vorlie-
genden der Zweifel über das jenseits an Shakespear's Hamlet.
— Die Sprache ist meistens gut, die veranschaulichende Dar-
stellung neu und oft wirklich originell. — Die Charakteristik
ist freilich nicht eben oberflächlich, aber auch nicht tief, noch
wahrhaft aus innerstem Mittelpunkte schöpferisch gestaltend
und beseelend. — Der Titel »*die Gefesselten*« ist wenig pas-
send. Denn jeder wird zunächst an wirkliche *physische* Fesse-
lung denken, und doch soll es nur den *psychischen* Zwang durch
die doppelte Eidesverpflichtung ausdrücken. So, wenig dem-
nach auch vorliegendes Drama den höhern Kunstanforderungen
durchweg entsprechen mag; so ist es doch ein abermaliger
Beweis von dem dramatischen Talente und der poetischen Kraft
des Vfs., der ohne Zweifel zu den vorzüglichern Dramatikern
der gegenwärtigen Zeit zu zählen ist. Warum nimmt er sich
nicht Frist, um etwas Vollendeteres zu leisten? — Vielleicht
in der Folge; wir hoffen es.

Gedichte von L. TIECK. Dresden bei Hilscher, 1821.

Wer mit des Verfassers frühern vielfachen Arbeiten vertraut
ist, wird in dieser Sammlung von Gedichten sehr bald m...
tens nur alte Bekannte wiederfinden (wie der Verf. auch s...
bemerkt); doch begegnet man hier und da auch neuen ...
dichtern, denen man indefs die Aehnlichkeit mit jenen a...
den ersten Blick ansieht.

Es wird schwer, über einen Dichter, wie L. Tieck, et-
was zu sagen, ohne Parthei zu nehmen, oder es wenigstens in
den Augen Vieler zu scheinen. Steht er nicht selber an der

Spitze einer Parthei in Kunst und Poesie? Will nicht eben diese Parthei gerade wieder in jüngster Zeit zu neuer Macht, wo möglich zur Herrschaft streben? — Die *gute alte deutsche Zeit*, wie sie aus dem Mittelalter theils herüberschimmert, theils herubergeträumt wird, dazu ein *seynwollender frommer*, sich vorzugsweise *christlich* nennender und in die Demuthshülle des *Mysticismus* (die oft, wie der Mantel des Antisthenes oder das Bußgewand des heil. Franciskus von Assisi zum Prunk- und Dunkgewande wird) kleidender Sinn, der häufig von sich selbst nichts weiſs — solche und verwandte Züge bilden den Grundcharakter der Schule, die man die altdeutsche, die romantische oder auch die christlich-fromme nennen mag. Es würde hier zu weit abführen, das Miſsliche zu entwickeln, welches aus dieser Brüdergemeinschaft der echten Kunst und Poesie entspringen muſs; auch ist ja schon von Meistern dies und das mit Nachdruck und Verstand (dem man freilich das Handwerk legen will) entgegengeredet worden. (So z. B. von *Göthe*, in den Alterthümern am Rhein und Main. Von *Fiorillo* im 4ten Bd. der Gesch. der zeichn. Künste in Deutschland.) Ueberhaupt wird sich das alt-deutsche Versgeklingel bald selbst zu Grabe klingeln. Muſs Rec. nun gleich gestehen, daſs er in Tieck nicht nur einen reichen Genius erkennt, sondern auch die Ueberzeugung hat, daſs die Romantik (der ihre Rechte in der Poesie gebühren) von ihm oft sehr glücklich begriffen und dargestellt worden ist; so kann er doch in den vorliegenden Gedichten weder tiefe Genialität, noch sonst grosses künstlerisches Verdienst entdecken. Vielmehr ist (mit Ausnahmen allerdings) das Meiste eben in jenem sentimentalen, klingelnden, religiös-mystischen Tone gesungen oder gesprochen. Wie im Verse, so ist auch in Worten oft mit der sichtbarsten Erstrebung und Gesuchtheit der altdeutsche Minne- und Meistergesang nachgeahmt. Wer dieser Art den Preis zuerkennt, wird allerdings in des Verfs. Gedichten hohe Befriedigung finden, die sie aber schwerlich denen, welche ihren Geschmack zugleich an der alten klassischen Literatur und dem, was in der neuern europäischen für das Beste und Vollendetste gehalten wird, herangebildet haben, überall gewähren dürften. Dennoch findet sich unter ihnen manches schöne Lied, das durch den Ausdruck eines reinen, frischen Gemüths, durch milde, südlichheitere Phantasie und echt romantischen Ton jedem nicht in einseitigen Kunstregeln streng befangenen Geschmacke mit wahrhaft poetischem Geiste zusprechen muſs. Dahin gehört z. B. S. 10. »*Frühling und Leben.*« S. 22. die bereits bekannte Romanze »*die Zeichen im Walde.*« S. 51. »*An einen Liebenden im Frühling.*« S. 57 »*Der Arme und die Liebe.*«

Unter den Lebenselementen verdient S. 128 das IV. »*die Luft*« vorzügliche Auszeichnung. S. 156 vernimmt man gelungenen Minnesang im »*Minnesänger.*« S. 181 tönt uns »*das Schifferlied der Wasserfee*« zauberisch entgegen. Die Sonnette aus dem noch ungedruckten Romane »*Alma, ein Buch der Liebe*« haben nicht alle gleiche ästhetische Vollendung in Gedanken und Form, als das erste S. 185. Doch sind die meisten gelungen zu nennen. Anmuthig und sinnig spricht das Lied »*an Fanny*« S. 240; süfs und melodisch klingt aus dem Gemüthe ins Gemüth das Sonnett »*Erstes Finden*« S. 245, nicht minder S. 247 »*Gefühl der Liebe.*« Den ganzen Kranz schliessen mit dem lieblichsten Farbenspiele »*die Blumen*«, eben so zart empfunden, als anziehend dargestellt. Hier und da fehlt übrigens dem Ausdrucke die Würde, z. B. S. 130 »*Nach Sterben geht ihr Sinn*«, den Bildern die Einheit, wie S. 97, wo es heifst »*Hub und breitete ihr Lied aus, wie ein Kleid, von süssem Wohllaut*« od. S. 102, wo den Thränen *Arme* gegeben werden »*Aber schwach sind ihre Arme.*« Mit Blumen, Sternen, Nachtigall, Licht u. s. w. wird nach Weise dieser Poesie viel gespielt, nicht immer angenehm dem gesunden Gefühle und gediegenem Geschmacke.

Schliefslich mag bemerkt werden, dafs der Verf. Hoffnung giebt zu einer Fortsetzung des *Sternbald*, der im künftigen Jahre neu bearbeitet erscheinen wird, so wie zu einem neuen Romane »*Alma, ein Buch der Liebe*« welcher nach Vollendung einiger anderen Arbeiten bekannt gemacht werden soll. —

---

1. Gedichte von JOH. HEINR. KAUFMANN. Offenbach, bei Carl Ludw. Brede. 1821. 312 S. 8.
2. Neueste Gedichte von FRIEDERIKE BRUN, geborne Münter. Bonn bei Adolf Marcus. 1820. 200 S. 8.

Wer beide Gedichtsammlungen obenhin betrachtet, möchte nicht sogleich eine Aehnlichkeit finden zwischen dem schlichten Sänger am Hundsrück und der prachtvollen Dichterin des Nordens; wer aber, vom Zufälligen und dem Täuschenden der Erscheinung wegsehend, die rechte Eigenthümlichkeit beider ins Auge fafst, wird das Bild des Einen im Bilde der Anderen, und so umgekehrt, wiederfinden. Gleiches Mafs des Talentes, gleicher Grad in der Kraft der Gedanken, der Gefühle, der Begeisterung; in Beiden eine Art von Schwärmerei, die mitunter ans Unklare und Verworrene streift; in Beiden die selige Ungewifsheit, ob »Lieben Leiden sei, ob Leiden Lieben sei« (wie Hr. K. S. 1, mit den Worten des A. W. v. Schlegelschen Kirchenliedes recht gut sich ausdrückt); und jene grofsartige Lust

am Leben, die auch aus der Wolke des Leidens hervorblickt. Bei Beiden finden wir gleiche Bescheidenheit in den Ansprüchen, nur im Familienkreise und von Freunden, die mit den einzelnen Lebensverhältnissen vertraut sind, gelesen und geliebt zu werden. Je mehr wir mit beiden Sammlungen uns befreundeten, je mehr überzeugten wir uns, dafs beide Verf. die sich vielleicht nicht einmal kennen, von der Natur für einander geschaffen seyn, und dafs unter den Lesern der wahre Freund des Einen nicht umhin könne, auch die Andere zur Freundin zu begehren. Und so umgekehrt.

Frau Brun hat ihr zarteres Talent nach Hölty, Salis, Matthisson, Graf Fr. Leop. zu Stolberg gebildet, und dabei Geniusflüge eines Pindar oder Aeschylos gewagt; welches letztere vielen ihrer Gedichte einen ziemlich männlichen Anstrich gibt. Wogegen Hr. K., von Natur etwas derber und kräftiger gebaut, während er Schiller, Götz, Cronegk, Ramler, Tiedge, und mehr noch sich selber zum Ziele des Strebens erwählt, manchmal in fast weibliche Zartheit zerfliefst. Man vergleiche in dieser Hinsicht Hr. K's. Lied *an Dya* (S. 23) mit den *Titanen* der Frau Brun (S. 101). Zum Belege unsres übrigen Urtheils nennen wir von Kaufmann *Eine Blume auf F's Grab* (S. 232), *Glaube, Liebe, Hoffnung* (S. 98), *Hiram* (S. 51), neben *Deutscher Siegesreigen* (S. 49), *Frühlingslust und Mutterweh* (S. 145), der *Eichenkranz* (S. 42) von Frau Brun.

Frau Brun ist eine Weitgereiste: Deutschland, Frankreich und Italien hat ihr poetischer Blick umschaut. Hr. K. ist wohl schwerlich weit über die Schwelle seines Geburtslandes gekommen, wenn schon im engen Bezirke auch Er ein Vielgewanderter. Daher bei beiden in der Wahl der Gegenstände die grosse Verschiedenheit. Frau Brun schwebt auf den Wogen des Sundes (S. 153), wandert auf den Alpengletschern (S. 15[illegible]) und sieht vom Aschenkegel des Vesuvs auf glühender Lawa den lieben Mond untergehn (S. 40). Hr. K. ergeht sich an den Ufern der Nahe, im schönen Münsterthale, und blickt von dort auf verfallene Burgen, bewandert den Rhein (S. 168), oder sehnt sich in Coblenz, auf dem Sitz der Geschworenen, zur häuslichen Thätigkeit zurück (S. 71). — Betrachten wir aber die Auffassung ins Gemüth, wie die Modesprache es nennt, so dürfen wir keck behaupten, Frau Brun hätte im Kaufmannschen Schwalbenneste gesungen wie Kaufmann, und Kaufmann auf den Adlerhorsten der Fr. Brun durchaus Brunische Töne getönt. Lob und Tadel mufs in solchen Gedichten beiden gleich zugewogen werden.

Beiden ist eine gleiche Vorliebe gemein, sich mit griechischen und römischen Göttern zu befassen. Hier spüren wir

einige Ueberlegenheit in Frau Brun. Schwerlich hätte Hr. K. die obgenannten *Titanen* der Fr. Br. zu Stande gebracht; ihm scheint dazu die gehörige Kenntnifs, die auch bei Fr Br. mangelhaft ist, zu fehlen. Eher wären ihm die Psyche-, Amor- und Pygmalion-Gesänge der Fr. Br. (S 18, 25, 78 u. s. w.) gelungen; denn aus mehreren Gesängen des Hrn. K. (S. 127, 108, 24 u. s. w.) ergiebt sich, dafs er mit Amor, Psyche, Hygieia, den Horen, Grazien, selbst mit der Anadyomene (S. 26) gut umzugehen weifs.

Romanzen haben beide gedichtet. Eine Prunkromanze finden wir bei Fr. Br., *Frau Ellen* betitelt (S. 8). Ihr Inhalt ist gräfslich, die abscheuliche, die Gottheit höchst entwürdigende Dichtung des ewigen Juden zu einer ewigen Christin verzerrt. Fr. Ellen fleht, Gott wolle ihre Lebensdauer fristen, so lange eine von ihr gebaute Kirche bestehn werde; und Gott erhört die thörichte Bitte. Nun lebt sie Jahrhunderte, Jahrtausende, liegt jammernd im offnen Sarge, ohne sterben und »vermodern« zu können. Und damit endet das Stück, ohne Beruhigung, ohne Versöhnung. Bleibe der grausigen Behandlung das gebührende Lob; wir wenden uns zu der recht lieblich ersonnenen Dichtung Kaufmanns, der *umwandelnde Franziskaner* (S. 296). Ein Mönch aus uralten Zeiten, als das Kloster noch nicht in ein Schulgebäude verwandelt war, schreitet um die Mitternachtstunde durch die Zellenreihen, und hört Kinder: *Mutter!* schreien, dazu das Gewimmer eines Neugeborenen. Das Gefühl, »die »*Liebe* habe den *Wahn* vertrieben, und Familienglückselig»keit sei ins Kloster eingekehrt,« giebt ihm Ruh im Grabe. Gewifs, Hr. K. hätte die arme Frau Ellen durch ein wohlthuendes Gewitter des versöhnten Herrn, oder durch Abtragung der Kirche von ihren Leiden befreit. Lob verdient der *Luzienhügel* von Fr. Brun (S. 171), und von Hrn. Kaufmann die *geistliche Spinnerin* (S. 31), in der er die heilige Elisabeth zu verklären sucht. In der Anmerkung verspricht er, dieser Heiligen noch einen »halben Sonntag zu widmen, um ihre Leutseligkeit und »Menschenliebe zu beschreiben.« Ob aber ein halber Sonntag ausreichen wird für alle Tugenden der leutseligen Spinnerin?

Unter den Stücken der lyrischen Gattung möchten wir, um die geistige und religiöse Uebereinstimmung des Sängers und der Sängerin zu veranschaulichen, gern einiges herausheben, wenn uns der Raum nicht beschränkte. Drum nur Eine Stanze aus Kaufmanns *Traumbilde* (S. 39):

Die Rose schwieg, und liefs das Bächlein schmachten,
Ihr war so wohl im jungfräulichen Kranz;
Der Fliessende war wohl nicht zu verachten,
Er trug ihr Bild im dunkeln Herzen ganz.
Er schied so ungern, sehnte sich und dachte
Nur ihrer Reitze, ihrer Jugend Glanz.

Warf sie ihm neckend manches Blatt hinunter,
Da ward das Bachlein freudiger und munter.

Den Zusammenhang mit dem Ganzen, nebst den Anspielungen, finde der Leser selbst. Gegenüber stehe von Frau Brun *der Genius des Quells* (S. 129):

Kost', o Holde des Quells? Im Haine der Freundschaft geboren
Rieselt' er stille dahin, nur von Geliebten gekannt.
Hat die perlenden Tropfen dein Rosenmund nun berühret,
Opfr' ich den Göttern froh, was in dem Becher verblich.
Namenlos war der Quell; dir ist er eigen geworden;
Fröhlich flüstert er nun: »Bin Carolinen geweiht!«

Nicht überall zeigt die Sängerin diejenige Klarheit und Reinheit des Ausdrucks, die ihr sonst eigen war. Vielleicht ist die Trennung vom deutschen Vaterlande und von ihren kritischen Freunden Schuld daran. Auch hierin ist Hr. K, und zwar mitten im Vaterland', ihr vollkommen gleich. Dieser bietet noch einige Verstösse anderer Art. In der oben gelobten Romanze z. B. spricht der Franziskaner:

Wie hab' ich ohne Glück und Trost gerungen,
Wie mussten Leib und Seele sich kastein;
Im kalten Winter Hora früh gesungen,
Das nannten Eltern: »sich dem Himmel weihn« —;

Und gleich darauf:

Gott segne euch! ihr Lehrer, Eltern, Jungen;
Ein neugebornes Kindlein hör' ich schrein!
Seyd alle mit der Liebe Band umschlungen.
Du süsses Herz sollst auch gesegnet seyn!

Hier vermissen wir den Zusammenhang. In beiden Strophen wird er hergestellt, wenn in jeder der zweite Vers hinter den dritten zu stehen kommt.

Endlich zeigt sich noch darin eine auffallende Aehnlichkeit, dass beide Sammlungen Stücke enthalten, die der Aufnahme nicht ganz würdig waren. Wenn von der Frau Brun folgende Stücke fehlten: *der erwachte Adler S. 65, Zwielichtweihe S. 76, Stille S. 146*; vor allem die schmeichelnde Zueignung, die sich selbst mit einem schmeichelnden *Facsimile* belohnt; und dann von Hr. K. folgende: *an Philipp Folz S. 28, neben Frau Walther S 54, Billet an Meta S. 145, Epistel an Karl Tr. S. 192* u. a; so könnten, scheint es, Leser und Recensenten sich leicht darüber beruhigen.

Die zweite Hälfte dieses Nro. folgt beim Schluss des Dezemberheftes.

Intelligenz - Blatt

für die

Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1821.

Nr. IX.

Im Verlag von **Joh. Ambr. Barth** ist so eben erschienen:

'ering, Dr. A. W., psychische Heilkunde, 2 Bände in vier Abtheilungen. gr. 8. 1817 — 21. 4 Thlr. 4 gr.

Ir Band. Ueber die Wechselwirkung zwischen Seele und Körper im Menschen.

1ste Abtheilung: von dem Einflusse der Seele auf den Körper.

2te Abtheilung: von dem Einflusse des Körpers auf die Seele.

IIr Band.

1ste Abtheilung: von der Anwendung der psychischen Kurmethode bei den Krankheiten des Körpers.

2te Abtheilung: von den psychischen Krankheiten und ihrer Heilart.

Die Fundamentalprincipe dieses so ungemein wichtigen Abschnittes der ledicin begründete der streng untersuchende Verfasser auf die aus der 'echselwirkung zwischen Körper und Seele resultirenden Phänomene und cht sie in lichtvollster Darstellung systematisch geordnet. Erfahrung, die lutter der Wahrheit, stand ihm zur Seite, und so konnte sein Werk so orzüglich ausgestattet werden, dafs es nicht leicht irgend ein Arzt in seir Bibliothek fehlen lassen wird, wenn er mit dem Fortschreiten der 'issenschaft gleichen Schritt zu halten wünscht.

athologisches Taschenbuch für praktische Aerzte und Wundärzte von *Dr. G. W. Consbruch* (oder Encyclopädie, 2r Thl. 2r Band.) *2te verb. und verm. Auflage 1821.* 1 Thlr. 4 gr.

Die Lehre der verschiedenen leidenden Zustände, oder der Inbegriff iserer Kenntnisse über die Natur, Entstehung und Erscheinungen des kran-en Zustandes des menschlichen Körpers, unmittelbar aus dem physiologi-hen Studium hervorgehend, ist eine der wichtigsten, da einzig und allein ırch richtige Beurtheilung derselben das Heilungsverfahren begründet wird. it der nöthigen Zuziehung der Psychologie und Anthropologie führt der erf. auf das gründlichste zur deutlichen Anschauung aller in diesen Theil r Heilkunde einschlagenden Materien, die Ansicht im Auge behaltend, ıfs das Leben und dessen Modificationen, Gesundheit und Krankheit, das

gemeinsame Produkt der Kräfte, der Mischung und Form der organischen Materie sey, jeden Anspruch an die Bedeutenheit seiner Aufgabe befriedigend.

Ueber die kleine Erhöhung des Preises dieser zweiten Auflage wird man bei stark vermehrter Bogenzahl hoffentlich nicht Grund zur Beschwerde finden, und die Ergänzung mancher Lücken, Berichtigung und Erklärung einiger Dunkelheiten, so wie die bequemere Anordnung der Materien beifällig bemerken.

Keilii, Dr. C. A. Th., opuscula academica ad Nov. Test. interpretationem grammatico-historicam et theologiae christianae historiam pertinentia colleg. et edid. Dr. J. D. Goldhorn. II. Vol.. 1821. 8maj. 4 Thlr. Weis Druckp. 4 fl. 12 kr. Schreibpapier 5 Rthlr.

Den zahlreichen Schülern und Verehrern des verewigten Keils gilt zunächst diese Anzeige der Erscheinung seiner kleinen Schriften, von denen nur eine sehr geringe Anzahl in grössern Sammlungen aufgenommen wurde, und deren Bewahrung doch um so nöthiger war, als die erste Abtheilung derselben insonderheit recht eigentlich als der Commentar zu seinem Lehrbuch der Hermeneutik betrachtet werden kann. Aber auch allen denen gilt sie, die ernstlich Theil an dem Fortschreiten der theologischen Wissenschaften nehmen und die des Verf. tiefgelehrte Forschung nirgend verkennen werden, je erspriefslicher die schon daraus hervorgegangenen Resultate sind. Möge das Vaterland, wie das Ausland, dies Denkmal eines verdienten Mannes mit dem Beifälle aufnehmen, den seine Vorlesungen bei seinem Leben genossen, und sein Wirken gleich segensreich werden!

Das dazu gehörige Portrait des Verfassers, gestochen von Rosmäslersen., ist auch besonders für 6 gr. zu haben.

Ferner ist bei demselben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wachler, Dr. L., Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauche bei Vorlesungen auf höheren Unterrichtsanstalten, zweite verbesserte u. verm. Auflage. gr. 8. *1821.* 1 Rthlr. 12 gr.

Ohne in der wesentlichen Einrichtung der ersten Ausgabe dieses allgemein geschätzten historischen Compendiums etwas zu ändern, ist doch im Einzelnen vieles berichtiget und die Literatur vervollständiget worden. Jeder weiteren Empfehlung ist wohl des gelehrten Verfassers Arbeit von selbst überhoben.

Leipzig im August 1821.

Joh. Ambr. Barth.

Bei Grafs, Barth und Comp. in Breslau, (Leipzig bei J. A. Barth) ist so eben erschienen:

Die Geschichten der Deutschen. Von *Karl Adolph Menzel,* Prorector und Professor am Elisabetan zu Breslau. 4to. *Erster Band.* Die Germanischen Zeiten. Preis: 2 Rtl. 12 gr. *Zweiter Band.* Von

Umsturz des abendländischen Kaiserthums bis zur Stiftung des Königreichs Deutschland. Preis 2 Rtl. 16 gr. *Dritter Band.* Von Ludwig dem Deutschen bis auf Lothar von Sachsen. Preis 2 Rtl. 12 gr. *Vierter Band.* (In zwei Abtheilungen.) Die Hohenstaufischen Zeiten: Preis 2 Rtl. 8 gr. *Fünfter Band.* Von Rudolf I. bis auf Karl IV. Preis: 2 Rtl. 8 gr. *Sechster Band.* Von Karl IV. bis zum Schlufs der Costnitzer Kirchenversammlung. Preis: 2 Rtl. 8 gr. — Von 1815—1821.

Bei Erscheinung des sechsten Bandes dieses Geschichtswerks, das r nunmehr einer andern Commission übertragen haben, benachrichtigen ir das Publikum, dafs dasselbe von nun an ohne Schwierigkeit durch den ıchhandel bezogen werden kann. Die günstige Beurtheilungen, welche : Jenaische und die Leipziger Literaturzeitung, das Leipziger Repertori- n und die Wiener Jahrbücher von die em Werke geliefert haben, bezeichten dasselbe grade als ein solches, über dessen Mangel bisher Klage gehrt worden ist. Ohne die Farben des Romans zu borgen, soll sich doch e Geschichte, vor allen die National-Geschichte, von dem gebildeten heile der Nation mit Vergnügen lesen lassen, und ohne sich in unermefshe Breite und endlose Länge zu dehnen, doch tief genug in das Einzel- eingehen, um die Begebenheiten nach Grund und Zusammenhang anhaulich zu machen, und für die Personen und Geschichtliche Zustände endige Theilnahme aufzuregen. Dafs aus den Quellen geschöpft worn, und diese da, wo sie neue Ergebnisse darboten, oder das Gewicht r Erzählung der Unterlage des Beweises bedurfte, angeführt und zum heil auszugsweise mitgetheilt sind, jedoch ohne Prunk und mit Rücksicht f Raumersparnis) versteht sich bei den heutigen Forderungen an die Gehichtschreibung von selbst. —

Zu besonderer Beachtung empfiehlt sich der im gegenwärtigen Bande arbeitete Zeitraum der grossen politischen und kirchlichen Gährung, zu ıfange des fünfzehnten Jahrhunderts, die Darstellung des allgemeinen rebens einer aufgeregten Zeit nach einer Reformation am Haupt ıd an den Gliedern, um welche die Partheien unter den Grossen d Gelehrten auf den Kirchenversammlungen zu Pisa und Costnitz rathhlagten und stritten, während auf einem unbeachteten Punkte, in Böhen, das Feuer des Hussitischen Umwälzungs- und Vertilgungskriegs aufomm — Der nächste Band, der die Geschichte bis zu der von Luther werkstelligten Reformation fortführen wird, ist unter der Presse.

---

i Lucius in Braunschweig und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

redigt am XIII. Sonntage nach Trinitatis in der St. Katharinen-Kirche zu Braunschweig, gehalten von *W. M. L. de Wette.* (Doctor der Theologie). geh. 4 gr.

Anzeige.

Es haben sich in die Recension des Scheller — Lünemannischen lat. deutschen Lexikons (krit. Bibl. dritt. Jahrg. Nr. 7.) wegen Entfernung des Verfassers vom Druckorte einige Fehler aus Versehen eingeschlichen, deren vollständige Angabe demnächst am gehörigen Orte erscheinen wird, von denen ich aber vorerst zwei zu berichtigen bitte:

P. 564 Z. 39 statt u in quasi ist zu lesen: u in voluptas. Zeile 40—42 ist sodann zu streichen (denn quasi hat das a überall kurz.)

P. 573 Z. 3 statt Buttm: 576 muſs es 577 heissen; und statt Xen. Mem. 1.3,11. muſs Xen. Mem. 4,6,3. stehen.

Carlsruhe im October 1821.

C. Kärcher.

Anzeige für Schulen.

und Schulen. Fünfte Auflage mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 1822 30 Bogen. 480 S. Preis 1 Thlr. 1 fl. 48 kr.

eilers, Dr. G. F., Geschichte der christlichen Religion. Für Schulen und zum Privatgebrauch. Zehnte Auflage. Mit 2 Karten, 1 Grundriss der Stadt Jerusalem, und 7 Kupfertafeln. 8. 1822. 25 Bogen. 364 S. Gebunden. Preis 18 gr. 1 fl. 24 kr.

— — biblische Religion. und Glückseligkeitslehre. Beide zur Unterweisung in Schulen und eigenen Andachtsübung. Mit 2 Kupfern, Jesus als Kind im Tempel vorstellend. Vierte Auflage. gr. 8. 24 Bogen. 322 S. Preis 9 gr. 42 kr.

Nachfolgende Schriften:

eilers allgemeines Lesebuch zum Gebrauch in Stadt- und Landschulen, neunzehnte sehr vermehrte und verb. Auflage. 8. 1822. 40 Bogen Preis 12 gr. 45 kr.

ie neueste Geographie von Europa und den übrigen vier Welttheilen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. Neunzehnte durchaus vermehrte und sehr verb. Auflage. 8. 1822. 128 S. Geheftet. Preis 3 gr. 640 S. 12 kr.

in.l jetzo wieder erschienen, und können als sehr treffliche (und als die ohlfeilsten) Schulschriften in Schulen empfohlen werden, denen wir auch ne neue sehr gemeinnützige Schulschrift des Herrn Pfarrer Kelber zur eundlichen Aufnahme hiermit anzeigen und empfehlen:

Kelbers, J. G., Lern- und Lehrbüchlein für alle Kinder in allen teutschen Volksschulen. Zweckmässige, nach genauer Stufenfolge geordnete, Materialien, moralischen und religiösen Inhalts zu Gedächtnissübungen und zugleich zur Bildung des Verstandes und Veredlung des Herzens. 8. 1822. 14 Bogen 224 Seiten. Preis 4 gr. 18 kr.

Erlangen, im Sept. 1821.

Die Bibelanstalt.

Joh. Heinr. Voss, Geschichte der Deutschen, für Schulen und den Selbstunterricht. Elberfeld bei J. E. Schaub. 277 S. 8. Sauber gebunden 18 gr.

Der Recens. in der Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer 821, 2tes Quartal sagt unter andern über obige Geschichte: »Dieses Buch tellt die Geschichte des deutschen Volkes in gedrängter Kürze dar, ohne afs jedoch dadurch der nöthigen Klarheit und dem über die wichtigsten influfsreichsten, belehrendsten Begebenheiten zu verbreitenden Lichte Eintrag geschehe. Der Sprache fehlt es an Lebhaftigkeit der Darstellung nicht tc. Besonders aber verdient erwähnt zu werden, die ruhige und partheiose Unbefangenheit, die eine der ersten Tugenden des Geschichtsschreiers ist, gegen welche aber so oft gesündigt wird. Wir verweisen die eser unter andern auf das, was über Karl den Grossen und Naoleon bemerkt wird. Rec. kann das Werk allen empfehlen, die die eschichte des deutschen Volkes in einem geistvollen Ueberblicke übersen wollen.«

Elberfeld im October 1821.

J. E. Schaub.

---

und Darstellung der wichtigsten Hauptpunkte der Erziehungslehre, mit besonderer Hinsicht auf den Unterricht in der Volksschule. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Fouqué, Caroline Baronin de la Motte, Heinrich und Maria. Ein Roman. 3 Theile. 3 Thlr. 12 gr.

Knauff, J. E., Tagebuch meiner Bienenreise vom Jahre 1820 in Ober und Niederhessen. etc. 8. geh. 8 gr.

Göbel, Dr. Ch. F. T., Grundlehren der pharmaceut. Chemie und Stöchiometrie zu akadem. Vorlesungen und zum Gebrauche für Aerzte und Apotheker. 8. 1 Thlr. 6 gr.

Sturm, Dr. K. Ch. G., Lehrbuch der Landwirthschaft nach Theorie und Erfahrung bearbeitet. 1r Theil. Specielle Landwirthschaft. 2r Theil. Viehzucht. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 3. 1 Thlr. 12 gr.

Millars historische Entwickelung der englischen Staatsverfassung. Aus dem engl. übersetzt. 3er Theil ist fertig und an alle Buchhandlungen versandt.

Neue französische Sprachlehre zum prakt. Unterricht in Frage und Antwort gestellt etc. von Lavés. *Vierte Auflage.* Erscheint nun in meinem Verlage und wird in kurzer Zeit fertig seyn.

Neue Verlagswerke der C. F. Kunz'schen Buchhandlung in Bamberg.

Oster und - Michaelis - Messe 1821.

Gründler, Dr. und Prof., Handbuch der römischen Rechtsgeschichte, 1r Band, gr. 8. 2 Rthl. oder 3 fl. 36 kr.

Heller, J., Versuch über das Leben und die Werke Lucas Cranach's. Nebst einem möglichst vollständigen räsonnirenden Verzeichnisse seiner Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte, von und nach ihm, und einer Vorrede vom Bibliothekar Jäck. Mit Cranachs Bildniſs, und dem Facsimile seiner und seiner Ehegattin Handschrift, gr. 8. 2 Rthl. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Henke, Adolph, Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtli- Medizin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medizin. 2te verbesserte und verm. Aufl. 1r Band. gr. 8. (Unter der Presse.)

Oertel, Dr. u. Prof., Grammatisches Erklärungsbuch zum ersten Cursus des lateinischen Elementarbuchs von Jakobs und Döring. Zur gründlichen Erlernung des Lateins, für Lehrer und Schüler ausgearbeitet 8. 12 gr. oder 54 kr.

Pfaff, J. W., Das Licht und die Weltgegenden, samt einer Abhandlung über Planeten — Conjunktionen und den Stern der drei Weisen. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Schubert, Dr. G. H., die Symbolik des Traumes. Zweite verbesserte und verm. Aufl. gr. 8. 1 Rthl. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Walther, Prof. F., das Wissenswürdigste über den Accent der griechischen Sprache in der Deklination und Conjugation, zum Gebrauche für seine Schüler. Zugleich eine Zugabe zu Thiersch's griechischer Grammatik für Anfänger 8. Druckpapier 3 gr. oder 12 kr. Schreibp. 4 gr. oder 15 kr.

Walther, Dr. J. A., über das Wesen der pthisischen Constitution und der Pthisis in ihren verschiedenen Modificationen, nebst der aus dieser fliessenden Kurmethode. 3r Bd. gr. 8. 2 Rthl. oder 3 fl. 36 kr.

Was glauben die Juden? Ein Lesebuch für alle christlichen Stände, und besonders für diejenigen Christen, welche mit den Juden vor Gericht zu thun haben. Von dem k. bair. Pfarrer u. Lokalschuleninspektor Th. Fr. Ortel. 8. (Unter der Presse.)

In August Oswald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer und durch ihn in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Von dem Sylbenmaſse den Versarten, dem Reim und der Declamation. Ein prosodisches Hülfsbuch für Schulen, Nichtgelehrte, Anfänger in der Verskunst, angehende Tonsetzer u. s. w. 8. 1 Thl. 8 gr. 2 fl. rheinisch.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, wie äusserst nothwendig die Kenntniſs der Versmaaſse und der Gesetze für gebundene Rede überhaupt sey, um zu dem Genusse, welchen so manche herrliche Gedichte uns bieten, die Fähigkeit zu erlangen, und mancher muſste gewiſs schon oft beklagen, daſs ihm diese Fähigkeit bisher entgangen war, wenn ihm sein Gefühl die Schönheiten zwar ahnden lieſs, durch welche die Dichtkunst das Leben erhöht; er aber die vollständige Erkenntniſs, das beseeligende Auffassen immer entbehren muſste. Schon von dieser Seite ist also durch das vorstehende Buch einem sehr wesentlichen Bedürfnisse begegnet; aber auch je der höher Gebildete wird sich dasselbe als ein angenehmes Handbuch zu Vergnügen und Erfolg beilegen. Abgesehen, daſs in so mancher Stimmung des Lebens poetische Gefühle sich auszusprechen streben, wenn die Gesetze der Form im Gedächtnisse vielleicht schon verwischt sind, so bedarf auch er für die Genüsse fremder Production eben darum nicht selten eine Wiederholung dieser Gesetze, und jeder muſs noch überdies aufs innigste von dem vortheilhaften mittelbaren Einfluſs überzeugt seyn, welchen ihre Kenntniſs und Uebung auf die ganze Bildung und Haltung im Leben hat. Von dieser Seite empfiehlt es sich also vorzüglich für Lehranstalten, bei denen wir seine Einführung durch möglichst billige Bedingungen zu erleichtern suchen werden.

Inhalt des eilften Heftes.

Seite

1. *Grimm*, *A. L.*, Mährchen der Tausend und E. Nacht. 3r Bd — 1041 – [illegible]
2. Kieysig, D. Fr. L., System d. pract. Heilkunde. 1r Bd. 1r. T. l. v. *J. W. H. Conradi* — [illegible]
3. *Horst*, *G. C.*, Zauberbibliothek. 1r u. 2r Bd. v. [illegible] — [illegible]
4. *Foli*, *Giuseppe* [illegible], Elementi di Fisica Sperimentale — [illegible]
5. *Kries*, *Fr.*, Lehrbuch d. Physik. 3e Aufl. — [illegible]
6. *Mayer*, *J. T.*, Anfangsgründe d. Naturl. 4e Aufl. — [illegible]
7. *Scholz*, *Benj.*, Anfangsgründe d. Physik — [illegible]
8. *Dierbach*, *J. H.*, Anleitung z. Studium d. Botanik — [illegible]
9. *Uhle*, *A. F.*, de Spongia marina — [illegible]
10. *Hufeland* addr. à tous l. Medecins de conserver le nom officinal etc. — [illegible]
11. *Varnhagen*, *Th. G. Fr.*, tab. Uebersicht d. Nomenclaturen — [illegible]
12. *Cramer*, *Th.*, de Strychnia etc. — [illegible]
13. *Plautus*, *M. A.*, Lustspiele übers. v. *G. C. S. Köpke*. 1r, 2r Bd. — [illegible]
14. *Varnhagen*, *Th. G. Fr.*, pharmac. Monatsblätter 1 — 3. Heft. — [illegible]
15. Schulbericht über d. Lyceum in Karlsruhe — [illegible]
16. *Metzger*, *Dr. Joh. Dan.*, System der gerichtlichen Arzneiwissenschaft — [illegible]
17. *Schmidtmann*, *L. J.*, Summa observat. medicarum — [illegible]
18. *Brandes*, *H. W.*, Beiträge zur Witterungskunde von *Muncke* — [illegible]
19. *Friedelben*, *Th.*, popul. Experimentalphysik — [illegible]
20. *Johnson*, *James*, Abhandlung üb. d. Einfluss d. bürgerl. Lebens a. d. Gesundheit v. *Dr. H. Breslau* — [illegible]
21. *Muniske*, *Dr. W. A. G.*, Frankenhausens Heilquelle etc. — [illegible]
22. — — — — Bericht üb. d. Bad z. Frankenhausen — [illegible]
23. *Ruzen*, *Franz Joseph*, Entwurf einer allgemeinen Arzneimittellehre — [illegible]
24. *Rolius*, *J.*, Dissert. de Pyrola et Chimophila — [illegible]
25. *Houwald*, *E. v.*, Das Bild. Trauerspiel — [illegible]
26. *Raupach*, *Dr. E.*, die Gefesselten, Drama — [illegible]
27. *Tieck*, *L.*, Gedichte — [illegible]
28. *Kaufmann*, *J. Heinr.*, Gedichte — [illegible]
29. *Brun*, *Fr.*, geb. Münter, neueste Gedichte — [illegible]

Intelligenz - Blatt Nro. IX.

Heidelberg, gedruckt bei J. M. Gutmann, Universitäts-Buchdrucker.

Heidelberger
JAHRBÜCHER
der
Literatur.

Vierzehnter Jahrgang.

Zwölftes Heft. December.

Heidelberg,
in der Universitäts-Buchhandlung von August Oswald.
1821.

Die

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur

erscheinen fortdauernd wöchentlich zu anderthalb Bogen, oder in [illegible]
Heften zu 6 und 7 Bogen. Diejenigen Professoren [illegible]
Facultäten der hiesigen Universität, welche die [illegible]
nommen hatten, werden die [illegible] auch ferner besorgen, [illegible]
dem Institute in seiner bisherigen Dauer bewiesene [illegible]
Zukunft sichern. Ohne von dem bestandenen Plane im [illegible]
zuweichen, sind von dem Jahre 1821 an, statt der [illegible]
Typen, lateinische gewählt, um die mannigf[illegible]
Auslande zu erleichtern. Ueberdiefs ist seit 1821 [illegible]
Druck der Inhalt vermehrt, und es werden außer den [illegible]
sionen für jedes Heft verhältnifsmäfsig auch [illegible]
men, um dadurch eine möglichst vollständige [illegible]
neuesten Literatur zu geben.

Das Intelligenzblatt wird ferner wie bisher [illegible]
Universität 1) *literarische Nachrichten jeder Art*, 2) [illegible]
gen des Buch- und Kunsthandels, aufnehmen, um auch von [illegible]
ansprüchen an ein

Allgemeines literarisches Institut

möglichst zu genügen.

Die unter No. 1, 2, 3, erwähnten Gegenstände des [illegible]
bezahlen für die mit kleiner Schrift gedruckte Zeile 1 gr. [illegible]
Kreuzer rhein.

Sollten Schriftsteller oder Verleger einer baldigen [illegible]
zeige wegen die neuerschienenen Werke einsenden wollen; [illegible]
ten, dieselben vermittelst Buchhändler-Gelegenheit unter der [illegible]

An die Redaction
der Jahrbücher der Literatur in Heidelberg

der unterzeichneten Verlagshandlung gefälligst zugeben zu lassen.

Der Druck und die Expedition werden prompt und [illegible]
und letztere posttäglich durch die hiesige löbliche [illegible]
alle löblichen Postämter und monatlich durch alle [illegible]
finden.

Ausser der gedachten Erweiterung ist nun auch durch [illegible]
gutes weisses Papier für ein gefälliges Aeussere gesorgt und [illegible]
mehrten Leistungen der Preis für den Jahrgang von 1822 [illegible]

12 fl. 36 kr. rhein. oder 7 Rthlr. 12 ggr. sächs.

Vorausbezahlung erhöht, so dafs das Journal noch immer [illegible]
bleibt, während über seinen Gehalt der Stimmen [illegible]
aufmunternde Theilnahme des Publicums, und der wachsende [illegible]
barer Beiträge werden es noch überdiefs vielleicht möglich [illegible]
Zeit Supplemente zu liefern, welche die Vollständigkeit [illegible]
noch erhöhen müssen.

Wir bitten die Bestellungen beim Beginn des Jahres [illegible]
schleunigen, da jedes Heft immer mit Anfang des treffenden [illegible]
det und die Fortsetzung dadurch in regelmässigem Gang [illegible]
soll.

Heidelberg, den 1. December 1821.

August [illegible]
Universitäts-[illegible]

N° 73. Heidelberger 1821.

ahrbücher der Literatur.

Carl Ludw. von Haller Schreiben an seine Familie, zur Erklärung seiner *Rückkehr in die* katholische, apostolische, *römische Kirche. Französisch und teutsch. Mit Beleuchtungen von Dr.* H. E. G. PAULUS. Stuttgart bei Metzler. 1821. 162 S. in 8. (1 fl. 12 kr)

Sendschreiben des Hrn. von Haller an seine Familie *betr. seinen Uebertritt* zur katholischen Kirche, und *geprüft von* KRUG. Leipzig 1821, bei Rein. 48 S. in 8.

Der Uebertritt des Herrn von Haller zur kathol. Kirche, beleuchtet von D. H G. TSCHIRNER, Prof. der Theol. und Superintendent in Leipzig. (Prüfet die Geister.) Leipzig bei Vogel. 1821. 65 S. in 8.

on Nro. 1. hat die hier statt findende *Selbstanzeige* nur den *halt* bekannt zu machen, und was in den *Beleuchtungen beeckt* ist, anzudeuten. Um dem Leser volle Gelegenheit zum insturtheilen zu geben, ist der *Franz. Text* des Hallerischen hreibens *mit einer genauen Uebersetzung* S. 14 — 103. abgeuckt. Das Schreiben ist in mehreren, ungenauen Uebersenungen, verbreitet; daher hier eine sorgfältiger gemachte. Das iginal hat durch Gewandtheit der Rede seinen eigenen Werth.

Sein Zweck ist, die Reformation als gefährlich - revolutionair haſst zu machen, den evangelischen Protestantismus durch indert Wendungen in allen seinen Beziehungen um seinen redit zu bringen und die drohende Weissagung von einer iten unter den Protestanten aller Stände überall schon heimh verbreiteten Proselytenmacherei und Convertiten - Menge, o möglich, wahr machen zu helfen. Zuerst, schien es also s Protestantismus würdig, den Bestreiter in seiner gann Fechterkunst selbst auftreten zu lassen. Die vielen falschen össe, welche Er sich erlaubt, in irgend einem fortlaufenden isammenhang abzuweisen, schien gegen die desultorische rt der Angriffe nicht das angemessenste. Einen jeden derlben faſst deswegen sogleich eine kleine beleuchtende Note, id zeigt, warum er nicht treffe. Wer prüfen will, hat auf r nämlichen Seite Anlaſs, um Schein und Wahrheit zu unterheiden. Einiges, was in kürzeren Noten nicht zu erschöpfen ar, haben die ausführlichern *Erläuterungen* S. 104 — 162. beksichtigt, besonders die phantastische, der Selbstständigkeit ler Regierungen und Völker schädliche Tendenz des politi-

schen Convertiten, durch eine hierarchische Universalmonarchie, durch ein überall sich eindrängendes Gewissensregiment alle Staaten zu umklammern. Denkwürdige Antithesen der russisch- und orientalischen Kirche gegen das Einschleichen einer solchen die Gemüther beherrschenden Priester-Suprematie sind in Auszügen aus Alex. v. Stourdza *Considerations sur l'Eglise Orthodoxe (1816)* eingerückt, zum Beweis, daſs nicht die Protestantisch-Evangelische Kirche allein hier zur Selbstvertheidigung genöthigt sey. Hätte v. H. nur seine persönliche Ueberzeugung gerechtfertigt, welcher Protestant würde es ihm verargen? Aber er bestrebt sich, die durch Verheimlichung schädliche Art seines Uebertretens andern zum Beispiel zu empfehlen. Und so nöthigte er, das Verkehrte derselben, wie das Schreiben zu seiner eigenen Widerlegung enthüllt, ins Licht zu stellen. Gezeigt wird dadurch, daſs er nicht vom Evangelischen Protestantismus, nicht einmal von einer natürlichen Vernunftreligion, zur *Professio Fidei Romanae* übergegangen ist, daſs aber nach den Gesinnungen und Handlungen, zu denen er sich durch diese Confessions ohne Scheu bekennt, die echtkatholische Kirche ihn unmöglich für einen Anhänger ihrer Religion anerkennen dürfe. Eben deswegen ist auch sein Schreiben um Beibehaltung eines Theils seiner Amtsverhältnisse im grossen Rath S. 160—162. nebst den Entscheidungsgründen des kleinen und des souverainen Raths zu Bern, warum er ausgewiesen und auch auf die Zukunft für wahlunfähig erklärt wurde, S. 10—13. beigedruckt.

In Nro. 2. hat *Hr. Prof. Krug* mit der ihm eigenen Ruhe und Bestimmtheit dem v. Hallerischen Schreiben *1. zehn* bedeutende *Unwahrheiten 2. drei* in religiöser und politischer Hinsicht wichtige Verläumdungen, *3.* auch *unsittliche,* unzweideutig eingestandene und zur Nachahmung vorgetragene Grundsätze der Unredlichkeit und Unbescheidenheit durch auffallende Belege nachgewiesen. Der *Schluſs* unterscheidet den *reinen* und den *römischen* Katholicismus; ein *Zusatz* zeigt, warum unsre Kirche nicht wohl allein als Evangelische, sondern als Protestantisch-Evangelische zu bezeichnen sey, wenn ihre Benennung charakterisch seyn soll. So lang eine Auctorität, welche ausschliessend alleingültig seyn will, nach ihren seit dem neunten Jahrhundert immer mehr gesteigerten Grundsätzen öffentlich und heimlich würkt, kann die Evangelische Gewissensfreiheit sich nicht ohne gründliches Protestieren gegen den nach Herrschaft strebenden Kirchen- und Gewissenszwang sich selbstständig erhalten.

Nro. 3. hat das ganze Ereigniſs einer so verkehrten Proselytenmacherei im Zusammenhang so umfassend und überzeu-

gend dargestellt und beurtheilt, daſs Rec. es für das Zweckmässigste hält, unsre Leser durch einen genügenden Auszug aus dieser verdienstvollen Vergleichung der Gegensätze zwischen ächter und hallerischer Staaten - Restauration, zwischen römischer Kirchengewalt und protestantischer Religionsgesinnung mitten in die Sache hineinzuführen.

»Der Uebertritt des von Haller zu der katholischen Kirche hat, sagt der Vf. weder durch die politische noch durch die persönliche Bedeutsamkeit des Mannes besondere Aufmerksamkeit verdient. Jene Publicität aber verdient sie, welche man der Sache durch den von dem Verf. genehmigten Druck des zur Rechtfertigung seines Schrittes an seine Familie gerichteten Schreibens, durch eine *zu Wien* veranstaltete Uebersetzung desselben (und durch die thätigste Verbreitung unter den wohlfeilsten Preisen) nicht ohne leicht zu errathende Absicht gegeben hat.«

»Von seiner *Person* ist nur bekannt, daſs v. H. bisher Mitglied des souverainen, wie auch des geheimen Raths der Republik Bern war, in dieser seiner Vaterstadt die Staatswissenschaften (als Professor) gelehrt und bändereiche staatsrechtliche und politische Schriften verfaſst hat, in diesem Augenblick aber mit den Herren von Genz, Fr. von Schlegel, Pilat und anderen Restauratoren der gestörten Weltordnung an der heilbringenden Concordia arbeiten soll.« »Ich kann mit Wahrheit sagen, spricht er in dem Schreiben selbst, »daſs ich seit dem Jahr *1808* im Herzen Katholik und *nur dem Namen nach Protestant* war.« Seit dieser Zeit nämlich entwickelte sich in ihm das absolut-monarchistische System, welches er vornehmlich durch die seit *1816* erschienene *Restauration der Staatswissenschaft* geltend zu machen gesucht hat. Und in dieser Abart von Politik liegt der Grund seines eigenthümlichen Katholicismus.

Dieses System ist kurz folgenden Inhalts: Der Grund aller Herrschaft in der Welt ist *natürliche* Ueberlegenheit, und zwar Ueberlegenheit entweder des Besitzes, oder der Tapferkeit und des Muths, oder der Einsicht und Geisteskraft. Daher eine dreifache Gattung von Staaten; Patrimonialstaaten, Militärstaaten, und — was dem Restaurator die Hauptangelegenheit und das Musterbild ist, *geistliche Staaten*. Der Staat nun *ist, einzig und allein durch den Besitz und die Unabhängigkeit des Herrschenden selbst gegeben,* und des Staates Untergang erfolgt auch nur durch den Untergang des Herrschenden, nicht durch den Untergang des Volks. Dies klingt sonderbar genug. Aber anders begründet sich die Art von Restauration nicht, von welcher sich der Vf. inspirirt fühlt. Im zweiten Bande dieser Restauration der

Staatswissenschaft S. 572 — 573. läfst Er sich also vernehmen: »Setzet auch meinetwegen, dafs durch irgend ein Ereignifs *alle* Unterthanen eines Fürsten auswandern sollten, oder von der Pest aufgerieben, oder durch Krieg ausgerottet und zerstreut würden, dabei aber der unabhängige Grundherr (?) selbst nebst *seinem* Lande (!) übrig bliebe, so wird er bald wieder andere Menschen finden, die ihres Vortheils wegen in seine Dienste treten, oder ihm durch ähnliche Verhältnisse wie die vorigen hörig werden. Bleiben hingegen auch alle Unterthanen unversehrt übrig, und es fällt nur der unabhängige Herr, d. h. der Fürst. selbst weg, so geht mit ihm der ganze bisherige Staat unfehlbar zu Grunde, wie solches von der täglichen Erfahrung bewiesen wird « [Und doch; — die Geschichte lehrt uns wohl Prätendenten ohne Völker, aber nicht Völker kennen, welche keine Regenten gefunden hätten.] Nach dem Restaurator freilich haben die Bürger eines Staates, was sie besitzen, von dem Herrschenden; ihr Eigenthum ist *sein Eigenthum* und sie tragen es *nur als ein von ihm erhaltenes Lehen.* (Selbst dieses zugegeben, wem würden denn die Lehen, sofern die Lehnsherrschaft zu seyn aufhörte, zunächst zufallen, als den Belehnten?)

Was sie zu thun und zu lassen haben, das wird deswegen, so rückt die Restaurirung fort, einzig und allein *durch seinen,* des herrschenden Eigenthumsherrn, *Willen* bestimmt, und er ist nur Gott, als dessen Statthalter (?) er betrachtet werden mufs, Rechenschaft schuldig. Die Lehren von einem Gesellschaftsvertrage, welcher, wenn auch nicht als ein die Entstehung der Staaten begründendes Factum, doch als eine das Urtheil über die Verhältnisse der Regierenden und der Regierten leitende Idee gelten solle; alle die Grundsätze, von wechselseitigen Rechten der Fürsten und der Völker, und von der Nothwendigkeit stellvertretender Verfassungen sind Ausgeburten des revolutionären Geistes. Daher mufs die Staatswissenschaft durch die Zurückführung auf den Grundsatz von der natürlichen Unabhänbigkeit und Abhängigkeit und die aus ihr fliessende Lehre *von der absoluten Gewalt und dem unbedingten Gehorsam* restaurirt und so die Rückkehr der Welt zu der alten Ordnung der Dinge bewirkt werden. Q. E. D.

Dies ist das politische System des v. H. wovon eine leichte Mühe seyn würde, darzuthun, dafs sein Recht nur ein Recht des Stärkeren, mithin gar kein Recht sey, und dafs sein Princip nicht zur Begründung des Ansehens rechtmässiger Herrschaft, sondern zu einem Despotismus führe, welcher alles sich erlauben und die Völker als Spielzeuge seiner Willkühr behandeln darf (eben deswegen aber auch von der Willkühr

Aller Alles befürchten müfste.) Genug; v. H. entschied sich für dieses System und ward durch dasselbe zum Katholicismus hingezogen.

Eben die absolute Gewalt nämlich, die er im Staate geltend machen wollte, behauptet er im (römisch-curialistischen) Katholicismus bereits vorzufinden. Er wär zu solcher Annahme um so bereitwilliger, da es ihm schien, dafs die Regierten den weltlichen Obern bereitwilliger unbedingten Gehorsam leisten würden, wenn sie auf gleiche Weise (man denke nur an Paraguay) geistlichen Obern zu gehorchen gewohnt wären, und von diesen (so lange es jenen so beliebte) angewiesen würden, auch in dem weltlichen Regenten ein Vicariat der Gottheit zu verehren. Nach dieser fixen Idee (*croyance fixe*) fand es v. H. immer einleuchtender, dafs die abhängige, zur Dienstbarkeit bestimmte Menge nach dem System absoluter Gewalt von geistlichen und weltlichen Obern regiert werden müsse. Im Protestantismus dagegen vermifste er (gottlob!) den Grundsatz der absoluten Kirchengewalt, und deshalb erschien er ihm als Erzeugnifs des revolutionairen Geistes, so dafs er wörtlich behauptet, »die Revolution des sechszehnten Jahrhunderts, welche »man die Reformation nenne, sey in ihrem Princip, in ihren Mitteln und Resultaten das vollkommene Bild und die Vor»läuferin der politischen Revolution unserer Tage gewesen.« S. 12 des Sendschreibens.

Wer die Geschichte des Mittelalters kennt, weifs freilich, wie viele oft gefährliche Kämpfe das Kaiserthum mit dem Pontificate zu bestehen hatte, (die nur seit der Reformation sich in väterliche Admonitionen verwandelt haben.) Die Unterstützung, welche etwa die geistliche nach den fixen Ideen von Gregor VII. — bis Bonifaz. VIII. restaurirte Gewalt der weltlichen gewähren möchte, würde dann nur um den Preifs der Unterwerfung zur *plena obedientia*, wieder zu erkaufen seyn. Zu solchem Opfer aber *par retour* die Machthaber geneigt zu machen, möchte um so schwüriger seyn, da der eigentlich römische, mit Inquisition und Zuchtmitteln am meisten ausgerüstete Katholicismus in den neuesten Zeiten seine völkerbändigende Macht eben nicht sonderlich bewährt, (vielmehr offenbar zum Abwerfen des unerträglich gewordenen um so stärker gereitzt) hat. Denn alle die Länder, welche in der neuesten Zeit von Revolutionen bewegt wurden, Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel und Piemont, sind doch katholische (meist im äussersten Grade katholische) Länder; da hingegen, wo der Protestantismus gilt, in den deutschen protestantischen Staaten, in Preussen, in England, in Schweden und in Dänemark, hat die bürgerliche Ordnung unverändert bestanden.

Diese Erfahrung dürfte denn somit Staatsmännern und den Fürsten wohl mehr gelten, als die crasse Theorie des v. H., so daſs es ihm auch schwerlich gelingen wird, sie, gegen das Zeugniſs der Geschichte dreier Jahrhunderte, von der Unvereinbarkeit des Protestantismus mit einer festen bürgerlichen Ordnung, und, gegen das Zeugniſs der Geschichte dieser Tage, von der völkerbandigenden Kraft des Katholicismus zu überzeugen. (Wie möchte doch der Convertite durch seine leere Verdächtigung der Reformation, als eines revolutionären Unternehmens, ihre denkgeübtere Verehrer nöthigen, an alle diese unläugbare Thatsachen und Folgerungen nur um so kräftiger zu erinnern?)

Inzwischen hat die Neigung des v. H. zum Katholicismus sich selbst durch diese seine Vorerinnerungen zu erklären versucht. Doch wäre dadurch noch nicht sein Uebertritt (*retour*, Rückschritt) zur katholischen Kirche begreiflich gemacht. Die Eingenommenheit für seine Theorie, welche ein seltsamer Dünkel bis zur Schwärmerei von Inspiration gesteigert hatte, brachte ihn, wollend und nicht wollend, auch bis dahin. Gar grosse Dinge nämlich hofft von H. durch seine Restauration der Staatswissenschaft zu wirken, und ist überzeugt (S. die Vorrede zum ersten Bande S. XXIX.) daſs ihn Gott nicht umsonst so wunderbar auf seine »neue Welt von Entdeckungen« geleitet habe. Er weiſs, daſs er die Wahrheit erkannt hat, ganz und ungetheilt, und so »inspirirt« tritt er, die vier Bände des Restaurationwerks vorhaltend, in die empörte Welt herein, schwingt die papierne Waffe, und nach kurzem Kampfe fliehen die erschrockenen Sophisten [welche Regierungen und Regierte nicht für absolute, sondern relative, (d. i. beziehungsweise *zugleich* entstehende) Begriffe halten]. Die verschüchterten Guten dagegen treten aus ihrer Verborgenheit hervor, und sammeln sich um den hierarchischen Helden, Ihn, der »der Schlange des Zeitgeistes den Kopf zertritt.«

Seine Gedanken, zu deren Hervorbringung das gewöhnliche Maas natürlicher Geisteskräfte völlig hinreicht, dünkten ihn Eingebungen Gottes. Der Protestantismus erscheint ihm ein Widerspruch mit seinem politischen Systeme, und dies ist genug, ihn zu verdammen; dahin treibts ihn, wo der Grundsatz von absoluter Gewalt gilt, und der Uebergang zu dem römischen Kirchen - Mysterium wird beschlossen. »Flehen Sie,« so schreibt er (sich in übermässiger Demuth selbstschildernd) dem Freunde, der ihm bei Monseigneur, dem bekannten Bischoff zu Fryburg in der Schweiz, anmelden soll,« flehen Sie das *Erbarmen der Kirche* zu Gunsten eines *Schaafes* an, welches im *Irrthum* geboren und *von dessen Genossen* umringt ist, aber *einen zärtlichen Blick* nach der allgemeinen Mutter wirft, und nur

den glücklichen Augenblick erwartet, um mit der Heerde Jesu Christi *von rechtmässigen Hirten* regiert, sich zu vereinigen.«

Warum doch mit solcher Selbsterniedrigung erbitten, was ohnehin nicht verweigert wird? Und kann selbst der strengste Katholik die Lehre der Protestanten, schlechthin *den Irrthum* nennen? Glauben denn nicht auch die Protestanten an Gott und Christus, hoffen nicht auch sie die Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben? (Ist nicht in der katholischen Professio Fidei von P. Pius IV. der ganze Anfang, das *Symbolum* der Nicäisch - Constantinopolitanischen Synode, auch ihr Bekenntnifs, wogegen sie nur gegen das protestiren, was dort erst nach demselben Symbol angefügt ist und sich schon durch diese Stellung als etwas im vierten Jahrhundert noch nicht symbolisches unterscheidet und auszeichnet?)

Mehr aber noch als jene *übergrosse Demuth* bei der Anmeldung eines im Irrthum gebornen, von Irrthumsgenossen umgebenen, an die allgemeine Mutter zärtlich hinaufblickenden Schaafes, mufs die *Heimlichkeit* auffallen, mit welcher die Sache verhandelt wurde. Der Freund meldet den v. H. Der Bischoff in Fryburg kommt den 17ten October 1820 auf das Landhaus eines Herrn von Boccard nach Jetsschwil, gleich als wollte er die Familie des genannten Herrn besuchen. v. H. ohne seiner Frau, ohne einem Freunde oder Verwandten ein Wort von seiner Absicht zu sagen, reiset in aller Stille eben dahin, und legt in dem Privatbetsaale dem Bischoff sein Bekenntnifs ab, worauf er in Hinsicht aufrichtiger Reue darüber, dafs er im Irrthume (geboren) ist, die Absolution, dann das Sacrament der Confirmation und die Communion empfängt, Alles »mit möglichster Vorsicht.« (So erzählt den Verlauf der Sache S. 17 - 20 das Schreiben selbst.)

Die Sache sollte lange, vielleicht immer *verheimlicht* bleiben; darum ward sie so heimlich betrieben. Protestant wollte v. H. *scheinen* und Katholik *seyn*. Unter dem Namen eines Protestanten wollte er den Katholicismus empfehlen, weil er, wie er selbst mit naiver Offenheit oder vielmehr mit beleidiger Dreustigkeit sagt *) hoffte, dafs *der vierte Band* seiner Re-

*) S. 13 des Sendschreibens. Die Vorrede zum vierten Bande der Restauration ist vom 6. Juni 1820 datirt, den 17. October erfolgte der Uebertritt und acht Monate zuvor war nach S. 17 — 18 des Sendschreibens die Anmeldung erfolgt. Schon stand daher Herr v. H., als er diesen vierten Band ausgehen liefs, mit einem Fusse in der katholischen Kirche, und doch giebt er sich noch als Protestanten, redet von der reformirten Kirche als von der seinigen, klagt über ihre Mängel als über einheimische Gebrechen, und sucht den Katholicismus durch das unpartheiisch - scheinende Zeugnifs eines Protestanten zu ehren. (Der Edle! der Redliche!)

stauration (die Krone des ganzen Meisterwerks, wofür v. H. die *Dornenkrone* der Celebrität zu erhalten versichert) um so mehr wirken würde, wenn er anscheinend aus der Feder eines Protestanten geflossen wäre.

Soll man mehr über solche Unredlichkeit zürnen, oder über die Verblendung erstaunen, in welcher v. H. alles dieses ganz in der Ordnung findet? Indem er vor der Welt als Mitglied des geheimen Rathes seiner reformirten Vaterstadt dasteht und den Eid erneuert, welcher ihn zur Aufrechthaltung der reformirten Kirche verpflichtet, will er durch seine Schriften (einen absolut - herrschenden) Katholicismus empfehlen, und hofft dem Protestantismus um so mehr zu schaden, je mehr es wirken müsse, wenn ein Protestant selbst wider ihn zeuge. Das mag ein anderer als redliche Gesinnung rechtfertigen und als eine ehrliche Sache.

Eine besondere Aufmerksamkeit hierbei verdient noch das Benehmen von Monseigneur, dem Bischof von Fryburg. Er will dem von Haller die Sache so leicht als möglich machen, und sieht ein, wie es vielleicht für manche Fälle vortheilhaft seyn könne, wenn ein Katholik, welcher für einen Protestanten gilt, im Berner Staatsrathe sitzt, und fortfährt unter der Firma des Protestantismus den Katholicismus zu empfehlen. Warum sollte er nicht für einen so löblichen Zweck und zu Gunsten eines so grossen Staatsmanns und Gelehrten von seinem *Dispensationsrechte* Gebrauch machen? Freilich wird dabei die reformirte Kirche und die Stadt Bern betrogen, welche in von H. einen Staatsrath reformirten Glaubens zu haben meint, und einen Katholiken an ihm hat. Die Connivenz des Herrn Bischofs beschönigt wohl eine Handlungsweise, durch welche von H. seine bisherige Glaubensgenossen und seine Vaterstadt täuscht. Solche Rücksichten aber müssen *höheren Interessen (in maiorem dei gloriam)* weichen. (Man weiſs, wo in der Schweiz die wegen ihrer probabilistischen Moral sonst berühmte Societas J. den ersten Eingang gefunden hat.) Ein Mann von geradem Sinne, hätte unstreitig dem von H. sagen müssen: Zur Beschönigung der Zweizüngigkeit und der Unredlichkeit kann ich nicht *dispensiren*. Der Hr. Bischof, welcher anders zu handeln räthlich fand, hat er nicht dadurch, da nun die Sache offenkundig geworden ist, seiner Kirche unendlich mehr geschadet als ihr die Erwerbung des v. H. frommen kann? Denn die Welt pflegt von dem, was einzelne ausgezeichnete Mitglieder und Vorstände einer Gesellschaft thun, auf den Geist derselben zu schliessen; (und dann besonders mit Grund, wenn die Gesellschaft einen höchsten Wächter der allgemeinen Ordnung hat, welcher das Häretische schleunig verfolgt, das

Praktisch-Ketzerische aber doch gewifs für noch verderblicher halten müfste, als das theoretische.) Die Unredlichkeit und deren Beschönigung kann in unserem geradsinnigen teutschen Volke keine Billigung finden. Auch müssen ja wohl die Protestanten nur um so aufmerksamer werden auf das, was um sie her vorgehe, wenn ein Bischof die Unredlichkeit beschönigt, und einen Neubekehrten autorisirt hat, der erfolgten Lossagung vom Protestantismus ungeachtet, doch äusserlich, aber als ein geheimer Widersacher, in der protestantischen Kirche und dabei in hohen, auch sie beaufsichtigenden Staatsstellen, zu bleiben.

Noch tadelswerther erscheint das Verhalten Beider, des v. H. und des Bischofs, wenn man erwägt, dafs *das Eidgenossische Concordat* in seinem zweiten Artikel festsetzt: »Wenn ein Schweizer-Bürger *in einem andern Canton* convertiren will, als in demjenigen, wo er das Heimathrecht besitzt, so *soll die Glaubensänderung nicht ohne Vorwissen der Regierung, in deren Gebiete sie vorgenommen werden wird*, geschehen dürfen, und diese sogleich verpflichtet seyn, die heimathliche Regierung des zu einer andern Kirche übergegangenen Schweizer-Bürgers in Kenntnifs zu setzen.« (Eine weise Maasregel auch gegen mancherlei Verführungskünste, Zunöthigungen von Eltern, bei Verheirathungen u. dgl.) Weder v. H. noch der Herr Bischof achtet auf dieses Gesetz und beide verheimlichen, was das Gesetz aus weisem Grunde als eine öffentliche Sache behandelt wissen will. Lerne doch der Verf. der Staatsrestaurirung erst selbst gehorchen, ehe er den Völkern unbedingten Gehorsam predigen und den revolutionären Geist bekämpfen will.

Ueberdem trifft ihn *der schwere Vorwurf des verletzten Eides*. Denn sein Amtseid, den er sogar nach seinem Uebertritt zu wiederholen sich nicht entblödete, (s. die officielle Notiz darüber in *Paulus* Beleuchtungen des Haller. Schreibens S. 12) verpflichtete ihn zur Beschützung des reformirten Glaubens und doch schwor er (dazwischen hinein) den *Convertiteneid* und verpflichtete sich durch diesen, Proselyten, so viel es in seinen Kräften stünde, für die katholische Kirche zu machen. Hinter *welche Reservationen* versteckt, durch welche Sophistereien (etwa geborgt von der zu Fryburg wieder einheimisch werdenden Reservationsmoral?) mag er sein Gewissen beruhigt haben?

Freilich war es nicht die Schuld weder des Hrn. Bischofs noch des v. H. dafs die Sache eine so fatale Wendung nahm und — ruchbar ward. (O die verwünschte Oeffentlichkeit! So mufs doch alle Augenblicke — das Arge, das Lichtscheue, dieser das Heimlichste gefährdenden Publicität die allerengste Beschränkung anwünschen.)

Jede Aufopferung für eine Ueberzeugung erregt Theilnahme. Ein forcirter Martyrer aber ist kein Märtyrer, sein Klaglied über das Unglück, welches die Entdeckung der Verheimlichung ihm bringe, ist Beweis seiner Schwachheit. Noch widriger aber als diese Klage ist der in seinem Schreiben gar zu naiv hervorgebrochene Zorn des v. H. — über die zwei Zeitungsschreiber, welche (weil der Maulkorb nicht enge genug war) die Sache kund (und also das Scandalöse wirklich zum Scandal) machten. Wie aber? sprengten sie etwa *eine Lüge* aus? Nein! In so fern also müssen sie nicht Scheinprotestanten gewesen seyn. Oder war's denn eine *Verläumdung, zu erzählen, was wirklich geschehen* war? Warum nennt sie denn der Entlarvte — »Feinde seines Vaterlands«? (Etwa darum, weil sie ihn störten, wider den Sinn des Vaterlands dessen geheimer Freund zu seyn und ihm die unerwünschte Fürsorge, welche der Convertiteneyd fordert, insgeheim zu gut kommen zu lassen?) Etwa darum, weil sie dem Vaterland das Glück misgönnten, ein heimlich-katholisches Mitglied im geheimen Rathe zu haben? Von H. wollte Katholik seyn und doch öffentlich und staatsrechtlich als Protestant in seinem Vaterlande gelten, um desto treffender gegen den Protestantismus zu wirken. Diesen Plan verdarben ihm (dem Befugten, nämlich dem Dispensierten) die unbefugten Zeitungsschreiber. Darum ist er ihnen so böse.

Seltsam überhaupt und oft tragikomisch mischt sich in der ganzen Parthie des Schreibens, in welcher er nun den verheimlichten Schritt von Paris her seiner Familie (mit der Formel, dafs das Läugnen doch nichts mehr helfen könnte) bekannt machte, Klage und Resignation, Demuth und Dünckel, Unwille über die Kundmachung der Sache und Zärtlichkeit gegen die Verwandtschaft, welche er unverzüglich mit den künstlichsten Wendungen zu gleichen Retouren zu bewegen trachtet. Alle diese Darstellungen geben das Bild nicht einer Seele, welche den Frieden gefunden hat, sondern eines zerrissenen, mit sich selbst entzweiten Gemüths.

So wenig erfreulich nun diese Wirkung seiner Glaubensänderung ist, eben so wenig fühlt man sich durch die (wahrhaft unverständige) Unduldsamkeit angezogen, welche der Neubekehrte ausdrückt. Dazu kommt seine Bekehrungssucht und die Partheilichkeit, mit welcher er alles tadelnd, die protestantische: und alles lobend, die katholische Kirche beurtheilt. Er äussert sogar, die Welt sey zwischen Christen, die sich mit dem Sitze des heil Petrus vereinigten, und zwischen Gottlosen oder antichristlichen Sekten getheilt, (S. 42—43); wodurch denn natürlich die mit jenem Sitze nichtvereinigten Protestanten (auch die russischen, orientalischen und sonst nicht-vereinigten

hristen) für Gottlose oder antichristliche Sektirer erklärt wer-
en. — Wie lange wird denn noch diese Sprache des anmas-
nden Dünkels vernommen werden, der sich Allein-Besitzer
eilbringender Wahrheit zu seyn wähnt? Was hat denn der
itz, auf welchem überdem Petrus nicht einmal gesessen hat,
it dem Heil der Seele zu schaffen? So sind denn Luther und
alvin, Gellert und Franke, Lavater und Zolikofer Gottlose
ewesen und antichristliche Sektirer?

Solcher blinder, unduldsamer und ausschliessender Eifer
ufs zur Bekehrungssucht führen. Wohl darf und soll in vie-
n Fällen einer dem andern seinen Glauben mittheilen und
ie Gründe seiner Ueberzeugung darlegen; was aber mehr ist
ls Mittheilung der Gründe, das ist vom Uebel.

Zuerst nun rügt von H.... den Wechsel und die Verschie-
enheit der Lehre, welche in der protestantischen Kirche ge-
ınden werde. »Mein *liebendes* Herz mufs an etwas Festes sich
halten können, und ich finde dieses nur in der katholischen
Kirche; sie hat den Charakter der Unveränderlichkeit, wel-
cher allen Werken des Schöpfers aufgedrückt ist.« Ohne Glau-
enseinheit, d. h. ohne Uebereinstimmung über gewisse Grund-
itze und Weisen kann allerdings eine kirchliche Vereinigung
icht bestehen. Wie aber? hat die evangelisch-protestantische
icht in der Schrift und in dem Grundsatz, dafs nur, was
lar und deutlich in dieser (als Religions-Lehre) geschrieben
eht, als christliche Lehre gelten soll, einen festen Vereini-
ungspunkt? hat sie nicht überdem ihre Symbole, welche das
ısbesondere sehr bestimmt aussprechen, wodurch sie von der
atholischen Kirche sich zu unterscheiden genöthigt ist? Wo
nd wann haben protestantische Lehrer so von der Norm die-
r Symbole sich entfernt, dafs sie die Grundsätze des Prote-
antismus verläugnet, und das katholische Dogma gepredigt
itten? Eine von Bischöfen und Päpsten, d. h. von Menschen,
elche irren können und vielfältig, wie alle Adamssöhne, ge-
rt haben, festgestellte Regel aber also fixiren, dafs eine fort-
hreitende Geistesbildung und Entwicklung aller mit der Re-
gionslehre zusammenhängender Wissenschaften und Kenntnisse
hindert wird, eine solche Regel hat sie nicht, und will sie
cht haben; und darin eben, dafs sie solche Fessel verwirft,
steht ihre Vortreflichkeit und ihr Ruhm. Die christlichen
een sind unwandelbar, und leuchten ewig und unvergänglich,
ie die Sterne am Himmel. Die den Geist überschreitende
ogmen aber, und alle die Formen, in denen diese Ideen ge-
ſst werden, sind Menschenwerk, und darum wandelbar, wie
es was Menschen schaffen und bauen. Das Bedürfnifs der
nigsten Harmonie mit Gott und die dem Vollkommenguten

und Heiligen nie zu entziehende Anbetung, ist unvertilgbar und bleibend; das Wort aber und die bedeutsame Handlung, darin die religiöse Gesinnung sich ausdrückt, kann und soll sich verändern, wie die Sprache sich verändert, und die Sitte. Unveränderlichkeit ist nur im Reiche der Natur, als dem Umfang nothwendigwirkender Ursachen. Im Reiche der Geister aber, im Reiche der denkendwollenden Freythätigkeit, ist kein Gestaltung der Menschenwelt beharrend. Auch gleicht kein Zeitalter dem andern, und was in der Weltgeschichte untergeht, kommt so, wie es war, nicht wieder. Was sich nicht erneuert und verjüngt, das wird alt und geht endlich unter wenn seine Zeit gekommen ist. Der Protestantismus will nach diesen und andern Gründen wohlbedächtlich die Art von Einheit und Unveränderlichkeit nicht, welche der Katholicismus besonders der römische, will, und jener kann sie nicht wollen weil ihm die Kirche nicht eine auch Lehren und Sitten decretierende Hierarchie, nicht eine Zwangsanstalt ist, sondern ein freier Verein freier Geister. In einer freien Kirche muſs freilich mehr Verschiedenheit der Ansicht und Denkweise hervortreten, als in einer unfreien, welche jede Form des Glaubens und jede Handlung des Gottesdienstes vorschreibt. Mehr unstreitig wird diejenige Anstalt gemeinsamer Gottesverehrung wenn nicht das Aug und die Phantasie, doch den Geist und die Herzen anzusprechen vermögen, welche nicht blos als Organ der Hierarchie das Allgemeine wiederholt, sondern auch das mitbenutzt, was die Fortschritte der Christenwelt in selbstständiger Forschung errungen, und mit eigenen Gefühlen ergriffen hat. Weder die Staaten noch die Kirchen sollen stehen dem Militär gleichen, welches gleichmässig uniformirt und armirt, auf das Commandowort marschieren und Halt machen und rechts oder links sich schwenken muſs. Bleibendes und festes aber, woran das liebende und sehnende Herz sich halten kann, hat die protestantische Kirche eben sowohl als die katholische, nemlich das Evangelium, welches die Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben.

Wo und wann aber ist jemals, wie v. H. den Protestanten solchen Unverstand zuzutrauen, die Mine annimmt, von ihnen behauptet worden, daſs die Bibel die Kirche selbst sey und einzig und allein hinreiche ihren Zweck zu fördern? (Nur daſs das bald anfänglich niedergeschriebene eine zuverlässigere Ueberlieferung ist, als das, was manche Generationen und Jahrhunderte hindurch erst mit mancherlei Eigenmeinungen vermischt wurde, behauptet der Protestantismus, und gewiſs mit ihm der klare Sachverstand.) Wird denn aber nicht auch unter den Protestanten ein lebendiges, das Evangelium verkün-

des Wort, (durch Predigtbelehrungen und Kinderunterricht
ı weit öfter, weit deutlicher als durch bedeutsame Gebräuche)
ıommen? Haben sie denn keine Schrifterklärung, keine An-
ıng in der Gemeinde? Sagen nicht auch sie, und zeugen
ler That, daſs der die Schrift am besten zu erklären wisse,
nicht blos Kenntniſs der alten Sprachen besitzt, und histo-
ıe Wissenschaft, sondern auch von eben dem Geiste beseelt
welcher in der Bibel (in den Gottglaubigen und Frommen,
:he sie darstellt) wehet und waltet?

Gleichsam als wäre angenommen und erwiesen, was er sa-
will, wirft v. H. in der Folge die Aeusserung hin: *man
: ja sehr wohl, daſs die Geschichte von Luther und Calvin wenig
ıliche Dinge erzähle.«* Was, sagen Sie doch an, — ruft Hr.
Tsch. mit Recht dem Restaurator zu — was weiſs denn
Geschichte unerbauliches von diesen Männern zu erzählen?
a, daſs sie redeten, wie sie dachten? daſs sie aussprachen
sie im Herzen fühlten? Etwa daſs sie *delicate Verhältnisse*
ıt zu schonen wuſsten? Wenn Sie die erbärmliche Rolle, die
zu Jetsschwil spielten, wo Sie bei verschlossenen Thüren
:n Glauben bekannten, den Sie vor der Welt zu bekennen
ıt wagten, mit der ehrlichen, freimüthigen und doch be-
:idenen Erklärung vergleichen, welche Luther zu Worms
Kaiser und den Fürsten gab, so sollten Sie, dünkt mich,
Schaam in die Erde sinken, daſs sie wagen konnten, von
:m solchen Manne schlechtes zu reden. Neben einem sol-
n Heros stehen Sie, und ob Sie auch auf alle vier dicke
de Ihrer Restauration träten, und das Buch von den spani-
:n Cortes und alles, was Sie geschrieben haben, darunter
en, so klein und unbedeutend da, wie der Zwerg, welcher
ı das Ansehen geben will, als ob er den Riesen verachte.
: Restauration wird vergessen seyn in wenig Jahren; die
jenen Männern gestiftete Reformation aber ist, seit sie
·kt, und wird noch von der spätesten Nachwelt gesegnet.
ı schwerlich sind Sie berufen, auf das neunzehnte Jahrhun-
t, das Gewaltrecht restaurirend, so einzuwirken, wie jene
ıner reformirend in ihre Zeit eingriffen. Denn wenn Sie
h alle Eigenschaften eines grossen Mannes besässen, so fehlt
en doch die erste von allen, der gerade Sinn und der freie
th; und wenn mich nichts hinderte, die Meinung, welche
von sich und der welthistorischen Wichtigkeit Ihrer Restau-
on hegen, zu theilen, so würde ich doch schon darum nicht
Sie glauben, weil Sie selbst so Grosses erwarten. Sie se-
ı in hoher Erwartung Ihren Namen an der Pforte einer neu-
Weltepoche glänzen, und hieraus schon kann ich Ihnen oh-
Prophezeihungsgabe prophezeihen, daſs Sie Grosses, dessen
Geschichte zu gedenken hätte, nicht wirken werden.« — —

Wie von H.... an der protestantischen Kirche alles tadelswerth, so findet er natürlich an der römischen Kirche alles lobenswerth und herrlich. Was zuerst das gerühmte Alterthum anlangt, so ist die römisch-katholische, d. h. die unter den römischen Bischöfen vereinigte, Kirche nicht so alt. Im Mittelalter erst ward Rom der Mittelpunkt der abendländischen Christenheit, und in dieser Zeit erst erhielt das Dogma und der Ritus der römisch-katholischen Kirche seine eigenthümliche Gestaltung. Die bischöfflich-katholische Kirche des Römerreichs war eine viel andere, als die römisch-katholische Kirche des Mittelalters und der letzten Jahrhunderte, und noch mehr war von ihnen die Kirche der apostolischen Zeiten verschieden. Oder sollte von H...., wirklich meinen, daſs der Apostel Petrus schon die dreifache Krone getragen und Messe gelesen haben in der Peterskirche? (Kann v. H. läugnen, daſs der ganze Anfang der römischkirchlichen Gesetzgebung, jene Decretalien von Pseudo Clemens Romanus an bis auf Siricius herab eine endlich von allen katholischen Sachkennern selbst anerkannte, dennoch von dem zu Erhaltung der Wahrheit in der Kirche sichtbaren Oberhaupt nie zurückgenommene Erdichtung ist, die vor dem neunten Jahrhundert der römischen Jurisdictionsbehörde selbst nicht bekannt war?) Uebrigens; was würde blosses Alterthum beweisen? Das Judenthum ist anderthalb Jahrtausend älter, als das Christenthum; wollen wir deſshalb uns beschneiden lassen und Juden werden?

Eben so ists mit dem *Ruhm der Allgemeinheit*, welchen v. H. wie etwas unläugbares nur so leichthin wiederholt, wie wenn andere von Geschichte und Statistick nicht mehr wissen dürften, als sein System zugiebt. Gerade damals, als Rom der Mittelpunkt der abendländischen Christenheit ward, trennte sich der christliche Orient von dem christlichen Occidente und die morgenländischen Christen waren fast eben so zahlreich, als die abendländische oder römisch gewordene Kirche. Seit dem sechszehnten Jahrhundert trat die kleinere Hälfte Europa's ausser Verbindung mit Rom, und wenn wir nun der römisch-katholischen Kirche auf der einen Seite die protestantische und auf der andern die morgenländische Kirche (die rechtgläubige Griechische Kirche, zu welcher bekanntlich das zahlreiche Russische Volk und die bedeutenden schismatischen Partheyen des Orients, die Armenier, die Abyssinier, die Kopten, die Jacobiten, die Chaldäischen Christen oder Nestorianer gehören) entgegenstellen, so ergiebt sich, daſs nicht einmal die Hälfte der Christen dieser allgemeinen und alleinigen Kirche angehört. Was aber würde aus der Mehrzahl überhaupt für die Wahrheit ihrer Lehre und für die Angemessenheit ihrer Verfassung zu dem dermaligen

Standpunkt des Welt folgen? (Auf Concilien mag man, was wahr sey, durch Stimmenmehrheit entschieden haben. Was beweisen aber eben durch diese Methode die Concilien gegen sich selbst? Gerade dagegen, dafs Denkwahrheiten durch Pluralität entschieden werden könnten, protestirten 1529 zu Speyer die richtiger denkenden; und der gesunde Verstand mufs ewig eben so gegen diese Entscheidungsart Protestation einlegen.) Der Muhammedanismus ist weiter noch als das Christenthum in der Welt ausgebreitet? wollen wir uns deswegen zu dem Propheten von Mekka wenden?

Ueber die *Unveränderlichkeit* endlich macht der Verf. noch darauf aufmerksam, dafs die katholische Kirche das, wornach sie allerdings fortwährend strebte, nicht einmal zu erreichen vermocht hat. Kein Kenner der Geschichte wird behaupten wollen, dafs die römisch-katholische Kirche des neunzehnten Jahrhunderts als lehrend und gesetzgebend eben die sei, welche sie im zwölften war.

Aber auch ihre Liebe und Milde hat den v. H.... angezogen und begeistert: »Ach meine Freunde,« ruft er aus, »wie wenig kennt ihr *die unermefsliche Liebe dieser guten Mutter*. Sie verdammt nicht euch selbst, sondern (nur?) eure Jrrthümer oder die falschen Grundsätze, welche man ench lehret.« Die Reformirten, welche ihr Zorn aus Frankreich, die Lutheraner, welche er aus Salzburg vertrieb, und die Unglücklichen, welche er in die Gefängnisse der Inquisition warf, und auf dem Scheiterhaufen verbrannte, scheinen doch mehr von der Strenge einer harten, absoluten Gebieterin, als von der Liebe einer zärtlichen Mutter zu zeugen? Die Liebe, welche über mich seufzt als über einen Verirrten und Verlornen, weil ich nicht glauben kann, was sie mich glauben lehrt, ist wenigstens eine sehr hochmüthige Liebe; die Liebe, welche, meinend dafs sie allein den rechten Weg wisse, mich zu sich »durch alles, was in ihren Kräften steht« hinüberziehen will, ist wenigstens eine sehr anmafsende und zudrängliche Liebe; die Liebe, welche die Verächter ihrer Gaben verfolgt und bestraft, handelt wenigstens gerade so, als ob sie Hafs wäre.

Von H. ist überzeugt, nun erst in die Gemeinde der Liebe getreten zu seyn: er ist mit den Dogmen, mit dem Ritus und mit der Wissenschaft der katholischen Kirche durchaus zufrieden, will nichts weiter seyn, als ein einfältiger Gläubiger, meint in der Stimme der Bischöfe die Stimme Christi und der Apostel selbst zu hören, und ist zu unbedingter Folgsamkeit bereit. Mit dieser Gesinnung kommt man überall durch die Welt. Der Grundsatz des Protestantismus aber, durch welchen die Ab-

weichung seines Dogma von dem Dogma der katholischen Kirche bestimmt wird, ist kurz zu rechtfertigen.

Als das Christenthum im römischen Reiche sich ausbreitete, vermischte es sich auf leicht erklärbare Weise (denn keine Zeit reifst mit einem Male von ihrer Vorzeit sich los) mit dem dort damals geltenden Heidenthum. Die Heiligen der christlichen Welt, welche, nach der Lehre, nicht der Schrift, sondern der späteren Kirche Vorsteher der Länder und Beschützer der Menschen sind, deren Gebete sie zum Throne Gottes tragen, waren nichts anders, als die in veredelter Gestalt wieder erweckten Götter des Heidenthums. Mit der Verehrung der Bilder erneuerte sich die heidnische Anbetung des Sichtbaren, und mit der Messe, in welcher der Priester den Leib Christi Gott darbringt, kehrte zwar nicht ein blutiger, doch ein unblutiger Opferdienst wieder. Auch kam der Wahn, dafs der Mensch gleichsam durch die Zauberkraft heiliger Ritualien den Zorn Gottes besänftigen und durch gute Werke seine Gnade verdienen könne, aus der heidnischen in die christliche Welt herüber. Die Völker des Mittelalters empfiengen mit dem Golde des urchristlichen Evangeliums auch diese unächten Zusätze und Mischungen, aus deren Stoffe jene phantasiereiche Zeit eine vielgestaltige Mythologie schuf, welche jetzt von der jungfräulichen Himmelskönigin und deren Erscheinungen, von rettenden Engeln und versuchenden Teufeln, wie von historischen Personen, zu erzählen, jetzt den Himmel und die Hölle, das Fegfeuer und den Limbus der Kinder mit den lebendigsten Farben vorzumahlen wufste. Die rohen Völker des Mittelalters mochten eines solchen sinnlichen Glaubens bedürfen, und die Andacht einer phantasiereichen Zeit fand in ihm Befriedigung. (Aber wir? haben wir noch Heidenreiche um uns her?)

Als mit der Wissenschaft die Prüfung in Europa erwachte, und ein reiferes Geschlecht nach dem Grunde des Glaubens fragte, und der sinnlichen Umgebungen religiöser Ideen nicht mehr bedurfte, entstand Zwiespalt zwischen der öffentlichen Meinung und der (irreformablen) Kirche. Die Reformation glich diesen Widerstreit aus, indem sie durch den Grundsatz: Nichts kann als christliche Lehre gelten, was nicht als solche klar und deutlich in der Schrift geschrieben steht, den christlichen Glauben von den unächten Zusätzen, die sich im Laufe der Zeiten mit ihm vermischt hatten, reinigte, und das ursprüngliche Christenthum wahrhaft restaurirte. So gieng das Princip des Protestantismus aus der Verbesserung der Zeit hervor, und ward der Grund einer zeitgemässen Auffassung des Christenthums, und hierin schon liegt seine Bewährung.

(Der Beschlufs folgt.)

N^ro. 74. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

V. Hallerisches Schreiben geprüft v. Paulus etc.

(*Beschlufs.*)

Wie mit dem Dogma, so war's mit dem Ritus. Auch die-
er hatte viel heidnisches in sich aufgenommen und war in ei-
ıen Ceremoniendienst ausgeartet, welcher mehr die Erwerbung
ler göttlichen Huld und die Abwendung zeitlicher und ewiger
itrafe durch die Kraft der heiligen Handlung als die Erhebung
les Gemüths zu reiner Andacht und die Stärkung der from-
nen und sittlichen Gesinnungen bezweckte. Die Messe, ein
)pferdienst, von welchem das Evangelium nichts weifs, war
ler Mittelpunkt des Gottesdienstes geworden. Indem die Re-
ormation die Ansichten, in denen ein solcher Cultus gegrün-
et war, zerstörte, mufste sie auch den Gottverehrungsanstalten
ine andere Gestalt geben. Das Wort der Bildung und Ermah-
ıung ward wieder eingesetzt in seine Rechte, das Mefsopfer
ıörte auf, nebst Anrufung der Heiligen, und Adoration der Bil-
ler. Das Gebet, die Predigt und der Gesang wurden die Ele-
nente des Gottesdienstes, welchen der Protestantismus in sei-
ıer Gemeinde stiftete. Wohl verlor dadurch der Cultus an
lannigfaltigkeit und sinnlichem Reitze, allein er gewann an
eistiger Kraft und ward geeigneter ein Beförderungsmittel der
ıttlichen Religiosität zu werden, welche das Christenthum
ı den Gemüthern seiner Bekenner gründen will. Und eben
ieses führt zum höchsten Ziel, zur Geistesbildung im Denken
nd Wollen überhaupt.

Ohne Ruhmsucht für seine Geistes-Verwandte mufste der
'erf. auch über diesen schwierigen Punkt freimüthig sich aus-
prechen, da v. H. auch die Wissenschaft der katholischen Kir-
he höher als die der protestantischen stellt.

„Dankbar wird, wer die Geschichte kennt, die Verdienste
er Kirche des Mittelalters, um die Bildung der europäischen
ölker ehren. Von ihr sind fast alle ihrer Pflege bestimmte In-
itute ausgegangen. Auch wird Niemand zu läugnen verlan-
en, dafs die katholische Kirche der drei letzten Jahrhunderte
iele und ausgezeichnete Gelehrte hervorgebracht hat. Jedoch

Theologen, welche (um nur Verstorbene zu erwähnen) einem Mosheim, Ernesti, Semler, Reinhard und Herder zur Seite gestellt werden könnten, hat die teutsche katholische Kirche nicht hervorgebracht, und die heiligen Reden von Cramer, Jerusalem, Spalding, Reinhard und Zolikofer sind in den Schriften ihrer Asceten nicht erreicht. Ein Wolf und ein Kant hat weder in Wien noch zu Prag gelehrt; eines Gesner's und der durch alle unsere Wissenschaften wie ein goldener Faden fortlaufenden philosophisch-kritischen Studien können nur wir uns rühmen, und uns gehört Schlözer an, Spittler, Schrökh und Johannes von Müller. Die theologische Wissenschaft nicht allein, sondern auch die Philosophie, die kritische und ästhetische Philologie und die Geschichte stehen im protestantischen Deutschlande höher als im katholischen; und zwar unstreitig darum, weil sie dort im freyen Geiste des Protestantismus behandelt werden; denn Freiheit heifst die Pflegerin der Wissenschaften.

»Dieses alles nun könnte v. H. seinem Katholicismus unbeschadet, zugeben. Allein er giebt es nicht zu; denn alles findet er an der katholischen Kirche gut und herrlich, an der protestantischen verwerflich und schlecht, weil ihm der Protestantismus als ein Abfall von der wahren Kirche, und nicht als ein Ergebnifs der Selbstentwicklung des menschlichen Geistes, ja bloss als die Ausgeburt einiger unruhigen Köpfe, und als ein verderblicher Irrthum erscheint.

»Ein grosser Nachtheil zwar ist von dem Beispiele und von solchen Urtheilen des von H.... sicher nicht zu besorgen. Wer so, wie er sich selbst blos stellt, so nämlich, dafs man weder den Vertheidiger willkührlicher Zwingherrschaft, noch den dunkelhaften Schwärmer, noch den Feigen und Schwachen, welcher erst nothgedrungen und nicht mit freyem und fröhlichem Muth, sondern unter Seufzern, Thränen und Klagen seinen Glauben bekennt, in ihm verkennen kann, der ist nicht geeignet, um Bessere zur Nachfolge einzuladen. Ausser einigen dermalen im deutschen Vaterlande durch ihre Thaten noch nicht bekannten Fürstensöhnen, welche man in Rom zu gewinnen wufste, nebst einigen Belletristen und Schönrednern vom zweiten und dritten Range, welche lieber eine Mythologie als eine Theologie haben, und den Gottesdienst in ein ergötzliches, symbolisches Schauspiel verwandeln möchten, auch einigen Menschen von zweideutigem Charakter, welche, nachdem sie in der Heimath ihr Glück nicht machen konnten, in einem katholischen Staate Unterkommen suchten, sind wenig Convertiten bekannt geworden. (Und selbst diese Uebergetretenen, wodurch haben sie Aufnahme gefunden, wodurch a

hen sie sich in gewissen Fällen unentbehrlich, als — weil sie
rotestantische Bildung mitgebracht haben?)

»Sollten aber auch mehrere, und zwar durch ihre politi-
chen Verhältnisse, oder ihre persönlichen Eigenschaften be-
eutendere Männer hinübergezogen werden, so könnte zwar hier-
us manche Störung des Familien-Friedens und manche Be-
einträchtigung protestantischer Gemeinden entstehen, der Pro-
estantismus selbst aber würde doch dadurch nicht gefährdet
eyn. Denn dieser ruhet auf unerschütterlichen Säulen, wel-
he weder die Kunst irgend eines Sophisten, noch unteutsche
ntrigue, noch der Arm eines Gewaltigen umstürzen kann.
uf seiner von der Wissenschaft bezeugten Uebereinstimmung
nit dem Evangelio, auf seinem Zusammenhang mit der Denk-
rt, Sitte und Verfassung zahlreicher und gebildeter Völker,
nd auf seiner Angemessenheit zu dem dermaligen Standpunk-
der Welt stehet er fest und sicher gegründet.

»Die Zeit, wo man das katholische Dogma als die urchrist-
che Lehre, den Apostel Petrus als einen Päpst, und die Mes-
als ein Institut Christi darstellen konnte, ist vorüber. Die
eologische Wissenschaft der letzten Zeiten hat den Inhalt der
ehre Christi und der Apostel und die Anbetungsweise und
erfassung der apostolischen Kirche in ein so helles Licht ge-
tzt und die späte Entstehung des katholischen Dogma's und
er katholischen Hierarchie so unwiderlegbar erwiesen, dafs je-
er, wer nur zu vergleichen fähig und willig ist, den Prote-
antismus dem Evangelio weit näher als den Katholicismus
nden mufs. In tausend Büchern und in tausend Geistern ste-
en diese von der Wissenschaft gewonnenen Resultate.

»Eben so ist seine Unzerstörbarkeit auch auf seinen Zusammen-
ang mit der Denkart, Sitte und Verfassung zahlreicher und gebil-
eter Völker gegründet. Wer kennt Geschichte, und sieht nicht
e Richtung, in welcher das Menschengeschlecht fortschreitet?
mkehren wird der Zeitenlauf nicht und in seine Unmündigkeit
rück wird Europa nicht Retour machen; es müfste erst, wie
ien und Griechenland, von Wissenschaftsfeinden unterjocht wer-
n. Des protestantischen Prüfungsgeistes äusserliche Gestal-
ng und Constitution, die reifende Frucht der Zeit, gieng,
rbereitet durch das Aufblühen der Wissenschaft und durch
icleffs und Johann Hufs weit über Europa verbreitete Lehre
s ihrer Entwickelung hervor. Niemand hat den Protestantismus
r so gemacht, wie v. H. eine so selbst gemachte Natürliche
ligion gehabt zu haben bekennt, oder wie viele Gesetze u.
nstitutionen gemacht worden sind, welche eben darum ihre
heber nicht überlebten, weil sie etwas der Welt Aufgedrun-
nes, nicht aber aus den Zeiteinsichten selbst hervor gegan-

genes waren. Die Entwicklung des menschlichen Geistes selbst führte den Protestantismus an Europa's Himmel herauf, und deshalb durchdringt und durchstrahlt er die Denkart, Sitte u. Verfassung zahlreicher Völker. Was aber tief gewurzelt steht, das kann man nicht ausreissen wie eine Staude; und lachen nur könnte man des Thoren, der, wie die Fackel in seiner Hand, so das Sonnenlicht am Himmel, ausblasen wollte mit dem schwachen Hauche seines Mundes.

»Eben darum aber, weil der Protestantismus aus der Zeit hervorgieng und mit ihr sich fortbildete, ist er auch dem gegenwärtigen Standpunkte der Welt angemessen. Die revolutionaire Zeit ist vorüber. Allein die Ungeneigtheit, fremdem Ansehen nur darum sich zu fügen, weil es da ist und Unterwerfung fordert, nebst dem geistesthätigen Verlangen nach der mit gesetzlicher Ordnung vereinbaren, bürgerlichen und geistigen Freiheit ist der Welt geblieben und wird ihr bleiben. Die Völker wollen gehorchen; aber sie wollen nach Gesetzen regiert seyn; sie wollen, wenn's gilt, für Recht gegen Unrecht und Vergewaltigung in Kampf und Tod gehen und sind dahin gegangen, als sie gerufen wurden, aber sie wollen auch wissen, warum und wofür sie Gut und Blut opfern sollen. Und solches Verlangen ist vernünftig und recht, und kann von denen nur getadelt werden, welche von Niemanden anders in der Welt wissen wollen, als nur von Herrn und Knechten.« Dem Standpunkte einer solchen Welt nur, welche bürgerliche Freiheit will, und in allen Dingen nach der Ursache und nach dem Grunde zu fragen pflegt, scheint ja wohl die Kirche am angemessensten zu seyn, welche Geistes-Freiheit gewährt, und die Lehre, welche sie verkündigt, nicht auf ihr Ansehen und Wort nur angenommen wissen will. Auch die Christen dieser Zeit wollen glauben, aber nicht darum, weil mans geglaubt hat, und weil die Bischöfe früherer Jahrhunderte also zu glauben gelehrt haben; sie fragen nach dem Glaubensgrunde und verlangen Zeugniſs und Beweis. Sie wollen Prediger des göttlichen Worts, welche, weil sie gelernt und geforscht haben, zu lehren vermögen; daſs aber Bischöfe, dadurch, daſs andere Bischöfe die Hand auf ihr Haupt legten, mit übernatürlicher Gnadenfülle ausgerüstet werden und die Machtvollkommenheit zur Bestimmung des Glaubens erhalten sollten, lassen sie sich nicht überreden. Sie wollen eine Kirche und sehen ein, daſs, wie keine Gesellschaft, so auch sie ohne Gesetze und Normen nicht bestehen könne, nach einer Hierarchie aber, in welcher der Geistliche den Laien nicht blos lehret, sondern regiert wie ein Oberer und ihn richtet als sein Glaubensrichter, scheinen sie eben nicht zu verlangen. Daher halte ich den Protestantismus

r die dem dermaligen Standpunkte der Welt angemessene
aubensform, finde auch darin ein Zeugniſs für die Richtigkeit
ser Ansicht, daſs, indem seltsam contrastirend in unsrer
ite Lobredner des Katholicismus auftreten, ein grosser Theil
r katholischen Welt zu den Grundsätzen des Protestantismus
h hinneigt. Doch; hier und dort können Lobredner des frem-
n Glaubens und betriebsame Proselytenmacher Schaden stif-
n, den Frieden manches Herzens und mancher Familie kön-
n sie stören. Deshalb dürfen wir nicht allzu nachsich-
; gegen solche seyn, welche uns nicht nur verlassen (denn
s steht ihnen frei), sondern auch tadeln im Angesicht der
elt ja die Machthaber überreden wollen, daſs unsere Lehre
e Ausgeburt eines revolutionairen Geistes sey und die Sicher-
it der Staaten bedrohe. Die Anklage muſs beantwortet, dem
del muſs begegnet werden, und den Lehrern der protestan-
chen Kirche insbesondere liegt ob, zur Warnung vor den
oselytenmachern, denen, welche sie hören, in Wort und
hrift zuzurufen: *sehet euch vor — vor den falschen Propheten.* Nur
öchte dabei zur rechten Bezeichnung derselben zu bemerken
yn, daſs sie heut zu Tage selten im Schaafskleide, in der
itte, sondern öfter im modischen Fracke, wohl gar in statt-
her Uniform zu kommen pflegen «

—. Daſs Hr. Dr. Tschirner nicht nur, was das Persönliche in
ser Sache betrifft, sondern auch vornehmlich die Apologie
s Protestantismus überhaupt vortrefflich durchgeführt habe,
darf nach dieser zusammengedrängten Uebersicht gewiſs keines
ugnisses. Dennoch kann Rec. die ausdrückliche Erklärung seines
rmen Danks und Beifalls nicht zurückhalten; weswegen wir
ch in dem Obigen, weil der Verf. das evangel. - protest. *Recht* der
ahrheits*pflicht*, Gründe u. Data freimüthig der Prüfung u. Ue-
rzeugung vorzulegen, *ohne Verheimlichung* ausübt, in dem ausge-
ihlten Gedankengang meist seine eigene Worte beibehielten u.
it alles wie mit Häckgen bezeichnet anzusehen bitten.

H. E. G. Paulus.

ındbuch der Oryktognosie von K. C. von Leonhard. Geheimen Rathe
und Professor an der Universität zu Heidelberg. Mit sieben Stein-
druck - Tafeln. gr. 8. Heidelberg bei Mohr und Winter; 1821. XXX
u. 720 S. Preiſs 6 Rthlr.

Der Verf., sich anschickend sein Buch einzuführen bei der
lehrten Welt, muſs nothwendig in seltsamer Verlegenheit
yn. Ein sehr wahres Sprichwort sagt: man verlasse (in der
egel) das Rathhaus klüger, als man dahin gegangen. Wer
rd nun nicht, liegt das Gedrukte vor, zu gar manchem Ta-
l sich veranlaſst finden, welchen die sorgsamste Durchsicht
s Manuskriptes übersehen lieſs. Neben der Darlegung von

Absicht und Plan, hätte der V. sonach zugleich Rechenschaf zu geben von den Schattenseiten seines Werkes, von dem e hier die Anzeige liefert. Da indessen auch der freimüthigsten unbefangensten Selbst-Beurtheilung nicht wohl zuzumuthen ist, daſs sie das eigene Fleisch verletze, so vergönne man den V., daſs er, neben dem allgemeinen Bekenntniſs: sein Handbuch der Oryktognosie sey nichts weniger, als fehlerfrei und mangellos, nur Einiges sage, um es der geneigten Beachtung des mineralogischen Publikums zu empfehlen. Seine Bestimmung für einen gedoppelten Zweck: academische Vorlesungen und Selbststudium, machte manche Ausführlichkeit nothwendig, die sich hätte vermeiden lassen, wäre *nur* von einem Kompendium die Rede gewesen. — Er hofft darum Entschuldigung zu finden für manche Details, in welche der erwähnte Grund ihn eingehen lieſs. — Daſs das Bekannte, in so weit es möglich war, mit Vollständigkeit und Treue benutzt worden, wird man nicht abzustreiten vermögen, desgleichen, daſs eine Vielzahl neuer Beobachtungen und eigenthümlicher Ansichten (die freilich erst der Würdigung Sachvertrauter unterliegen müssen) in dem genannten Werke dargelegt sind. Was das Uebrige angeht, so erlaube man dem V. sich auf das Vorwort beziehen zu dürfen, um nicht die schicklichen Grenzen einer Selbst-Anzeige zu überschreiten; nur die Bemerkung möge hier noch ihre Stelle finden, daſs die Verlags-Handlung, durch das, in jeder Beziehung sehr anständige, Aeussere, womit das Handbuch von ihr ausgestattet worden, ihm einen nicht unwerthvollen Vorzug verliehen.

Leonhard.

Berlin in der Maurerschen Buchhandlung: *Die Krankheiten des Herzens* systematisch bearbeitet und durch eigne Beobachtungen erläutert von Dr. FRIEDRICH LUDWIG KREYSIG, Königl. Sächsischem Leibarzt und Hofrath, der Leipziger ökonomisch. Societät, der kaiserl. naturforschenden Gesellschaft zu Moscow u. d. phys. med. zu Erlangen Mitgliede etc. etc. Erster allgemeiner Theil welcher die Pathologie und Diagnostik enthält. 1814. XXIII u. 392 S. Zweiter Theil. Erste Abtheilung, welche die nähere Diagnose der Herzkrankheiten, die Erkenntniſs und Behandlung der dynamischen und die speciellere Pathologie der organischen Herzkrankheiten enthält. Nebst drei Tabellen. 1815. Zweite Abtheilung, welche die Erkenntniſs und Behandlung der besondern organischen und mechanischen Krankheiten des Herzens enthält. Nebst einer Tabelle. 1816. XI u. 879 S. Dritter Theil. Fälle von Herzkrankheiten, Zusätze und Register enthaltend. 1817. VIII u. 434 S. 8.

Wenn es irgend ein Werk in der medicinischen Literatur giebt, worauf Teutschland stolz zu seyn Ursache hat, so ist es

gewifs das vor uns liegende Kreysig'sche über die Krankheiten des Herzens und wir dürfen nicht fürchten, eines übertriebenen Lobes beschuldigt zu werden, wenn wir es das vorzüglichste und ausgezeichnetste nennen, was in neuerer Zeit als Monographie der Krankheiten eines besonderen Organs erschienen ist. Ja wir möchten es, sowohl was Anlage als was Ausführung anlangt, allen denen, welche ähnliche Monographien schreiben wollen, als Muster aufstellen. Wie viele Büchlein und Bücher, welche in den neuesten Zeiten vom Stapelplatze zu Leipzig aus die Welt überschwemmen, wiegt allein ein Werk von solchem innern Gehalt und Gewicht auf und wie viele von ihnen werden in dem allgemeinen Ocean der Maculatur verschwinden, während dieses, den Stürmen der Zeit trotzend, noch künftigen Geschlechtern, als leitendes Fahrzeug dienen wird! Es zeigt, was ein Mann, mit hinreichendem Scharfsinn und mit den nöthigen allgemeinen Kenntnissen begabt, zu leisten vermag, wenn er seinen Blick auf einen bestimmten Gegenstand heftet, und ihn nicht eher wieder wegwendet, bis er ihn nach allen Seiten erfaſst und durchdrungen hat. Denn obwohl wir seinen Vorgängern, *Senac, Corvisart, Testa, Burns* das Verdienst nicht absprechen dürfen, über die Kenntniſs der Herzkrankheiten viel Licht verbreitet zu haben, so geht doch schon aus einer flüchtigen Vergleichung dieser Werke mit dem seinigen das Resultat hervor, daſs er sie, sowohl was wissenschaftliche Behandlung als was Schärfe der Beobachtung betrifft, weit übertroffen habe.

Abgesehen von den Vorzügen im Besonderen, worauf wir noch im Verfolg dieser Anzeige aufmerksam zu machen Gelegenheit finden werden, müssen wir noch auf einige derselben aufmerksam machen, wodurch es sich im Allgemeinen auszeichnet. Hierher gehört insbesondere, daſs der Verf. sein ganzes Gebäude auf einen tüchtigen Boden, nämlich auf Grundsätze einer gesunden Physiologie und allgemeinen Pathologie gegründet hat, was ihm schon an sich Tüchtigkeit und Dauer verleiht; daſs er ferner die Krankheiten des Herzens in ihrer Gesammtheit auffaſste, das Gemeinschaftliche aller und das Besondere einzelner absonderte und den innern Zusammenhang der verschiedenen Arten von abnormen Verhältnissen des Herzens unter sich und mit den Krankheiten aller anderen Theile betrachtete; daſs er das eigenthümliche Verhältniſs des Herzens zu dem ganzen Körper und zu den einzelnen Systemen und Organen desselben, namentlich zu dem System der Blutgefässe und der Nerven, zu den Lungen, der Haut und den Eingeweiden des Unterleibes, und umgekehrt das Verhältniſs dieser Systeme und Organe zu dem Herzen richtig auffaſste; daſs er

durch eine zweckmässige Eintheilung der Abnormitäten des Herzens, in vitale, organische und mechanische die Uebersicht derselben erleichterte und der therapeutischen Behandlung sicherere Anhaltungspunkte gab; dafs er durch Vergleichung aller abnormen Zustände des Herzens jedem Symptom seine passende Stelle anwiefs und die Bedingungen, wovon ein Symptom abhangen und bei welchen Zuständen des Herzens es nicht statt finden kann, einer genauen Untersuchung unterwarf (eines der wesentlichsten Verdienste des Werks); dafs er ferner die Kenntnifs der Diagnose dieser besondern Zustände um Vieles bereicherte und sie von den Schein- und Afterkrankheiten des Herzens zu unterscheiden lehrte; dafs er mit einer bewundernswürdigen Belesenheit die ausgezeichnetesten Fälle von Herzkrankheiten aus älteren und neueren Schriften sammelte und ihnen mit kritischem Geiste ihre Stelle anwiefs, wodurch das Studium derselben um Vieles befördert und künftigen Bearbeitern dieses Zweiges der Heilkunde grosse Erleichterung zu Theil wurde; endlich dafs er, besonders durch eine eigene reiche Erfahrung unterstützt, vorzüglich brauchbare Winke sowohl zur Verhütung als zur Rückbildung dieser Krankheiten, und wo es ausser den Gränzen der Kunst liegt, diese zu bewirken, zur Erleichterung der Qualen der daran Leidenden und zur möglichst längsten Erhaltung ihres Lebens in einem leidlichen Zustande gab.

Diese so eben genannten Vorzüge sind so in die Augen fallend, dafs es schon hinreichend seyn wird, sie hier angeführt zu haben, um besonders praktische Aerzte auf die Brauchbarkeit, ja Unentbehrlichkeit des Werkes aufmerksam zu machen.

Indem wir uns nun anschicken, die Umrisse von den besonderen und einzelnen Theilen desselben unseren Lesern vorzuzeichnen und sie mit den einzelnen Ansichten und Gegenständen bekannter zu machen, gebricht uns dazu fast der Muth, indem die engen Gränzen, welche uns für diese Anzeige gesteckt sind, dafür nicht hinreichen. Wir dünken uns fast in gleicher Lage, mit dem Maler, der ein grosses historisches Gemälde auf den kleinen Raum eines Miniaturbildes nachzeichnen soll. Inzwischen wollen wir es versuchen, davon wenigstens das Vorzüglichste wiederzugeben.

Auf eine kurze *Einleitung*, in welcher viel Treffendes über unsere Kunst und den jetzigen Standpunkt derselben im Allgemeinen gesagt wird, folgt der *erste Abschnitt*, welcher *allgemeine physiologisch-pathologische Betrachtungen über das Herz* enthält und in dessen *erstem Capitel* insbesondere die natürlichen Anlagen zu Abnormitäten aus der Natur der einzelnen Theil-

rgane des Herzens entwickelt werden. Besonders wichtig ist, vas von der Absonderungsfähigkeit der innern Haut des Herzens und der Arterien gegen *Bichat;* von der Selbstständigkeit ler Arterien und ihrer Action, von dem Antheil der Nerven n dem Leben des Herzens, und von der Bedeutung derselben n Krankheiten desselben gesagt wird. Im *zweiten Capitel* wird ler Begriff einer Herzkrankheit entwickelt; zugleich werden lie Hauptbedingungen, unter denen eine Abnormität örtlich st und bleibt, oder als sinnliche Krankheit durch Störung der unctionen des ganzen Körpers hervortritt, angegeben und die ehler der Schriftsteller bei Aufstellung der Herzkrankheiten ach einem nosologischen System gerügt. Sehr gegründet und ler Beachtung besonders jüngerer Aerzte würdig ist die Benerkung, daſs überhaupt gestörte Action einzelner Organe weit fter Folge und Wirkung von Störung in andern entfernten Theilen sey, als von veränderten Eigenschaften des ein Leiden ussprechenden Organs zunächst veranlaſst werde, und daſs vahrhaftes Grundleiden, oder innormal abgeänderte Eigenschafen eines Systems oder Organs, welche das Hauptmoment von Krankheit, Disharmonie der Functionen ausmachen, sich weniger in der Störung der eigenen, als vielmehr in Zerrüttung ler Functionen fremder und entfernter Organe abspiegeln, und o sich folglich dem Kranken und dem Arzte versinnlichen. *Zweiter Abschnitt,* dessen *erstes Capitel* eine Art von tabellarischer Uebersicht aller am Herzen vorkommenden Abnormitäten gibt, m eine Vorstellung der höchst mannigfaltigen Abweichungen u verschaffen, die am Herzen vorkommen können. Das *zweite Capitel reducirt* alle gefundenen Abnormitäten am Herzen auf rei Gattungen, nämlich auf vitale, organische und mechanische md entwickelt das Verhältniſs derselben zu einander. Unter en organischen werden diejenigen verstanden, welche in einer Abändernng der Form und Bildung bestehen, die durch inen abnormen Proceſs der Reproduction vermittelt worden st, unter den mechanischen diejenigen, bei denen die Abnormität der Gestaltung die wesentlichste und die einzige ihnen ukommende Qualität, daher auch ihre Wirkung zunächst rein nechanisch ist. Der Verf. scheint auf diese Eintheilung, gegen welche begreiflicher Weise manches einzuwenden wäre, elbst kein grosses Gewicht zu legen, und will, daſs damit nur erschiedene Seiten bezeichnet werden, von denen die Krankeiten des Herzens betrachtet werden können, um aus der genauern Kenntniſs ihrer einzelnen Bestandtheile zu einem gründcheren Urtheil über die Natur der ausgebildeten Herzübel nd über ihre sinnlichen Wirkungen zu gelangen. Im *dritten Capitel* wird die Art und Weise entwickelt, wie sich im All-

gemeinen Abnormitäten im Herzen erzeugen und zwar in der *ersten Abtheilung* die Bildungsweise der vitalen Abnormitäten nach den Theilorganen des Herzens, seiner Fleischsubstanz, seinen äussern und innern Häuten, seinen eigenthümlichen Blutgefässen und seinen Nerven. Bei jedem Theilorgan wird das eigenthümliche Leben desselben und sein Verhältniſs zu den übrigen Theilorganen des Herzens und deren Krankheitszuständen erwogen; bei Betrachtung der Herznerven aber der Zusammenhang des Herzens mit dem Hirn und die Beziehung der Affecten auf das Herz zugleich auf eine sehr befriedigende Weise mit abgehandelt. In der *zweiten Abtheilung* wird die Bildung organischer Fehler aus den vitalen oder dynamischen erörtert und es ist diese Erörterung nicht allein zum Behuf der Erkenntniſs der Entstehung der Herzkrankheiten von besonderer Wichtigkeit, sondern überhaupt in die Lehre aller pathologischen Verhältnisse so manchfaltig eingreifend, daſs sie ganz besonders beachtet zu werden verdient. Es werden *A.)* die Bedingungen der normalen Ernährung vorausgeschickt; *B.)* dann aus der Natur der Entzündung als eines gesteigerten innern Lebens eines Organs die Möglichkeit abnormer Bildung entwickelt; *C.)* wird der Einfluſs, den allgemeinen Krankheitszustande der Assimilationsorgane und ihrer Producte, der Säfte, auf Afterbildung haben, erfahrungsmässig dargethan und zwar *a.)* aus den Hautkrankheiten, welche von einem speciellen Stoff abhängen; *b.)* aus Assimilationskrankheiten der Blutgefässe, als *aa.)* aus der Gicht. (Vollkommen stimmen wir dem Verf. darin bei, daſs diese Krankheit unter die Krankheiten der Assimilation gehöre, daſs ihr Sitz in dem Gefäſssystem und daſs sie in Hinsicht ihrer Ausbrüche eine Evolutionskrankheit sey, wodurch die Natur ein fehlerhaftes Mischungsverhältniſs des Blutes auszugleichen strebe. Aber nicht immer scheint diese fehlerhafte Mischung auf Ueberladung mit Kalkphosphat zu beruhen. Sie entsteht öfters, bei Personen, welche weder dem *Bacchus* noch der *Venus* gefröhnt, sich weder im Essen übernommen noch zu viel säuerliche Weine genossen haben. So sah sie Rec. nach unterdrückten chronischen Ausschlägen, als Nachkrankheit des Scharlachs, unter allen ihr eigenthümlichen Erscheinungen, entstehen, ohne daſs jedoch Spuren von Absetzung jenes Stoffes bemerklich gewesen wären.) *bb.)* aus einigen besondern kranken Zuständen des Venensystems, wobei der Verf. seine eigenen, der Aufmerksamkeit sehr würdigen Ansichten über das kranke Venenleben, über erhöhte Stimmung desselben, über die Werlhofische Fleckkrankheit und über Petechialfieber mittheilt. Der Ansicht des Verf., daſs der Hämorrhoidalkrankheit eine Steigerung der Vitalität der Venen

zum Grunde liege, möchte doch noch Manches entgegengesetzt werden können: der Bau dieser Gefässe, den Druck derselben und der gehemmte Forttrieb des Blutes in ihnen durch sitzende Lebensweise, durch Anhäufung von Stoffen in den Gedärmen u. s. w. der sie begünstigt, die Erweiterung derselben an Stellen welche am weitesten vom Herzen entfernt sind, sprechen doch eher für einen passiven Zustand, für einen Zustand, wobei die Contractilität ihrer Häute vermindert ist, als für das Gegentheil, und wenn der Verf. aus dem heilsamen Erfolg, welchen gewisse entzündungswidrige Mittel, besonders: Blutentziehungen, eröffnende Mittel u. s. w. in jener Krankheit hervorbringen einen Grund für seine Behauptung hernehmen will, so möchten wir mit demselben Rechte daraus einen Beweis für unsere entgegengesetzte Meinung herleiten. Denn was thun diese Mittel anders, als dass sie die geschwächten Venen von der in ihnen enthaltenen relativ zu grossen Blutmenge befreien, den Druck entfernen, der den Umlauf des Blutes in ihnen hindert, oder wie das kalte Wasser, eines der wirksamsten Mittel bei Hämorrhoidalstockungen, ihn directe durch Erhebung der Contractilität 'befördern? freilich wohl können in einzelnen Stellen Entzündungen der Venenhäute entstehen, aber immer sind diese Entzündungen dann erst Folge des länger dauernden Druckes, der längeren Stockung und der Entmischung des Blutes in ihnen. *c.)* Aus dem Einflusse gewisser Krankheiten des Lymphsystems, besonders der Scropheln und der Rhachitis auf die Ernährung, wobei namentlich die Ausartung der Muskelsubstanz in eine Art von Speck nach einigen merkwürdigen Fällen erläutert wird. Das *vierte Capitel* handelt von dem Rückeinfluss, welchen die Abnormitäten der einzelnen Theilorgane des Herzens auf einander haben. Das *fünfte Capitel* endlich beschäftigt sich mit den Bedingungen, von denen der Uebergang örtlicher Abnormitäten des Herzens in sinnlich wahrnehmbare Krankheit oder in Störung der Verrichtungen, so wie endlich in den Tod abhängt, bei welcher Gelegenheit der Gang der chronischen Herzkrankheiten im allgemeinen auseinander gesetzt wird.

Dritter Abschnitt. Phänomenologie, oder von den Symptomen der Herzkrankheiten und ihrer Deutung als Zeichen derselben. Im *ersten Capitel* wird gezeigt, dass diese Lehre bisher höchst unvollkommen, nachlässig und einseitig bearbeitet worden ist, es stellt zugleich die wichtigsten anatomischen Momente auf, die uns geläufig seyn müssen, wenn wir über Symptome des kranken Herzens richtig urtheilen wollen. Das *zweite Capitel* betrachtet die Symptome des Athemholens, und zeigt, dass die Art von Beklemmung der Brust und Athems, welche den Herz-

krankheiten eigen ist, wesentlich sowohl in Hinsicht ihres Causalverhältnisses, als in Hinsicht sinnlich wahrnehmbarer Criterien von den Symptomen des gestörten Athmenholens unterschieden ist, welche aus Krankheiten der Respirationsorgane selbst entspringen. Es werden diese Criterien nach verschiedenen abnormen Zuständen des Herzens, die man als Kardinalfehler ansehen kann, nachgewiesen und die innern Vorgänge entwickelt, durch welche Störungen des Athemholens bei den Herzkrankheiten vermittelt werden. Die Zufälle des Athemholens werden als die wichtigsten angesehen. Das *dritte Capitel* handelt eben so die Zufälle ab, welche aus den Abweichungen des Herz- und Pulsschlages entlehnt worden. Es wird gezeigt, dafs sich Herzkrankheiten weit weniger deutlich durch Störungen des Herz- und Pulsschlages charakterisiren, als durch andere, und dafs umgekehrt dem Herzen fremde Krankheiten weit häufigere und weit stärkere Unordnungen im Herz- und Pulsschlage herbeiführen; — dann diese Lehre in 4 Artikeln besonders erörtert, nämlich *1.)* von der nothwendigen Unterscheidung verschiedener Arten von Klopfen in der Brust, die man alle Herzklopfen genannt hat, das aber bei vielerlei Krankheitszuständen des Herzens, wo man es angenommen hat, gar nicht möglich ist, sondern in einer ganz andern Art von Klopfen besteht; *2.)* von dem eigentlichen Herzklopfen und anderen Abänderungen des Herzschlags; *3.)* von den Abänderungen des Pulses bei Herzkrankheiten; *4.)* von dem Klopfen am Halse und in der Oberbauchgegend. Rec. beobachtete ein solches längs dem Verlauf der *Aorta descendens* wahrnehmbares, heftiges, Klopfen als Folge einer fehlerhaften Lage des Magens. Er lag nämlich statt horizontal, vertikal gerade in der Richtung jener Arterie. — Die Entwickelung der Entstehung dieser verschiedenartigen Zufälle nach ihren verschiedenen Ursachen und die Deutung derselben bei Herzkrankheiten ist, um so schwerer ein jeder Versuch der Art angesehen werden muss, dem Verf in solchem Grade gelungen, dafs eben deshalb dieser Theil des Werkes als eine der vorzüglichsten und anziehendsten Partien des Ganzen erscheint. Das *vierte Capitel* handelt von den Zufällen bei Herzkrankheiten, welche das Gemeingefühl darbietet und zwar *1.)* von der Ohnmacht und dem Ohnmachtsgefühl, *2.)* von der Angst, *3.)* von dem Trübsinn und der melancholischen Stimmung der Herzkranken, *4.)* von den eigentlich schmerzhaften Gefühlen, welche bei Herzkrankheiten sowohl im Herzen und in der Herzgegend, als auch an andern Theilen des Körpers vorkommen. Das *fünfte Capitel* handelt die Zufälle des Gehirns und Nervensystems ab, welche die Herzkrankheiten zu begleiten pflegen. Wichtig ist die Beo-

bachtung, dafs Herzkranke, wenn sie vom Schlagflufs befallen werden, öfters diesen noch längere Zeit überleben, ja von den Folgen desselben, als Lähmung, sogar noch hergestellt werden können; aber sollte der Verf nicht zu weit gehen, wenn er besonders daraus die Folgerung zieht, dafs Schlagflufs und Herzübel zwei weit von einander gelegene Momente seyen, die zunächst gar nichts mit einander zu thun haben? sollte dieses für alle Fälle gelten? und sollten nicht vorzüglich diejenigen eine Ausnahme machen, bey denen zunächst und vor allem der Kreislauf des Blutes nach dem Gehirn beschränkt ist? wobei noch besonders der *Habitus apoplecticus* als begünstigende Ursache hinzukommt? und sollte man nicht annehmen dürfen, dafs bei der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, in welcher Gehirn und Herz zu einander stehen, die Störungen, welche aus Krankheiten des letzteren für das erstere entspringen, dem Grade nach verschieden, und zu manchen Zeiten grösser zu andern geringer, dafs daher schlagflüssige Zufalle bald stärker, bald schwächer, bald bleibender, bald vorübergehender seyn können, ohne dafs deshalb der innere Zusammenhang zwischen beiden Krankheiten fehle, wenn er auch äusserlich nicht da zu seyn scheint? Das *sechste Capitel* erläutert die Symptome des Verdauungssystems, besonders des Magens, der Leber und des Halses, welche von Herzkrankheiten abhängen, wobei besonders das Verhältnifs der Leber zu den Herzkrankheiten und die täuschenden Symptome ihres Herabtretens oder auch ihres Anschwellens beherziget werden. Das *siebente Capitel* endlich unterwirft noch einige Symptome der Herzkrankheiten, die sich auf der Oberfläche des Körpers vorzüglich äussern, besonders das blaue Ansehen oder die Blausucht, die Neigung zu Blutflüssen, die Aufgedunsenheit des Gesichts und der Knöchel, so wie die Wasseransammlungen auf der Haut und in den innern Höhlen des Körpers, endlich den Brand der Glieder einer ätiologischen und semiotischen Untersuchung. In einem von Rec. beobachteten Falle von chronischer Herzentzündung entstanden erst oberflächliche Nagelgeschwüre an mehrern Fingern, dann aphtenähnliche Geschwüre im Hals, und endlich ein wirklich brandiges Geschwür am obern Augenliede.

In des *zweiten Theils erster Abtheilung* wird im *ersten Abschnitt* die Diagnostik der Herzkrankheiten, und zwar im *ersten Capitel* die Diagnose der Herzkrankheiten im Allgemeinen abgehandelt. Die Methode, welche der Bearbeitung dieses Theils zum Grunde gelegt ist, besteht in folgendem: 1. Aufstellung der allgemeinsten charakteristischen Zeichen, womit sich das *zweite Capitel* beschäftiget, und welchem zugleich eine allgemeine Uebersicht des ganzen Systems des Verf. mit allen Haupt- Unterabtheilungen in mehrere Tabellen beigegeben ist. 2. Ent-

wicklung der Hauptcharaktere der drei verschiedenen von dem Verf. festgesetzten Classen. 3. Unterscheidung der ächten Herzkrankheiten von Schein- und Afterkrankheiten des Herzens, und zwar *a)* Unterscheidung der mechanischen Herzkrankheiten von den Afterkrankheiten durch Druck auf das Herz, oder den Anfang der grossen Arterien, und *b)* Unterscheidung der ächten von den Scheinkrankheiten des Herzens, die durch Sympathie vermittelt sind. *(Drittes und viertes Capitel)* 4. Untersuchung des Sitzes der Herzkrankheiten; *(Fünftes Capitel)* ob ein Fehler im Innern des Herzens oder äusserlich am Herzbeutel, ob in der rechten oder linken Hälfte derselben, ob er in den Vorkammern oder in den Kammern liege? Hier wird zugleich von der Methode gehandelt, den Herzschlag zum Behuf der Diagnose der Herzkrankheiten zu untersuchen. 5. Untersuchung der specielleren Beschaffenheit einer Herzkrankheit, und zwar *a)* der rein dynamischen, *b)* der organischen, *c)* der mechanischen nach ihren verschiedenen Arten; endlich *d)* Untersuchung der näheren Beschaffenheit oder Natur der Umwandlung der Herzsubstanz bei den organischen, z. B. ob Verdickung, Verknorpelung, Verknöcherung oder Ausartung in weichen, fettähnlichen Stoff da sey?

Zweiter Abschnitt. Dynamische Krankheiten des Herzens. *Erste Abtheilung.* Herzentzündung. Nach einigen geschichtlichen Bemerkungen über diesen wichtigen und von dem Verf. mit besonderem Fleisse und vorzüglicher Einsicht behandelten Gegenstand, wird im *ersten Capitel* von den sinnlichen Merkmalen gesprochen, welche die Entzündung des Herzens in den Leichnamen verrathen, und zwar 1. in den äusseren Membranen desselben. Wir lernen hier, daſs es Entzündung dieser Theile geben könne, bei welcher nur die Producte der Ausschwitzung ohne Spur von Röthe oder Verdickung oder Anfressung in Leichnamen vorkommen. Es fragt sich aber, ob Ausschwitzung immer Product der Entzündung sey? ob nicht blos vermehrter Andrang des Blutes sie bewirken könne? 2. Sinnliche Merkmale der Entzündung der Muskelsubstanz des H. in dem Leichnam. 3. Sinnliche Merkmale der Entzündung der innern Membran des H. Neu ist die, wie uns scheint von dem Verf. bis zur Evidenz erwiesene *Carditis poliposa,* eine Entzündung des Herzens und der Arterien, die sich in Erzeugung einer pseudoorganischen Substanz durch Ausschwitzung auflöst. Der Polyp wird hier übrigens nur als Product der Krankheit, nicht für die Hauptsache angesehen, dieſs ist die dynamische Abnormität des Herzens selbst. 4. Sinnliche Merkmale der Entzündung der Wände der Kranzgefäſse des Herzens in den Leichnamen. *Zweites Capitel.* Ueber den Gang und die Zufälle der Herzent-

indung; Hier werden dem Obigen zufolge *a)* die einfache idi-›atische Herzentzündung, *b.)* die schleichende, versteckte, ıeist complicirte Entzündung, *c.)* die polypöse Herzent- indung, *d)* die Entzündung der Kranzarterien des Herz. mit lcher Genauigkeit und auf eine so anschauliche Weise abge- ındelt, als es bis jetzt von keinem der Vorgänger des Verf. :schehen ist. *Drittes Capitel.* Ueber die ursachlichen Momen- und über die Verschiedenheit des pathologischen innern Ge- ılts der Herzentzündungen, Der Verf. versucht es wahrschein- :h zu machen, dafs die Natur der Krankheit, welche wir Was- rscheu nennen, auf einem Entzündungszustande, und zwar :s Herzens oder des Gefäfssystems beruhe; und ihre bisherige nheilbarkeit von dieser unerkannten Ursache abhänge. Dafs e Krankheit entzündlicher Natur sey, läfst sich wohl kaum :zweifeln, dafs aber die Entzündung in dem Herzen ihren tz habe, läfst sich aus folgenden Gründen nicht wohl zuge- :n: 1. wenn auch einzelne Fälle von Herzentzündung mit Was- rscheu verbunden vorkommen, so ist doch wohl in der Mehr- .hl dieser Fälle keine zugegen. 2. Es kommen Fälle vor, wo an in Leichen der an der Wasserscheu verstorbenen Spuren ın Herzentzündung gefunden hat, aber es kommen eben so ele vor, wo man Entzündung anderer Theile, als: des Kopfs, :r Lungen, des Zwergfells, der Gedärme, der Nerven u. s. w. ıd keine Herzentzündung entdeckt hat. 3 Gewisse Sympto- e sind zwar bei den Krankheiten gemein, als: schneller Puls, erzklopfen, Beklemmung, Angst u. s. w., aber andere, die s charakteristische Zeichen der Wasserscheu angesehen wer- :n können, z. B. Convulsionen, das Periodische dieser Con- ılsionen, der Hang zu Beissen, fehlen bei der Herzentzündung. Die Fälle von Wasserscheu, welche durch starke wiederhol- Aderlässe geheilt worden sind, stehen bis jetzt noch zu iso- :t, um darauf bauen zu können; übrigens sprechen sie ja auch ır für die entzündliche Natur der Krankheit im Allgemeinen, cht blos für Herzentzündung. 5. Die contagiöse Natur der 'asserscheu spricht nicht für Entzündung, wenigstens sind an- 're Entzündungen nicht ansteckend, wenn wir nicht etwa die tzigen Exantheme zu den Entzündungen rechnen wollen. Wäre die Wasserscheu blos Herz- oder Gefäfsentzündung, ist nicht abzusehen, warum sie nicht öfter durch die anti- ılogistische Methode geheilt werden sollte, was doch bekannt- :h nur in seltenen Fällen gelingt *Viertes Capitel.* Ueber die usgänge der Herzentzündung. *Fünftes Capitel.* Ueber die Di- nose der Herzentzündung. Unterschiede derselben von der ıngen-Brustfell-Zwergfell- und Leber-Entzündung. *Sechstes ıpitel.* Ueber die Behandlung der Herzentzündung. Treffli-

che, nicht genug zu beherzigende Curregeln, nebst mehrern interessanten Krankheitsgeschichten.

Zweite Abtheilung. Nicht fieberhafte dynamische Krankheiten des Herzens. *Erstes Capitel.* Krankheiten der irritablen Seite des Herzens. I. Dynamische Krankheiten der Muskelsubstanz des Herzens, und zwar *a)* Muskelsthenie des Herzens, *b)* Adynamie der Muskelsubstanz des H. *Zweites Capitel.* Krankheiten der sensiblen Seite des Herzens, und zwar *a)* abnorm verminderte Sensibilität des Herzens, Reitzlosigkeit oder Lähmung *(Torpor).* Der Verf. nimmt an, dafs dieser Zustand mehrere organische Krankheiten des Herzens, die Ohnmacht, den Scheintod u. s. w. als Symptome begleite, als selbstständige für sich bestehende Krankheiten aber kaum in der Natur vorkommen werde. Wenn wir aber bedenken, dafs alle muskulösen Organe, welche durch Nerven regiert werden, der Lähmung unterworfen sind, so sollte man kaum glauben, dafs die Nerven des Herzens davon eine Ausnahme machten. Sollte nicht manchen Schlagflüssen, bei denen man nach dem Tode in dem Gehirne keine wahrnehmbaren Veränderungen auffindet, eine solche idiopathische Lähmung des Herzens zum Grunde liegen? *b)* Krampfsucht des Herzens, erhöhte Sensibilität. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, dafs höchst selten ein Nervenleiden blos und allein in einer innormalen Stimmung der Nerven begründet, sondern oft Product von ganz andern den Nerven fremden Krankheitszuständen der niedern Ordnungen der Organe, z. B. des Blutgefafssystems oder der Organe des Unterleibs u. s. w. sey; eine Bemerkung, die jeder aufmerksame Arzt, der nicht blos an dem äusseren Schein haftet, beipflichten wird.

Dritter Abschnitt. Organische Krankheiten des Herzens, dessen *erste Abtheilung* die specielle pathologische Betrachtung der organischen Krankheiten des Herzens enthält. *Erstes Capitel.* Das verschiedenartige Verhältnifs, in welchem mehrere organische Herzfehler zu einander gefunden werden. *Zweites Capitel.* Ueber Verstärkung und Verminderung der Herzsubstanz. *Drittes Capitel.* Erweiterung und Verengerung. *Viertes Capitel.* Verknorpelung, Verknöcherung. — Incrustation, Steinbildung im Herzen. *Fünftes Capitel.* Das Causalverhältnifs, welches zwischen diesen verschiedenen Zuständen von Erweiterung und Verengerung, Verdünnung und Verdichtung, Verhärtung und Incrustation statt findet.

(Der Beschlufs folgt.)

N° 75. Heidelberger 1821.

ahrbücher der Literatur.

Kreysig über die Krankheiten des Herzens.

(*Beschlufs.*)

ls werden hier zusammen betrachtet: *a)* Erweiterung und 'erhärtung, *b)* Verbindung von Verengerung und Erweiterung m allgemeinen; *c)* Erweiterung mit Verdünnung oder Verdikung der Wände in Verbindung mit Verengerung einer Oeffung; *d)* Erweiterung mit Verstärkung der Substanz der einen lerzhälfte und Erweiterung mit Verdünnung der Substanz auf er andern; *e)* Erweiterung einer Herzhälfte mit gleichzeitiger rweiterung der aus ihr entspringenden Arterie. *Sechstes Caitel.* Ueber die Bildung von Auswüchsen, Hydatiden, Balggechwülsten und Fettmafsen an dem Herzen und in dessen Nacharschaft. *Siebentes Capitel.* Ueber die Natur und Entstehungseise der Aneurysmen. Der Verf. ist der Meinung, dafs sich n der Existenz der krankhaften Erweiterungen der Arterien n ihrem ganzen Umfange, ohne Zerreissung der innern Haut, icht zweifeln lasse, ein Zustand der bekanntlich von dem, was carpa Aneurysma nennt, verschieden ist; er beweifst, dafs auch ei dieser Art von Aneurysma die Häute der Arterien krank eyn können, und dafs Entzündung das Hauptmoment sei, was berhaupt der Bildung der Aneurysmen vorhergehe. *Achtes Caitel.* Ueber Herzpolypen als Momente chronischer Krankheien des Herzens. Ein vortreffliches Capitel, worin der Verf. urch Vergleichung und Zusammenstellung der verschiedenen Meinungen über diesen streitigen Gegenstand und durch eine charfsinnige Kritik derselben die Sache in das wahre Licht getellt hat! Das Resultat der ganzen Untersuchung ist: dafs die ehre von den Herzpolypen, als einer *Ursache* chronischer Bechwerden des Herzens, durchaus ungegründet sey. *Neuntes Caitel.* Ueber die Anhäufung von Wasser im Herzbeutel. *Zehnes Capitel.* Von der Zerreissung des Herzens und einzelner Theile desselben. Mit Recht wird angenommen, dafs ein geundes Herz nur durch Einwirkung einer äusserst heftigen äusern Gewalt zerreissen könne. Dafs das Herz immer in dem Act der Zusammenziehung berste, scheint uns nicht ganz der Erfahrung gemäfs, wenigstens dürften jene Fälle eine Ausnah-

me machen, wo man den Riſs auf der äussern Fläche grösser fand als auf der innern.

Dritter Abschnitt. Zweite Abtheilung. Nosologisch-diagnostische Betrachtung der organischen Krankheiten des Herzens. *Erstes Capitel.* Ueber die Zufälle und Unterscheidungsmerkmale der Verdickung, Verdünnung und Mürbheit der Herzsubstanz. *Zweites Capitel.* Ueber die Zufälle und Unterscheidungsmerkmale der Erweiterung der Herzhöhlen. Hier werden insbesondere abgehandelt: *a)* die Erweiterung des ganzen Herzens oder aller Herzhöhlen, wobei die Stärke der Wände entweder reell zugenommen, oder wenigstens im Verhältniſs der Streckung nichts verloren hat. *b)* Die Erweiterung des ganzen Herzens oder aller Herzhöhlen mit Verdünnung der Wände. *c)* Die Erweiterung einer einzelnen Herzhälfte oder Höhle, und zwar *α)* Erweiterung mit Verdünnung der Wände im rechten Herzen. *β)* Erweiterung mit Verdünnung der Wände im linken Herzen; *γ)* Erweiterung mit Verdickung der Wände im linken Herzen; *δ)* Erweiterung mit Verdickung der Wände im rechten Herzen. *d)* Erweiterung mit Verdickung der einen und Verdünnung der andern Hälfte. *e)* Erweiterung des Herzens in Verbindung mit demselben Leiden des Anfanges der Aorta. *Drittes Capitel.* Ueber die Zufälle und Unterscheidungsmerkmale des sackförmigen Aneurysma der Brustaorta. *Viertes Capitel.* Ueber die Erkenntniſs der Verhärtungen und Verknöcherungen im Herzen im Allgemeinen. *Fünftes Capitel.* Ueber die Zufälle und Unterscheidungsmerkmale der Verhärtungen der Kranzarterien des Herzens, nebst Untersuchungen der Krankheit, welche man *Angina pectoris* genannt hat. Offenbar das Beste, was bisher über diese Krankheit geschrieben worden ist. Des Verf. kritische Untersuchungen lehren uns darüber folgendes: Das, was die englischen Schriftsteller mit diesem Namen zuerst bezeichnet haben, ist eine chronische, in periodischen Anfällen befallende Krankheit des Herzens. *Heberden* und *Fothergill* haben unter diesem Namen Fälle von verschiedenartigen Herzfehlern beschrieben, unter andern auch solche, welche in Erweiterung der Herzhöhlen mit Verdünnung oder Ausartung der Herzsubstanz gegründet waren; schärfer hat diese Krankheit *Wichmann* bezeichnet, und *Parry* sehr gründlich nachgewiesen, daſs die ächte Form derselben von Verknöcherung der Kranzarterien herrühre. Mehrere englische und deutsche Aerzte haben ein Asthma, was von Gicht abhängt, damit verwechselt, allein sie haben zum Theil auch ganz offenbar Fälle von wirklichem Herzleiden dazu gerechnet, die von Gicht abhiengen, deren Sitz sie nur nicht gehörig erkannten. Es giebt aber auch gewisse dynamische und wirklich entzündliche Zustände des Herzens, die

theils auf Gicht beruhen, theils von andern Veranlassungen entstehen können, deren Zufälle dem Bilde der Brustbräune sehr ähnlich sehen, und welche wohl erkannt und unterschieden werden müſsen. Der Antheil der Gicht an Erzeugung von Herzkrankheiten ist zweifach: einmal, in so ferne sie in den Gebilden des Herzens selbst ihren kritischen Secretionsprozeſs aufzuschlagen droht, und diese Gebilde in den Zustand von einer mehr oder weniger starken entzündlichen Reizung versetzt. Denn in so fern sie in den Häuten dieses Organs, durch Abscheidung von Kalkstoff eine Metamorphose bewirkt, und so Momente zu chronischen Leiden erzeugt, deren sinnliche Aeusserungen in verschiedenen Modificationen hervortreten, je nachdem die Kranzarterien, oder die Klappen u. s. w. jene Umwandlung in Verhärtung erfahren haben. *Sechstes Capitel.* Ueber die Zufälle und Unterscheidungsmerkmale der Verknöcherungen der Herzsubstanz einer ganzen Höhle. *Siebentes Capitel.* Ueber die Zufälle u. Unterscheidungsmerkmale der Hemmungen des Blutfortgangs durch die Herzöffnungen und grossen Gefäſsstämme, wegen Verengerung derselben oder Klappenfehler, u. zwar *a)* Verengerung der linken venösen Herzmündung, *b)* der arteriellen Herzöffnung an der Aorta, *c)* der rechten venösen Herzmündung, *d)* der rechten arteriellen Herzmündung. *Achtes Capitel.* Ueber die Zufälle und Unterscheidungsmerkmale der Erweiterung oder der unvollkommenen Schliessung der Communications-Oeffnungen des Herzens. *Neuntes Capitel.* Ueber die Unterscheidungsmerkmale der Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen. Als eines der wichtigsten Zeichen wird hier angeführt, daſs wenn man die Brust entblöſst und die flache Hand auf den untersten Theil derselben in der Gegend des Zwergfells anlegt, man, zumal wenn man den Kranken einige Male schnell das Zimmer auf- und abgehen läſst, einen heftigen Stoſs oder ein Gefühl bekommt, als ob gewaltsam an dem Zwergfell gerissen werde. Bei der Betrachtung des Thorax bemerkt man zugleich, daſs derselbe nicht nur bei jeder Systole des Herzens gewaltsam erschüttert, und gleichsam aufwärts geschnellt wird, sondern man bemerkt auch gleichzeitig allemal eine Vertiefung unter den Ribben der linken Seite entstehen, gleichsam ein Loch hineinfallen. *Zehntes Capitel.* Ueber die Unterscheidungsmerkmale von Geschwulsten am Herzbeutel u. an dem Herzen. *Eilftes Capitel.* Von den Zeichen und Unterscheidungsmerkmalen der Wassersucht des Herzbeutels. Die wellenförmigen Bewegungen bei dieser Krankheit, wie sie Senac und Corvisart angeben, hat Rec. in einem Falle, wo nach dem Tode eine sehr bedeutende Wasseransammlung in dem Herzbeutel gefunden wurde, sehr deutlich bei jedem einzelnen Herz-

schlage wahrgenommen. Sie fühlten sich ganz so, wie wenn man seine Hand auf eine zum Theil mit Wasser angefüllte Blase legt, und dabei diese hin und her bewegt. In eben diesem Falle wurde auch die Aufgedunsenheit des Gesichts bemerkt. *Zwölftes Capitel.* Prognose der organischen Krankheiten d. H.

So wenig wir unseren Lesern aus dieser, der Diagnose u. Prognose der organischen Herzkrankheit gewidmeten, Abtheilung haben mittheilen können, weil es die engen Gränzen dieser Anzeigen nicht gestatten, so reich ist sie an trefflichen Bemerkungen, Winken für die Praxis u. s. w., und besonders jüngere Aerzte können sich daraus die reichste Belehrung versprechen.

Dritte Abtheilung. Von der Heilmethode der organischen Krankheiten des Herzens. *Erstes Capitel.* Ueber die Verhütung organischer Krankheiten des Herzens. *Zweites Capitel.* Ueber die Grundsätze, welche den Arzt bei der Behandlung der organischen Krankheiten des H. vorzugsweise leiten müssen. *Drittes Capitel.* Ueber die Gränzen des Einflusses der Natur und Kunst auf die Rückbildung organischer Fehler. Goldene, für den Heilkünstler wahrhaft ermuthigende Worte, die bei dem leider, nur zu sehr eingewurzelten Wahne, als seien abnorme Veränderungen der Mischung und des Gewebes der organischen Substanz sowohl der Natur als der Kunst unbezwingbar, nicht genug beherzigt werden können! *Viertes Capitel.* Von der allgemeinen Heilmethode der organischen Krankheiten des Herz. Handelt ins besondere 1. von der Lebensordnung und Diät; 2. von den Blutausleerungen. »Sie sind bei Herzfehlern häufig das einzige Rettungsmittel, sie sind noch öfter das wichtigste Mittel, um die Zunahme dieser Fehler zu hindern, und das Leben möglichst lange bei dem erträglichsten Befinden zu erhalten, vielleicht auch die Bedingung, unter welcher die Natur zuweilen einen organischen Fehler zurückzubilden oder ihn weniger schädlich für das Leben zu machen in den Stand gesetzt wird.« 3. Von dem Gebrauch der Abführmittel. 4. Von den äusseren Ableitungsmitteln; 5. von den stärkenden Mitteln, vorzüglich den Eisenmitteln und dem Alaun; 6. Von den Blättern des rothen Fingerhutes, dessen grossen Kräften in Herzkrankheiten auch der Verf. das Wort redet. Mit vielem Scharfsinn sucht er darzuthun, dafs dieses Mittel nicht deprimirend auf das Gefäfssystem, sondern als Erregungs- und die Energie derselben vermehrendes Mittel wirke. 7. Von der Methode des *Valsalva* und *Albertini.* Diese, in verschiedener Rücksicht sehr zu beachtende Methode besteht insbesondere darin, dafs man die Kranken, wenn sie nur nicht schon wahrhaft entkräftet sind, 40 Tage ungefähr, ganz im Bette bleiben lassen, einen bis zwei

Aderlässe voraus schicke, ferner Klystiere und Enthaltung vom Weine, und nur so viel Speise und Getränke erlaube, als zur Erhaltung des Lebens dringend nöthig ist; daher dieselben abwiege und in 3 bis 4 Portionen für den Tag theile, damit nur sehr wenig Nahrungsstoff auf einmal in das Blut komme und die Gefässe nur wenig reitzen könne. Man kann dabei auch Mittel geben, welche auf das ganze Blut oder auf einen Bestandtheil desselben wirken, oder statt aller Mittel die Milchdiät anordnen. — Es läſst sich wohl annehmen, daſs diese Methode auch noch dadurch nützlich werden müsse, daſs sie bei Mangel an ernährender Lymphe die Thätigkeit der einsaugenden Gefässe mehr auf die Einsaugung und Rückbildung des eigenen organischen Stoffes leite und eben dadurch die krankhafte Metamorphose hindere und rückgängig mache. *Fünftes Capitel.* Von der besondern Heilmethode der organischen Krankheiten d. H. *Erster Artikel.* Behandlung der organischen Fehler d. H. in der Hinsicht der wesentlichsten Verschiedenheiten derselben. *a.)* Behandlung der Verdickung der Herzsubstanz; *b.)* Behandlung der Verdünnung der Herzsubstanz; *c.)* Behandlung der Mürbheit der Herzsubstanz; *d.)* Behandlung des sackförmigen Aneurysma; *e.)* Behandlung der Verhärtungen der Herzsubstanz. *Zweiter Artikel.* Behandlung der organischen Herzfehler in Hinsicht ihrer Verbindung und Verwickelung mit andern Krankheiten, insbesondere mit Lustseuche, Gicht, primären Krankheiten des Unterleibes, der Lungen und des Nervensystems. *Dritter Artikel.* Behandlung der organischen Herzfehler in Hinsicht ihrer Stadien oder der Folgenübel, so wie der wichtigsten Symptome derselben. *Vierter Artikel.* Behandlung der organischen Krankheiten d. H. in Hinsicht der von dem Verf. aufgestellten verschiedenen Arten und Formen derselben; *a.)* Behandlung der Erweiterungen der Herzhöhlen; *b.)* Behandlung der Verknöcherungen der Kranzschlagadern oder der wahren Brustbräune; *c.)* Behandlung der Verknöcherungen der Wände des H.; *d.)* Behandlung der Verengerung der Herzmündungen; *e.)* Behandlungen der Verwachsungen des Herzbeutels; *f.)* Behandlung der Wassersucht des Herzbeutels; *g.)* Geschwülste und Auswüchse an dem Herzbeutel und auf der Oberfläche des Herzens.

Vierter Abschnitt. Die mechanischen Krankheiten des Herzens. *Erste Abtheilung.* Ueber angeborne Fehler im Baue des Herzens und deren krankmachenden Einfluſs, besonders über die Blausucht. *a.)* Gang und Zufälle der Blausucht aus angebornen Bildungsfehlern. Eine gedrängte aber vollständige Beschreibung dieser merkwürdigen Krankheit, nach eigenen und

fremden Erfahrungen. *b.)* Unterscheidung der Blausucht aus angebornen Fehlern des Herzens, von der aus Fehlern der Lungen herrührenden. *c.)* Ueber das Causalverhältnifs der angebornen Bildungsfehler des Herzens zu den Erscheinungen derselben. Es wird durch trifftige Gründe gezeigt, dafs der Einflufs, den angeborne Herzfehler auf die Vitalität des Herzens selbst und auf das System der Arterien und Venen, (durch Rückwirkung der Folgen der gestörten Circulation durch das Herz) haben müssen, bei der Erzeugung der Zufälle der Blausucht eine noch weit wichtigere Rolle spielen als ihr Product, die fehlerhafte Blutmischung, und dafs wir nur durch gleiche Berücksichtigung der ersteren zu einer befriedigenden Einsicht des Zusammenhanges aller die Blausucht begleitenden Umstände und Zufälle mit den bei ihr zu Grunde liegenden angebornen Fehlern gelangen können. *d.)* Ueber die Folgen der Verschliessung des eirunden Loches und des botallischen Ganges in dem Fötus. *e.)* Ueber die Wiedereröffnung des ovalen Loches, oder auch über die widernatürliche Bildung einer Oeffnung zwischen beiden Herzkammern während des Lebens. *f.)* Von dem Uebergange des Blutes aus dem linken Herzen in das rechte, bei offener Communication zwischen beiden. *g.)* Ueber die Behandlung der Blausucht aus angebornen Bildungsfehlern des Herzens. *Zweite Abtheilung.* Ueber fehlerhafte Verhältnisse der Lage des Herzens, besonders über die Verdrängung desselben aus seiner Lage.

Den *dritten Theil* dieses schätzbaren Werkes füllen zum gröfsten Theil *Fälle von Herzkrankheiten*; zum Theil von dem Verf. selbst beobachtet und beschrieben, zum Theil ihm von Freunden mitgetheilt. Sie sind eine herrliche Zugabe zum Texte und es bewährt sich darin insbesondere der scharfe Beobachtungsgeist und das tiefe Eindringen desselben in die Diagnose und Prognose dieser Krankheiten, wodurch es ihm nur möglich ward, das wirklich zu leisten, was er leistete.

Angehängt sind noch mehrere gehaltvolle Zusätze zu einzelnen Capiteln des Werkes; als: die Physiologie des Kreislaufs betreffend, wobei insbesondere *Le Gallois, Treviranus, Philipps* und *Parrys* Ansichten mitgetheilt und gewürdigt werden; über die Wichtigkeit der innern Membran der Blutgefässe; über einige wichtige und häufig vorkommende Veranlassungen zu Herzkrankheiten; über die Diagnose der Herzkrankheiten; über Entzündung des Herzens; über die Entzündung der Arterien und Venen; über den Zustand der Blutgefässe bei der Wasserscheu von dem Bisse toller Hunde; noch etwas über die Brustbräune; über das Aneurysma, besonders der Brustaorte; über die Blu-

sucht. Das Ganze schliefst ein vollständiges Sach - und Namen - Register.

Hohnbaum.

Naturlehre mit Rücksicht auf die aus Unkunde derselben entstehenden Volksirrthümer. Für den Schul - und Selbstunterricht, und für Volkslehrer bearbeitet von W. W. ECKERLE, Professor am Lyceum zu Rastadt. Mit zwei Tafeln Abbildungen in Steindruck. Heidelb. u. Speyer bei A. Oswald 1820. VI u. 263 S. 8. Pr. 1 fl. 48 kr

Eine eigentliche Critik dieser inländischen Schrift mitzutheilen erlauben die Gesetze unseres literärischen Institutes nicht, und Ref. begnügt sich daher mit einer blossen Anzeige. Das Werk ist, wie der Titel besagt, ein minder ausführliches als vielmehr praktischen Nutzen bezweckendes Handbuch der Naturlehre, worin die einzelnen Lehren in der gewöhnlichen Ordnung abgehandelt sind. Nach einer kurzen Einleitung giebt der Verf. zuerst die Feststellung der Begriffe von den allgemeinen Eigenschaften und den relativen Beschaffenheiten der Materie und der Körper überhaupt nach der neueren atomistischen Ansicht, dann die Elemente der Statik und Mechanik fester, flüssiger und expansibeler Körper, nebst der Lehre vom Schalle, als zunächst sich hieran schliessend, in getrennten, besonders überschriebenen Abschnitten. Es folgt hierauf eine Uebersicht der einfachen Bestandtheile der Körper und der Gasarten, dann die Lehren vom Lichte, von der Wärme, der Electricität nebst Galvanismus, und vom Magnetismus. Ohngefähr das letzte Drittheil des ganzen Werks ist den Betrachtungen über das Weltgebäude, der physischen Geographie und Meteorologie gewidmet. Unbeschadet der Gründlichkeit sucht der Verf. seinem, auf dem Titel gegebenen Versprechen gemäfs stets populär zu schreiben; aber das Wesentlichste, wodurch sich das Buch von den vielen andern Compendien unterscheidet, ist das Bestreben, durch eine richtige Ansicht der Erscheinungen und Gesetze der Natur den vielen, vorzüglich unter dem Volke herrschenden abergläubigen Ideen und Vorurtheilen zu begegnen, welche deswegen bei jeder Gelegenheit hervorgehoben, aufgedeckt und widerlegt sind, mit einer Hindeutung auf die, durch die Betrachtung der Natur sich von selbst aufdringende Verehrung ihres allweisen Schöpfers und Regierers. Angehängt ist eine, verhältnifsmässig sehr ausführliche Angabe der brauchbarsten Lehrbücher der Physik und ein Register zur Erleichterung des Gebrauchs.

Die Serapions-Brüder. Gesammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. F. A Hoffmann Vierter Band. Berlin 1821. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 587 S. in 8. (Vergl. Hft. 1. S. 99. ff.) 2 Rthlr. 12 ggr.

Wir fahren fort, wie von den drei ersten, so von dem vierten Bande dieses anziehenden Werkes, das hiermit geschlossen ist, eine kritische Anzeige in unsern Jahrbüchern mitzutheilen. *Siebenter Abschnitt.* Die Freunde haben sich an einem trüben Herbstabende bei Theodor versammelt. Die Unterredung beginnt diessmal mit einem Gespräche über das Wetter und die Gespräche über die Witterung, und überhaupt das Talent der gesellschaftlichen Rede und Unterhaltung; bis endlich die Freunde, die, selbst als gute Gesellschafter unter einander, nicht allein zu sprechen, sondern auch zu hören, ja Vorlesungen anderer anzuhören verstehen, Ottmarn ermuntern, ihnen seine Novelle, worin der berühmte dichterische Maler Salvator Rosa die Hauptrolle spiele, nicht länger vorzuenthalten. So liest denn dieser seine Dichtung: *Signor Formica*, überschrieben. S. 21-207. — Es ist diess eine wahrhaft reiche Erfindung, ergötzlich durch vielfach überraschende Scenen, unter denen wir nur auf diejenigen hinweisen, wo, S. 96, der zum Gesange sich vorbereitende Alte »sich auf die Fussspitzen erhebt, die Arme ausbreitet, die Augen zudrückt, dass er ganz einem Hahn zu vergleichen, der sich zum Krähen rüstet;« — oder wo die beiden Pasqualen mit einander, der eine auf der Bühne, der andre unter den Zuschauern, agiren; — oder wo das durch die Namen schon hinlänglich bezeichnete Kleeblatt: der *Signor Pasquale Capuzzi di Senigalia*, der Pyramidendoctor *Signor Splendiano Accoramboni* und der Zwerg *Pitichinaccio*, denen als würdiger Diener *Michele* folgt, die schöne *Marianna* ins Theater begleiten. Als zwei lebendig gezeichnete Figuren stehen aber vor allem die beiden Maler da, und dass in dem *Pasquarello Signor Formica* mit seiner Schauer erweckenden geheimnissvollen Macht eben *Salvator Rosa* verborgen seyn, ahndet der verständige Leser bald, auch bevor dieser die Maske von sich wirft. Indessen eine Novelle in dem Sinne, wie die berühmten Erzählungen Boccaccio's, ist diese Dichtung dennoch nicht, obgleich jener ähnlich in den Listen, womit der verliebte Alte bekämpft wird und in dem Missgeschicke dieses letztern, auch in den häufigen Prügelaustheilungen, welche vorkommen. Es waltet hier nicht der leichtfertige italiänische Witz, sondern nur der Humor des Verfassers der Phantasie-Stücke, mit einer grossen Beigabe aus dem Gehirne des heiligen Serapion. —

Der reiche komische Stoff in dieser Dichtung aber führet die Freunde überhaupt auf das Lustspiel, und von diesem auf

die Tragödie, wobei sich denn das Gespräch in dem, was Theodor über einen neuern tragischen Dichter sagt, allerdings aus den beschaulichen Räumen des Serapions-Klubs in ein dunkles Gebieth wendet, dessen Geheimnisse nicht enthüllt oder erklärt werden, und wenn der Lobpreiser jenes Dichters sich ganz entwaffnet fühlte durch dessen Vorrede zu dem geistlichen Schauspiele: die Mutter der Makkabäer; so liefert eben dieses geistliche Schauspiel »mehr als alle früheren Stücke desselben den beklagenswerthen Beweis, wie in dem Geiste des Dichters in dem trüben Schimmer des blutigrothen Kreuzes — das er dreimal seinem Makkabäer erscheinen läſst — sich immermehr alles verwirrt. Ob wir daher auch bei dem Lesen dieses Gespräch keines Wegs die Lust in uns fühlten wie Ottmar »uns unruhig auf dem Sessel zu regen, oder, wie Vinzenz, auf dessen Rücklehne den Russischen Grenadier-Marsch zu trommeln (S. 240), so empfanden wir doch das schwer zu bekämpfende Verlangen, schnell über diese Blätter hinzueilen, um zu der neu folgenden Erzählung Cyprians zu gelangen, welche überschrieben ist: *Erscheinungen.* S. 262 bis 280. Dieſs ist denn freilich eine kurze, aber eine sehr anregende Geschichte, welche alle Schauer des nächtlichen Auszuges aus einer belagerten Stadt in uns weckt, und in dem greisen Bettler und dem Mädchen die geheime List ahnden läſst, durch welche die Eingeschlossenen mit dem sie umlagernden Feinde, ihnen selbst unbewuſst, in eine Verderben bringende Zwiesprache gesetzt sind. Nur sollten eben die erläuternden Anmerkungen des Erzählers dem Leser überlassen bleiben.

Der Serapions-Clubb schlieſst endlich ziemlich toll mit einer Musik, welche den geführten Gesprächen und voran gehenden beiden Dichtungen sehr angemessen sind. In diesem ganzen Abschnitte aber spukt mehr, als in einem andern, der göttliche Wahnsinn des Schutzheiligen der Gesellschaft; und wenn man das Lachen als eine in Nichts verwandelte Erwartung erklärt, so verhallt dieſsmal die Serapions-Versammlung sehr recht in einem unmässigen Gelächter. *Achter Abschnitt.* Bei der nächsten Zusammenkunft beginnt Sylvester mit dem Vorlesen seiner Erzählung: *der Zusammenhang der Dinge.* S. 295 bis 413. — Die beiden Freunde Ludwig und Euchar stehen hier in dem grellsten Contraste einander gegenüber. Ob aber gleich der Erzähler voraus bemerkt, S. 204, daſs, was er als in dem Augenblicke sich begebend darstelle, eigentlich nur der Rahmen für ein Ereigniſs seyn soll, das er aus einer grossen, verhängniſsvollen Zeit herübergeholt habe, so müssen wir doch offen gestehen, daſs eben dieser Rahmen uns ungleich mehr angezogen hat, als die davon umfaſste Geschichte, denn in die-

sen Scenen glänzt der Verfasser auch hier in dem vollesten Lichte seiner Gabe, die Thorheiten der vornehmern Gesellschaft aufzufassen und, wenn auch in etwas fratzenhaften Bildern, anschaulich darzustellen. So sind der tanzende Graf Walther Pack und sein Herr Cochenill ganz köstliche Puppen auf dem grossen Marionetten-Theater der glanzenden Welt, und Ludwig die lebendig umher wandelnde Geckenhaftigkeit mit aller unmännlichen Schwäche bis zu seiner Ergebung in den Zusammenhang der Dinge. Auch wird Emanuele sehr geschickt eingeflochten. Dagegen, was alles in Euchar's verhängnifsvoller Geschichte sich vereint: Krieg, Verwundung, unterirdisches Gefängnifs, geheime Verbrüderung, Kampf, neue Wunden, Rettung eines schönen Kindes, und endliche Verlobung mit demselben und nun schneller Glücksweehsel, welcher den Edelmüthigen lohnt, sind Ereignisse, wie wir sie in hundert Romanen zusammen gereihet sehen. Auch ahndet man sogleich dafs Euchar nur verreis't um als Edgar zu erscheinen und die schöne Mignon als Donna Emanuele Marchez mit sich zu bringen. Daher wir denn nur dem Rahmen, nicht der Geschichte das Lob des Serapiontischen ertheilen, auch in Hinsicht der aufgefafsten volksthümlichen Momente in das Urtheil der Freunde nicht einstimmen. Denn wir sehen minder das Ringen des Spanischen Volkes während einer grossen Katastrophe, als die Schicksale eines Fremden unter demselben dargestellt.

Diese Kunst der Dichter aber, das geschichtlich Wahre in ihrer Darstellung aufzufassen, führet die Unterredung der Freunde auf die beiden Englischen Dichter Walther Scott und Lord Byron, und von dem Vampyr dieses letztern auf den Vampyrismus und das Gräfsliche und Entsetzliche in Dichtungen überhaupt. Hierdurch wird Cyprian veranlafst, die Geschichte von der todtbleichen alten Baronesse und ihrem Verhältnisse zu dem »verruchten Scharfrichterknecht,« so wie von deren schöner Tochter und ihrer Vermählung mit dem Grafen Hyppolit zu erzählen. Es ist diefs eine gräfsliche Composition, die allerdings allen Vampyrismus weit hinter sich zurück läfst und wozu dem Verfasser eine Geschichte aus »Tausend und Eine Nacht« zur Anregung mag gedient haben, wo auch eine Gule vorkommt, die mehr, als ein einziges Körnchen Reis bei der Mahlzeit nicht verzehrt und als ihr Gatte das Geheimnifs ihrer gräf lichen Sättigung entdeckt, denselben in einen Hund verwandelt, dafür aber später selbst, als schwarzes Pferd von ihm gespornt wird. Hier gar fährt aber diese Gule, wie eine Hyäne dem Grafen mit ihren Zähnen nach der Brust, und mit ihrem Tode und seinem Wahnsinne schliefst das Stück. Es ist eins von denjenigen, worin, wie in einigen andern des Verfassers

ler moralischen Gefühle und aller göttlichen Huth zum Trotze ne Höllengewalt plötzlich den Menschen erfaſst, und in alles rauen hinab reiſst. Es wird hier nicht nur das physisch — ndern auch das moralisch Ekelhafte — das Verzehren des Ienschenfleisches und das ehebrecherische Verhältniſs der Mutr zum Henkersknecht, und der teuflische Hohn, womit sie ım ihre Tochter opfern möchte, und dann ihr Verrath an emselben — dargestellt; und obgleich wir dem Grauenhaften eines Weges abhold sind, so glauben wir doch, daſs dieses da ine Schranken finden muſs, wo nicht mehr eine höhere molische Kraft in dem Menschen dasselbe zu bewältigen vernag, und müssen daher diese ganze Geschichte eine abscheuche, diabolische Erfindung nennen.

Doch man vergiſst bald diesen furchtbaren, bis zum Wierlichen gräſslichen Spuk über dem Anmuthigen in der folenden Erzählung, welche Vinzenz vorlieſst und die überschrieen ist: *»die Königsbraut. Ein nach der Natur entworfenes Mährhen.«* S. 464 — 583. Hier funkelt wieder alle ergötzliche Laune nd echte Possenhaftigkeit und das rein Komische tritt eben dem Spiele mit Nichts, in den Gebilden hervor, die weiter einem Zwecke dienen sollen, als daſs der Leser seine Lust aran habe, worauf sie dann ganz bescheiden wieder in der eschäftigkeit des nüchternen, verständigen Lebens verschwinen. Gar herrlich aber spielet die dreifache Thorheit in dem strologischen Daphul von Zabelthau, in dessen Tochter Anna nd ihrer Vermählung mit dem Gnomen-Barone Porphyrio on Ockerodastes, genannt Carduanspitz, der sich dann als nomen-König Daucus Carota der Erste, enthüllt, und in dem oetischen Studenten Amandus von Nebelstern, von denen jeoch die letztere, die poetische, die gewaltigste ist, so daſs sie elbst die beiden andern zum Verstummen bringt, und selbst ı ihrer Heilung erst des kräftigeren Schlages mit dem Spaten or das Gehirnbehältniſs bedarf.

So treten wir den durch dessen dunkelste Grüfte in die ellen Vorhöfe des Serapion-Baues wieder heraus, ohne daſs ef. wenigstens (S. 585) von »Sinneverwirrendem Kopfschmerze der Fieberanfalle« etwas empfunden. Auf eine glückliche Veise schlieſst gerade die Königsbraut, »die ohne einen verwunenden Stachel nur Ergötzlichkeit darbietet,« die Reihe der Seapiontischen Bilder, die, originell in Farbe und Erfindung, nit dem reichsten Witze, dem glücklichsten Humore, einer einen, oft schneidenden Ironie, einen tief dringenden Weltlick den Schwung einer Phantasie, die, wenn sie einmal ihre lügel ausgebreitet, frei über alle Räume sich erhebt, und alle ie Schauer vereinen, womit eine dunkel geheimniſsvolle Macht

in der Tiefe aller Naturen waltet; so dafs man dem genial[illegible] Maler das Grelle und Uebertriebene, Verzerrte und Fratzenha[illegible]te, so wie die all zu grosse Beigabe des Wahnsinns seines Schut[illegible]heiligen, wodurch hier und da seine Figuren entstellt sind, ge[illegible] verzeiht. Und so werden alle, welche ohne einen grämlich[illegible] stern Sinn mit uns den Versammlungen des Serapions-Klub[illegible] unsichtbar beigewohnt haben, in Theodors Urtheil einstim[illegible]men, wenn er an dem Schlusse von den Unterhaltungen d[illegible] Freunde sagt:

»Frei überliessen wir uns dem Spiele unserer Laune, d[illegible] Eingebungen unserer Phantasie. Jeder sprach, wie es ihm [illegible] dem Innersten recht aufgegangen war, ohne seine Gedank[illegible] für etwas ganz Besonderes und Ausserordentliches zu halten od[illegible] dafür ausgeben zu wollen, wohl wissend, dafs das erste Beding[illegible]nifs alles Dichtens und Trachtens eben jene gemächliche An[illegible]spruchlosigkeit ist, die allein das Herz zu erwärmen, den Gei[illegible] wohlthuend anzuregen vermag.«

Neue lateinische Sprachlehre nach einer leichten und fafslich[illegible] Methode mit zweckmässigen deutschen Aufgaben zum Uebersetzen i[illegible] **zwei Theilen** vorzüglich für **Studierende**, die sich im late[illegible]nischen Styl üben wollen, von Dr. B. SCHMITZ, Lehrer der Philo[illegible]phie und der Philologie an der Universität zu Göttingen. Götting[illegible] bei Rud. Deuerlich 1820. Der erste Theil hat 109 S. der zweite 68 in 8. 1 fl. 12 kr.

Diese Sprachlehre heifst mit Recht eine neue, denn eine so selt[illegible]same und abenteuerliche Anordnung ist uns noch nicht vor[illegible]gekommen, eben so keine, in der so viel nicht stünde, wa[illegible] man erwartet, und wo so seltsame Dinge stünden, die ma[illegible] nicht erwartet. Wir können uns übrigens alles Urtheils übe[illegible] diese *neue* Grammatik enthalten, wenn wir unsern Lesern ge[illegible]treu referiren, was und in welcher Ordnung sie die Gegenstän[illegible]de auf diesen 177 Seiten erhalten. S. 9 fängt die Gramm. mi[illegible] einer *kurzen* Einleitung über die Aussprache, die Rechtschrei[illegible]bung und die Prosodie lateinischer Wörter an. Das ist auf 1[illegible] abgethan. Sollte das Buch nicht heissen: *der geschwinde Late[illegible]ner* oder *die Kunst in weniger als 24 Stunden Latein zu lernen* — Da wird unter anderm gelehrt, man soll *letum* nicht wie *leth[illegible]* sprechen, welches den *Studierenden* sauer ankommen möchte — Erster Abschnitt. Vom Artikel und der Deklination. Die er[illegible]ste Deklination ist *us. Gen. i;* die zweite *a, Gen. ae;* die dritte *um, Gen. i;* die vierte *us, Gen. us;* die fünfte *es, Gen. ei;* die

hste ist die sonstige dritte. Unter dieser werden auch die
rter *organon* und *lexicon* angeführt, zwar gesagt, sie gehen
ht nach dieser Deklination, aber nicht angegeben, nach wel-
r; denn die gewöhnliche Eintheilung der Deklinationen in
lern Sprachlehren und den Wörterbüchern nennt der Verf.
lersinnig und willkührlich, er sagt es sey unrichtig u. feh-
haft *us* und *um* zu einer Deklination zu rechnen. Wollen
nun gleich seine Eintheilung nicht mit jenen vier Prädica-
belegen, obwohl wir es könnten, so müssen wir sie doch
zwei Gründen unnütz nennen; erstlich, weil sie der Schü-
geradezu wieder verlernen mufs, und zweitens weil es schon
gen der später nöthigen Vergleichung der Griechischen Gram-
tik mit der Lateinischen, die freilich die meisten Lehrer
tzlich vernachlässigen, gar nicht angeht. Doch wir wollten
blos referiren. — S. 35 kommt schon die Lehre von der
secutio temporum, wo der Verf. unter andern sagt: in der
hönen) Redensart: *cras fiet, ut opus sit finitum* folge das Per-
tum auf das Futurum. Nichts weniger! *sit* ist das *Praesens*,
l *finitum* adjectivisch zu nehmen. Von S. 36 an wird auf
Seiten die Lehre von der Uebersetzung des deutschen *dafs*
ethan, auf den folgenden $3^1/_2$ Seiten die Lehre vom (syntac-
hen) Gebrauch des Infinitivs, der Supine, Gerundien und
ticipien. S. 47 soll bei *in doctis numeratur* die Präposition
wechselt seyn. Vielleicht wäre also *inter doctos* das Eigent-
le! Nein! *Numerare* ist wie *ponere* construirt. S. 51 erfahren
, dafs *Soracte* ein Femininum ist. Der Hr. Verf. hüte sich,
Studierenden Vorlesungen über den Horatius zu halten, da-
sie ihm nicht das *candidum Soracte* vorrücken. Nachdem bis
59 die meisten Lehren der Composition und Construction
mischt mit Theilen der Etymologie (beides mit grossen Aus-
ungen, Lücken und Sprüngen) abgehandelt sind, kommt
lich auf dieser Seite: die *Syntax* auf *sieben* Seiten. Sie be-
nt mit der Rangordnung der Wörter, wo wir dann S. 70
seltsame Regel lernen: die Wörter müssen — so nahe als
glich zusammen gestellt werden. S. 71 erfahren wir, dafs die
lechtdeutsche) Redensart: sey so gut und gieb mir das Buch,
gut lateinisch heifst: *sis tam bonus, ut mihi des librum* statt
mihi etc. Das gehört Alles zur Rangordnung Das zweite
itel, der Syntax handelt von den Pleonasmen. Nach der
inition zu schliessen, giebt es im Lateinischen nur für
deutsche Pleonasmen, für die Lateiner nicht. Drittes Ca-
l der Syntax: von den Ellipsen. Von S. 76 an kommen
ätze. 1. Abbreviaturen, 3 Seiten; 2. römischer Kalender 1 Seite;
ateinische Synonima in lat *versibus memorialibus*, wo auch
Verwandtschaftswörter und die Namen der Winde vorkom-

men, $3\frac{1}{2}$ Seiten. 4 Verskunst. Seltsameres und chaotische ist uns noch nicht vorgekommen. Sehr lakonisch sagt der Ve von der Schlufssylbe des Hexameters: die letzte Sylbe oft ku aber weniger edel.« Dann wieder: »Oft aber (man suppli *werden* aus einer Diphtong *(sic)* zwey (*sc.* Sylben): *silvae* — *va-e.*« Er wird also wohl in seinem Horatius lesen: *Nunc rè, nunc silvă-ĕ?* Doch wir müfsten, wenn Zeit und Papi und wohl auch unsere Leser, nicht um Schonung bäten, ganze Capitel abschreiben, um das Chaos recht darzustelle Köstlich ist die Lehre von den Anapästen u. s. w. In di zwei Seiten langen Verskunst ist doch noch Platz zu der Ne igkeit, dafs es neben der Elegie, dem Epos, der Ode, der tyre *(sic)* und dem Drama auch noch eine Dichtungsart *Di lon* giebt, die man uneigentlich Distichon nenne; und zu Notiz, was Geburtstagsgedicht, Hochzeitgedicht, Reisegedic Grabgedicht, Namenstagsgedicht etc. etc. auf lateinisch heis S. 89 kommt endlich die Reihe an die Conjugationen, *am doceo etc.,* welches bei den regelmässigen bis S. 91 abgethan wo dann das schon S. 92 und 93 anticipirte *Verbum sum* fol u. s. w. die lakonische Kürze des Vortrags macht, dafs S. *der Studierende* aus den Worten des Verf. schliessen mufs, da sei zusammengezogen aus *dem, siem* aus *sim,* und *ibo* das F von *eo,* sollte eigentlich *iam* heissen. Der *zweite Theil* der Gra matik enthält auf 4 Bogen deutsche Aufsätze zum Uebersetz S. 62 — 64 einen lateinischen Aufsatz, dann 10 Regeln üb die Kunst zu disputiren mit der sehr praktischen Anmerku man könne auch Theses bei einer Dissertation hinten anflicke die mit dem Inhalte der Dissertation gar nicht in Verbindu stehen. Am Schlusse folgt auf $1\frac{1}{2}$ Seit. ein Muster einer D putation über die Thesis: *Mors non est Malum (sic),* gröfste theils aus Cicero, welchem aber der Satz: *thesi tua errorem volvi non est quod dubitem* nicht auf die Rechnung zu schreib ist. — Die Druckfehler, die manchmal förmlichen Unsinn he bei führen, wollen wir gar nicht rügen. — Aus allem bis rigen geht hervor, dafs wir diese neue Grammatik als ei verunglückten Versuch einer neuen Methode erklären müs da sie an methodischer Unordnung, Unklarheit und Verworr heit der Begriffe leidet, ob wir es gleich nicht für unmögl erklären wollen, dafs auch nach dieser Sprachlehre ein geschi ter Lehrer, vielleicht der Verf. selbst, gut unterrichten kön Gedruckt brauchte sie aber auf keinen Fall zu werden; denn überhaupt neue Grammatiken nur dann willkommen he ten können, wenn sie mit solcher Gründlichkeit, wie die n sten Sprachlehren von Schneider und Zumpt, abgefafst sind.

M. H. G.

ırschule zu dem lateinischen Sprachunterricht für die ersten Anfänger, von EHREGOTT JOHANN ELIESER BAGGE, Rector der lat. Rathsschule zu Coburg. Coburg in der Ahl'schen Verlagshandlung 1821. Ladenpreis 6 gr. (27 kr.) X und 130 S. 8.

Diese Vorschule soll auf eine zweckmässigere Weise, als die sherigen Bücher der Art, dasjenige in sich vereinigen, was m Anfänger in der lateinischen Sprache noththut, nämlich *rammatik*, *Vocabularium* und eine gedrängte *Sammlung lateiniher Sätze* für die erste Uebung im Uebersetzen. Auf das Verenst, neue Sachen vorgebracht zu haben, verzichtet der Verf.; ır die *Form* seines Buches kann daher einer Prüfung unterorfen werden. Sie ist folgende.

Unter Voraussetzung der Fertigkeit im Lesen beginnt das uch gleich mit *(I)* der *Lehre von der Wortbildung*. Diese wird der von Bröder beobachteten Ordnung vorgetragen (nur das ap. von den Zahlwörtern ist, und dies mit Recht, hinter die *ronomina* versetzt), unterscheidet sich aber zu ihrem Vortheil on andern Sprachlehren schon dadurch, dafs bei jedem Redeeil eine hinlängliche Anzahl zweckmässig gewählter Wörter ıgegeben wird, an welchen die gelernten Formen bis zur völgen Festigkeit fortgeübt werden können.

Die Paradigmen der vier regelmässigen Conjugationen sind 4 Columnen auf zwei Seiten so einander gegenüber gestellt, ıfs mit einem Blicke ihre Abweichungen von einander überhaut werden können. Dadurch wird dem Gedächtnisse gut Hülfe gekommen. Die unregelmässigen Verba folgen mit enigen Ausnahmen wie bei Bröder auf einander; billigerweierscheint dabei *novisse* nicht als eigenes Paradigma.

In gedrängter Kürze werden sodann auf nicht vollen 5 lättern *(II)* die *Regeln der Syntax* vorgetragen. Ihre Ordnung t: 1. Regeln über die Zusammensetzung des Adjectivs und ıbstantivs; 2. Syntax der Casus, für sich, so wie in ihrer Zummensetzung mit andern Redetheilen; 3. Syntax der Verben.

S. 85 endlich beginnt *(III)* die gut eingerichtete *Sammıg kurzer lateinischer Sätze*, wiederum in 3 Abschnitte getheilt ıd ganz nach der Reihenfolge der syntactischen Regeln gednet.

Als Hauptvorzüge des Ganzen müssen hauptsächlich *Kür-* und *Ordnung* angemerkt werden; Kürze in Fassung der Reın mit Weglassung aller für den Anfänger minder wesentlien Bestimmungen, die sein Gedächtnifs nur beschweren und m die Arbeit unangenehm machen, ohne ihm vor der Hand was nützen zu können; Ordnung in der zweckmässigen An-

einanderreihung der verschiedenen behandelten Materien. Diese ist besonders in dem syntactischen Theile auf eine so löbliche Weise beobachtet, dafs es einem schwer wird, die immer noch so häufig gebraucht werdende Bröderische Grammatik um nur eine der frühern zu nennen, damit zu vergleichen wo man beinahe jedes Capitel und jeden Paragraphen in diesem Theile, als am unrechten Orte stehend, anderst geordnet wünscht. Was den dritten Abschnitt insbesondere betrift, so bestehen die lateinischen Sätze nur aus solchen Wörtern, die wenigstens den *primitivis* und *simplicib.* nach, von dem Schüler, ehe er ans Uebersetzen kommt, schon in dem etymologischen Theile gelernt sind; mit Genauigkeit ist darauf geachtet, dafs keine Construction die der nothwendigen Ordnung nach ihr vorangehende überspringe; das Ganze endlich ist auf stete Wiederholung berechnet: Gesetze, die sich der Verf. vor der Bearbeitung des Büchleins selbst vorgeschrieben, weil von ihrer genauen Befolgung die Erreichung des Zwecks eines solchen Buches zum grossen Theile abhängt. Fügt man zu dem Allem noch den äusserst billigen Preis, so bedenkt man sich nicht lange, das Buch als ein vor vielen seiner Brüder sich vortheilhaft auszeichnendes Schulbuch zu empfehlen, das ohne Zweifel den es gebrauchenden Schüler in seinem Fortschreiten fördern und zur Erhaltung des freudigen Eifers, der ihn beim Anfange belebt, das Seinige beitragen wird.

R—r.

Das erhabenste der Natur und Kunst und der Erdfläche durch eine Berghöhen-Karte dargestellt und erläutert von S. G. Dittmar u. s. w. Berlin 1821. 6 ggr.

Unter diesem etwas unbestimmten Titel erhält man eine aus der Aurora besonders abgedruckte, dürftige Höhenangabe der bekanntesten höchsten Berggipfel und einiger Kunstwerke, nebst der gröfsten durch *v. Humboldt* erstiegenen und durch *Gay-Lussac* im Luftballon erreichten Höhe, mit einer sehr poetischen aber wenig belehrenden Einleitung auf drei Quartseiten, und einer die angegebenen Höhen recht gut versinnlichenden Karte.

N^ro. 76. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

'ristan von Meister Gotfrit von Strafzburg, mit der Fortsetzung des Meisters Ulrich von Thurheim, in zwei Abtheilungen, herausgegeben von E. VON GROOTE. Nebst einem Steindruck (und Schriftproben). Berlin, bei G. Reimer 1821. LXXIV und 576 S. 4.

Ein altes Dichterwerk von so grossem Umfang wie dieses (ge-en 24,000 Verse), legt dem Herausgeber mancherlei Pflichten uf, da er vielleicht eine zweite Ausgabe nicht erleben wird, 'o er seine Versehen verbessern könnte, um so weniger, wenn asselbe Werk zu gleicher Zeit von einem andern Gelehrten rscheint, wie diefs grade beim Tristan der Fall ist, den auch . d. *Hagen* nächstens herausgeben wird. Bei dem reichen nhalte der älteren teutschen Literatur ist freilich zu wün-chen, dafs von den noch nicht zahlreichen Arbeitern nicht nehrere zugleich ihre Kräfte auf denselben Gegenstand ver-'enden sollten, allein darüber läfst sich nichts vorschreiben, nd Jeder, dem es um die Förderung der ehrwürdigen Sache rnst ist, mufs sich hierin selbst Gesetze geben. Zu bedauern leibt es immer dafs nicht beide Gelehrten, wie es früher den nschein hatte, vereint die Ausgabe des Tristans besorgten, enn so viele Hülfsmittel, wie ihnen das gute Glück zuführte, 'ird schwerlich wieder Jemand erhalten. Die Pfälzer Handschr. Ir. 360 benutzten beide gemeinschaftlich, darnach ist *Groote's* bdruck, v. d. Hagen wird aber die Florentiner zu Grund le-en, die nebst der Wiener jenem Herausgeber unzugänglich 'ar, der dagegen drei andere *Hdss.* für sich besafs, die v. d. lagen nicht hatte. Beiden wie mir selber war eine andere Ids. unbekannt, die nach mündlicher Versicherung in der Iofbibliothek zu Karlsruhe sich befinden soll, wenn das nicht ine Verwechslung mit dem *Titurel* ist.

Ein Werk, das schon eine Ausgabe von einem Andern vor ich hat, macht keine geringen Forderungen an den zweiten Ierausgeber. Entweder soll blos ein richtiger Text, oder auch ine Untersuchung über den Inhalt des Werkes selbst geliefert verden. Beide Zwecke vereint und gut ausgeführt würden eine neisterhafte Arbeit seyn. *Groote* hatte hauptsächlich den richtigen Text und sein Verständnifs im Auge, seine Forschungen über das

Werk selbst betreffen nur dessen Literatur. Das Buch enthält al[illegible] eine Einleitung zur Literatur des Tristans, den Text mit Vergleichun[illegible] der Lesarten, Anmerkungen zum Verständnifs schwerer Stellen un[illegible] ein Wörterbuch. Eine andere Einleitung von mir über die Bede[illegible] tung der Sage vom Tristan, worauf ich unten zurück komme, ist a[illegible] Anfang abgedruckt. Die Abhandlung von *Groote* enthält viele schät[illegible] bare Nachweisungen und es ist Schade, dafs seinem Fleisse nic[illegible] mehr literarische Hülfsmittel zu Gebote standen. Denn was er [illegible] XXXIX. von Französischen Hdss. des Tristan anführt, ist in *Roque[illegible] fort's* Preisschrift *l'état de la poésie françoise dans XIIe et XIII Siecles. Paris 1815.* S. 145, besonders S. 150 genauer verzeichn[illegible] wo 15 Hdss. und 7 alte Ausgaben angezeigt sind. Eine Sammlun[illegible] von alten Zeugnissen über den Tristan, wie die Grimmische übe[illegible] die teutsche Heldensage, hätte aber nicht wegbleiben sollen, de[illegible] Herausg. hatte viele ausländische Belege in Händen, aber (S. XLII[illegible] sie mitzutheilen abgelehnt, und die teütschen (S. XLVII.) nur ka[illegible] aus der Manessischen Sammlung bemerkt, die doch so selten ist, da[illegible] man ohne Scheu Stellen aus ihr abdrucken darf. Grade eine solch[illegible] Beispielsammlung enthalt die Stimmen der Völker über den Trista[illegible] woraus die Ansicht des Volkes und der Einzelnen über diese Sa[illegible] erkannt werden mufs, was für die Forschung über die Bedeutun[illegible] des Gedichtes von der gröfsten Wichtigkeit ist. Im zweiten Absch[illegible] ist die Vergleichung des Eilhardischen oder Sighardischen Trista[illegible] mit dem Gotfridischen sehr lobenswerth, weil jener noch nicht ge[illegible] druckt ist. *Groote's* Untersuchungen machen es wahrscheinlich, da[illegible] die Eilhardische Bearbeitung unter den teutschen eine der ältern ist, und nach den Proben, die ich S. XXIX. aus der Pfälzer und der Herausg. S. 416. aus der Dresdener Hdss. gegeben, ist die[illegible] weit besser als jene, die durch viele Zudichtungen und Veränderun[illegible] gen des Schreibers ziemlich fehlerhaft ist. Der dritte Abschnitt be[illegible] trifft Gotfrids Quelle, den Thomas von Britannien, der Herausg[illegible] vergleicht die Ausgabe des altenglischen Tristans von *Walter Sc[illegible]* mit dem Gotfridischen, woraus er den sehr wahrscheinlichen Schl[illegible] zieht, dafs *Thomas von Erceldoune* nicht die Quelle Gotfrids ge[illegible] wesen, wozu noch kommt, dafs *W. Scott* aus guten Gründen be[illegible] zweifelt, dafs jener *Thomas* der Verfasser des altenglischen Gedi[illegible] tes gewesen, dieser aber noch immer unbekannt bleibt, so wie Go[illegible] frids französische Quelle, wofür *Gr.* den verlorenen *Tristan* de[illegible] *Christian von Troyes* annimmt.*) Auf S. LIX. ist ein Irrthum ste[illegible]

*) Ueber den englischen *Tristan* im Vergleich mit den französisc[illegible] handelt *Depping* in einem Briefe *sur le roman de Tristan*, der obig[illegible] Schrift *Roquefort's* S. 471. angehängt ist. Beilaufig will hier ei[illegible] weilen eine Nachricht mittheilen über ein, wie es scheint, no[illegible] unbekanntes Werk des *Chrétien de Troyes*, worüber ich an[illegible]

eblieben, die Bücher der Flügende heissen nicht *libri exaltationis*, sondern *recordationis*, wie Görres selbst im Druckehlerverzeichniſs verbesserte. Der vierte Abschnitt giebt Nachichten über die drei Dichter Gotfrit, Heinrich v. Friberg und Ilrich v. Thurheim, der 5te beschreibt die Hdss, wobei manhes Merkwürdige vorkommt, besonders über die vortrefflichen unstsammlungen der Grafen v. Manderscheidt in der Eifel, ie schändlich von den Franzosen vernichtet worden.

Ueber die Bearbeitung des Textes altteutscher Gedichte ibt es nur zwen Grundsätze, *1.)* unverändert muſs abgedruckt erden, was entweder nur in einer einzigen Hds. noch übrig der zum erstenmal bekannt gemacht wird. Sind in diesem alle mehrere Hdss. zugänglich, so muſs von den übereinstimmenden diejenige zum Abdruck genommen werden, welche die Merkmale der gröſsten Treue hat. Diese Treue ist zweierlei rt, die Hds. mag mit dem Gedichte gleichzeitig seyn oder icht, so hält sie sich entweder genau an die Sprachbildungen er Urschriften (bei jüngeren Abschriften ein äusserst seltener all), oder es flossen dem späteren Abschreiber mitunter die

---

wärts ausführlicher zu reden gedenke. Es ist nämlich die Pfälzer Hands. Nr. 374., welche „*der Aventüre Krone*" von *Heinrich von dem Turlin* enthält. Heinrich übersetzte dieses Werk aus dem Französischen des *Chrétien de Troyes*, und sagt dieſs selbst an folgenden Stellen: Bl. 4, b.

nü wil úch der tichtere
von künig Artus ein mere
sagen, - - - - -
die er in *tütsche zung*
von *franzoyse* hat gerichtet.

Bl. 177, a.

des heiszet ine das büch loben
vnd sin meister *Christian*.

Bl. 393, b.

hie seit *Christion von Troys*
das dise frauw Luoykoys
hette dar des tages braht etc.

Das Gedicht handelt hauptsächlich von *Gaweins* Abentheuern und scheint den Verfassern der *histoire litéraire de la France. Tom. XV.* ganz unbekannt gewesen. Wenn sie (S. 246.) über den Verlust des *Tristans* von jenem Dichter klagen, wovon sie bis jetzt keine Hds. in einer französischen Büchersammlung aufgefunden und auch ausserhalb Frankreich keine Hoffnung dazu haben, und hinzufügen: *s'il s'en découvrait un, dont l'authenticité fût prouvée, l'honneur de notre littérature exigerait que l'on obtint, à quelque prix que ce fût, la faculté d'en faire tirer une copie,* so möchte sich dieser Ausspruch mit demselben Rechte auf diesen bisher unbekannten *Gawein* anwenden lassen.

Wortbildungen seiner Zeit und Mundart mit ein. Läſst sich das Alter eines Gedichtes genau bestimmen, so darf man jedoch mit grosser Vorsicht die jüngeren Formen in die alten zurückführen. Kann man aber die Zeit der Abfassung nicht mit Sicherheit angeben, oder ist von der Mundart eines Abschreibers wenig oder gar kein Schriftwerk vorhanden oder bekannt, so muſs die Hds. getreu wieder gegeben werden. So z. B. sind die einzigen Pfälz. Hdss. vom Ogier und den Heimonskindern ursprünglich Abschriften von altflamländischen Gedichten aber grossentheils auch Uebersetzungen, so daſs sie ober- und niederteutsche Sprachbildungen gemischt enthalten. Da nun leider die flamländischen Heldenlieder so gut wie verloren sind so würde unläugbar durch eine Kritik, welche den oberteutschen Antheil jener Gedichte ins flamländische zurück übersetzen wollte, unendlich viel verdorben werden. *2.)* Kritisch wird der Text behandelt und hergestellt, wenn er schon einmal in derselben Bearbeitung gedruckt ist, wenn die Hdss. keinen Zweifel mehr über die ursprüngliche Gestalt desselben übrig lassen und das Alter des Gedichtes im Reinen ist. Alsdann muſs der Herausgeber vordersamst sich eine Sprach- Vers- und Reimlehre seines Dichters aus dem Werke selbst herausfinden, dadurch gelangt er zu den Grundsätzen seiner Kritik, und in zweifelhaften Fallen muſs er andere zeit- und heimathgleiche Werke zu Rathe ziehen, damit nicht Eigenheiten des Schriftstellers einer ängstlichen Verbesserungssucht aufgeopfert werden.

Nach diesen Grundsätzen ist nicht zu läugnen, daſs dem Texte des Tristan eine kritische Behandlung nothwendig sey, aber diese hat ihm Gr. nicht gegeben, weil er die Pfälz. Hds. als die sorgfältigste zu Grunde gelegt, diese aber nicht alt genug sey, um überall die richtigen Wortbildungen, wie sie zu Gotfrids Zeit gebräuchlich waren, zu enthalten, was er, wohl zur Vermeidung der Willkühr, nicht ändern wollte (S. 403). Dazu kommt noch der üble Umstand, daſs, wie getreu auch der Abdruck ist, doch der überschriebene Zweilaut *uo* nicht angezeigt wurde, weil dafür die Lettern fehlten, worüber sich Gr. (S. LXIV. LXV) entschuldigt und ein kleines Verzeichniſs von Wörtern mittheilt, worin jener Zweilaut am häufigsten vorkommt. Wahr ist es freilich, daſs der Sprachgelehrte und derjenige, welcher eine der ober- und mittelteutschen Mundarten genau kennt und spricht, die Zeichen auf den altteutschen Selblauten entbehren kann, er wird dennoch richtig verstehen und aussprechen, allein darum soll man von der Urkundlichkeit nicht abweichen, am wenigsten bei den Vocalzeichen, die in den teutschen Sprachen von so grosser Wichtigkeit sind.

achmann (in der Vorrede zu seiner Auswahl aus hochteutschen
ichtern) hat die mehrfache Aussprache der teutschen Selbst-
ute richtig und fein unterschieden, und Grimm wird in der
euen Ausgabe seiner Sprachlehre darüber manche Entdeckung
ittheilen. Nur bin ich nicht dafür, dafs man jedem Selb-
ut sein besonderes Zeichen beigeben soll, wodurch doch of-
nbar die Erlernung unnöthig erschwert und eine erkünstelte
ussprache hervorgebracht würde, die allenfalls in den Län-
ern, wo das Teutsche nicht ursprünglich daheim ist, angehen
ag, aber gegen die ächten Mundarten, die, wenigstens die
berteutschen, ihre Selblaute genau unterscheiden, widerlich
stechen müfste. So sehr ist ja auch unsere jetzige Sprache
och nicht herab gekommen, dafs sich aus dem Leben der
chtige Klang mancher alten Selblaute nicht von selbst ler-
en liesse. Mit Uebergehung der vier ersten Selblaute will
h für unkundige Leser des Tristans etwas weniges über das
bemerken. Die Aussprache richtet sich nach folgenden Re-
eln: *1.)* das *u* in allen gedehnten Hauptsylben der jetzigen
prache mufs im Tristan *uo*, d. i. ūŏ gelesen werden (das is-
ndische ó ist diesem gleichbedeutend), also *muot, etc.* *2.)*
chwebsylben, das sind solche Hauptsylben, die mit zwen Mit-
uten, wovon der erste eine *liquida* ist, schliessen, haben kein
, es wird also auch im Tristan *munt, stunde etc.* gelesen.
usgenommen sind die starken Zeitwörter in der Einzahl der
aumvergangenheit, welche *uo* zulassen, z B. *stūnt*, Mehr-
ahl *stuonden*; aber *stuorben, wuorben* ist fehlerhaft, denn
ie Einzahl heifst *starp, warp*, eben so darf man nicht lesen
uonde, beguonde etc. denn es ist schwach. *3.)* Das u in Scharf-
lben bleibt in der alten Aussprache unverändert, wenn auch
iese Sylben, wie es häufig der Fall ist, in schwebende über-
ehen. Man lese daher *tump, chrump, chumber* ohne *o*,
enn es sind jetzo die Scharfsylben *dumm, krumm, kummer.*
) Die starken Kaumvergangenheiten, die meist gedehnt sind,
aben in Einzahl und Mehrzahl *uo, fuor, fuoren, gruop,*
ruoben. *5.)* Unser Zweilaut *au* in Scharfsylben, wird im
ristan als gedehntes *u* gelesen, *hût, hûs, hût, brût etc.*, bei
ehnsylben wird er *ou, ouge, boum.* *6.)* Das alte *iu* am Ende
er Wörter ist eine Nebensylbe und gehört zu der Abänderung,
n Anfang und in der Mitte ist es Hauptsylbe und unser *eu*;
oniu, schöne, *viure*, Feuer. *7.)* Das *ue* ist unser *ü*, es kommt
eistens von *uo* her, dagegen wenn im Tristan *u* steht, wo
ir *ö* sprechen, so lese man *ú*, *kúnic*; dieses *ú* ist aus einem
edehnten *o* (meist vor *m* und *n*) entstanden, welches in *u*
bergeht, daher lautet unser Sohn, Söhne im Tristan *sun, süne.*
erselbe Fall ist mit der französischen Endung *on*, sie geht

immer in *un* über, scheint aber in der Mehrzahl *une* zu behalten: *pavillon, pauelun, garçon, garzun, chançon, schanzun.*

Die Rechtschreibung in der Pfälz. Hds. ist sehr ungleich, was auch hätte verbessert werden sollen. Indeſs was man nothwendig am Gotfridischen Texte aussetzen muſs, ist im Ulrichischen zu loben, der hier zum erstenmal erscheint und mit Recht getreu nach der Hds. abgedruckt ist. Für die Friberg'sche Fortsetzung hatte *Gr.* nur eine und ziemlich späte Hds., die er nicht zu Grund legen wollte, und also die andere obgleich geringere Fortsetzung wählte, weil er dafür mehr Hülfsmittel hatte, wogegen man nichts einwenden kann. Am Schluſs des Textes sind die Ueberschriften der Abentüreen, in welche die jüngste Hds. das Gedicht eintheilt, beigegeben, was ebenfalls Lob verdient. Sie scheinen zwar unbedeutend, aber ich will damit den Wolfianern der altteutschen Literatur in die Hände arbeiten Schwerlich findet man in alten Hdss., die wälsche Heldenlieder enthalten, Eintheilungen in Aventüren, sie sind bei allen erst später hinzugekommen. Dagegen sind die Lieder des Heldenbuchs schon in den ältesten Hdss. in Aventüren getheilt, solche Abschnitte liegen also wesentlich in der teutschen Dichtung, wie z. B. im Otnit, sie sind also Spuren einzelner, selbstständiger Lieder, die zu einem Ganzen vereinigt worden, wie die Heldenlieder der Edda, die aber noch nicht in eine so strenge Einheit verbunden erscheinen wie die teutschen, sondern nur in einem losen Zusammenhang auf einander folgen. Was daraus zu schliessen sey, will ich Andern überlassen.

Die Anmerkungen und das Wörterbuch zum Tristan sind nach *Benecke's* Mustern im *Boner* und *Wigalois* gearbeitet, und wie diese treffliche Beiträge zur Sprachgeschichte, denen ihre gebührende Anerkennung nicht entgehen wird. Auffallend ist im Wörterbuch *Rual's* Beinamen *li Fortenant* geschrieben und durch Burgvogt erklärt, es muſs heissen *li foi-tenant,* der Treuhalter, der Getreue, welches der Hauptzug seines Wesens ist. Im v. 5581. erklärt *Gr.* die Worte *Schavelier Parmenie* richtig für ein Feldgeschrei, vergl. dazu Trist. bei Müller v. 9051., wo *chiveilir, damesele, ma blunde Isot ma bele* vorkommt, und Friberg v. 1806. In der Ravennaschlacht steht ein ähnliches: *hersche volir Berne,* worin *Görres* (s. diese Jahrb. 1813. S. 349.) die Worte: Acht, schau wohl in Berne: achtet wohl ihr Berner, vermuthet, Göttling aber (Nib. u. Gib. S. 94.) ohne weiters in *schevolir* oder *schivolir* eine wälsche Aussprache des teutschen Namens *Gibelin* erkannte. Man sollte freilich so viel hinter einem *chevalier* nicht suchen, und um

as Kleeblatt lächerlicher Vermuthungen vollständig zu machen. o lese man in meiner Abhandlung über den Tristan (XXXIV. Tote 42), wie ich selbst über den walisischen Hund *Peticrew* erumgerathen.

In dieser Abhandlung suchte ich die Bedeutung der Sage em Tristan nach Anleitung der Heldenlieder zu erforschen, oraus sich ergab, dafs auf dem festen Lande Europa's so ziemch eine und dieselbe bildliche Ansicht der Sage statt gefunen. Tristan erscheint nämlich als ein solarisches Wesen und it eine Versinnlichung des Gegensatzes in allen seinen Abstuingen. Die Allgemeinheit dieser Ansicht rührt aus der teutchen Sage her, die über das ganze West- und Südeuropa verreitet und mit den Sagen anderer Völker vermischt wurde.)iese Bedeutung ist in sich abgeschlossen und der wahre Inalt der Sage, durch ihre Allgemeinheit steht sie als Volksglauen da, der vom teutschen fast nicht unterschieden ist. Da edoch der Held der Sage in den Stammsitzen des celtischen ilaubens, auf den brittischen Inseln, am wichtigsten auftritt, o liefs sich vermuthen, dafs die Ueberlieferungen jener Inselölker manchen merkwürdigen Aufschlufs über ihn enthalten nöchten. Als jene Abhandlung bereits im Drucke begriffen ind nicht länger zurück zu halten war, kam mir erst eines er Hauptwerke über den altbrittischen Glauben: *Edw. Davies ythology and rites of the british Druids, ascertained y national documents. London 1809. 8.* in die Hände, essen Nachweisungen über den Tristan so wichtig sind, dafs ch sie in einem Anhang zu meiner Abhandlung bekannt mahen wollte, aber damit zu spät kam, weil *Groote's* Werk schon usgegeben war. Die Forschungen des *Davies* sollen daher hier ine Stelle finden, je weniger sie in Teutschland bekannt und unerfahrner er selbst in teutscher Literatur ist. Mit Wegissung des Unnöthigen theile ich aus seinem Werke S. 413, 59 bis 460. im Auszuge mit, was den Tristan betrifft. Seine uelle ist meistens die walisische Archäologie, eine höchst ichtige Sammlung altbrittischer Ueberlieferungen, die in Teutschind wenig bekannt noch weniger verstanden sind. Setzt man ch über die Einseitigkeit und das christliche Vorurtheil weg, omit *Davies* die ganze Druidenlehre für eine verunstaltete Gehichte der Sündflut und des Patriarchen *Noah* ausgeben will, sind seine übrigen Forschungen, durch seine Bekanntschaft iit dem walisischen Alterthum und seine gründliche Sprachenntnifs immerhin sehr brauchbar. Ich habe den Auszug zur ichteren Uebersicht in kleine Abschnitte getheilt und zum chlusse einige Forschungen, die *Davies* theils nicht anstellen onnte, theils nur andeutete, weiter ausgeführt.

Die allgemeine Bedeutung Tristans wird durch die Druidischen Ueberlieferungen nicht aufgehoben, vielmehr bleibt er auch hier der leidende Sonnenheld, aber die brittischen Nachrichten über ihn sind dadurch vor allen andern ausgezeichnet, dafs sie die geschichtliche Thatsache enthalten, wie die Lehre von einem sterbenden Sonnengott zu den Celten gekommen, und wie sie bei ihnen Eingang gefunden und verfolgt worden. Tristan ist bei den Britten eben so wenig ein geschichtlicher Mensch als in den Sagen der andern Europäer, sondern ein Religionszweig menschlich aufgefafst und gebildet, der ursprünglich ganz wie die teutsche Sonnenlehre beschaffen war, dessen Sage aber durch Einmischung dessen, was die Lehre bei den Britten für Schicksale erfahren, hie und da verändert worden, daher ich grade diejenigen Stellen, die rein geschichtlich im Tristan sind, aus der Religion nicht erklären konnte.

§. 1. *Tristan als die letzte grosse Veränderung der Druidenlehre.* Ueber die Ausbildung, Umwälzungen und Unterdrückung der brittischen Druidenlehre giebt es mancherlei Ueberlieferungen, die bedeutenderen sind die mythologischen Triaden (Erzählungen) von den drei mächtigen Schweinhirten, worunter drei verschiedene Zeiträume der brittischen Druidenherrschaft verstanden sind. Das Symbol des Schweines ist nicht nur in dieser Geheimlehre, sondern auch in vielen alten Religionen bedeutsam und hat den nächsten Zusammenhang mit der Druidenlehre vom Wasser. Der erste Schweinhirt in Britannien, sagt die Triade, war *Pryderi* der Sohn des *Pwyll*, der zweite *Coll*, der Sohn des *Collvrewi*, der dritte *Trystan*, der Sohn des *Tallwch*, dieser bewahrte die Schweine des *March*, des Sohnes von *Meirchiawn*, während der Schweinhirt zu *Essyllt* (Isolt) eine Botschaft machte, um mit ihr eine Uebereinkunft zu schliessen. Zu gleicher Zeit verbanden sich *Arthur*, *March*, *Cai* und *Bedwyr* zu einem Raubzuge gegen den *Trystan*, allein sie bekamen auch nicht ein Ferkel von ihm, weder durch Schenkung, noch Raub, noch List, noch Gewalt, noch Diebstahl [1]). Darum heifst man die drei die mächtigen Schweinhirten, weil ihnen kein Schwein auf irgend eine Art entrissen werden konnte, und sie die anvertraute Heerde unverletzt den Eigenthümern zuführten. — Die Sage beschreibt also die Vermischung mit

---

[1]) *Pryderi* heifst dem Wort nach *tiefer Gedanken* oder *reife Ueberlegung*, *Pwyll* heifst *Vernunft*, *Bedacht*, *Klugheit* oder *Geduld*. Beide Vater und Sohn sind ganz mysteriöse (*mystical*) Charaktere, oder Personificationen abstrakter Ideen. *Coll* heifst Ruthe, *Collvrewi* Schreckensruthe, *Trystan*, Herold. *Tallwch* der Versenker, Unterdrücker, *Essyllt* Schauspiel, Augenweide, *March* Pferd. *Davies.*

emden Mysterien *(foreign mysteries)*, die in *Cornwall* eingeführt
nd von da weiter verbreitet, aber als unrechtlich und verun-
altet angesehen wurden, daher auch das Verhältniſs Trystans
nd Essylts als ehebrecherisch und blutschänderisch dasteht.
Vie ich anderwärts berührt, scheint das Ganze auf die Ver-
nischung der ursprünglich brittischen Religion mit den Ge-
räuchen des Schweines im Phönizischen Glauben anzuspielen.
Der Charakter Tristans. als Herold der Mysterien, bezeichnet
aher den Inbegriff einer mysteriösen Glaubenslehre, die in
iner gewissen Zeit im brittischen Druidenwesen das Ueber-
ewicht hatte. Auch von diesem Charakter Tristans geben die
nythologischen Triaden mancherlei Nachrichten. Es gab näm-
ch drei Herolde des brittischen Eilands, der erste war *Grei-
iawl*, oder wie er auch genannt wird *Gwgon Gwron*, der zweite
wair Gwrhydvawr, und der dritte *Trystan*, der Sohn des *Tallwch*.[2])
Niemand durfte bei Strafe der Friedlosigkeit sich der Würde
ieser Herolde widersetzen. Die Bedeutungen der Namen und
ie Verbindungen dieser Wesen zeigen deutlich, daſs jede ih-
er Eigenschaften auf die Sündfluth zurück zu beziehen sey,
as sie auch sonst noch für Bedeutungen gehabt haben mö-
en. Ueber diese unverletzliche Amtswürde giebt es noch an-
ere Sagen, nämlich von den drei gekrönten Oberhäuptern
rittaniens. Das erste war *Huail*, der Sohn des *Caw*, das zweite
ai, der Sohn des *Cynyn Cov*, mit dem Zunamen *Cainvarvog*,
länzender Bart, das dritte endlich *Trystan*, der Sohn des
allwch. *Bedwyr*, der Sohn des *Pedrog*, trug seine Krone *(dia-
em)*, wenn er den Vorsitz über die andern führte.[3]) Von
er Festigkeit und Strenge ihres Ansehens sagt eine andere
Nachricht, daſs *Eiddilic Corr* (derselbe mit *Coll*) *Gwair* (der
ämliche mit *Cai*) und *Trystan* die drei einzigen Personen ge-
esen, die gar nichts von ihrem einmal gefaſsten Vorsatz hätte
bbringen können. Anderwärts ist er auch als Priester aufge-
ihrt, denn die drei Männer *(knights)*, welche am Hofe des
nythischen Arthurs die Mysterien in ihrer Obhut hatten, wa-
en *Menu*, *Trystan* und *Cai*. Hieraus kann man schliessen, daſs
rystan die Versinnlichung einer grossen Triebkraft in der
rittischen Religion während eines gewissen Zeitraums ihrer
eschichte gewesen, und das Liebesverhältniſs mit *Essylt*, der
ochter oder nach andern Nachrichten der Frau des *March*,

---

[2]) *Greidiawl*, der Hitzige; *Gwgon Gwron*, streng wirksam; *Gwair Gwrhydvawr*, Erneuerung grosser Wirksamkeit. Davies.

[3]) *Huail*, Stellvertreter des *Hu*; *Caw*, Einschliessung; *Cai*, Anschliessung; *Cynyn Cov*, Ursprung des Gedächtnisses; *Bedwyr*, männliches Glied; *Pedrog*, Viereck. Davies.

seines Oheims, ebenfalls in einem geheimen *(mystical)* Sinn zu verstehen sey [4]). Uebrigens scheint der andere *Trystan, Marchs* Sohn, derselbe mit dem unsrigen zu seyn, er wird mit *Rhynhawt eil Morgant* und *Dalldaw* als Genosse des Hofes beim mythischen Arthur angeführt.

§. 2. March, die ältere Druidenlehre in Cornwall und Irland, aus der die Tristanische Ketzerei hervor gegangen.

March war ein Fürst in einem Theile *Cornwalls*, seine Namensbedeutung Rofs, und seine Abstammung von *Meirchiaw*, den Rossen der Gerechtigkeit mufs ohne Zweifel auf das Pferd der alten Mythologen bezogen werden, worunter nach *Bryant* die Arche Noahs verstanden war [5]). Ich werde daher im Verfolg beweisen, dafs bei unsern Vorfahren das Rofs ein beliebtes Bild für das heilige Schiff gewesen. Marchs Abkunft von den Rossen der Gerechtigkeit hat wahrscheinlich Bezug auf den gerechten Patriarchen und, um sein Wesen schärfer zu bestimmen, wird er als der Schiffmeister dargestellt, in welcher Bedeutung er dem *Gwenwynwyn*, dem dreimal guten, dem Sohne *Navs* gleich gestellt wird *Nav* heifst Herr, eine Benennung *Noah's*, und *March* wird denn auch dem *Geraint ab Erbin*, dem Schiffe der hohen Herren oder Führer an die Seite gesetzt [6]).

War also March ein mythisches *(mystical)* Wesen, so wird seine Frau oder Tochter wohl ähnlicher Abkunft gewesen seyn. Die Druiden-Geheimlehre erzählt, dafs drei unkeusche Weiber Töchter Eines Vaters gewesen, nämlich des *Cul Vanawyd Prydain*, d. h. der Person, die den kleinen Platz in den Wassern Britanniens einnimmt. Also auch ein Hinblick auf die Geheimlehre von der Sündflut und der sündflutige Gott, der heilige Stier hatte seinen Sitz in einem solchen Platze. Die erste je-

---

4) *Davies* braucht das Wort *mytical* unbestimmt, ich habe diefs in der Uebersetzung vermieden, aber jenes Wort jedesmal eingeschlossen beigefügt, wo ich von der gewönlichen Bedeutung abgewichen. M.

5) *Davies* führt über das mythische Rofs der Alten eine Stelle aus *Bryant's Analysis Vol. II* S 408 an. Vgl. darüber *Creuzer's* Symbolik Bd. II. S 278 597 flg. III. S. 364 wo die Bedeutung des Rosses als Meer etc. weiter ausgeführt ist M.

6) Es gab zu Anfang des 6ten Jahrhunderts einen Fürsten mit demselben Namen *Geraint ab Erbin*, allein diese Benennung ist selbst aus der Sagenlehre entlehnt und der *Geraint* der walisischen Sagen ist ein mythisches Wesen *(mystical character)*. **Davies** Dies ist eines von den vielen Beispielen, wie Namen und Charaktere der Sagenhelden auf geschichtliche Menschen übertragen werden. Dieser Fall kommt im teutschen Heldenbuch nicht selten vor, vgl. Die Nachweisungen, die ich hierüber im Otnit S. X und 29 gegeben. M.

er drei Schwestern war *Essylt* mit dem Beinamen *Vyngwen*, ie Bulerin *(concubine) Trystans*, die zweite *Penarwen*, das Weib es *Owen*, des Sohnes *Urien's*, die dritte *Bun*, die Frau des lammenträgers [7]. Es ist ziemlich klar, dafs diese drei Töchter des *Manawyd* sich auf drei Arten der Geheimlehre beziehen, vie die Schweinhirten, und alle auf die Sündflut zurückweisen. Der Vorwurf der Unkeuschheit beruhte entweder darauf, weil ie mit Männern fremdartiger Völker umgiengen, oder weil sie er Inbegrif fremder und verdorbener Gebräuche wären, die on der mehr einfachen Religion der ursprünglichen Barden icht anerkannt wurden. Der Namen *Essylt* heifst Schauspiel, der Gegenstand anhaltender Betrachtung, ohne Zweifel eine nysteriöse *(mystical)* Bedeutung. Als die Frau des Rosses hat ie den Beinamen weisse Mähne, sie war also die Stutte, was lurch die Nachricht des kundigen *Taliesin*, der die brittische *Ceres* in der Gestalt einer stolzen, üppigen Stutte sah, allerdings estattigt wird. Und *Bryant* versichert, dafs die *Hippa* (Stutte) ine der ältesten Gottheiten des Heidenthums sey, und besonlers die flutige *(Arkite) Ceres* diesen Namen gehabt und deshalb ihre Priesterinnen *Hippai* (Stutten) geheissen hätten. So egreift sich nun, warum in diese Göttin und ihren Dienst der rittische Herold und Mystagog *Trystan* so sehr verliebt war u. eine Heerde also aus Priestern u. Getreuen bestand. Er scheint ibrigens doch ein jüngerer Zeitraum des Druidenwesens zu seyn ls *Coll*, denn dieser hatte die Obhut über das mysteriöse *(mystical)* Schwein, ehe es Jungen geworfen oder Gläubige auf Brittischem Boden gefunden, aber unter *Trystan* ist schon die Heerde der Ferkel, die jedoch immer von dem mythischen *(mystical)* Arthur und seinen Helden, d. i. von der Hierarchie der ingebornen Britten verfolgt wurde. *Coll* wird daher auch einstimmig als ein Fremder beschrieben, der nach Britannien gekommen, während *Trystan* ein Inländer und von einiger mysteriöser *(mystical)* Wichtigkeit war, bis er sich mit dem Schwein oder der Genossin des kornwallischen Rosses vermischte.

§. 3. Spuren der Druidenlehre im Tristrem des Thomas von Erceldoune, und zwar a) Tristrems Geburt und Abkunft.

---

[7]) Das Wesen *Urien's* in den walisischen Sagen ist mythologisch, er scheint eine bedeutende Rolle im mytischen Drama gespielt zu haben. Unter dem Namen des Flammenträgers glaubt man den König *Ida* von Northumberland baschrieben, ist das richtig, so könnte *Bun* auf die Mysterien der Isis anspielen, die Tacitus bei den alten Teutschen fand und welche der heidnische *Ida* bei den Britten eingeführt haben könnte. *Vyngwen* heifst die mit der weissen Mähne, *Penarwen* die weifsköpfige, *Bun* das Mädchen. *Davies.*

Die bisherigen Nachrichten aus den *Triaden* sind ohne Zweifel Auszüge alter mythischer *(mystical)* Sagen, die unter den ältesten Britten im Schwange giengen. Und doch sind die Sagen, die sich zunächst auf die Abentheuer *Trystans* beziehen, aus der Walisischen Sprache verschwunden, jedoch sicherlich da gewesen und haben die Grundlage der romantischen Lieder von dem berühmten Helden *Sir Tristram* gebildet, die noch jetzt im Französischen und Englischen vorhanden [8]). Darunter ist der *Tristram* des *Thomas* von *Ercildoune* besonderer Aufmerksamkeit werth, weil er die ächte Brittische Religionslehre, freilich von dichtender Einbildungskraft verschönert, enthält. Dieser Schriftsteller ändert den Namen *Trystans* in *Tristrem* u. *Trem Trist*, was in Walisischer Sprache *eine traurige Gestalt (woeful contenance)* bedeutet, ein zu lustiger Gedanken, als dafs er dem launigen *Cervantes* entgangen seyn könnte, der ohne Zweifel diese Romanze im Französischen oder Spanischen gesehen. Den Vater des *Tristram nennt Thomas Rouland*, welches eine Französische Uebersetzung des brittischen Namens *Tallwch* oder des irischen *Tuileach*, d. i. rollende oder überschwemmende Flut ist. Seine Mutter *Blanche Flour*, Weifsblume, Schwester des Königs *Mark*, desselben mit dem *March* der Triaden, ist gewifs die liebliche *Flür* der brittischen Sagenlehre, in welche der berühmte *Cassivellaunus* so sehr verliebt war, dafs er den Zug nach Gallien unternahm, wozu die Götter Brittanniens aufmunterten, um Flurs Unbill zu rächen, welches dann Julius Cäsars Empfindlichkeit aufregte [9]). *Flur* ist eigentlich das Zeichen und Unterpfand der Vereinigung unter den Bekennern der Druidenlehre, welche die Britten nöthigte, ihren Brüdern in Gallien Hülfe zu leisten (gegen die Römer), wie Cäsar erzählt u. was diesem Anlafs zum Angriff Brittanniens gab [10]). Die sym-

---

8) Man sieht, dafs *Davies* den Umstand, dafs vom *Tristan* nicht mehr in den walisischen Quellen sich vorfindet, nicht genügend erklären konnte, es bestättigt aber diefs meine obige Vermuthung, dafs die Sage vorzüglich in Bretagne ausgebildet worden und diefs Verderbnifs der Druidenlehre zuerst in Bretagne Eingang gefunden und von da nach Cornwall eingeschlichen sey. M.

9) Im *Cäsar* steht hievon nichts, die Nachricht ist aus den Sagen in der walisischen Archäologie, die von Davies kurz eingeführt werden aber nicht zu unserm Zwecke gehören. M.

10) *Cäsar de B. G. IV. c.* 20 sagt nur und konnte vielleicht nicht mehr berichten; *in Britanniam proficisci contendit, quod omnibus fere Gallicis bellis hostibus nostris inde subministrata auxilia intelligebat*; allein Davies Vermuthung, dafs die Ursache dieser Hülfleistung in der Religions-Verwandtschaft gegründet gewesen, hat alle Wahrscheinlichkeit. M.

olische Blume *(Flur)*, welche die Verwandtschaft und Eintracht der Celten bezeichnete, war meiner Meinung nach das weisse Drei- oder Kleeblatt, denn diefs war den Barden die heilige Pflanze, das Sinnbild der Dreieinigkeit, das grosse Geheimnifs, welches auch in der wahren Anlage ihrer Triaden und *Tribanau* verborgen lag. Dazu gehört die Sage, dafs vier weisse Kleeblätter sogleich aus dem Boden entsprangen, den die grosse Mutter *Olwen* zuerst betrat [11]).

Flur ist die Tochter des *Mygnach*, eines mythischen Wesens *(mystical character)*, des Sohnes vom *Mydnaw*, d. i. dem Beweger des Schiffes. In einem Gespräche mit *Taliesin* kommt er vor wie *Arawn*, der König der Tiefe, mit seinen weissen Hunden oder dienenden Druiden, sein Sitz ist *Caer Seon* auf dem mysteriösen *(mystic)* Eiland und der vornehmste Barde verehrt seinen *Gorsedd* oder Thron. Es scheint also der ursprüngliche Verfasser der tristanischen Sage durch die Aeltern des Helden: rollende Flut und Sinnbild der Einigung, die wahre Abstammung von der flutigen Religion *(Arkite Religion)* bezeichnet zu haben.

§. 4. *b) Tristrems Kindheit und Jugend.*

Nach dem Tode seiner Aeltern kommt *Trystan* in die Pflege des Fürsten *Rohand*, eines Todfeindes vom Herzogen *Morgan*. Beide Wesen finden sich in den *Triaden*, aber etwas verschieden gezeichnet. *Morgan* mit dem Beinamen *Mwynvawr*, ist der Sohn des *Adras (Adrastus?)* und einer der Helden am Hofe des mythischen *(mythological)* Arthurs, und *Rohand* heifst *Rhyhawd*, beigenannt *Eil Morgant*, welche Namen bedeuten, dafs er seine Geheimlehre trotz aller rechtlichen Gränzen einführte und verbreitete. Die Triaden gesellen ihn am Hofe desselben *Arthurs* zu *Dalldav* und *March* [12]). Er wird daher auch *Overvardd* genannt, das ist einer, der die Bardenlehre durch Beimischung fremder Sagen verdorben, also ein Priester, der durch Neuerungssucht Aenderungen im Druidenwesen machte. *Rohands* List, der durch eine vorgespiegelte Niederkunft seiner Frau den *Trystan* mit verkehrtem Namen *Trem Trist* als seinen Sohn annahm, zeigt die Besorgnifs und Mühe, seine Stelle zu

---

[11]) Die Pflanze hiefs *Meill*, davon rührt vielleicht *Cy-vaill*, ein Verbündeter, der wechselseitig das Kleeblatt reicht und empfängt. Auf jedem Blatte desselben ist das blasse Bild eines Krautes. *Davies.*

[12]) *Morgan* heifst Sohn des Meeres, *Mwynvawr* der zierlichste, *Rhybawd* der Mann des Uebermafses, *Eil Morgant* Nachfolger Morgan's, *Dalldav* Mystagog. *Davies.* Aus *Rhybawd* oder *Rouland* scheint der Namen *Rual* im Gotfrit von Strasburg entstanden, und sein Beinamen *li foitenant* hat also auch eine Bedeutung in der Religionsgeschichte. M.

behaupten. Er liefs den Trystan mit der gröfsten Sorgfalt er ziehen und die Geheimnisse der Jagd waren die unterscheiden den Merkmale dieser Bildung. Trystans Kunst, das Wild z zerlegen, ist ganz in der bildlichen Art altbrittischer Sagen u bedeutet, dafs er in den mit Fremdartigem gemischten Gottes dienst des *Rhyhawd* eingeweiht war. So war auch der Eingeweihte *Taliesin* von der *Ceridwen* wiedergeboren und in ihre mysteriösen (*mystical*) Halle unterrichtet, und so ist die Feier der Mysterien in der Sage vom *Pwyll* unter dem Bild der Jagd vorgestellt. Die neue Lehre aber, die *Tristrem* erhielt war vor jener seiner Vorfahren verschieden, darum wurde sein Namen verkehrt.

Das fremde Schiff, welches an *Cornwall* landet, macht *Thomas* zwar zu einem Norwegischen, allein da die Begebenheit mythologisch ist, so mufs es einem Volke angehören, das in den ältesten Zeiten des Heidenthums die Cornwallische Küste besuchte, denn es war mit Falken befrachtet, die Tristan im Schach gewann, und an seine Freunde vertheilte, und man versteht diese Ladung erst, wenn man weifs, dafs die brittische Ceres sich selbst in einen Falken verwandelte und dieser Vogel in den morgenländischen Religionen ein heiliges Wesen ist, das auf den egyptischen Denkmälern so häufig als das Lieblingsbild der Isis vorkommt.

Tristan wird am Hofe von Cornwall durch den Ring, den ihm seine Mutter gegeben, d, h. durch das Wahrzeichen eines Druiden, als Neffe des *March* anerkannt, mit andern Worten, er wird in den Bardenorden aufgenommen und zum Befehlshaber eines Kriegsheeres ernannt, d. h. zu einem Hohenpriester, der fünfzehn *eberköpfige* Feldherren anführt, — eine Allegorie, die mit der von dem grossen Schweinhirten in den *Triaden* dieselbe ist. Nun greift *Tristrem* den Herzogen *Morgan*, den Vorsteher der ältern Druidenlehre an, erschlägt ihn und giebt das eroberte Land an *Rohand*. So begreift sich, warum dieser *Eil Morgan*, Morgans Nachfolger heifst.

§. 5. *c. Tristrems Liebestrank.*

Bei *Tristans* Fahrt nach Irland scheint der Hafen von *Dublin* eine neuere Zuthat des Dichters, der Unterricht aber, den *Tristan* der *Ysonde* (*Essylt* in den *Triaden*) ertheilt, ist die Einweihung in seine Geheimlehre. Der Zaubertrank scheint der mystische Trank (κυκεὼν) der *Ceres* zu seyn und zusammen zu hängen mit der Verfertigung des heiligen Kessels der *Ceridwen* und mit dem Wein und Meth der walisischen Barden, den die Lehrlinge bei ihrer Einweihung in die Mysterien bekamen. In unserm Fall aber versinnlicht der Trank die Gemeinschaft alle Rechte der Eingeweihten. *Brengwain* ist sicherlich der bri-

ische *Bronwen*, die *Bran* nach Irland führte, nebst dem my-
teriösen (*mystical*) Kessel, und sie einem Fürsten vermälte,
en schon sein Namen *Math-oluoh*, Sitz der Würde auszeich-
et. Der Hund *Hodain*, der den weggeworfenen Becher aus-
eckte, wurde dadurch der beiden Liebenden unzertrennlicher
efährte, und ist seiner Bedeutung nach ein Merkmal der *Ce-
s*, deren Priester *Taliesin Hodigion* nennt, d. h. Leute mit
Ohren von Kornähren [13]. Vielleicht war *Hodain* ein Priester,
enn die Heidenpriester wurden anderwärts Hunde genannt,
ie brittische *Ceres* selbst verwandelte sich in eine Hündin und
n der Sage vom *Pwyll* ist die Priesterschaft durch weisse Hun-
e vorgestellt.

Die Entführung der *Ysonde* durch den irischen Spielmann
minstrel) hat wahrscheinlich die Bedeutung, daſs die Belgier
der andere Inwohner des alten Irlands in die Cornwallischen My-
terien eingeweiht waren. Der Briefwechsel *Tristans* mit seiner Ge-
ebten durch schmale Holzstäbe mit geheimen eingegrabenen Zei-
hen ist eine deutliche Anspielung auf die druidische Weissagung
urch das Looswerfen. Diese Stäbe waren nämlich die *Coel-
eni*, Weissagstäbe, die so oft von den Barden erwähnt wer-
en, oder sie waren auch die Loose, die vom Schoſs eines Frucht-
aumes in Kerbhölzer ausgeschnitten und mit geheimen (*my-
terious*) Zeichen unterschieden wurden, wie Tacitus genau be-
chreibt [14]. So ist auch das *Orchard* entweder der Druidische
Vald dieser Fruchtbäume oder die Loose selbst, die aus die-
em Walde genommen wurden. Der *Caledonische Merddin* be-
chreibt daher den ganzen Kreis der Druidischen Geheimlehre
Mysticism) als ein *Orchard* von 147 Fruchtbäumen, die alle
ie vollkommene Kerbhölzer zusammen passen.

§. 6. *d. Tristrems Flucht und Thaten in Wales. Blanche-Flur die zweite.*

Nun wird *Tristan* Hochconstabel, oder nach der Triaden-
prache *Priv Hud*, Vorstand der Mysterien, aber bald vom Hof
ntfernt, schützt er in *Wales* den König *Triamour* gegen den
iesen *Urgan*, und erhält das Land durch Uebergabe des roth-
laugrünen Hündleins. Dieser *Triamour* scheint der irische *Tri-
thmor* zu seyn (das *th* wird in der Aussprache nicht gehört)
elcher Namen einen grossen König, Eber, Sau, Welle oder
lügel bedeutet, so daſs er einen hinlänglichen, mysteriösen

---

[13]) *Bronwen* ist die *Proserpina* der Britten. *Hodain* heiſst Korn, das im Ohr aufschieſst. *Davies*.

[14]) Vergl. hiezu die Erörterungen und Berichtigungen, die *W. C. Grimm* über teutsche Runen S. 308—312 gegeben. M.

(mystical) Vielsinn enthält, um entweder den Vorsteher der Walisischen Druiden, die Hauptsymbole ihres Glaubens, oder den Vorrang ihrer Würde zu bezeichnen. *Urgan* ist wohl der *Gwrgi* in den Triaden, ein sagenhafter Unhold *(mystical cannibal)*, nämlich ein Priester oder Gott, der mit Menschenopfern sich abgab. Und gewöhnlich ist ja unter den mythologischen Riesen-Unmenschlichkeit oder Ketzerei verstanden, darum ist oft der höflichste Held einer Sage der trotzigste Riese in einer andern, je nachdem die Erzähler verschiedener Meinung waren.

Tristan erhält *Wales*, giebt es aber gleich wieder an *Triamours* Tochter *Blanche Flour* ab, was wohl die Bedeutung hat, daſs *Tristans* Sekte in *Wales* zwar eingeführt aber nicht fest begründet worden. *Blanche Flours* Namen ist derselbe mit dem der Mutter *Tristans*, er enthält das mysteriöse *(mystical)* Sinnbild der Glaubenseinheit. Der kleine Hund war ein Priester, seine rothblaugrüne Flecken sind die sogenannten Abzeichen *Gleiniau* oder Schlangensteine *(Gemmae anguinae)*. So nannte man kleine Glasamulete, gewöhnlich so weit als unsere Fingerringe, aber viel dicker, meist von grüner, auch zuweilen von blauer Farbe, und noch andere sonderbar mit blauen, rothen und weissen Wellenlinien geziert. Nach *Owen's* Versicherung wurden diese Ringe zum Unterscheidungszeichen verschiedener Bardenorden getragen, die blauen gehörten den Bardenvorstehern, die weissen den Druiden, die grünen den Ovaten und die dreifarbigen den Schülern. Und sonach scheint jenes vielfarbige Hündlein entweder ein Schüler oder höherer Lehrling in den verschiedenen Orden gewesen.

Der Wald, in den sich *Trystan* und *Ysonde* von *Mark* vertrieben, zurückgezogen, ist ein Druidenwald, die Liebeshöhle ist eine heilige Zelle, die von den Riesen oder den Bekennern einer andern Sekte erbauet war. Die Hunde, die sie durch ihre Jagd ernähren, sind Priester, das erjagte Wild die Lehrlinge oder Novizen, das Schwert zwischen beiden Liebenden ist das Waffen, welches gegen den ketzerischen Schüler gezogen und vorsichtig bei der Bardenversammlung auf dem Steine, der die Zelle bedeckte, wieder eingesteckt wurde.

(Der Beschluſs folgt.)

No. 77. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Tristan, herausgegeben von E. v. Groote.

(*Beschlufs.*)

§. 7. *Tristrem und Ysonde die zweite.*

Diese ist nach *Thomas* von *Erceldoune* die Tochter des Herzogs *lorentin* von *Bretagne*, dessen Namen mit *Flur* einigen Zusammenhang hat. Die Ehe *Tristans* mit ihr ist unglücklich durch en Ring oder sein heiliges *Amulet*, das ihm immerfort seine ühere Liebe erneuert. Diese zweite *Ysonde* ist eine Sage von nehr einfachen und ältern Mysterien in Gallien, an denen der usschweifende Sinn des Kornwallischen Priesters (*Tristans*) kein ienügen fand, und folgende Sage giebt uns einen Wink über en Fehler, den *Tristan* darin angetroffen. Er empfieng namich als Mitgift einen Landstrich, der an die Besitzungen des iesen *Beliagog* gränzte, und *Florentin* hatte ihm genau eingechärft, in dem Lande dieses Unholds, welcher ein Bruder zu *Iorgan*, *Urgan* und *Moraunt* war, niemals zu jagen, d. h. Myterien zu feiern. Trotz dem aber jagt *Tristan* im fremden Gehege, überwindet den Riesen und macht ihn zum Lehnsmann. Da nun *Beli* die Sonne heifst, so mag wohl *Beliagog* mit dem Valisischen *Beli a gwg* dasselbe seyn. Diefs heifst der strenge der grollende *Beli* und ist der *Belenus* der neuern Druiden in *Irmorica*, den *Ausonius* ausdrücklich für den *Phoebus* oder *Apollo* rklärt. Der Riese also, der so sehr von den ursprünglichen Priestern in Bretagne gehafst wurde, hatte doch einige Verindung mit dem Kornwallischen Glauben und war der Sonnengott. Man bemerkt in allen *Triaden* und mythologischen Saen, dafs wenn ein Verderbnifs der Druidenlehre beschrieben vird, allemal Anspielungen auf die Sonnenverehrung vorkomnen oder auf die Symbole, die damit zusammen hängen. Dieer Glauben erscheint bereits in den Liedern unserer ältesten Barden vermischt und einverleibt mit der flutigen Sagenlehre, ind die eifrigern Anhänger des Sonnendienstes hatten den Schimpfamen *Beirdd Beli*, Barden des *Beli*.

Wenn wir die gallische Sage zu Cäsars Zeit bedenken, dafs die damalige Druidenlehre von Brittannien ausgegangen, so nögen auch folgende Umstände von Bedeutung seyn. *Tristan*

befahl nämlich dem *Beliagog*, eine Halle oder Tempel zu E
ren der *Ysonde* und *Brengwain*, d. i. der Kornwallischen *Ce*
und *Proserpina* zu bauen. Der Riese baute den Tempel in s
ner eigenen Burg und zeigte dem *Tristan* den geheimen und
cheren Weg dahin. Die Halle war mit Bildern geziert, die g
nau *Tristans* ganzes Leben darstellten mit treuen Abzeichnu
gen der *Ysonde*, *Brengwain*, des *March*, seines Rathes *Meriad*
und der mysteriösen (*mystical*) Hunde *Hodain* und *Peticr*
Dieses mythologische Gemälde beschreibt ohne Zweifel die Ei
führung eines Gottesdienstes und einer Lehre von Brittanni
nach Gallien und scheint ein Gemisch flutiger Religion und S
bäischen Götzendienstes gewesen.

Nach *Cäsars* Versicherung holten die eifrigeren gall
schen Druidenlehrlinge die vollkommenste Wissenschaft aus *Bri*
tannien, auch darauf spielt die Sage an. *Tristan* machte näm
lich seinem Schwager *Ganhardin* von *Bretagne* eine so schön
Beschreibung der kornwallischen *Ysonde*, dafs ihn seine Neu
gierde auf das Zauberschlofs des *Beliagog* führte, dem er ohn
Zittern nicht nahen konnte. Dort sah er das Bild der *Ysond*
und *Brengwain* und fiel vor Erstaunen über ihre Schönheit i
Ohnmacht. Darum fuhr er aus Liebe zu *Brengwain* mit *Tri*
stan nach *Cornwall* und vermälte sich mit ihr in dem heilige
Walde.

Hier bricht die unvollständige Handschrift von *Auchinle*
ab, die französischen Ergänzungsbruchstücke sind aber nac
meinem Urtheil über brittische Mythologie, *die gewifs die Grund*
lage der tristanischen Geschichte ausmacht, weit weniger authen
tisch als das Werk *Thomas* des Reimers.

§. 8. *Schlufsbetrachtungen*. Diese erzählten Begebenheite
tragen den ursprünglichen Charakter der Ueberlieferungen, di
man in den *Triaden*, *Mabinogien* und andern Anspielungen de
alten Barden findet, und *sie verrathen eine gemeinsame Urquel*
solcher romantischen Dichtungen, die lange Zeit das Lieblingslese
in Europa waren. Solche Erzählungen, wie die *Mabinogien* sin
keine eigentliche Geschichte, das ist anerkannt. Sie sind bl
aufgekommen, um einen schwachen Stral über Zeiträume z
verbreiten, wo die Geschichte ihr Licht versagt. Sie enthalt
Sagen aus entfernten Zeiten, wo die Druidenlehre noch m
che geheime und öffentliche Freunde hatte, und stimmen m
den ächtesten Nachrichten vom brittischen Glauben überein.

So haben wir also unter dem Bilde der drei mächtig
Schweinhirten zuvörderst eine Nachricht von der ältesten Re
ligion unserer celtischen Vorfahren, und diese scheint ein v
dorbener patriarchalischer Glauben gewesen, verbunden mit ei
nem strengen Widerwillen gegen den *Sabäeismus*. *Coll* und s

ıysteriöses Mutterschwein (*mystical sow*) ist das Bild einer neuen .ehre, die in *Cornwall* eingeführt und von da nach *Wales* und ritannien verbreitet worden. Sie hieng im Allgemeinen mit em älteren Glaub n zusammen, schloſs aber in sich die Verhrung der Himmelskörper ein, und stellte den vergötterten 'atriarchen (*Noah*) als vereint mit der Sonne dar. *Trystans* Vesen enthält die Fortsetzung dieses Ketzerglaubens, der noch ıit Fremdem gemischt und über einen grossen Theil Brittaniens ausgebreitet und auch in Irland angenommen wurde, essen Mittelpunkt aber *Cornwall* gewesen, wo der neue Glaue zuerst auf brittischem Grunde Wurtzel faſste, und von da in allien eingeführt wurde [15].

§. 9. *Tristans Lehre ist teutschen Ursprungs.* Ich will eränzen, was *Davies* aus Unbekanntschaft mit den teutschen Quelen nicht wissen konnte. Es ergeben sich aus dem vorhergeenden folgende Sätze: *1. Trystans* Sage ist bei *allen* teutschen 'ölkern in hohem Ansehen gestanden und ganz im Geiste der eutschen Heldenlieder aufgefaſst worden. 2. Er ist eine aus er Fremde gekommene Sonnenlehre. 3. Nimmt man dazu die eschichtliche Thatsache, daſs die Belgier, eines der ältesten *eutschen* Völker, Brittanniens Küsten eroberten und bewohnten, o folgt aus Allem die grosse Wahrheit, daſs diese neue Sonıenlehre *teutschen* Ursprungs war. Sie gieng daher in Brittanıien aus dem celtisch-belgischen *Cornwall* aus und konnte mit lecht als eine im Innland selbst entstandene Ketzerei angeseıen werden, obschon sie zuerst auf dem celtischen Festland, n Bretagne Wurzel gefaſst hatte. Auf beiden Küsten wirkte eutscher Einfluſs, worüber freilich keine geschichtlichen Nachichten mehr vorhanden seyn können, was aber die Bestandheile der tristanischen Sage augenscheinlich beweisen. Aus *Davies* Erörterungen ist schon so viel klar, daſs die Idee Waser in dem reinceltischen Glauben der Grundgedanken war, ıber im teutschen und slawischen Haidenthum stand die Idee Licht oben an, was ich als bekannt voraussetzen darf. Daſs die Vereinigung oder Vermischung beider Ideen in der Glaubensehre grosse Veränderungen und Verwirrungen hervorbringen nuſste, ist leicht einzusehen, indem durch den Lichtglauben ler teutsche *Dualismus* in seinen zwo stärksten Aeusserungen Sonnenkampf und Sonnentod, und Liebe und Leid zu den Celen kam. Und gerade diese erotische und solarische Religion, lie der menschlichen Natur so sehr zusagt, ist die Ursache der ıchnellen Verbreitung und des Anhangs, den die tristanische

[15]) d. h. von neuem eingeführt wurde, denn von *Bretagne* stammte die Tristanische Lehre ursprunglich her. M.

Lehre gefunden. Schönheit und Blüthe sind Ideen, die dem Lichtglauben angehören, darum wird Alles durch der lichtfarbenen Isolt Schönheit bezaubert, und so folgen überhaupt aus dem Lichtglauben alle jene Vergleichungen, die ich oben zwischen dem *Tristan* und den teutschen Heldenliedern angestellt [17]. Was aber im Tristan celtischer und was teütscher Antheil sey, ist mifslich zu erforschen, weil das englische wie das teütsche Lied aus ziemlich später Zeit herrühren und offenbar Zudichtungen erhalten haben; die in der älteren Sage nicht standen. Nach den walisischen Ueberlieferungen darf man schliessen, dafs diese Religionsvermischung bereits zu *Caesars* Zeit schon vorhanden aber noch nicht herrschender Glauben war.[18] Natürlich ist von dem eigentlichen Verständnifs dieser Sage bis zu *Thomas* von *Erceldoune* und *Gotfrit* von Strasburg viel verloren gegangen und wie denn zuletzt alle Einsicht in diese Ueberlieferungen verschwunden, davon mufs ich zum Schlufs eines der merkwürdigsten Beispiele anführen.

§. 10. *Tristan travestirt im Don Quixote.* Diesen Gedanken hat *Davies* oben geäussert, jedoch nicht weiter ausgeführt. Er verdient Berücksichtigung, wenn auch diese Behauptung nicht durchaus richtig ist. Denn schon *Pellicer* zeigte, dafs *Amadis* von Gallien derjenige Roman sey, den *Cervantes* durch seinen *Don Quixote* ins Lächerliche zog. Allein in so fern, dafs *Cervantes* selbst erklärt, der Hauptzweck seines Werkes sey gewesen, das ausgebreitete Ansehen der Ritterbücher zu vernichten, kommt auch *Tristan* allerdings in die Vergleichung mit *Don Quixote,* wiewohl er darin nur einmal erwähnt ist. [19]). Der Namen des Ritters von der traurigen Gestalt erinnert natürlich zunächst an den *Trystan,* allein *Cervantes* hat auf diesen keine vorzügliche Rücksicht genommen und *Davies* Aeusserung ist daher nur zum Theile richtig. Weit scharfsinniger

---

[17]) Es ist daher nicht unbedeutend, dafs Tristan auf seinen Reisen auch nach Teutschland kommt und seine Vergleichung mit Wolf-Dieterichs Irrfahrten giebt diesem eine bisher nicht geahnte Bedeutung.

[18]) Der Brittenkönig *Cassivellaunus* (*Casswallaon* in den Triaden) war nach walisischen Nachrichten ein Sonnendiener, dessen Land nach *Caesar* südwärts der Themse an die celtischen Belgier gränzte und der mit seinen Nachbarn unaufhörliche Kriege führte und durch seine Landsleute an den *Caesar* verrathen ward. Es mag wohl seyn, dafs die Kriege und der Verrath aus religiösen Ursachen hervorgegangen, die *Caesar* freilich nicht genau kennen lernte.

[19]) S. *Ideler's* Ausgabe des *Don Quixote,* Berlin 1804. Bd. V. S. XXXIX. XLVI. *Tristan* und *Iseo* werden von *Cervantes* Bd. II. S. 405. angeführt, wo *Don Quixote* die Wahrhaftigkeit ihrer Geschichte behauptet.

tellte *Pellicer* den *Cervantes* in Rücksicht seiner Verachtung der Ritterbücher mit *Dante* und *Petrarca* zusammen, die eben so gegen die Heldensagen eingenommen waren. Nach den Aeusserungen beider letzteren scheint aber *Tristan* weit mehr in Italien gelesen als in Spanien, weshalb ihn vielleicht *Cervantes* auch nur einmal angeführt. [20])

Aus den vielen Anspielungen im *Don Quixote* zog *Pellicer* den richtigen Schluſs, daſs man unter den Ritterbüchern unterscheiden und eine französische und englische Sippschaft derselben annehmen müsse. Zu jener zält er die Romane vom Kaiser Karl und seinen Pärs, zu dieser den *Arthur* mit seiner Tafelrunde und den Gral. [21]) Ausser diesen Romanen, die auf ehrwürdiger Ueberlieferung beruhen, gab es aber zu *Cervantes* Zeit noch eine Menge anderer, die nichts als Ausgeburten einer nachahmenden, verdorbenen Einbildungskraft, echt eigentliche Ritterromane waren, wie wir sie vor nicht langer Zeit in Teutschland noch zu Hunderten hatten. In den wälschen Ländern Italien, Frankreich und Spanien bildete sich früh aus dem Heldenlied und der Romanze der Roman, aus diesem die Novelle, und die Heldensage wurde zum Stoff einer ungezügelten und irren Dichtung miſsbraucht, wie man aus dem *Ariosto* und *Bojardo* zum Ueberdruſs lernen kann. Nothwendiger Weise muſste bei den wälschen Mischvölkern das Verständniſs der Heldensage weit früher untergehen als bei den Teutschen, allein die Lesesucht, dieses teutsche Erbstück, blieb den Wälschen, und brachte den verderblichen Romanenkram hervor. Dieses Unwesen griff *Cervantes* im Allgemeinen

---

[20]) Bd. V. S. XLIX. wo *Pellicer* Aeusserungen zweier Schriftsteller berührt, die ihrer Wichtigkeit wegen hier eine Stelle verdienen. *Petrus Blesens. de confessione, p.* 442. *edit Paris* 1667. sagt nämlich: *saepe in tragoediis et aliis carminibus poëtarum et joculatorum cantilenis describitur aliquis vir prudens, decorus, fortis, amabilis, et per omnia gratiosus. Recitantur etiam pressurae vel injuriae eidem crudeliter irrogatur, sicut de Arturo, Ganguno* (lies *Gawano*) *et Tristanno fabulosa quaedam referant histriones, quorum auditu concutiuntur ad compassionem audientium corda et usque ad lacrimas compunguntur.* Die erwähnten scenischen Darstellungen haben wohl nicht auf die genannten Helden Bezug. — *Petrarca trionfo d' amore, cap. III. v.* 79 — 82. Mailänder Ausg. Bd II. S 94.

> *Ecco quei che le carte empion di sogni,*
> *Lancilotto, Tristano e gli altri erranti,*
> *Onde conven che 'l vulgo errante agogni.*
> *Vedi Ginevra, Isotta e l'altre amanti.* —

Vergl. dazu zwo Anspielungen auf den *Arthur* in derselben Ausg. S. 134, 160.

[21]) *Don Quixote V. S. XLVIII.*

an, weil er aber selbst nichts von der Heldensage verstand, so warf er sie mit den erbärmlichsten Romanen zusammen und liefs mit Recht seinen Witz auch an ihr aus, da sie in ihrer Gesunkenheit eben so sehr das Gemüth verdarb, als jede andere Geburt der Langenweile. Und hier zeigt sich nun, dafs er am meisten den Sagenkreis Karls durchgezogen, weil dieser auch die Heldensage der Spanier war, wie sich aus ihren alten Romanzen unwidersprechlich ergiebt. Am allerhäufigsten wird denn *Amadis* aufgeführt und nach ihm findet der Sagenheld des ganzen südlichen und westlichen Europa's *Don Roldan* die meiste Erwähnung, sodann der eigentlich spanische Held *Gayferos*, weniger Karl, *Marsilio, Reynaldos*, die zwölf *Paers*, *Turpin*, *Roncesvalles* und *Galalon*. Aus dem englischen Sagenkreise sind die Anführungen schon seltener, er war nämlich nicht so einheimisch in Spanien, wie der rolandische, auch haben die Spanier darüber weit weniger Romanzen. Nur der Zauberer *Merlin* und *Lanzarote*, dessen Romanzen drollig genug auf den *Don Quixote* angewandt werden, spielen eine bedeutende Rolle in der Einbildung dieses sinnreichen Ritters. *Artus*, *Ginebra*, die Tafelrunde, der Gral, *Tristan*, *Iseo* und der Riese *Morgante* finden selten Erwähnung, zum deutlichen Beweise, dafs sie dem *Cervantes* doch ferner lagen als die übrigen.

Mit welcher Verkehrtheit und welchem Unverstande damals in Spanien die Romanzen und Sagen von diesen Helden für unbezweifelte Thatsachen angesehen und mit der klarsten Geschichte gleich gestellt wurden, darüber läfst *Cervantes* seinen Helden selbst eine sehr erbauliche Rede halten, worüber dem horchenden Canonicus Hören und Sehen verging.[22] Und wie das bei der Lächerlichmachung zu geschehen pflegt, der Witz und die Laune des *Cervantes* ist endlich zu dem Ziele gelangt, die Achtung der Heldensagen zu zerstören, welches die alten Prister durch ihre Strenge und *Dante* und *Petrarca* durch die religiöse Scheu, womit sie vor solchen Büchern gewarnet, nicht erreichen konnten. Es sind daher die Heldensagen eine Prüfung und Lauterung durchgangen, die nicht jedes Geisteswerk aushalt, der althaidnische religiöse Grund, der in ihnen liegt, sicherte ihre Unzerstörbarkeit und ist das, was nach Verfolgung, Verachtung und Spott als ehrwürdiger, fruchtbarer Kern übrig bleibt.

Mone.

---

[22]) *Don Quixote*. Bd. II. Kap. 49. vergl. III. S. 443. wo die alten Romanzen für Lügen erklärt werden. Da auf dieser Ansicht der ganze *Don Quixote* beruht, so bedarf es keines weiteren Beweises, dafs *Cervantes* die Heldensagen nicht verstanden.

ntdeckungs - Reise in die Süd - See und nach der Berings - Strasse zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 16, 17 und 18 auf Kosten Sr. Erlaucht des H. Reichs-Kanzlers Grafen Rumanzoff auf dem Schiffe Rurick unter dem Befehle des Lieutenants der Russisch-Kaiserlichen Marine OTTO V KOTZEBUE, Ir Bd. mit 2 Kpfrn. u. 2 Landkarten. IIr Bd. mit 5 K. u. 3 Landk. IIIr Bd. mit 13 K. u. 1 Landk. Weimar 1821. Pran. Pr. auf weisses Druckpapier 18 fl.; auf Velinpapier 27 fl.; auf feines Velin 36 fl. bis zum März 1821.

Reisebeschreibungen sind selten ohne Interesse, und wenn sie e Berichte weiter Seereisen enthalten, in der Regel nicht ohne grossen Gewinn für die Wissenschaft. Allein man würde ehr irren, wenn man das vorliegende, sauber gedruckte, und mit sehr schönen Kupfern und Charten reichlich ausgestattete, erhältnifsmässig wohlfeile, Werk von 584 enggedruckten Quart-eiten, Vorreden und Inhaltsanzeigen nicht mitgerechnet, für ne blosse Erzählung der Schicksale und Entdeckungen es chiffes Rurik halten wollte; vielmehr enthält dasselbe ausser em Reiseberichte noch eine ungemein grosse Menge eben so ichtiger als interessanter wissenschaftlicher Erörterungen, woon wir uns beeilen unsern Lesern, so weit es der Raum geattet, eine hinlängliche Uebersicht mitzutheilen.

Dafs das ganze Werk dem, weit über alle Mäcenaten herorragenden, thätigsten Beförderer der Wissenschaften, Grafen *umanzoff,* gewidmet ist, liegt so sehr in der Natur der Sache, afs es kaum des Ausdrucks dieser Gesinnungen von Seiten es achtungswerthen Verf. bedurft hätte. Können doch schon iejenigen sich ein bleibendes Denkmal des Ruhmes für die achwelt erwerben, welche ihren Einflufs in der Nähe der Reenten zur Unterstützung und Belebung wissenschaftlicher Analten benutzen; wie viel grössere Bewunderung verdient der lann, welcher ohne merkantilisches oder sonstiges Interesse us reiner Liebe zur Beförderung der Wissenschaften seinen nderweitigen Bemühungen und Aufopferungen für ähnliche wecke durch die Ausrüstung dieser Entdeckungsreise die Krone ufzusetzen wufste. Der berühmte Weltumsegler *Krusenstern* ennt daher in einer vorausgeschickten Einleitung nicht blofs iese Reise in der angegebenen Beziehung die erste und einzige ı ihrer Art, sondern sagt auch S. 13 gewifs mit Recht; »Wenn, lieser wahrhaft patriotisch gesinnte Mann auch blofs durch die in der That fürstliche Unternehmung, deren Geschichte hier erzählt werden soll, bekannt würde; so gehörte er schon dadurch der Nachwelt gewifs mit eben dem Rechte zu, als sein Vater, welcher sich als Feldherr in den Annalen der Kriegsgeschichte Rufslands einen unverwelkbaren Ruhm erworben hat.« Ausser diesen wenigen Worten, nicht etwa der chmeichelei, sondern der gerechten Anerkennung eines über

alles Lob erhabenen wissenschaftlichen Strebens enthält die lesenswerthe Einleitung eine Bezeichnung des Standpunktes, woraus diese und die letzten bekannten Entdeckungs-Reisen nach dem Nordpole beurtheilt werden müssen, nebst einer Angabe der Zwecke und Hülfsmittel der hier beschriebenen. Die Lösung zweier, seit Jahrhunderten mit einem unglaublichen Aufwande an Menschen und Gelde untersuchter grosser Probleme nämlich scheint dem jetzigen überall thatenreichen Seculo aufbehalten gewesen zu seyn, die Entdeckung eines südlichen Continentes, welches seit Cook in soweit aufgegeben wurde, als dieser kühne Seefahrer zwar nicht seine Existenz, wohl aber seine Auffindung für unmöglich hielt, und die Auffindung einer Durchfahrt aus dem atlantischen in den indischen Ocean sey es nun in der Richtung von *W.* nach *O.* oder von *O.* nach *W.* welche letztere zwar gegenwärtig ein glückliches Resultat zu versprechen scheint, aber noch keineswegs für ausgemacht anzusehen ist. Um diesen ganzen Gegenstand dem Leser klarer vor Augen zu legen giebt *H. v. Krusenstern* von S. 23 b. 72 eine gedrängte aber hinlänglich vollständige Uebersicht der bisher unternommenen Polar-Reisen zur Entdeckung dieser Durchfahrt, woraus wir keinen Auszug mittheilen können. Inzwischen wird diese gründliche, durch Benutzung mancher seltener Quellen ausgezeichnete historische Darstellung nicht bloss in geschichtlicher Hinsicht befriedigen, sondern insbesondere auch in jedem nachdenken Leser das theilnehmende Gefühl erwecken, mit welcher unaussprechlichen Mühseligkeit, mit welchen Gefahren und oft grauenvollstem Jammer die Seefahrer vorzüglich auf den Entdeckungsreisen zu kämpfen hatten, und wie viele derselben durch den qualvollsten Tod als Folge ihrer seltenen Kühnheit ein Opfer der Wifsbegierde und des Handels-Interesses geworden sind. In Vergleichung hiermit darf man wohl sagen, dafs man Entbehrungen und Gefahren auf den jetzigen Seereisen kaum noch kennt, seitdem die Lebensböte *(life boat's)* welche nicht sinken können, erfunden, die astronomischen und physicalischen Werkzeuge ansehnlich vervollkommt sind, ihr Gebrauch verbessert ist, und man sogar durch die Aufbewahrung frischer Lebensmittel nach *Donkin's* Erfindung und bessere Aufbewahrung des Wassers oder Darstellung desselben durch Destillation dem scheufslichen Uebel des Skorbuts gänzlich vorgebeugt hat, ja sogar durch *Leslie's* Entdeckungen in den Stand gesetzt ist, *selbst unter dem Aequator den Luxus eines kühlen Getränks zu haben, das nicht anders als sehr wohlthätig auf die Gesundheit wirken mufs, besonders in den Regionen der Windstillen, wo man sich vergebens nach einem Lüftchen sehnt, die alle Kräfte abspannende Hitze zu mildern.* S. 11.

lles dieses, und so vieles anderes, der Menschheit Heilbrin-
endes verdankt man der in den letzten Decennien so eifrigen
orschung nach den Gesetzen der Natur, und der hohen Reg-
mkeit im wissenschaftlichen Streben. Möchten doch dieje-
igen sich dieses merken, welche alles Heil von der Unwissen-
eit erwarten, und, selbst auf einer niedern Stufe der Verstan-
esbildung stehend, die Menschen so gern zu gedankenlosen
nieren herabwürdigten, nicht bedenkend, dafs durch den Ein-
ufs eines einzigen *Rumanzoff* die Bemühungen vieler Tausende
olcher kleinlichen Geister wie ein leichter Nebel beim Glanze
er Sonne verschwinden.

Indem *H. v. Kotzebue* in den beiden ersten Theilen des
Verkes blofs seine Reise und deren Erfolg erzählt, so erlauben
ir uns noch Folgendes aus der Einleitung mitzutheilen. Die
iel bestrittene Verbindung des atlantischen mit dem indischen
Oceane kann auf zweierlei Art statt finden, entweder in der
ichtung nach *N. W.* welche zuletzt durch *Rofs* vergeblich ge-
ucht wurde, weil er sich nach *Krusenstern's* und mehrerer an-
erer Urtheile bei der Untersuchung des *Lancaster-Sundes* un-
egreiflicher Weise übereilte, und dadurch vielleicht (denn noch
t *Parry's* Behauptung nicht völlig erwiesen) um eine der
röfsten Entdeckungen brachte; oder in der Richtung nach
N. O., an den Küsten Sybiriens hin durch die Berings-Strasse
— denn schwerlich dürfte, nach den vergeblichen Bemühun-
en von *Hudson*, *Tschitschagoff*, *Phipps* und *Buchan*, jemals
er Versuch unter dem Pole hinzuschiffen, wieder angestellt
erden. — Die Fahrt um Sybiriens Küsten kann entweder
om atlantischen Meere aus nach *N. O.*, oder vom indischen
ach *N. W.* gemacht werden, welches Letztere kaum ernstlich
ersucht ist; denn *Cook* umschiffte nur durch Zufall das *Cap
Nord*, und die Entdeckung des *Cap Schalatzkoy* durch den Ko-
acken *Deschneff* vor 170 Jahren hat man, wie seine ganze Fahrt
urch die *Berings*-Strasse, wahrscheinlich mit Unrecht bisher
n Zweifel gezogen. S. 17. Wie viel übrigens in der Geogra-
hie des nördlichen Asiens noch zu thun sey, geht schon aus
er einzigen Bemerkung hervor, dafs von der *Weigatz*- bis zur
Berings-Strasse, also in 130 Längengraden noch kein einziger
Punkt der Nordasiatischen Küste astronomisch genau bestimmt
st. *) Aecht patriotischer Eifer für die Wissenschaft bewog

*) Rec. bemerkt zu der S. 34. aufgestellten Ableitung des Wortes Gat
oder Gatz, bei *Weygat* und *Weygatz*; dafs dieses, noch im Nieder-
sächsischen gebräuchliche Wort nicht Thor, Pforte, sondern enge
Strasse bedeutet, und selbst in der Schriftsprache aus Gatze in Gasse
gebildet noch vorhanden ist.

daher den Grafen *Rumanzoff*, durch eine eigene Entdeckungs-Reise das Gebiet der Kenntnisse zu erweitern. Er liefs also in *Abo* ein fichtenes Schiff von 180 Tonnen, eben grofs genug für Mannschaft und Apparate, und hinlänglich leicht zur Küstenfahrt, für 30,000 Rubel erbauen, welches sich so gut hielt, dafs es nach der Rückkunft an die amerikanische Compagnie zu einer abermaligen Reise nach dem Südmeere überlassen wurde; liefs dasselbe gehörig verproviantiren, mit den nöthigen wissenschaftlichen Apparaten versehen, und übergab das Commando dem Kais. Russ. Schiffslieutenant *v. Kotzebue*, welcher als Zögling *Krusenstern's* dieses Zutrauen gewifs verdiente. Ausser diesem, dem Capitain, gehörten zur Expedition der Marine-Lieutenant *Schischmareff*, die Steuermänner *Petroff* und *Cramtschenko*, *Dr. Eschholz* als Arzt und Naturforscher, *v. Chamisso* als Naturforscher und *Choris* als Maler. Der Erfolg der Reise rechtfertigte alle diese Wahlen, und noch ausserdem suchte der gelehrte Däne *v. Wormskiold* um die Erlaubnifs nach, die Reise ohne Gehalt mitmachen zu dürfen. Eine sehr ins Einzelne gehende Instruction für die astronomischen, geographischen, nautischen und physicalischen Beobachtungen, mit genauer Berücksichtigung aller Vorsichtsregeln und Hinzufügung einiger erforderlichen Formeln für die Berechnung wurde von dem in diesen Stücken hinlänglich erfahrnen *Horner* in *Zürch* aufgesetzt, und ist hier S. 73 bis 91. (mit einigen unangenehmen, sonst im Werke minder häufigen Druckfehlern) gleichfalls mitgetheilt. Wurde nun gleich der Hauptzweck der Reise, nämlich die Auffindung einer Verbindung zwischen den beiden Oceanen, nicht erreicht, so hat sie doch der Wissenschaft ungemein grossen Vortheil gebracht, wie wir an einigen hauptsächlichen Gegenständen zeigen werden.

Die Reise ging von *Cronstadt* aus nach *Plymouth*, und das Schiff wurde durch Stürme zweimal nach dem Auslaufen aus diesem Hafen nicht ohne Gefahr wieder in denselben zurückgetrieben. Von Anfang an sorgte der wackere Capitain für die Erhaltung einer frohen Gemüthsstimmung unter den Matrosen, aus dem richtigen Grunde, weil ein heiteres Gemüth die Gesundheit des Körpers, und Ausdauer in Arbeit und Gefahren vorzüglich bedingt. Von den Ereignissen bis zur Ankunft in Kamschatka erwähnen wir nichts, indem die Entdeckung einiger neuer Inseln der Südsee blofs geographisches und vorzüglich nautisches Interesse hat, das Uebrige aber aus anderweitigen zahlreichen Reisebeschreibungen hinlänglich bekannt ist. Nur eine Beobachtung dünkt uns in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerth, nämlich dafs die Coralleninseln in jenem ausgedehnten Meere meistens aus einer unermefslichen

efe aufgebauet scheinen; denn namentlich bei einigen klei-
n, nicht einmal bewohnten, war das Meer in einer Entfer-
ng von hundert Faden nicht mehr zu ergründen, und hatte
der Hälfte dieses Abstandes schon über hundert Faden
efe.

Ohne bei den Lorenz-Inseln zu verweilen, oder den Nor-
n-Sund im ersten Jahre zu besuchen, eilte der Capitain die
rings-Strasse zu passiren, um den Hauptzweck seiner Reise
erfüllen, und eine nordöstliche Durchfahrt aufzusuchen. Bei
r Hinfahrt und Rückkehr durch diese Meerenge fand er die
römung nordöstlich ungemein stark und stets dauernd, so
ss er hiernach, verbunden mit der lange schon beobachteten
dwestlichen Strömung in der Davis-Strasse die nördliche
rbindung beider grossen Oceane nicht bezweifelt, wenn auch
eselbe mit Schiffen nicht zu passiren seyn mag. Der Zusam-
mhang beider Strömungen giebt allerdings dieser Vermuthung
osse Wahrscheinlichkeit, und läfst weniger an Unterströme
beiden Strassen denken, obgleich auch diese wohl vorhan-
n seyn könnten, ohne dafs es so leicht seyn dürfte, hierüber
wifsheit zu erlangen. Auf der Hinreise hielt sich das Schiff
der amerikanischen Küste, und hier wurde nach Umschif-
ng des *Cap Prinz Wallis* zuerst die Bay *Schischmareff* unvoll-
ändig untersucht, und die Küste in nordöstlicher Richtung wei-
: umschifft. Die Entdeckung einer breiten und unabsehba-
n Bucht erfüllte den Capitain mit der freudigsten Hoffnung,
er die lange gesuchte Durchfahrt zu finden, allein bei nä-
rer Untersuchung zeigte es sich, dafs dieses nichts weiter, als
n für die Handels-Schiffahrt allerdings nicht unwichtiger Sund
y, welcher nach dem Entdecker den Namen Kotzebue-Sund
hielt. Die Bewohner dieser Gegenden gleichen unverkenn-
r denen der gegenüberliegenden asiatischen Küste, und wenn
richtig ist, was aus der zerrissenen Gestalt und der ganzen
rm beider Küsten der Berings-Strasse hervorzugehen scheint,
fs sie früher zusammengehangen haben, und hernach ge-
ltsam getrennt sind, so wäre die Bevölkerung Amerika's
n Asien aus auf diesem Wege leicht erklärlich. Mehrmals
wähnt der Verf. den auffallenden Unterschied der amerika-
schen und asiatischen Küsten hinsichtlich der Temperatur,
dem diese von Kälte und Eis erstarrt waren, während jene
n Anblick durch eine lebhafte Vegetation ergötzten. Hier
tten wir also abermals, wie bei Norwegen im Gegensatze ge-
n Nordamerika eine höchst räthselhafte klimatische Verschie-
nheit, welche Rec., lange über diesen schwierigen Gegen-
nd in Ungewifsheit, am liebsten aus den regelmässigen Strö-
ungen des Meeres erklären möchte. Indem nämlich theils

wegen des Widerstandes, welchen die amerikanischen und asiatischen Küsten (die ersteren mehr als die letzteren) dem beständigen Oststrome entgegensetzen, theils wegen der Rotation der Erde die unter dem Aequator erwärmten Theile des Meeres eine südöstliche Bewegung erhalten, führen sie den Küsten, gegen welche diese Strömungen fliessen, Wärme zu, deren Mangel die westlich liegenden einer grösseren Erstarrung blofsstellt. Ob die grössere Kälte der südlichen Halbkugel aus der geringeren Ländermasse, wonach hier die zuerst angegebene Ursache wegfällt, und zugleich aus der nördlichen Lage des mexikanischen Meerbusens zum Theil erklärlich sey, ist nicht so leicht zu entscheiden. Die merkwürdigste Entdeckung, welche der Naturforscher Eschholz im neu entdeckten Sunde zufällig machte, war unstreitig, dafs eine ganze, mit fruchtbarer, und im üppigsten Grün prangenden Erdrinde bedeckte Landzunge blofs aus Eis bestand, welches noch obendrein eine grosse Menge Mammutsknochen enthielt. Hierbei ist es zugleich merkwürdig, dafs *H. v. Chamisso* Th. III. S. 171. zwar die dort gefundenen Molar-Zähne dem Mammut zugehörig erklärt, den Hauzahn aber, wegen seiner grösseren Dicke am unteren Theile und seiner abweichenden Krümmung mehr den noch lebenden Elephanten zuschreibt.

Nachdem das Schiff bei den Aleutischen Inseln, deren zur tiefsten Sklaverei herabgedrückte Bewohner an den Reisenden mitleidige Beobachter fanden, ausgebessert war, wurde der Winter zu einer Entdeckungsfahrt in die Südsee benutzt. Rec. hält es nicht für zweckmässig, von den Ereignissen auf dieser Fahrt eine Uebersicht mitzutheilen, weil diese nur sehr mangelhaft ausfallen könnte, und es viel besser scheint, das Publicum auf den reichen Genufs aufmerksam zu machen, welchen das Lesen dieser höchst interessanten Reisebeschreibung gewährt, worin die Sitten und Gebräuche der ungebildeten Naturmenschen jener Inseln eben so wahr als lebendig und mit zarter Berücksichtigung des Anstandes geschildert sind. Für den Psychologen wird gleichfalls vieles belehrend seyn, aber jeder Leser wird zugleich den Wunsch nicht unterdrücken können, dafs künftig alle Europäer jene kindlichen Naturmenschen eben so väterlich behandeln mögen, als es bei unsern wackern Reisenden der Fall war, damit nicht demnächst jene Insulaner eben so die erste Bekanntschaft mit den göttlich verehrten Europäern verfluchen müssen, als dieses schon auf manchen Inseln des grossen Ocean's in früheren, jetzt so oft mit Unrecht gepriesenen Zeiten geschehen ist. Bei der Beschreibung der *Sandwich-Inseln* und ihres interessanten Königs *Tammeamea* verweilt der Verf. weniger lange, als bei der Schilderung der neuentdeckten

;elgruppe *Radak* in 9° 27′ N. Br. u. 189° 57′ W. Länge von eenwich. Geschichtlich merkwürdig ist es inzwischen, daſs *mmeamea* den *Rurik* als Entdeckungs-Schiff zweimal unentdlich reich verproviantiren lieſs, und daſs seine neue Feng *Hana-rura* den ersten Kanonenschuſs zum Salutiren der ssischen Flagge abfeuerte. Die zahlreichen Inseln und Ingruppen, welche das Schiff entdeckte, sind schon deswegen merkwürdig, weil sie aus der unermeſslichen Tiefe des Meevon Seethieren aufgeführt, almälig mit fruchtbarer Erde be-:kt, dann bepflanzt und bewohnt wurden. Sehr wahr sagt Verf. S. 51. »Es ist eine seltsame Empfindung, auf einer isel herumzugehen, an deren Tiefe alles in gröſster Thätig-eit ist; und in welchen Winkel der Erde könnte man drin-:n, wo man nicht auch schon Menschen fände! Im tiefsten orden zwischen Eisbergen, unter der brennenden Sonne des equators, und selbst mitten im Ocean, auf Inseln die durch hiere entstanden sind, trifft man sie an.« Uebrigens begegn die sonst so überaus zärtlichen Eltern der Uebervölkerung er wenig cultivirten Wohnsitze durch den grausamen Geuch, daſs jede Mutter nur drei Kinder auferziehen darf, die rigen aber lebendig begraben muſs. Unter den verschieden interessanten Erzählungen nimmt die Geschichte eines Wiln namens *Cadu* einen vorzüglichen Platz ein, welcher von n Carolinen 1500 engl. Meilen weit in einem kleinen Naen nach *Radak* verschlagen, acht Monate auf der See herum te, kaum lebend ankam, jetzt durch Wiſsbegierde getrieben ien Theil der Reise auf dem Rurik mitmachte, um Petersrg zu sehen, und nur aus Zärtlichkeit gegen seine zurückgesene Tochter bei der Rückkunft diesen Vorsatz aufzugeben wogen wurde.

Leider verlieſs der Capitän zu früh jene milden Gegenden, a nochmals in den Eisregionen des Polarmeeres die erware Durchfahrt zu suchen. Ein unglaublich heftiger Sturm erfiel ihn am 13ten April unter 44,5 Gr. N.B. und als er bst mit 4 Matrosen auf dem Verdeck Wache hielt, warf ihn ne ungeheure Welle, welche mit einem Stoſse den Vorderst von zwei Fuſs Durchschnitt zerbrach, so heftig mit der ust gegen eine Ecke, daſs später die kalte Polarluft ihm Blutzien verursachte, das Bette zu hüten zwang, und das nochalige Passiren der Beringstrasse unmöglich machte. Ungehtet daher das Schiff auf den *Aleuten* zur neuen Fahrt ausgessert und ausgerüstet war, muſste es beim Eintritt in die noch 1 10ten Juli mit unabsehbaren Eismassen bedeckte Beringsrasse nach *Unalaschka* zurückkehren, und nachdem nochmals nige Merkwürdigkeiten der Gegend untersucht waren, wurde

die Rückreise über die Sandwich- und Radak-Inseln, Mani das Cap und St. Helena nach Reval beendigt. Unter den meh reren interessanten Abentheuern liefst man auch, dafs das Schi bei der letztgenannten Insel durch drei Kanonenkugeln am Ei laufen in die Bay gehindert wurde, obgleich der wachthabe de Offizier dieselbe erlaubt, und sich beim zweiten Schusse vo Rurick entfernt hatte, um den Commandanten von der La der Sache zu unterrichten. Als naturhistorische Merkwürdi keiten auf dieser Reise verdienen ausgezeichnet zu werden, da die *Aleuten* sieben Gattungen Wallfische unterscheiden, und da runter eine nach S. 107 vergl. 117 »ein Raubthier, so gro »als der gröfste Wallfisch, mit einem fürchterlichen Rache »voll grosser Zähne, welches alles verschlingt, was es erbeute »und oft die Aleuten verfolgt, deren kleine Baydaren (kürzlic »sogar eine 24rudrige mit 30 Menschen) er mit einem Schla »seines Schwanzes zertrümmert.« Selbst der Mannschaft a dem Rurick hoffte ein solches Ungeheuer bei einem Stur einst habhaft zu werden. Auf die Autorität des Agenten d russischen Compagnie, H. *Kriukof* als Augenzeugen und meh rerer Aleuten wird auch S. 108 von einer furchtbaren Wass schlange erzählt, welche ihn selbst einst verfolgte, und welch er nur durch eine schleunige Flucht seiner Baydare nach de Lande entgieng

In einer eingeschalteten Abhandlung untersucht H. v. *Kr senstern*, welche von den entdeckten Inseln wirklich als neu au gefunden anzusehen sind, woraus hervorgeht, dafs dieses b mehreren derselben, namentlich der Rurikskette, Radack, Ro manzoffs-Inseln und einigen andern der Fall ist. Das gröfs Verdienst des Commandanten dieser Expedition besteht ab in dem Muthe und der Geschicklichkeit, womit er diese höch gefährlichen Gegenden genau untersuchte, und die Lage d Inseln astronomisch bestimmte. Mit vollem Rechte sagt auss dem der erfahrne Seemann *Krusenstern* S. 159: »Die Entdecku »der Insel Radack ist auch in so fern höchst interessant; als » »uns mit einem Volke bekannt gemacht hat, das unstreitig d »sanfteste und liebenswürdigste aller Bewohner der Südsee i »und ich glaube keinen ungerechten Wunsch zu äussern, d »die gänzliche Erforschung dieses grossen Archipels kein »aufgetragen werden möge, als ihm (dem Lieutenant *Kotzeb* »der sich in einem so hohen Grade die Liebe und das kind »che Zutrauen dieser gutmüthigen Leute erworben hat, die i »wie ihren Wohlthäter verehren, und dessen Zurückkunft s »so flehentlich sich bei seiner Abreise erbaten.« Rec. erlau sich hinzuzusetzen, dass die Ehre der Entdeckung einer Ins wenn diese in einem blossen Erblicken derselben besteht, se

tel ist. Viel grösseren Werth hat die genaue geographische estimmung und physicalische Beschreibung derselben, letzte-s insbesondere deswegen, weil die Entstehung und Vergrös-rung jener wunderbaren Inseln unter die gröfsten Naturmerk-ürdigkeiten gehört, denn ein Blick auf die Charte führt awillkührlich zu der Vermuthung, dafs jene zahllosen Insel-uppen nach einer unbestimmbaren Reihe von Jahren sich elleicht in ein grosses Continent vereinigen werden, und un-re spä en Nachkommen müssen denjenigen unendlich ver-lichtet seyn, welche die ersten Elemente denselben nach ihrer age, Grösse und Naturbeschaffenheit genau kennen lehrten.

Im dritten Theile des Werkes giebt H. v. *Chamisso* eine ebersicht der Ausbeute, welche für die Wissenschaft durch e Reise gewonnen wurde, verglichen mit demjenigen, was m von früheren Beobachtern über die besuchten Gegenden kannt war, nebst einem Anhange einzelner Abhandlungen on verschiedenen Gelehrten, in zoologischer Hinsicht vorzüg-ch von Dr. *Eschholz.* Dafs wir hier von einer so reichen Fül-von Beobachtungen und Reflectionen nur eine kurze Andeu-ing mittheilen dürfen. versteht sich wohl von selbst; inzwi-hen können wir im Voraus auf das Interesse aufmerksam ma-ien, welches diese Darstellungen dem Leser sicher gewähren üssen.

Zuerst erhalten wir eine allgemeine Uebersicht der Umris-, Lage und Verhältnisse der Küsten beider Continente, wel-ie die Südsee einschliessen, und der dort zerstreuten Inseln. Hiebei würde in geognostischer und geologischer Hinsicht al-rdings mehr geleistet seyn, wenn ein Gelehrter von diesem ache die Expedition begleitet hätte, wie H. v. *Engelhardt* S.)2 richtig bemerkt. Inzwischen giebt H. Dr. *Eschholz* eine enaue Beschreibung der Entstehung und Beschaffenheit der Co-llen - Inseln, ohne jedoch die vorzüglich von *Forster* und *Pe-n* beobachtete merkwürdige Thatsache näher zu beleuchten, afs nämlich die Gebilde der Zoophyten über den gegenwärti-en Meeresspiegel hervorragen, mithin eine allgemeine Abnah-ie des Meeres anzeigen. Viele von Dr. *Eschholz* gesammelte, on H. v. *Engelhardt* untersuchte Gebirgsarten dienen übrigens azu, über die geognostische Beschaffenheit der besuchten Kü-en mehr Licht zu verbreiten. Insbesondere hat H. v *Cha-isso* Sitten, Charakter und äussere Lage der verschiedenen be-bachteten Menschen und Völker genau untersucht, und gefunden, afs die Bewohner des nördlichen Asiens u. Americas, die *Esquimaux* nd Grönländer insgesammt zu einem, u. z. mongolischen Stam-ie gehören. Eine Vergleichung der kindlich unschuldigen Be-ohner Radacks mit den unterdrückten Californiern, den be-

schränkten Chilesen, den zur tiefsten Sklaverei herabgewürdig-
ten Aleuten, den fast gänzlich vertilgten Einwohnern der Man-
auen und den scheufslich verderbten Sandwichanern führt den
lebhaft fühlenden Beobachter leider zu dem traurigen Resulta-
te, dafs die Einführung des Christenthums und der Civilisa-
tion nur abschreckende Folgen herbeiführten. So heifst es S.
78 »der fromme Missionair begehrte den Volkern das Heil zu
»bringen, und landete 1667 auf *Guaian.* Noch vor dem Schlus-
»se des Jahrhunderts war das Werk vollbracht, und diese Na-
»tion war nicht mehr. *Pacificar* nennens die Spanier.« Die
Schilderung der Missionen in Californien S. 17 ist nicht viel
erfreulicher, die Angaben über viele gegen die Aleuten verüb-
te Grausamkeiten sind empörend, aber am grellsten stechen die
Folgen europäischer Cultur bei den Sandwichanern hervor,
wenn es S. 150 heifst: »Gewifs nur die Laster, die Künste der
»Verderbtheit, die in diesen Kindergleichen Menschen empö-
»rend sind, haben wir in ihnen auszubilden beigetragen«; und
S. 156 »Indem wir richten und strafen, üben die Menschen un-
»serer Farbe ungerichtet und ungestraft Menschenraub, Raub,
»List, Gewalt, Verrath und Mord. Diese Macht haben uns
»Wissenschaften und Künste über unsere schwächeren Brüder
»gegeben. Leider liegt hierbei nur zu viel Wahrheit zum Grun-
de; aber man mufs wohl bedenken, dafs wahre Wissenschaft
und Kunst blos von solchen menschenfreundlichen Reisen-
den, als diese letzte und ähnliche Expeditionen ausmachten,
gewifs nicht ohne reellen Nutzen verbreitet wurden, daß
aber in allen übrigen angedeuteten Fällen nur grausame Ge-
winnsucht herzloser Barbaren oder fanatischer Bekehrungs-
fer der Missionaren von solchen Nationen thätig waren, wel-
che noch bis auf den heutigen Tag unter dem drückenden
Joche der Inquisition schmachteten. Wahre Religion, ächte
Wissenschaft und Kunst kann nie nachtheilig seyn, und schwer-
lich dürfte der Verf. geneigt seyn, seine eigene Aufklärung
gegen die glücklichscheinende Einfalt der Radacker zu ver-
tauschen.

Aber nicht blos Beobachtungen der Menschen, ihrer Sitten
und Gebräuche theilt uns H. v. Chamisso mit, sondern er giebt
auch möglichst vollständige Nachricht von ihrer Sprache und
Religion, welcher aus den Unterhaltungen mit dem interessan-
ten Cadu schöpfte.

(Der Beschlufs folgt.)

N^ro. 78. Heidelberger 1821.

Jahrbücher der Literatur.

Kotzebue's Entdeckungs-Reise.

(*Beschlufs.*)

Nicht minder belehrend sind seine Mittheilungen über die Thiere und Pflanzen der besuchten Länder, welche die Naturhistoriker sicher mit Danke annehmen werden, ohne dafs es uns nöthig dünkt, auf einige Einzelnheiten besonders aufmerksam zu machen. Sehr auffallend war es dem Ref., hier S. 31 die Behauptung zu finden, dafs der Corallenstein der Südseeinseln der nämliche seyn soll, als derjenige, worin sich auf *Guadalupe* die bekannten versteinerten Menschen befinden. Die Unzweideutikeit dieser Angabe ist um so mehr ersichtlich, da es heifst: »Wir haben das berühmte Exemplar davon im Brittischen Museum gesehen, und die Steinart in der Berlinischen Mineralogischen Sammlung genau zu vergleichen Gelegenheit gehabt.« Eben so interessant ist die mehrmals widerholte, namentlich S. 33 aufgestellte Behauptung, dafs es auf den Koralleninseln niemals thauet, und was hiermit zusammenfällt, dafs die Stimmung niemals über denselben beobachtet wurde. Rec. hat schon früher seine Zweifel gegen die Theorie des H. *Wells* ausgesprochen, wonach der Thau eine Folge der Wärmestrahlung gegen den Himmel seyn soll, und es dürfte schwer werden, zu erklären, warum solche Inseln nicht gleichfalls strahlen. Berichtigt ist S. 175 auch die seit *Pallas* herrschende Meinung, als wenn der *Albatros* blos im Süden brüte, und im Sommer nach dem Norden zöge, indem vielmehr die Aleuten die Eyer desselben auf den höchsten Felsen aufzusuchen pflegen.

Ohne diese einzelnen interessanten Bemerkungen zu vermehren, erlauben wir uns noch auf zwei wichtige Untersuchungen aufmerksam zu machen, welche H. v. *Chamisso* gelegentlich einschaltet. Die erste erörtert die Hauptfrage über die problematische Beschaffenheit der Polar-Distrikte, ob Asien und America zusammenhangen, oder nicht, und ob der Nordpol jemals frey von Eis seyn könne. Zwar sind unterdefs unsere Kenntnisse hierüber bedeutend erweitert, und die Entdeckung von Neusüdschottland belebt aufs Neue die Vertheidiger der Meinung, dafs Eisberge blos am Lande erzeugt werden können,

(welches beides in einem späteren Nachtrage hinzugefügt ist aber dennoch wird man die Darstellung des Verf. mit Vergnügen lesen. Eine zweite enthält eine Zusammenstellung der ungleichen Temperaturen und klimatischen Beschaffenheiten, welche die Nordküsten Europa's von den nördlichen Ländern Asien's und Amerika's auszeichnen. Ist gleich dieser Gegenstand im Allgemeinen bekannt, so lieset man doch gern die hier abermals beigebrachten genauen Thatsachen, wonach unter vielen andern namentlich 1817 das Eis erst am 5ten Juli an der Südküste der Lorenz-Insel 62° 47′ N.B. aufgieng, und unter 70° wahrscheinlich nie schmilzt, an den Küsten des Kamtschatkischen Meerbusens aber, zwischen der Breite von Hamburg und Berlin nur noch verkrüppelte Birken vorkommen, statt dafs auf Spitzbergen die Vegetation bis zum 80sten Grade reicht. Rec. hat schon Jahrelang über dieses räthselhafte Problem nachgedacht, und ist auch seinerseits auf die Hypothese des Verf. verfallen, dafs die grosse Krümmung der isothermischen Linie in der Gegend von Norwegen wohl in den Strömungen der Luftschichten gegründet seyn möchte, welche über Africa's Sandwüsten glühend werden; hat sie aber längstens aufgegeben, theils weil die Luft vermöge ihrer geringen Masse und respectiven Wärmecapacität schwerlich so viel Wärme zuführen könnte, theils weil ihre Strömungen bei dem Einflusse der Rotation des Erdballs gerade an diese Stelle nicht kommen würden, endlich aber weil nicht die Luft, sondern vielmehr der Boden Norwegens, welcher in Lappland sogar unter dem Schnee Gras hervortreibt, sich durch vorzügliche Wärme auszeichnet. Weit leichter möchte nach der oben angedeuteten Hypothese in der Richtung und Tiefe der Meeres-Strömungen ein Grund zur Lösung dieses schwierigen Räthsels zu finden seyn.

Rec. kann diese ohnehin schon lange Anzeige nicht schliessen, ohne die schätzbaren Bemühungen des Dr. *Eschholz* um die Erweiterung der Kenntnifs einiger Seethiere und verschiedener Schmetterlinge rühmlichst zu erwähnen, welche die Naturgeschichte seinem regsamen Fleisse verdankt. Die neun Tafeln mit Schmetterlingen gewähren, abgesehen von der Genauigkeit der Zeichnung und der beigefügten Beschreibungen durch äussere Schönheit und Eleganz einen angenehmen Anblick. Ungemein zahlreiche aräometrische Beobachtungen sind tabellarisch zusammengestellt, und durch H. *Horner* wissenschaftlich erläutert, um den Salzgehalt verschiedener Meeres-Districte näher anzugeben, auch sind einige Beobachtungen über die Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen mitgetheilt, durch welches alles der wissenschaftliche Werth der Reisebeschreibung erhöht wird.

---

ornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1822. Herausgegeben von ALOYS SCHREIBER. VII Jahrgang, mit Kupfern und Musik. Heidelberg bei Jos. Engelmann. 2 fl. 42 kr.

ornelia behauptet auch in diesem Jahrgange die hohe Anmuth
d Würde, mit der wir vor 7 Jahren sie auftreten sahen. Sie
etet diesmal fünf Erzählungen, darunter einige vorzüglichen
erth haben. Die *Rache* von A. Schreiber dünkt uns eine leicht
ngespielte aber zierliche Skizze einer kunstgeübten Hand. Die
che eines Ritters verfolgt den Sohn des Feindes über das Grab
s Vaters hinaus, und lodert um so heftiger auf, als der Rit-
wahrnimmt, seine Tochter werde liebend von dem Jüng-
ge geliebt. Ein Pfeilschufs soll ihn treffen, und verwundet
Jungfrau, doch nicht tödtlich. Reue und aufrichtige Bu-
führen die Versöhnung herbei. Schön und bedeutsam ist
Ahnung der Braut während der Trauung, und nicht min-
r das dunkle Wort der profetischen Zigeunerin. — Eine ge-
üthliche Laune belebt die leichte Erzählung: das *Portrait*, von
mselben. Ein junger Rittmeister, der sich in das Bild eines
äuleins verliebt hat, weifs das Urbild des Bildes flink und
schickt den Klauen eines gräflich verkappten Spielers zu ent-
ssen, dem sie als Braut für eine Spielschuld ihres Vaters ver-
ndet ist. — Der *Rächer*, vom Verf. von Wahl und Führung.
n mit sorgsamem Fleifs ausgebildetes Nachtstück voll Graus
d Entsetzen, und zugleich friedlich beleuchtet vom wolken-
ien Monde. Der Burgherr Arbogast, Mörder seines dreijäh-
gen Neffen Siegbert, auf den die Besitzungen des ebenfalls
n Arbogast gemordeten Grofsvaters vererbt sind, lebt mehre-
Jahre hindurch in glücklicher Ehe. Dann kommt die Ver-
ltung, und raubt ihm nach und nach all seine Lebensfreuden.
s verwaister Vater erzieht er, durch ein Traumbild veranlafst,
n Sohn eines Landmanns, dessen reine Frömmigkeit ihm die
espenster des aufgeregten Gewissens verscheucht. Dieser Jüng-
g ist der durch das Schicksal gerettete Siegbert. Mit Be-
higung und Versöhnung endigt die schöne Dichtung, in wel-
er die richtige und ächt poetische Benutzung des Wunderba-
n noch ein besonderes Lob verdient. — *Throndur und Einarm*
n de la Motte Fouqué, eine fantastische Novelle, halb aus der
ändischen, halb aus der neugriechischen Fabelwelt, gewährt
m, der sich an die gewaltigen Hühnen und Hühninnen der
uqué'schen Schöpferkraft gewöhnt hat, eine angenehme Un-
rhaltung. Ritter A. ist ein wahrer Teufelskerl; denn als ihm
r eine Arm abgehauen worden, und der Blutverlust ihn bei-
h zum Sterben erschöpft hat, schleudert er mit dem andern
n scharfes Beil tief in einen Baum hinein; und der Arm auf

dem Boden hält (ächt Münchhausisch) seinen Dolch so fest, dafs Throndur, der kraftvollste unter allen Islandrittern, ihn mit aller Anstrengung nicht herausbringen kann. Dieser Einarm stammt, wie sich von selbst versteht, von tüchtigen Ahnen; und Throndur hat ein ganz unbezweifeltes Recht auf ritterlichen Stolz, als sich ergiebt, dafs Einarm sein Vater sei. — Der *Fischer von Kramelot*, eine Erzählung aus der Zeit der Tafelrunde von K. Geib, verräth gute Anlagen eines jugendlichen Dichters. Auf den Bau der Strophen hat er einen löblichen Fleifs verwandt — Der *Zaubermord* von H. Döring ist eine gelungene Satire auf Hoffmanns und Fouqué's geistlose Nachahmer, die, ohne auf dem Boden des Mährchens zu stehn, die abentheuerlichsten Ausgeburten einer frazenhaft aufgeregten Phantasie als Einwirkung höherer Mächte in die gemeinste Wirklichkeit einschwärzen. Das denkbar Tollste hat Hr. Döring scherzhaft überboten Ein Liebhaber fährt mit einem Dolch in den Boden eines Goldbechers, und in demselbigen Augenblick empfängt viele Meilen von ihm die Geliebte aus der leeren Luft eine Stichwunde, worin bei der nachherigen Probe (horcht auf, ihr Narren auf dem Parnafs!) grade die Dolchklinge pafst. Sehr gut hat Hr. Döring die wildfunkelndeu, scharfstechenden u. s. w. Augen, das teuflische Hohngelächter, das Insichhineinmurmeln und ähnliche Modewörter angebracht, und mit schicklicher Laune die Schalksmiene des Ernstes angenommen. — Das Gedicht *Thränen* von demselben ist ebenfalls eine treffende Satire auf die Modespielerei mit heiligen Gefühlen. — Unter den übrigen Gedichten gefallen besonders: mehrere der mit A. unterzeichneten, die Beiträge vom Herausgeber, *leichter Sinn* von Theodor Hell, *Einsamkeit* von Geib, *Weihgeschenk* von Conz, *Beichte und Strafe* von Neuffer, ein *Geburtstagslied* von Frh. v. d. Malsburg, und *Sehnsucht* von G. — Auch einige Frauen haben Beiträge gegeben, unter denen die von Helmina bedeutend sind. — Die Kupfer, von Heideloff gezeichnet, haben anerkannten Werth.

Minerva, Taschenbuch für das Jahr 1822. Vierzehnter Jahrgang. Mit 9 Kupfern. Leipzig. 8. Gerhard Fleischer. 4 fl.

Gutes zu Mittelmässigem gesellt, wie in den früheren Jahrgängen. — *Schuld gebiert Schuld*, von Wilh. Blumenhagen. eine schaudervolle, stellenweis gut und lebhaft erzählte Novelle, angeregt, wie es scheint, durch Shakspeare's Macbeth und Richard III. Die lose Verknüpfung der einzelnen Theile erklärt sich vielleicht daraus, dafs der Verf. ein von ihm gedichtetes Drama in diese Erzählung umschmolz. Die schönen Gemeinprüche und Ergiessungen, z. B. über die Liebe, die Sün-

e u. s. w. stehn nicht immer am rechten Platz; auch ist die chreibart zu reich an gesuchten Bildern und gelehrten Anspieungen. Die Dichtung endigt mit dem Fluche, den ein in Süne sterbender Vater über seinen Mörder spricht, in dem Auenblicke, als er in ihm den eigenen, schon an der Schwelle es Lebens verstofsenen Sohn erkennt. Die Fortsetzung soll olgen. — *Die Spinnerin* vom Grafen Sermage. Eine Reihe iedlicher Romanzen führt von der Spinnstube in den Kaiseraal, und belohnt den treuen Sänger mit der Liebe der geadelen Spinnerin. — *Der höchste Wurf,* Erzählung von K. G. 'rätzel. Ein edler Jüngling, durch das Spiel an den Abgrund es Verderbens gebracht, wird durch Freunde gerettet, die mit alschen Würfeln ihm nach und nach sein grosses Vermögen bnehmen; aber alles ihm erhalten, und, nachdem er im Kriee sich geläutert, am Tage seiner Volljährigkeit wieder zustelen. Der Erzähler weifs die Aufmerksamkeit aufs höchste zu pannen. Nur die dem jungen Grafen durch List aufgedrunenen falschen Würfel und der Einsatz der Braut auf den letzen Wurf, (eine aus Hoffmanns Spielerglück entlehnte Gräfsichkeit) hätte aus dem Spiel bleiben sollen. Unter den Geichten von Fr. Haug zeichnen sich aus: *Legende, neu hellenisches Kriegslied,* und *Mutterliebe* nach dem Engl. des sinnigen Vordsworth. — In den Briefen von Carol. Pichler und den leiseberichten über Böhmen von W v Schütz ist der Faden einer gezogen, als es die Wolle der Gedanken verträgt Jene ntschädigen durch mitgetheilte Lebenserfahrung. — *Gedanken ber Natur und Kunst* u. s. w. von Krug von Nidda. Schöne Einelnheiten, mit Ernst und Würde vorgetragen — *Die Magie es Shawls,* in zwei Gesängen von Therese v. Artner. So, so! och nicht eben schlechter als die übrigen Dichtungen der nicht nrühmlich bekannten Poetin. — *Die Untersuchungscommission,* rzählung von Langbein. Ein krähwinkelscher Schwank, geignet, die Langeweile auf einen Augenblick einzuschläfern; och noch vor der Beendigung des Stückes erwacht sie wieder. – Drei recht gute *Gedichte* von Tiedge. — *Gefunden!* Eine rzählung von de la Motte Fouqué, die durch rein menschlihen Sinn für so manche Frommsüchtelei und Ritterthümelei, romit uns der Dichter in neuerer Zeit zu häufig quält, Entchädigung bietet. Ein Abentheurer hat einem Pfarrer den inzigen zehnjährigen Sohn gestohlen, den bald darauf, wie s heifst, das Wellengrab verschlingt. Nun peinigt ihn sein urchtbar erwachtes Gewissen. Nicht Ruhe findet er, als ihm er Pfarrer, in fast alzu liebreichen Worten, verzeiht; nicht, ls zwischen seinem eigenen Sohne und des Pfarrers jüngerer 'ochter holde Liebe erblüht; nicht als ihn die Nachricht vom

Tode dieses in Spanien gefallenen Sohnes wie die Stimme des nunmehr versöhnten Himmels rührt; kaum dann, als er sein grosses Vermögen der Tochter des Pfarrers vermacht, und sich in dessen Nähe ansiedelt, um mit ihm den Rest seines Lebens in männlicher Fassung zu vertrauern. Plötzlich, wie vom Himmel gesandt, tritt Frieden in das verödete Herz. Beide Söhne sind von der Vorsehung gerettet. Mit Kunst läfst der Dichter im Beginn den Ausgang ahnen, ohne den Zauber der Ueberraschung zu zerstören. — *Arachne*, von Philippine, ganz hübsch in gereimten Versen erzählt. — *Bilder* vom Grafen v. Haugwitz, eine Phantasie im elegischen Silbenmasse, gefällig denen, die noch unschuldig sind »am frevelnden Morde der Vernunft«. — Eine angenehme Zugabe sind die Agrionien, gesammelt v. Theod. Hell, der selbst einige gute gedichtet.

Die Kupfer von Ramberg, das Titelkupfer ausgenommen, gehören zu Göthe's Romanzen, und sind ganz in des Künstlers bekannter und geistreicher Manier. In Nr. 5, *vor Gericht*, ist des Dichters Idee auffallend vergröbert.

Taschenbuch für das Jahr 1822. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Frankfurt a/M. bei den Gebrüdern Wilmans. 2 fl. 45 kr.

Der geschätzte Herausgeber hat für die diesjährige Ausstattung des mit Recht beliebten Taschenbuches nicht gethan, was in seinen Kräften stand, und auch selber nichts weiter beigesteuert, als ein erträgliches Gelegenheitsgedicht, und zu den Rambergischen zwölf Bildern die erklärenden Balladen, die dem gezwungenen Vorsatze, nicht der freien Begeisterung, ihr Dasein verdanken. Nehmen wir die vortreffliche Novelle *Liebe und Freundschaft* aus, nach dem Italienischen des Malespini angenehm erzählt von Beauregard Pandin, und allenfalls die *Theodelinde* von Amalia Schoppe, so ist unter den prosaischen Aufsätzen auch kein einziger von Werth. Der *rächende Strom* von Friedr. v. Heyden hat anziehende Stellen; aber das Ganze —? — Im *Fliederbaum* von Lina Reinhardt erregt die plötzlich aufkeimende Liebe der Taubstummen unsere Theilnahme, und die liebende Treue der in ihrem Tagebuche so sinnigen Unglücklichen steigert sie; wozu aber die ganze Einleitung? und wie unbefriedigend der Schlufs! Zwei Fragmente wären mehr gewesen als das verunglückte Ganze. — Die Erzählung *Lotteriedevisen* von Fr. Laun ist ärmlich ersonnen, noch ärmlicher ausgeführt. Nur selten schwimmt ein Witzbläschen im ungeheuren Suppenvorrath. — Gar nichts schwimmt in dem Wasserberichte von Gustav Schilling, der *Sturz* betitelt. — Angenehm liest

sich die Romanze *Notburga* von Langbein; sie ist aber in Prosa besser erzählt von A. L. Grimm. — In den *Zeugen* von Döring wird der »schwankhafte Einfall« der Gräfin Ludmilla, drei steinerne Ahnen als Zeugen ihrer Vermählung mit Ludwig dem Baiern hervortreten zu lassen, mit gutem Humor durchgeführt. — Unter den mystischen *Ansichten und Bemerkungen* von L. steht Folgendes: »In einem *gewissen Sinne* ist Moral die Philosophie des Stolzes, Demuth die Religion der Philosophie;« und: »Rubens *kommt mir* gegen die ältern Meister *vor*, wie die römische Mythologie gegen die griechische.« Lesenswerth sind die Gedichte von A. G. Eberhard, Fr. v. Heyden und Silvio Romano, unter denen einige von vorzüglicher Schönheit. Auch die Gedichte von Luise Brachmann, Amalie Schoppe und Helmina, zumal die letztern, werden manches Gemüth ansprechen. Wahrscheinlich auch die übrigen Beiträge von Tiedge, Raſsmann u. s. w. — Die Kupfer von Ramberg belustigen. Zur Wassererzählung von Schilling hat der Künstler vor das weibliche Erziehungsinstitut einen tüchtigen Tiger gestellt, mit dem es, laut Schilling, eine eigene Bewandniſs hat.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1822. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer. 3 fl.

Da naht ein rüstiger Wettkämpfer, dreizehn Jahr alt, von denen zwölf unter Leske's in Darmstadt Obhut verlebt sind. Er hat Beruf, in die Schranken zu treten; denn fehlt es ihm gleich hie und da am Besten, was mit den Jahren sich geben wird, so zeigt er doch Kraft und Gewandheit. — *Wilhelm, König von Würtemberg* (hierzu das Titelkupfer) von Adrian. Eine kurze, etwas trockene Biographie, die selbst den Schein eines Panegyrikus meidet, und sich leicht hin lieset. — *Die Räuber* von E. T. A. Hoffmann. Zwei Freunde, Hartmann und Willibald, von Räubern angefallen, gerathen auf das Schloſs eines alten Grafen, wo sie Zuschauer und zum Theil Mitspieler eines ins Leben getretenen Trauerspiels werden, in welchem durch ein grauses Verhängniſs Schillers Tragödie sogar bis zur Gleichheit der Namen sich wiederholt. Doch sind die Charaktere verändert, und die Rollen der beiden Brüder in gewissem Sinne vertauscht. Durch die bedeutungsvolle Geburt Karls und Amaliens (S. 49.) hat uns Hr. H. das innere Getriebe des Verhängnisses gleichsam aufgeschlossen. Einige Unzartheiten in den Reden der Amalia konnten vermieden werden. Die Katastrophe erinnert an das erhabene und zugleich entsetzliche *Exeunt omnes* im Magnetisör. Gebe uns der geistvolle Verf. doch mehr solcher Dichtungen voll Natur und Wahrheit, statt seiner zahlreichen abscheulichen Fratzen, die

wie unheimliche Gäste sich in uns einquartiren und nicht weichen wollen. — Des Johannes Turpinus, Erzbischoffs von Rheims, Erzählung vom Leben Karls des Grossen und Rolands, übersetzt von Eduard Hufnagel, steht nicht ihrer Vortrefflichkeit wegen da (sie ist das erbärmliche Machwerk eines Mönchs aus dem 12. oder 13. Jahrh.), sondern weil sie das Glück gehabt, die Hauptquelle der Epopöen eines Bojardo und Ariosto zu werden. — *Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts* von Heinrich Zschokke. Wahrheit in das Gewand einer wunderlieblichen Dichtung gehüllt. Wem der altadliche Olivier als Kriegsheld, als Freund, Gatte, Vater, als Beglücker seiner Unterthanen, als Aufheber der Leibeigenschaft, als Zerstörer von eingewurzelten Vorurtheilen liebenswürdig, ja verehrungswerth erscheinen, wem gar eine Sehnsucht aufgehn sollte, ihn in seinem Landsitze, einer entzückenden Oase mitten in der unabsehbaren Sandwüste, zu besuchen, der vergesse ja nicht, dafs dieser Olivier nach der ausdrücklichen Bemerkung seines Biographen ein Sonderling ist, und ein mit den übrigen Narren im kampflosen Kampf begriffener — Narr. Der Aufsatz ist eine Zierde des Taschenbuchs. — *Ludwig der Eiserne*, von Luise Brachmann. Schöne Anekdote vom thüringischen Landgrafen, den die Worte des wackeren Schmiedes hart machten gegen den drückenden Uebermuth des damaligen Adels. — *Nikolaus, Graf von Zriny*, historischer Versuch von Friedr. Krug von Nidda. Bekanntes, gut zusammengestellt, und in einfacher Sprache lebendig vorgetragen. — *Erinnerungen an den dreifsigjährigen Krieg*, von A. Kirchner. — Die schönen Kupfern werden sich von selbst empfehlen.

Rheinblüthen, Carlsruhe bei Gottlieb Braun. 1822. 3 fl.

Etwas sehr verdienstliches ist diesem zweiten Jahrgang des Rheinblüthen-Taschenbuches eigen: dafs es sich nicht durch kränkelnde Mystik und süfsliche Schwärmerey entwürdigt. Doch hat es neben diesem negativen Guten, auch manches positive sich eigen gemacht. Die *fliegenden Blätter* von Fr. C. Bührlein zeugen von des Verfassers richtiger und geistvoller Beobachtung der menschlichen Natur, und der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse. — Erfreulich sind die Probescenen aus der Posse: *die Bärenritter* von Justinus Körner. Die Eigenthümlichkeit der Charaktere, die Laune, womit das ganze Spiel durchwebt ist, und die gefällige Form machen den Wunsch rege, bald das Ganze erscheinen zu sehn. — Unter den Erzählungen ist die gröfste, fast den vierten Theil des Bändchens

innehmende: *der Oberrichter in Moskau*, von Helmina, auch
zugleich die reichste an wunderbaren Gestalten, seltsamen Be-
gebenheiten und tragischen Untergängen. — Als Gegenstück
steht von H. A. die anmuthig einfache Erzählung: *Theo-
dora;* der jedoch die historische Novelle *Adolf von Nassau*, eben-
falls von A. Schreiber, den Vorrang abgewinnen möchte. —
Unter den Poesien treten mehrere von *Schwab, Castelli* und
Ludwig Robert aus dem gewöhnlichen Kreise unsrer Almanachs-
verse hervor; besonders hätten die des letztgenannten Dichters,
welche das Büchlein schliessen, ihrem Werthe nach das Vor-
treffen, und nicht die Nachhut zu bilden, verdient.

Taschenbuch für 1822. Heidelberg bei Aug. Oswald und Offenbach bei C. L. Brede. 86 S. 48 kr. od. 12 ggr.

An so viele Taschenbücher denen vielleicht noch mehrere
folgen werden, schliesst sich billigerweise auch ein Taschen-
büchlein an für Unbemittelte. Der gut angelegten Novelle *die
Rache lebt* von G. Döring fehlt es an Poesie; statt lebendiger
Darstellung, giebt der Verfasser trockene Berichte, und das Fran-
zosenthum, worauf das Ganze beruht, kommt nur in Worten
vor. Gelungener ist *die blühende Aloë*, eine komische Erzählung
von demselben, gut verknotet und entwickelt. — Der *stille
Engel*, ein liebliches Idyll von Wilh. Kilzer, ist von griechischem
Geiste beseelt. — Wenn doch Hr. G. Döring, der als Redakteur
dieses Büchleins ganz vernünftig und nüchtern erscheint, von
der mystischen Tumm- und Tollmacherei in Zukunft sich los-
sagen wollte! — Unter den sechs Kupfern sind die zwei ko-
mischen allerliebst.

Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Angefangen von August v. Kotzebue, fortgesetzt von Mehreren. Zwanzigster Jahrgang. Leipzig bei P. G. Kummer. 1822. 3 fl. 20 kr.

Ob die Liebhaber von Kotzebues unverkennbar bedeuten-
dem Talente im Burlesk-komischen aus dieser Fortsetzung Be-
friedigung schöpfen werden? Auch das Beste der vorliegenden
Dramen hätte Kotzebue besser erfunden oder ausgeführt. Werth-
los, ohne Saft und Geschmack, ist *der Bruder und die Schwe-
stern*; widrig die Posse *Nummer 777* von C. Lebrün, in der al-
les Komische auf Aussendingen ruht, z. B. dass ein durchpfef-
ferter Schreiber *Pfeffer* heisst, und eine putzig thuende Putz-
macherin *Frau Putzig*. — In den *vier Tanten* spuken vier
abscheusliche Karrikaturen, eine ästhetisch-politische, eine my-
stisch-ahnende, eine martialisch-fluchende, und eine franzö-

sisch-kokettirende. Die Art und Weise, wie diese vier Höllen besen in ein Verhältniſs zu zwei Liebenden von gewöhnlichen Schlage gesetzt werden, ist ohne Witz und ohne Geschick. — Besser sind die vier übrigen Stücke. Das *Erntefest* in (schlech ten) Alexandrinern, überrascht durch den Ausgang. Man glaubt der Verwalter habe in seiner Frau die Kuh mit dem Kalbe ge freit; zuletzt aber zeigt sich, ihr Kind, welches der Graf a das seinige zurückfordert, sey nicht von ihr geboren, sonder bloſs, wider Wissen des abwesenden Mannes, von ihr an de Stelle eines verstorbenen mit mütterlicher Liebe erzogen wo den. Die Mutter des Kindes ist auch im Verwalterhause; da her es denn schnell zu einer Mariage kommt. Da es dem Dichter ein Leichtes war, dem Grafen ein paar Tonnen Gol des in die Tasche zu stecken, werden grosse Nachbar-Gü gekauft, und Röschen, welche die Verwandlung des Bräuti gams in den Papa leicht verschmerzt, kann nun abwechselnd bald bei diesem Elternpaare, bald bei jenem, sich erlustig Wäre die Darstellung gedrängter, der Gang der Handlung r scher, der Witz sprudelnder, so könnte das Stück eine g Nachspielposse seyn. — *Florette* in reimlosen Jamben v Deinhardstein befriedigt in den ersten Scenen. Florettens, ei Edelfräuleins, Liebe zu Heinrich, in welchem sie den Kö von Frankreich nicht ahnet, ist zart gehalten, und der Dichte erregt eine lebendige Theilnahme an dem Lebensglücke de Liebenden. Nach der Erkennung aber geht alles quer. Waru Florette nicht Königin werden kann, wird durch nichts an schaulich gemacht; denn der angeführte Grund, sie verabscheu den höheren Stand, konnte durch Liebe besiegt werden. Fü ihre reine, treue Liebe wird die arme Florette mit dem groſs müthigen Versprechen des Königs abgefunden, er wolle sie zu Rettung ihrer unbefleckten Ehre nie wiedersehn. In der dri ten Person *du Vallis*, der anfangs Floretten heftig liebt, i dann Namen und Stand zur Sicherstellung vor des Königs B gier anbietet, und am Ende ganz verstummt, scheint der Dic ter etwas Edles bezweckt zu haben. — *Die Macht der Zei*, eiu kleines Lustspiel von Wetterstrand, führt die anziehend Idee ziemlich gut aus, daſs zwei durch das Schicksal und dur weite Ferne getrennte Liebende, nach dreissig Jahren, als de Tod ihre Ehen gelöst, er als Vater eines Sohnes, sie als Mu ter einer Tochter, den ehemals zerrissenen Ehebund nun en zu knüpfen beschliessen. Fein ist der Zug, daſs die Liebe d Eltern sich auf die Kinder fortgepflanzt hat, die beim erste Sehen sogleich sich verloben; und überaus komisch, daſs d alte Herr Bräutigam und die alte Frau Braut neben einander stehen, ohne sich zu kennen, als aber das junge Paar eintrit

r auf die Jungfrau zustürzt, sie auf den Jüngling, mit den Vorten: »Meine Agnes!« »mein Richard!« — Das beste tück der Sammlung ist unstreitig *die Witwe und der Witwer* on Holbein. Der rasende Schmerz der Witwe um ihren Karl, er als Wachsbild vor ihr steht, ist im Grunde nichts als Liebe um künftigen Gemahl; so wie beim Witwer der verzehrende ıram bloſs Sehnsucht nach der neuen Gattin. Der allmählige Íebergang vom Schmerz in die Ehstandsfröhlichkeit entwickelt ıch Schritt vor Schritt; und am Ende werden aus der Wachsüste, weil sonst kein Wachs im Schlosse sich findet, Brautchter gegossen.

'aschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1822 Leipzig bei Joh. Eriedr. Gleditsch. 3 fl. 40 kr.

Zwanzig Jahre stand dies Taschenbuch unter dem Schutze er Herren W. G. Becker und Friedr. Kind; jetzt beginnt eine eue Folge, und, wie der Verleger, der wohl auch Redakteur ist, emerkt, »mit verbesserter Einrichtung im Innern und Aeusern.« Rec., ohne über das »Verbesserte« urtheilen zu wollen, egnügt sich, den Inhalt kurz anzugeben. Der *Elementargeist* von . T. A. Hoffmann wirkt ergötzlich durch die kecke Ironie, woıit das scheinbar Ernsthafte, ja Grausen erregende sich immer elbst wieder zerstört. Ein irrländischer Major, dessen aus den idersinnigsten Gliedern zusammengewürfelter Leibesbau einem laler zu schaffen machen sollte, ist Herr und Gebieter über ie Elementargeister. In einem magisch erleuchteten Gewölbe, ährend der rauhe Herbstwind pfeift und heult, und das Geässer der nahen »Lederfabrik« rauscht, bannt er mit der Behwörungsformel aus Pepliers Grammatik: *Monsieur, prétés oi un peu, s'il vous plait, votre canif etc.* eine gestaltlose Gestalt ıs der Tiefe, die sich in der Folge durch ihre Blicke ohne ugen, Küsse ohne Lippen und mehr dergleichen Spaſs als eine unsichtbare Salamandrin von ganz ausserordentlicher :hönheit bewährt. Kraft eines zwei Zoll hohen Püppchens wird e einem mystisch - romantischen Obristen vermählt, dessen iener Paul Talkebarth, ein wahrer Eulenspiegel an Leib und eele, alle Augenblicke mit ihr lustig carambolirt. Nachdem :r Obrist seine Schöne poetisch verloren hat, ist er, bei Gegenheit einer Kopfwunde, so glücklich, sie prosaisch wiederfinden in der vierzigjährigen, kleinen, dicken, überwirthhaftlichen, und gar freundlichen Frau Baronin Aurora von E. ährend ist der Abschied, den endlich der Obrist von dieser lamandrin nimmt. — Um den Werth dieser raschen Erzähng durch den Contrast zu heben, hat der schalkhafte Herr

Verleger eine andere sehr lange von Ludw. Achim von Arnim daneben gestellt, eine Erzählung von so ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, dafs Rec. nicht umhin kann, jedem, der den Beweis stellet, er habe sie ohne den Mund aufzusperren von Anfang bis zu Ende gelesen, zwölf ungedichtete Erzählungen von Gustav Schilling als Belohnung zu versprechen. — Die *Gemälde*, eine sinnreiche Novelle von Lud. Tieck, zeigt auf der einen Seite den vorlauten Kunstkenner, auf der andern den leidenschaftlichen aber unwissenden Kunstsammler; und wie beide von kunstfertigen Malern und verschmitzten Kunsthändlern mit nachgemachten Raphaelen, Correggio's u. s. w. betrogen werden. Der Schlufs ist selbst ein Gemälde: ein Trinkgelag von so lebendiger Anschaulichkeit, dafs mehrere Künstler darnach nicht bedeutend verschiedene Zeichnungen liefern würden. — *Die Zeit ist hin, wo Bertha spann*, eine Erzählung von Helmina, hat gleichen Stoff mit den Romanzen des Grafen Sermage in der Minerva, aber Vorzüge in der Bearbeitung. Unter den Beiträgen in Versen zeichnen sich aus: *Medschnun* von F. Rückert, *Fiona* von Ernst v. Houwald, die Beiträge von A. Bercht, der *Forstdieb* von H. Döring, einiges aus dem Nachlasse von F. G. Wetzel, Jugendalter von Otto Gr. v. Haugwitz, der *Traum* von Laun, und die *Legende* von Leopold Schefer. — Die schönen Kupferstiche sind von verschiedenen Künstlern.

Frauentaschenbuch für das Jahr 1822. Nürnberg bei J. L. Schrag. 3 fl. 36 kr.

Nach der Vorrede hat aus der Hand des Hrn. d. L. M. Fouqué Hr. Fr. Rückert die Redaction dieses Jahrbuches von nun an übernommen. Er entschuldigt, in Uebereinstimmung mit dem Verleger, die Mängel des diesjährigen, mit der durch den Redactionswechsel entstandenen Stockung; und wohl bedurfte es dieser Entschuldigung, und einer noch weit kräftigeren. Sey in den heutigen Almanachen auch solchen Liedern der Zutritt gegönnt, »die des Augenblickes Lust geboren,« und die »nicht zur fernen Nachwelt schweben werden;« aber die wirkliche Lust, die das Talent erregt, mufs sie geboren haben, nicht der Moment der dem Schlafgotte gehört. Wer mag gebildeten Frauen Reimereien zumuthen, wie die vom Grafen Loeben, Wilibald Alexis, Trinius u. s. w.? Und nicht in harmloser Unschuld ist dieser Kehrigt hingesudelt, sondern mit der mystischen Absicht, das Tageslicht zu verdunkeln, und einen Nebel um Dinge zu ziehen, die von des Himmels Tochter, der hochheiligen Vernunft, dem Auge des Sterblichen frei und klar dazustehen bestimmt sind. — Einige Gedichte, z. B.

e von Gustav Schwab, und die drei Lieder von C. B. ma-
en eine rühmliche Ausnahme. Auch die *Sehnsucht nach dem*
aterlande von Friedr. Graf. Kalkreuth empfiehlt sich durch
ückliche Vergleichung des deutschen und französischen Sin-
:s und Lebens. Die *Legenden* von Krug v. Nidda und Conz
erden, wenn man sie nicht mit Herders und Göthes Legen-
:n vergleicht, vielen gefallen; doch schwerlich vom ersten
:rfasser der in thörichter Schwärmerei befangene Glaubens-
·ld *Alexis*, den der Wille des Dichters zum Heiligen stem-
:lt. Auch möchte die Lehre, welche in der wohlklingenden
ichtung von Helmina die heilige Cäcilia der Frauenwelt
eht, nicht angemessen seyn der Natur und Bestimmung des
ebens, die beide doch ehrwürdiger sind als die düstern Träume
is der fremden und fernen Welt der sogenannten Heiligen.
ie Dichterin hat das selbst gefühlt; ihr Vorwort beweiset es.
- Unter den Erzählungen verdient der *Glaube* von Luise
rachmann die erste Stelle; nur die Ueberschrift paſst nicht.
- *Amala* von Fanny Tarnow scheint anfangs auf eine bekannte
ürstin im Norden und deren Lebensverhältnisse anzuspielen;
:winnt aber nachher einen wunderlichen mühsam herbeige-
ihrten Ausgang, bei dem unnöthiger Donner und Blitz und
iystischer Nebel nicht fehlt. — Was Uthe-Spazier *aus dem*
eben Maximilians in einer romantisch-historischen Skizze dar-
:stellt hat, möchte wohl schon anziehender und befriedigen-
:r gesagt worden seyn. Im *Bilde* von Blumenhagen ist neben
elem Anziehenden und lebendiger Darstellung viel Unwahr-
:heinliches und Unbefriedigendes. Daſs menschliche Schwach-
:it die Mutter mancher Sünde sey, soll, nach den Schluſs-
orten, die Erzählung lehren. Wenn nur die Liebe des jun-
:n Mannes nicht so viel Abentheuerliches hätte, wenn nur
ie Schwäche der edlen Frau nicht so unglaublich als unver-
:ihlich erschiene; wenn nur nicht manches angedeutet wäre,
as der Jungfrau (für *sie* ist doch auch das Taschenbuch) wohl
icht angedeutet werden sollte! Gewiſs ist nicht so schlimm
is Enthüllen, als das zum Errathen auffordernde halbe
üften des Schleiers, womit die Natur die näheren physischen
erhältnisse der beiden Geschlechter gegen einander wahrhaft
iütterlich bekleidet hat. — Der *grüne* Hut von Langbein er-
inert nicht zum Nachtheile des Erzählers an den zahlreichen
owohl männlichen als weiblichen Nixenschwarm, welcher
ouque's lieblicher Undine sein Daseyn verdankt.

aschenbuch für Damen auf das Jahr 1822. Von Conz, Ther. Huber, Car. Pichler u. a. Mit Kupfern, Stuttg. u. Tübing. b. J. G. Cotta. 3 fl.

Einfach im Aeussern, auf innern Adel und geistige Schön-

heit vertrauend, erscheint auch diesmal der vieljährige Freund, und bringt Lieder, Gedanken und Erzählungen in mannigfaltigen, meist würdevollen Tönen. — Die *drei Abschnitte im Leben eines guten Weibes* von Therese Huber sind, wie das Lied in Shakspeare's »Was ihr wollt, einfältig und schlicht, und tändeln mit der Unschuld süsser Liebe, wie die alte Zeit. Geist und vielfache, zum Theil tiefgeschöpfte Lebenserfahrung beseelen den einfachen Stoff. Wir sehen die edle Molly, als Jungfrau, als Weib, als alternde Matrone immer mit derselben Klarheit des Bewufstseins und mit engelreiner Herzensgüte in ihrer Umgebung wohlthätig nach Aussen wirkend, und in vollem Maafse des Segens theilhaftig, den die Vorsehung oft schon hienieden auf die Häupter der Guten streut. — *Wahre Liebe* von Caroline Pichler. Wäre Shakspear's Julia eine Pichlersche Emilie, so würden wir unbedingt mit Emiliens Tante ihre plötzliche Hingebung an Romeo eine »Vergaffung« nennen und sie »als blosse Wirkung der Sinnlichkeit verdammen.« Aber welch ein Unterschied zwischen beiden! Julia liebt Einmal und ewig; aus Emiliens Herzen wird Dorval durch Ehrhart, und dieser durch den Marchese Rialti verdrängt, der endlich haften bleibt. Alein die Verf. wollten auch keine Julia zeichnen, sondern eine Emilie, ein leichtes und flatterhaftes Wesen mit einiger Anlage zur Stetigkeit, die sich nach und nach ausbildet. Und dies ist ihr gut gelungen. Mit Theilnahme sind wir ihr Schritt vor Schritt bis ans Ende gefolgt. — *Politisches und poetisches Allerlei* von Jean Paul. Voran ein ernstes Wort über den Leipziger Geist - Auszieher, dessen diebische (fügen wir hinzu) und geistlose Zusammenstoppelung nun schon in der vierten Auflage sich vertrödelt. Trefflich, wie der Name des geliebten Verfassers es verbürgt, sind die dargebotenen Einzelnheiten. Wir heben folgendes aus: »Die »Freiheit und die Sonne gehen niemals unter auf Erden, son»dern nur ewig auf. Hört ihr, dafs die Sonne sterbend er»bleichet und im Ocean einschläft; oder die Freiheit: so blickt »nach Amerika, da glänzt morgenfrisch die Sonne, und neben »ihr die Freiheit.« — »Luther! du gleichst dem Rheinfall! »Wie stürmst und donnerst du gewaltig! Aber wie auf seinem »Wassersturme unbewegt die Regenbogen schweben, so ruht »in deiner Brust der Gnadenbogen des Friedens mit Gott und »Menschen unverrückt, und du erschütterst deine Erde, aber »nicht den Himmel.« — »Luther! komme bald wieder; es »giebt zu viele Päbste, nicht blofs Gegenpäbste, auch Gegen»Gegenpäbste.« — Die Gedichte von Conz sind rühmenswerth. Die *Versuchung Christi* scheint aus einem Gemälde in (nicht durchaus geregelte) Hexameter übertragen. — Die *drei Früh-*

rsgedichte von Wyss athmen Frühlingsluft und Frühlings-
ude. — Ludwig Robert schenkt uns *Sigyna*, ein mit nord-
discher Mythologie überladenes, und dadurch etwas verdun-
tes, sonst nicht unkräftiges Gedicht. Derselbe giebt das
igment einer Bearbeitung des Gesnerschen Schäfergedichtes:
erste Schiffer, dem wir kaum mehr Beifall versprechen, als
i geistreichen Versuchen, Lessings Fabeln in Verse umzu-
:en. — Friedrich Rückerts Kleinigkeiten enthalten einiges
ch Kraft und Originalität überraschende; doch bei weitem
grössere Hälfte konnte ungedruckt und ungedichtet blei-
i, z. B.

> *Wie herrlich ist die Poesie,*
> *Daſs Dinge klein und nichtig,*
> *Die sie ergreift und schmücket sie,*
> *Erscheinen groſs und wichtig u. s. w.*

Den Beschluſs macht *der Sonettenkranz Maria*, ein mystisch-
:liches Wortgetändel und Reimgeklingel von Georg Dö-
g, das wohl keinem Göthe oder Jean Paul zusagen kann,
r vielleicht dem Fürsten Hohenlohe. — Die Kupfer, zum
:il nach französischen Originalen gestochen, sind von ge-
inter Güte.

inia. Taschenbuch auf das Jahr 1822. Mit sieben Kupfern. Leipzig bei F. A. Brockhaus. 4 fl. 30 kr.

Unsre Erwartung, Gutes in der Urania zu finden, ist
it getäuscht worden; einiges Werthlose daneben läſst man
i schon gefallen bei der Menge von Taschenbüchern, die
nöglich alle mit Geist können gefüllt werden. Als gekrönte
elle steht voran: *Sieg der Kunst, des Künstlers Lohn*, von
:dr. Mosengeil, von der die verständigen Beurtheiler sagen:
: giebt nicht einen neuen Stoff, aber die Behandlung macht
von Neuem anziehend - - - - sie beweist ein durch Kraft
Geist unterstütztes Naturell und künstlerisches Gefühl. Die
inlassung von Gemälden zu nehmen, ist gleichfalls, viel-
it zu oft schon geschehen; doch wird hier das Bild auf
: besondere und eigenthümliche Weise zum Hintergrund
Ganzen und zu einem sich kunstgerecht abrundenden Mo-
a — Das lange Gedicht: *die Reise mit Amor*, von Wilh.
:hütz wird manchem beschwerlich dünken, manchem höchst
:nehm, je nachdem er Freund ist oder Gegner von der
iier des ehemaligen Lacrimas. — Die *Vier Zeilen* von
kert verrathen Talent, ohne anzusprechen; einige lahmen
Rhythmus und Ausdruck; zwei Drittel wenigstens könnten
: fehlen. — Die *Wanderlieder* und die übrigen Mittheilun-

gen von Wilh. Müller athmen frohen Sinn und frische Jugend. — *Radegundis und Amalfred* von C. W. Böttiger. Ein geistreiche Versuch, die dunkle Geschichte de alten Thüringens aufzuh-l len, rein historisch, ohne romanhafte Beimischung. — *Otto der Schütz*, zehn gelungene Romanzen von Gustav Schwab — *Lord Byron* von Wilhelm Müller. Dieser Aufsatz würdig mit parteiloser Besonnenheit die Werke des grossen Dichter und enthüllt, bei der lebhaftesten Anerkennung ihres poetische Werthes, den schädlichen Einfluſs derselben auf die Sittlichke — In den *Ritornellen* von Friedr. Rückert wird fast allzu gespielt, und nicht immer mit Geist. — *Ausstellungen aus Reisen und Abentheuern von Jean Jaques Casanova*, nach dem französischer Sprache geschriebenen Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm v. Schütz. Eine günstige Verkettung Umständen brachte in die Hände des Herrn Brockhaus das merkwürdige Manuscript, das auf 600 eng geschriebene Bogen Zeitraum von 1730 bis in die siebziger Jahre des abgelaufen Jahrh. umfaſst. Bei des Verf. Lebzeiten ist von den Memoiren blos ein Bruchstück, die Geschichte seiner Flucht aus den venedi Bleidächern, gedruckt worden; jetzt will Hr. Brockh., da eine vollständige Mittheilung aus mehrern gut entwickelten Gründen nicht ausführbar ist, uns mit einer von Hr. v. Sch. geförderten Bearbeitung beschenken, von der im J. 1822 der 1ste Band erscheinen wird. Die drei mitgetheilten Proben widersprechen nicht dem Urtheil des Hr. Brock., »daſs diese Memoiren an Reichhaltigkeit des Stoffes, an Lebendigkeit der Darstell., an scharfsinniger Lebensauffassung, an Originalität u. innerer Wahrheit der Begebenheiten, an Vielseitigkeit der Ansichten an, Neuheit u. Frische der Mittheilungen kaum ihres gleichen in der europäischen Litteratur haben dürften.« — *die Nebenbuhlerin ihrer selbst*, Novelle v. Guntram, ist ihrer Stelle werth. — Hr. Streckfuſs steuert eine schöne Elegie bei: *Der Traum*, den Manen der Geschwister Theodor u. Emma Körner geweiht; ausserdem eine kräftige Romanze: *Pipin der Kurze*. — Hr. v. d. Malsburg singt nach Lemartin eine Ode (?) an Lord Byron: *Der Mensch* voll schöner Einzelheiten. Zum Schluſs empfehlen wir die Lieder v. Helmina.

Die Nachricht, daſs Hr. Brockh. auf künftige Preisaufgaben verzichten will, ist unerfreulich, da stimmfähige und gerechte Männer über die Kämpfer richteten.

Schöne Kupfer, als Fortsetzung der Shakspearegallerie nach Zeichnungen von Opitz zieren auch diesen Jahrgang, diesmal aus dem Othello, dem Kaufmann von Venedig, dem König Lear und Macbeth. Als Titelkupfer steht, von Vogel gezeichnet, Tiecks getroffenes Bild.

---

eser halbe Bogen ist die zweite Hälfte zu Nro. 72 welche wegen des Schlusses vom Novemberheft nicht ganz gegeben werden konnte.

---

rdischer Musenalmanach, für 1822. Poetische Blumenlese, herausgegeben von WINFRIED. Hambu g b. Herold.

ine gewisse Wohlredenheit kann man diesem Mitwerber nicht sprechen, wohl aber den eigentlichen Geist; und seine Physgnomie ist so unbedeutend, dafs man ihn nach einer Absenheit von drei Tagen kaum wiedererkennen würde. Was ll man z. B. über die Mittheilungen von Bärmann, Dörscher, ittermann, Hadleb, Holm, Jentzen, Lautsch, Messow, Pape, ese, v. Ries u. s, w. sagen? Gut noch, dafs wir auf dieser eppe wenigstens einige fruchtbare Plätze zum Ausruhen und r Labung finden. Wir meinen die Beiträge von Conz, Klaer Schmidt, de la Motte Fouqué und einigen andern von tergeordneterm Talente. Einer der letztern giebt folgendes.

An einen Wunderthäter.

Höhnest du gleich die Vernunft; so schreit doch »Wunder!« der Haufe,
Und unsterblichen Ruhm sichert die Zeitung dir schon;
Mifslang auch öfter die Cur; ey nun! so fehlt' es an Glauben;
Hast du doch Dina curirt, Micheln zum Glauben bekehrt!

enelope. Taschenbuch für das Jahr 1822. Herausgegeben von THEODOR HELL. 11ter Jahrgang, mit 8 Kupfern. 2 fl. 42 kr.

Die zweite Ausstellung einer Gallerie aus Schillers Gedichn, von Ramberg und Schnorr, wird hoffentlich, wie die erste, nes ungetheilten Beifalls sich erfreuen. Dazu gesellt sich in höner Zeichnung die Ansicht in das grosse Theater zu Pomeji nach der Bühne zu. — Erzählungen füllen den gröfsten heil des beschiedenen Raums. — *Guido* von van der Velde. Ein ühner und frommer Jüngling, von der Natur zum Herrschen estimmt, wird von seinem Vater durch alle Stände des menschchen Lebens geführt, damit er das Schlechte hassen, das Gu- lieben lerne, vor allem aber Erfahrung und Weisheit einmmle. Dafs er, trotz der scheinbar niederen Geburt, Prinz sey, ifst der Erzähler von fern ahnen, ohne es zu enthüllen. Die eele der Dichtung liegt in den Worten Ralfs (S. 69.): »Glaubt

mir, es gehört recht viel dazu, ein guter thätiger Diener zu seyn. Das Herrschen ist weit leichter, aber wer nicht Dienen gelernt hat, der kann auch nicht herrschen«. Der Vortrag ist rasch, oft hinreissend, die Gesinnung durchgängig edel, und fern von der sentimentalen Edelthuerei. — *Himmlische Liebe* von Agnes Franz verdient gleiches Lob. Die geistreiche Verfasserin wufste dem etwas spröden Stoffe von zwei weiblichen Menächmen, die, ohne von einander zu wissen, sich als Zwillinge finden, einen hohen Reiz abzugewinnen. Ueberall ächtes und tiefes Gefühl, und eine nicht gewöhnliche Welt- und Menschenkenntnifs. Liebliche Bilder werden ungezwungen herbeigeführt und einige Zufalligkeiten des Lebens zu poetischem Gebrauche benutzt, ohne dafs die Verfasserin in das mystische Gebiet der Träume und Ahnungen sich verliert. Eine Dissonanz im Zornaufbrausen des Obristen, als er Idaliens Opfer misdeutet, wird treflich aufgelöset. — Das *Gesangbuch* von Richard Roos findet wohl seine Freunde, aber schwerlich einen Vertheidiger vom Vorwurfe zu grosser Gedehntheit und einer gewissen Ueberladung mit mühsamem Witze. — Die *Martinsgans* von K. G. Prätzel. Ein unscheinbarer Jude wird am biederen Webermeister Reinwald zum barmherzigen Samariter. Dem hohen Ernst dieser schönen Dichtung ist eine angenehme Laune beigemischt. — *Der Wittwe Leid und Lohn*, von Gustav Schilling, beginnt, wie vieles von diesem fruchtbaren Kopf zu Tage geförderte, nicht übel: bald aber überstürzt sich der Erzähler und bleibt auf dem Boden liegen, — *List über List* von C. Lebrün. Der Anfang verspricht mehr als das Ganze leistet. Gegen die List der drei Diebe in den Fabliaux gehalten, möchte das Stück beinah werthlos erscheinen. — Der *Dreikönigsabend* von K. B. von Miltitz ist langweilig bei Ansprüchen auf das Gegentheil. — Desto lebendiger ist der *Knapp von Burgund*, aus der alten Geschichte entlehnt, von Luise Brachmann — Die *Markise von Gange*, Pitovalls merkwürdigen Rechtsfällen gut nacherzählt v. Theod. Hell, macht auf Originalität nicht Anspruch. — Unter den wenigen Gedichten von verschiedenen Verfassern gefiel uns besonders das Abschiedslied von Ernst v. Houwald.

Allgemeiner deutscher Theater-Almanach für das Jahr 1822. Herausgegeben v. AUG. KLINGEMANN. Braunschweig bei G. C. E. Meyer.

Gewifs ein willkommenes Geschenk allen Freunden des Theaters, noch mehr aber den Bühnenvorstehern und solchen Schauspielern, denen es darum zu thun ist, von dem gewöhnlichen handwerksmässigen sich zu erheben in die höheren Regionen der Kunst. — Nicht so sehr durch die dramatischen Bei-

äge empfiehlt sich das Taschenbuch, als durch die dramatur-
schen Aufsätze, in welchen es sich würdig an das von Iffland
üner herausgegebene anschliefst. Alle diese Aufsätze sind
m Herausgeber, mit Ausnahme des Einzigen: *über die heutigen
ifallszeichen* von *C. A. Böttiger*. Es ist hier der Ort nicht, sie
n Einzelnen durchzugehn und zu würdigen, nur das sey zum
obe derselben gesagt: nichts von dem, was man von Hr. K.
m Dichter und Vorsteher einer ausgezeichneten Bühne er-
arten konnte, wird man in diesem Almanach vermissen. Be-
nders praktisch hat er sich *über den verschiedenen Stil in der
heatralischen Darstellung* in der *Critik der Parterre* und in dem
uchstück aus den noch ungedruckten Vorlesungen für Schauspieler
sgesprochen. Möchten nur unsre Schauspieler dieses Bruch-
ick lesen und manche unsrer Schauspielfreunde die ihnen in
ner Critik gegebenen Andeutungen beherzigen. Die *Biogra-
isch-Charakteristische Skizze* über einen unserer jetzigen aus-
zeichnetsten dramatischen Künstler: *Efslair* (dessen Bild sich
ben dem Titelblatt befindet) gewinnt dadurch ein vorzügli-
es Interesse, dafs der Verf. tief in die Charakteristik einzel-
r von diesem Künstler dargestellten Rollen eingegangen ist,
d diese höchst befriedigend durchgeführt hat. — Auch die
merkungen über Theatermalerei von dem rühmlich bekannten
heatermaler *Beuhter* verdienen Empfehlung, besonders für alle,
nen die Aufsicht über neuzuerrichtende Bühnen aufgetragen
. — Als Zugabe finden wir, wie in allen Theatercalendern
auch hier, die Verzeichnisse der in einem gewissen Zeitrau-
e auf den bedeutendsten deutschen Bühnen dargestellten Schau-
iele und Opern. Sie können ohne mühsames Vergleichen
ewifs eine abschreckende Arbeit für die meisten Leser) nicht
el Interesse gewähren; werden es aber gewifs im nächsten Jah-
, wenn der Herausgeber seinen Plan zur Ausführung bringt:
ese Vergleichung selbst anzustellen und sie seinen Lesern vor-
legen.

---

ilemonis Grammatici quae supersunt vulgatis et emendatiora et auctiora edi-
dit FRIDERICUS OSANN, Professor Jenensis. Accedunt Anecdota non-
nulla Graeca. Berolini sumtibus Ferdinandi Duemmleri. MDCCCXXI.
42 und 345 S. gr. 8. 3 fl. 30 kr.

ehr fruchtbar ist unsere Zeit an Abdrücken bisher ungedruck-
r Griechischen Grammatiker, und wir dürfen wohl behaup-
n, dafs in den letzten zwanzig Jahren mehr Neues dieser

Art zu Tage gefördert worden, als früher in einem fünfmal grössern Zeitraume. So verdienstlich und dankenswerth die daran auf verwandten Bemühungen besonders der deutschen Gelehrten sind, so hört man doch mitunter auch Klagen, theils darüber, dafs man oft unter wenigem Neuen sehr vieles Alte und Bekannte erhalte, theils, dafs wirklich Manches des Druckes kaum würdig sey. Von dem Standpunkte, von welchem wir diese Sache betrachten, und von welchem aus sie der Philolog betrachten mufs, können wir in diese Klagen nur wenig einstimmen, am wenigsten aber bei dieser Schrift, obgleich Bast in seiner *Lettre Critique* 37 gesagt hat, es stehe der gröfste Theil des technologischen Lexicons des Philemon schon in dem längst gedruckten Lexicon des Phavorinus und wenn man nur jenen mit diesem vergleiche und die Collation herausgebe, so sey damit schon genug gethan. Diese Aeusserung des so kundigen und einsichtsvollen Mannes mag wohl Ursache gewesen seyn, dafs man an den Abdruck des Grammatikers, von dem schon vor mehr als hundert Jahren Fabricius *Bibl. Gr. T. X.* p. 52 den *Cod. colbert.* *1266* anführte, der das *Λεξικὸν τεχνολογικὸν* des Philemon enthalte, später kam, als wohl sonst geschehen wäre. Denn erstlich steht bei weitem nicht alles, was wir hier erhalten im Phavorinus; zweitens ist nicht alles, was im Phavorinus steht, wörtlich aus Philemon abgeschrieben, und drittens kann Philemon aus dem Phavorinus, und dieser aus jenem häufig berichtigt werden. Zum Beweise dieser Behauptungen wollen wir unten einen Artikel aus dem Phavorinus und aus dem Philemon vergleichen, und damit zugleich eine Probe von dem Buche überhaupt geben.

Wir betrachten nun zuerst die *Prolegomena*, deren Inhalt wir mehr loben können, als den Vortrag, welchem zur Reinheit noch Manches, zur Schönheit noch vieles fehlt. Hr. O. spricht darin *I. De Philemone Grammatico.* Er spricht von den verschiedenen Männern dieses Namens, und setzt den unsrigen nicht ohne Wahrscheinlichkeit nicht weit nach dem Grammatiker *Hypereschius*, der in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts nach C. G. lebte. *II. De ejus Lexico technologico.* Gegen die Behauptung Schneiders (in Walchs Philol. Biblioth. II. 6. p. 523) Philemon habe das *Etymologicum Magnum* ausgeschrieben *), das doch nicht über das zehnte Jahrhundert hinaufzusetzen ist (S. Sylburgs Vorrede zum *Et. M.* p. IX, *ed. Lips.*) — gegen diese Behauptung wendet Hr. O. unter andern ein, die Sprache des Philemon stehe noch über der des Orion, und Ori-

*) Es trifft wirklich ⅓ des Ganzen mit dem Etym. M. oft wörtlich überein.

s weit über der des *Etym. M.* (S. XXI. führt) Hr. O. den Vers : *Vae tibi ridenti qui mox post gaudia flebis* und sagt, ihm seyen alle 8 *partes Orationis* enthalten. Da sollte aber r *qui* stehen *quia*, und jenes ist gewifs ein Druckfehler.) Der an des *Lex. techn.* wird von Phil. selbst so angegeben; er wolalle 8 *partes Orationis* in alphabetischen Artikeln (κατὰ στοιῖον) abhandeln. Wir haben aber nur noch die zween Theiπερὶ ὀνομάτων und περὶ ῥημάτων; es fehlen also π. μετοχῶν, ἀντωνυμῶν, π. ἄρθρων, π. ἐπιῤῥημάτων, π. προθέσεων und π. συνσμων. *III. De nova hac editione ejusque incrementis.* Jahr 1812 gab der Engländer C. Burnei dieses Lexicon zum stenmal (London. 8) aus einem Pariser Codex, dem obengennten Colbertschen, jetzt 2616 bezeichnet, heraus, aber ohne n Wort von dem Verfasser und von dem Codex zu sagen. eberhaupt hat B. die Hauptpflicht eines ersten Herausgebers nzlich vernachlässigt, nemlich die, das *Ms.* genau abdrucken lassen. Er hat sich vielmehr alle Freiheiten des Emendins erlaubt, ohne die geringste Rechenschaft von dem zu gen, was er änderte, und ohne anzugeben, was in der Handhrift steht. Dafs eine solche Ausgabe von dem Deutschen Hersgeber so gut als nicht existirend betrachtet werden mufste, dafs nöthig war, das Buch aufs neue aus der Handschrift abzuschrein und drucken zu lassen, versteht sich von selbst. Hr. O. that efs mit grosser Sorgfalt, und so ist seine Ausgabe eigentlich die *itio princeps.* Anfangs wollte er blofs die vom Phavorinus u. dem *mol. M.* abweichenden Lesarten angeben. Aber es boten sich m ungesucht Vergleichungen mit andern Grammatikern, Betigungen, Widersprüche, Verbesserungen dar, und so wurde Zahl der Anmerkungen bedeutend, so dafs er einen stattlichen en dritten) *Index rerum et vocum in Prolegomenis, No- et Epimetris expositarum* anhängen konnte. Wenn auch iige dieser Anmerkungen hätten kürzer gefafst werden können, sind sie doch im Ganzen sehr schätzbar, und geben dem Buche bst einen bedeutenden Werth. Unter andern werden viele Stel- anderer Schriftsteller verbessert und manche noch ungedruck- Fragmente anderer Grammatiker mitgetheilt. Der Anhang entlt: I. Ein Fragment aus einem florentinischen Codex von einem xicon eines, vielleicht desselben, Philemon; wenig bedeutend, ch von einigem Nutzen für den Möris und den Thomas Magister, Seiten. Hierbei lasen wir mit Vergnügen folgendes (*Prolegg. 41*): *Lexica inedita integra cum aliis nonnullis e vas Germaniae, Galliae, Italiae bibliothecis a me deipta, uno tamquam Lexicorum corpore mox in lucem ittentur. II. Epimetrum 1, Theodosii Grammaticae gmentum. 2. De Philoxeno Grammatico ejusque scrip-*

tis. Die beiden ersten *Indices* enthalten *a. Ind. Scriptorum citatorum in Lexico technologico et Grammaticorum fragmentis e MSS. subinde allatis. b. Ind. verborum Philemonis Lexico techn. et fragmento contentorum.* Der Druck ist schön und im Ganzen gut, obgleich bei weitem mehr Druckfehler in dem Buche sind, als das angehängte Verzeichnifs angiebt, welches selbst nicht druckfehlerfrei ist. Zum Schlusse unserer Anzeige vergleichen wir nur noch einen Artikel bei Phavorinus und Philemon. Der Artikel ἐπίθετον ὄνομα ist bei Phavorinus in ganz anderer Ordnung, als bei Philemon; indessen steht bei jenem doch bei weitem mehr, als Hr. O. angiebt: »*Minimam (l. minimam) partem Phav. v. ἐπίθετα p. 707, at a Philemone dis crepantem omnino.*« Das was Phav. hat ist in 5 Artikeln zerstreut, *) die gerade in umgekehrter Ordnung mit dem des Phil. stehen, und diese machen etwa die Hälfte dessen (also nicht *minimam partem*), was Philemon hat aus und zwar in demselben Sinne, und fast mit denselben Worten (also nicht *omnino discrepantem*). Was aber bei Phav. nicht steht, ist Folgendes: ὁμοίως δὲ τὰ ῥήματα ἀναλύονται πρότεροι· εἴς τε ὄνομα ἐπίθετον καὶ ὑπαρκτικὸν ῥῆμα εἶτα τῇ αὐτῇ συντάξει δυνάμεθα χρῆσθαι, οἷον οἱ Λύκιοι συνεμάχουν τοῖς Τρωσί· πρότερον γὰρ ἔφαμεν κατὰ ἀνάλυσιν, οἱ Λύκιοι σύμμαχοι τοῖς Τρωσὶν ἦσαν· εἶθ' ὅτι οἱ Λύκιοι τῶν συμμάχων ἦσαν, ἢ καὶ μετοχῇ, οἱ Λύκιοι τῶν συμμαχούντων τοῖς Τρωσὶν ἦσαν· τὰ δὲ ἐπιμεριζόμενα σχηματίζονται τετραχῶς· καὶ τὸ μὲν ἕτερον καὶ ἄλλος ἐπιδέχεται ἄρθρον· τὸ δὲ ἑκάτερον καὶ ἕκαστον οὔ· πάντα δ' ὅμως πρὸς γενικήν, ἢ κτητικῶς, ἢ διαιρετικῶς (*add. Lex.*) οἷον ἕκαστον τῶν ζώων ἕτερον τοῦ λίθου ἐστίν. ἐπιθετικῶς μέντοι καὶ ταῦτα ὁμοιογενῶς καὶ ὁμοιοπτώτως συντάσσεται τοῖς κυρίοις καὶ προσηγορικοῖς. *Mr.*

---

*) Nämlich unter ἐπίθετα. Dann wieder ἄλλως. ἐπίθετα. endlich ἐπίθετον ὄνομα. Hier wäre wohl der Ort gewesen, statt der allgemeinen Anmerkung über die (angebliche) gänzliche Vrrschiedenheit des Textes bei Phavorinus, die Varianten bei demselben genau anzugeben, weil es scheint, es könnte daraus nicht nur dieser, sondern auch Philemon etwas gewinnen.

Chemisch-agronomische Untersuchungen über den Werth verschiedener Futtergräser. Von JOHN, Herzog von Bedford. Zuerst herausgegeben von SIR HUMPHRY DAVY. Nach dem Französischen von M. MARCHAIS de MIGNEAUX. Verdeutscht von A. A. HAAS. Trier 1811.

Herr Haas liefert in dem kleinen Werke, das wir hier anzeigen, einen (ins Deutsche übersetzten) Auszug, aus der agronomischen Chemie des berühmten englischen Chemikers, *Sir Humphry Davy*, nämlich die vom Herzog von *Bedford* angestellten Versuche über die Futtergräser. Der Gärtner des Herzogs, Hr. *Sinclair* liefs die verschiedenen Gräser, deren hier gedacht wird, (einige go en

Zahl) in ihrer natürlichen Jahrszeit und im geeigneten Bo- säen oder pflanzen. Sie wurden im Sommer oder im Herbste chnitten, gesammelt und getrocknet. — Um so viel als es mög- war, richtige Entdeckungen zu machen, und die Kenntniſs nährenden Stoffes der verschiedenen Gras-Gattungen und lerer *Vegetabilien* zu erlangen, behandelte man gleiches Gewicht jeder Pflanze mit kochendem Wasser, bis zur gänzlichen Auf- ung aller ihrer unauflösbaren Bestandtheile. Nachdem die Auf- ung durch gelinde Hitze abgeraucht worden war, wurde das berbleibsel sorgfältig gewogen. Diese getrockneten *Extracte*, man als den Nahrungsstoff betrachtete, wurden Herren *Davy* gestellt, um ihre Bestandtheile chemisch zu untersuchen. Die *ultate* dieser Untersuchung, sammt den chemischen Bemer- ngen, mit welchen Herr *Davy* ihre Bekanntmachung beglei- , liegen Auszugsweise in dieser Deutschen Uebersetzung vor.

Das Verdienst, welches sich Herr Haas, durch diese Ue- setzung, um sein Deutsches Vaterland erworben hat, ist un- kennbar; insofern die Kenntniſs des verhältniſsmässigen Wer- s der verschiedenen Geschlechter und Arten von Futtergräsern den praktischen Ackerbau von der gröſsten Wichtigkeit ist. Ob es aber für das Bedürfniſs des Ackerbaues hinreichend d erfunden werden, sich auf diesem Wege der nährenden fte der Futtergräser, durch Bestimmung des darin enthal- en auflösbaren Stoffes in Wasser, zu versichern? Dieſs möchte . fast bezweifeln! Wenigstens stimmen einzelne Angaben, chaus nicht mit seiner vieljährigen Erfahrung überein. So ſst es z. B. vom Ruhgras *(Anthoxantum odoratum)*, daſs sich der rth des Grases zur Blüthezeit, zu dem der Saamenzeit, wie 4 13 verhalte. Und vom Wiesen-Lieschgras *(Phleum pratense)* st es gar, daſs sich der Werth des Krautes zur Blüthezeit, zu der Saamenzeit, wie 10 zu 23 verhalte. Vielleicht heiſst es r auch im Englischen nicht *Saamenzeit*, sondern bloſs *Annähe- g zum Saamen-Ansatz*. Es ist ja eine anerkannte Thatsache, jemehr der Saame irgend eines Gewächses sich seiner Reife ert, desto holziger und kraftloser der Stengel wird, der ihn t. Auch steht obige Angabe im *directen* Widerspruch mit einer ern, beim steinhaarigen Haber *(Avena pubescens)* von dem es st, »wenn die Erndte bis zur Saamenzeit auf dem Halme bleibt, mehr als die Hälfte des Nahrungsstoffes verloren« — — . — chwohl heiſst es auch von diesem später, »der Werth des Gra- zur Blüthezeit verhält sich zu dem der Saamenzeit, wie 6 zu 8.« Was hingegen vom Werthsverhältniſs des gemeinen Klee's *if. prat.)* und der Luzerne *(Medic. sative)* angegeben wird — mt vollkommen mit der Erfahrung des Ref. überein. Der rungsstoff des gemeinen Klee's wird nämlich angegeben zu , und jener der Luzerne nur zu 1659. *F.*

Handbuch der Diätetik von Dr. JOHANN FEILER, Königl. Bairer. Hof. öffentl. ordentl. Lehrer der Geburtshülfe, Pathologie und Diätetik, Director der Entbindungslehr-Anstalt, der phisical.-medicin. Societ. zu Erlangen, und des landwirthschaftl. Vereins in Baiern Mitglied. Landshut bei Philipp Krüll, Universitätsbuchhändler 1821. XL und 380 S nebst Register. 3 fl. 36 kr.

Der Verfasser dieses Handbuches hat aus mehreren Werken klassischer Schriftsteller des Alterthums, so wie aus verschiedenen anthropologischen, ökonomischen und medicinischen Schriften die gröfstentheils in dem Werke angezeigt sind, dasjenige gesammelt, was zu seinem Zwecke brauchbar war, das gesammelte gut geordnet, und seine eigne Erfahrungen hinzugefügt, und auf diese Weise ein brauchbares Handbuch geliefert. Die Diätetik ist dem Verfasser die Lehre, wie man sich gesund verhalten soll, und er betrachtet dieselbe als einen Theil der Hygiene, bemerkt aber sehr wohl, dafs man früher die Diätetik mit der Hygiene für gleichbedeutend angenommen hat. Wir können dem Verfasser aber keineswegs beistimmen, wenn er behauptet, dafs die Macrobiotik im Gebiete der *Hygiene* die Materia medica bilde. Sie fällt, wie der Verf. wohl bemerkt, mit der Diätetik zusammen; da diese auch die Absicht haben mufs; das gesunde Leben so zu lenken und zu mässigen, dafs der Tod so spät als möglich eintritt. Sie entlehnt, wie die Diätetik aus der *materia diaetetica* so viel sie zu ihrem Zweck nöthig glaubt, ja sie wird bisweilen in Verbindung mit derselben vorgetragen, und umfafst demnach die Lehre von der Diät, und die Lehre von dem zweckmässigen Gebrauch derselben zur Verlängerung des Lebens. Wenn jemand auch die Macrobiotik zur blossen *materia diaetetica* machen sollte, darf sie im Gebiete der *Hygiene* als solche nicht betrachtet werden, im Gebiete dieser Wissenschaft bildet sie einen Theil der Diätetik.

Als Mittel zur Erhaltung der Gesundheit werden blos die sogenannten 6 nicht natürliche Dinge angegeben, der Kleidung-Bedeckung, Reinigung des Körpers, der Reitze für die Sinne wird übrigens in den zwei Haupttheilen dieses Werkes gedacht. Es sind aber die Theile, in welche diese Schrift zerfällt, folgende, nämlich ein allgemeiner; wo von dem Verhalten in Hinsicht der sechs nicht natürlichen Dinge gehandelt wird, und ein besonderer; wo der Verfasser von dem Verhalten in Hinsicht auf die vorzüglichste Umstände und Verhältnisse handelt, und demnach von der physischen Erziehung des Kindes, von dem Verhalten der Frauenzimmer, von der Pflege einzelner Theile, von dem Verhalten in Hinsicht auf die Geschlechtsverrichtungen, und endlich vom Verhalten im Alter gesprochen, in welchen besondern Abschnitten sich viel Gutes findet, und mancher beherzigungswerthe Rath zur Erhaltung der Gesundheit gegeben wird.

S.

Diese Recension, für die Jahrbücher bestimmt, konnte aus Grundsätzen einer strengen Partheylosigkeit in dieselben nicht aufgenommen werden, und erscheint daher hier als Zugabe.

Die Red.

ilina. Von Dr. SICKLER. Hildburghausen in der Kesselring. Buchhandlung. 34 S. in 8.

it der, leider, nicht gelungenen Entwicklung der Herkula-chen Papyrus-Rollen erhielt man von Herrn Dr. Sickler nell hintereinander eine gar leicht zu fertigende Reihe z gleichartiger Schriften voll etymologischer Versuche, um ch Deutungen uralter Götternamen und anderer mysteriöser rte den Sinn und Inhalt alter Lehrgeheimnisse und gotdienstlicher Ueberlieferungen so klar, wie wenn wir dabei esen wären, zu enthüllen. Jedes solches Wort aber ist ein sser Schall, so lange man nicht sonsther weiſs, zu welcher ache es gehört, und in welchen Beziehungen es gebraucht rde. Hat man aber geschichtliche Data hierüber nicht n voraus, und hält man sich nicht, mit Selbstverläugnung gen alle sich leicht anbietenden Phantasiespiele, statt unstäter glichkeiten an das historisch gegebene, so entsteht durch blosse Etymologisiren nichts als Täuschung für die Nichtaner, die das Fremdgelehrte anstaunen; wie man in Pseudoatonischen Zeiten sogenannte Chaldäer als Zauberer und Mar anstaunte, weil sie barbarisches Abracadabra murmelten. lange wir zum Beispiel nicht wissen, ob die altägyptischen men, wie Osiris, Horos und hundert andere, bei einem lke, dessen Sprache der hebräischen verwandt oder semitisch r, aufgekommen sind, so ist es ein leeres Spiel, zu sagen: *iris* bezeichnet *einen, welcher Feuer bindet*, אוסר אש, *Oser*

ch, und: *Horos* ist *Lichtkraft*, אור עז; denn eben derselbe ortlaut kann in zehn Sprachen vorkommen und in jeder et-

was anderes bedeuten. (Zum Beispiel: *Adam* ist hebräisc
verwandt mit *Adamah, Edom* = röthlicher Erde, *röthlich. Adi*
ist aber: sanscritisch, *der Erste.* Ist es nun richtig, wenn Jon
im Nro. XIII. des 1. Th. der übersetzten Abhandlungen S. 4
das Verschiedenste identificiert: »Menu, der Sohn des Brahm
war der Adima oder Erste, ein geschaffener Sterblicher, *fol*
lich unser (semitischer) *Adam!*«)

Sogar, wenn man weifs, welcher Sprachart ein solch
Wortlaut angehört, über die Beziehung des Namens aber nich
geschichtliches kennt, so giebt das Etymologisiren selten ein
Gewinn an Kenntnifs, weil von dem nämlichen Laut leic
mehrere Ableitungen zu ersinnen sind, welche, wenn m
Lust hat, in mancherlei Hypothesen von Auslegungen eing
reiht werden können. Ein leidiger Beweis hiervon sind d
diversesten Etymologien, welche nicht nur verschiedene Ety
mologisten einander entgegenstellen, sondern sogar der nämlich
Forscher nacheinander auftreten läfst und am Ende in Eins
zu verschmelzen sucht, so dafs man gleichsam einen unendliche
Sinn der Mysterien zu zeigen nicht ungeneigt scheint. Ma
erinnere sich nur an die Vieldeutungen über das Wort *Ca*
biren. Und warum z. B. sollte *Osiris* nicht *Helfer eines Jede*
עוֹר אִישׁ, *Oser Isch* bedeuten? undnoch eher damit als mit *Os*
Esch einerlei seyn? Osiris ist in der That der *hülfreichste Go*
und *σωτηρ* Aegyptens. Ein anderer könnte für *Os* an עז *Kraf*
für *uis* an ירש denken, und den Gott, welcher durch die Nil
überschwemmung ganz Aegypten *Erwerb und Besitz* gab, seh
glücklich bezeichnet finden, wenn nur erst die *Voraussetzunge*
dafs das Wort *semitisch* sey und welche Beziehung oder Eige
schaft jenes Gottes es zu bezeichnen habe, zu berichtige
wären.

Hr. Dr. Sickler behauptete, sein blosses Etymologisiren au
dem Semitischen als eine Haupt-Quelle sicherer Erkläru
aller Mysterien und Mythologien in Aegypten, Griechenla
und Vorderasien dadurch *ipso facto* zu erweisen, dafs er fü
jeden daher übriggebliebenen Wortlaut irgend eine semitisch
Bedeutung angab; was denn allerdings, wenn man alle ersin
liche Freiheiten bald im Zusammensetzen der Wörter, bal
im Fingieren der Wortbedeutungen, bald im Zulassen unzulässig
Formen, endlich im Umdeuten nach hieroglyphischer Auslegung
und sogar nach dem, was Er Paronomasie nennt, sich erla
ben kann, sich über alle mögliche und unmögliche Worte aus
dehnen läfst. Warum z. B. sollte nicht im Namen *Sickle*
bereits eine Weissagung auf den Verf. enthalten seyn? Schu

ist *wägen*, etwa auch *erwägen*, *Er*, עֵר, ist *ein Wachsamer*. שׁקר *ein für das Erwägen wachsamer*. Noch gefälliger wäre lleicht an *Sekel*, שֵׂכֶל, *Nachsinnen*, *Gedankenbilden*, zu denn. Daran wenigstens, dafs סֵכֶל ganz das Gegentheil, und סָ *mit Steinen werfen* bedeutet, will Rec., ungeachtet er das Letze durch die *Paulina* werkthätig erfahren soll, nichts anüpfen. Genug; wollen wir eine Bedeutung des Namens S. ffinden und zu irgend einer weiteren Erkenntnifs sie beitzen, so müfste offenbar zum voraus erwiesen seyn, dafs r Name von Semiten herkomme; zweitens müfste erforscht yn, ob er in historischer Beziehung mit Schäkel oder Säcel oder kkel ·tehe? und drittens würde die etymologische Ableitung doch ich gegen das, was den semitischen Sprachen eigen ist, nicht astossen dürfen, z. B. nicht gegen das in semitischen Sprachen lgemein sichtbare Herkommen, dafs der Genitiv nicht vor em Nennwort, von dem er abhängt, stehen darf, wie doch Ir. S. dieses in allen den Worten voraussetzt, wo er das grieaische *ος* und *αν* durch hebräische Worte, welche Kraft beeuten, erklärt haben will.

Dafs die bezeichneten drei nothwendigen Requisite nun der icklerischen Methode, das Alterthum etymologisch zu erleuchen, nur allzuoft abgehen, zeigte (nebst manchem andern) Rec. usführlich in Nro. 35 — 38. der Heidelberger Jahrbücher 821., weil vor falschen Methoden, Erfindungs- und Lehraren durch vollständige Gegengründe zu warnem, in unserer nehr phantasirenden als lernenden und denkenden Zeit den jeübteren obliegt.

Rec. hatte die Genugthuung, dafs sogar in der bald darauf erchienenen unfreundlichen Vorrede zur zweiten ganz umgearbeiteen Ausgabe der Symbolik der alten Völker, nachdem in dem schon ıbgedruckten Werke selbst nicht selten die Sicklerischen Etynologien ohne Gegenbemerkung angeführt sind, nachtragsweise doch Seite X. des IV. Bandes auch nach einem andern Grund »den gröfsten Theil desjenigen Etymologisirens für »*beseitigt* erklärt, worauf treffliche *(?)* und wahrheitliebende »Forscher *so viele vergebliche Mühe* verwenden, wenn sie durch »Hülfe der Ebräischen, Koptischen und anderer Sprachen grie»chische Gottheiten und religiöse Anschauungen der Hellenen »aus dem Morgenländischen erklären wollen.« Diese Anerkennung der überwiegenden Wahrheit in der nicht blos »ver-

suchten«, sondern absichtlich bis zur Unwiderleglichkeit durch geführten Widerlegung jener Etymologisier-Methode ist die Hauptsache. Rec. bedauert, wenn jene Recension Andern, die ohne genaue Kenntniſs orientalischer Sprach- und Forschungsmittel doch ihr bestes aus dem Orient ableiten zu können und zu müssen meinen, eine »lästige Umständlichkeit« hatte und sogar als eine »peinliche Wortklauberei« schnell aus den Augen gerückt werden sollte. Genug, daſs es dem Rec. gelungen ist, mit der Einen Ausführung schon die sonst allgefällig zur Behülfe beigezogene Forschungsart des ohne Zweifel wohlgemeinten, aber dadurch doch nicht trefflichen Etymologisierens solcher Freunde so sehr seiner Unrichtigkeit zu überweisen, daſs nunmehr die vom 24. Juny d. J. datirte Vorrede allen daraus in das Werk aufgenommenen Citaten und Hülfsgründen fürsorglich das *Beseitigungs*urtheil nachruft. Alles übrige daselbst kann weder den Rec., noch das Urtheil der Nachdenkenden stören. Der Verf. der Paulina hingegen mag nun erwägen, wie er sich, abgesehen von dem, was die Recension für Andere erweisen wird, und erwiesen hat, gegen die *Ihm* geltende Auctorität, welche jetzt den grösten Theil seines Etymologisierens für *beseitigt* zu erklären nöthig fand, dankbar zu verhalten habe. Wohl begreiflich ist, wie unangenehm es Hrn Sickler seyn möge, daſs er nun in der Gewohnheit, nach seiner federleichten Methode alle Messen das Publicum mit einem neuen Zuwachs von Etymologieen, deren Menge ihre Wahrheit beweisen soll, wie ein neuer *Hermes* oder (nach ערם) *Aufhäufer* zu überhäufen, sich von zwei Seiten her unterbrochen sehen muſs. Auch zeigt Er das Gefühl dieser Unannehmlichkeit selbst nur allzu unbedachtsam durch den grimmig scherzhaften Ton der Antikritick, welchen Freunde des Anständigen kaum durch den Mismuth über so viele, jetzt beseitigte, gelehrte Hoffnungen entschuldbar finden mögen. Dem Rec. aber muſste die Wahrheit und die Enttäuschung des lernbegierigen Publicums über alles gehen. Und eben so ist er genöthigt, zu erklären, daſs er, alles wohlüberlegt, auch jetzt in der Antikritick nur zwei Berichtigungen, die Eine für Hrn S. selbst die Andere für die Recension zu finden weiſs.

Die Berichtigung *für den Verf.* betrifft, leider, nur einen Nebenpunkt. Auf S. 87 der etymologisierenden Auslegung des Hymnus an die Demeter ist gedruckt:

נֵץ woraus im Griech mit א *praef.* אֵנֵץ

das ist Ανηθς, Ανθος, »Blume«, Blüthe« entstand. Rec. las die Abkürzung; *praef.* als *praefixum*, wie es gewöhnlich ist.

lie Antikritick erklärt, daſs es *praeformativum* bezeichnen soll-
. Rec. erklärt mit Vergnügen, daſs Hr. S. das א nicht für
in *praefixum* hielt und bedauert, daſs nicht zum Unterschied
ie gewöhnliche Abbreviatur *praeform.* im Druck gewählt war.
)aſs nun aber in der Antikritick diese Schuld der Unbestimmt-
eit nicht nur überhaupt auf den Rec. sondern mit vielen anti-
ritischen Redensarten auf dessen Mangel an Wahrheitliebe
. s. w. geworfen wird, dies wird der Verf. gewiſs in der Fol-
e selbst bereuen, Schade nur, daſs alle diese Blüthen und
lumen der Leidenschaftlichkeit, in Abdrücken ausgestreut,
twas länger, als es der Verf. selbst wünschen möchte, ihren
iderlichen Geruch verbreiten.

Von dem, was die Hauptfragen betrifft, sucht die Anti-
ritick *drei Stützpunkte der* so rüstig bearbeiteten, *Etymologisie-
ungs- Methode zu befestigen.*

Der erste wäre: Sollen die Phöniker Lehrmysterien, die den
ranfänglichen Monotheismus durch Priesterliche Geheimniſs-
hrer symbolisch fortpflanzten, nach Eleusis, Samothrake u.
nstwohin verbreitet haben, so müssen doch gewiſs vorerst sie,
as Phönikische Handelsvolk, selbst für die Gotteinheitlehre ein
bhaftes Interesse gehabt haben. Rec. bemerkt dagegen, daſs
an die Phöniker (nämlich durch Genes. 10, 15. 20.) als Ca-
anäer kenne, und sogar aus einer uralten Zeit, wo Vs. 15
ur Sidon, noch nicht Tsor, Tyrus, genannt ist. Eben diese
ananäer aber waren den benachbarten Hebräern nicht Semi-
n, sondern Chamiten, und zwar die verwünschtesten von die-
n; schon nach Gen. 9, 25. Abraham, der Monotheist, will
ırchaus nicht, daſs seine Familie sich mit ihnen vermische.
en. 24, 3. Eben so Isaak Gen. 26, 24. 25. Vgl. 28, 8. 27, 46.
braham vielmehr hat schon die Zuversicht (das heiſst dann
ım wenigsten, die planmässige Absicht) daſs sein Einer Gott
m Monotheismus in diesem wohl isolierten Landstrich seinen
tz gewähren und deswegen die Cananäer verdrängen werde.
ben diesen Gedanken faſst Mose wieder auf, um ihn zu ver-
irklichen. Von Vereinbarkeit mit ihnen, als Geheimlehrern
r nämlichen Gotteinheit und Religion, ist kein Gedanke.

Wie zu Moses Zeit die Cananäischen Stämme im Lande
rtheilt waren, sagt 4 BM. 13, 29. wo besonders die am Mee-
wohnenden, also die Sidonier und Tyrier, Cananäer genannt
nd, so daſs Hrn. Ss Ungewiſsheit, ob Phöniker Cananäer seyen,
ch heben wird. Abraham fällt zwischen 1900 und 1800 *vor*
hr. Mose und Josua zwischen 14 und 1300 nach der nämli-

chen Chronologie, welche Troja's Zerstörung auf 1184 ante Chr. N. setzt. Usser. Annal. p. 26. Aeltere Notitzen über die Urreligion giebt es demnach nicht; denn dafs das historische Zeitalter auch der Hindu »nicht weiter als ungefähr zwei Jahrtausende vor Chr. zurückgeführt werden könne« hat selbst Jones in der Abh. XII. über die Chronologie der Hindu nicht nur zugegeben (S. 394 der Kleucker. Uebers.) sondern auch S. 366 372 nachgewiesen. Wäre nun unter den Phönikern oder Cananäern von Abrahams und Mose's Zeit ein Interesse für wenigstens mysteriöse Verbreitung einer Eingottheitlehre gewesen würden alsdann diese Hauptführer der Hebräer sich so unvereinbar mit demselben befunden haben? würde Mose ihre Vertilgung und Vertreibung so heftig, um ihrer Gräuel willen gefordert haben, wie Deut. 20, 16—18. 18, 14.

Gegen diese Schlufsfolgerungen nun erinnert die Antikritick, dafs doch Melchisedeck, Priesterkönig zu Salem, einen höchsten Gott, Besitzer Himmels und der Erde, Gen. 14, 18. 19. wie Abraham nach Vs. 22. verehrte. War denn aber dieser Priesterkönig nicht offenbar eine Ausnahme? eine unerwartete Erscheinung für Abraham? Wie wissen wir, dafs er zu einem der Cananäischen Stämme gehörte? Sein Salem ist nach aller Wahrscheinlichkeit nicht Jerusalem, sondern auf dem Wege nach Damask, woher Abraham siegend zurückkam, unter dem Ausflufs des Jordans aus dem Landsee Genesareth gelegen. Vgl. Paulus Commentar zu Joh. 3, 23.

Ferner bemerkt die Antikritick, dafs der König zu Gerar *Abrahams Gott* im Traume fürchtete, Gen. 20, 3. 6. dafs die Chetiter etc. den Abraham als einen Erhabenen, Begeisterten seines Gottes achteten Gen. 23, 6. vgl. 20, 7. Aber kannte denn und fürchtete nicht der Polytheist auch die Götter Anderer? Meinte er nicht, diese schützen, rächen ihre Günstlinge und Verehrer ebenfalls? Auch der Tyrische König, Chiram, weifs wohl, welchen Gott Israel verehre, und schreibt diesem zu, was den Israeliten wohlthätig war. 2 Chron. 2, 11. 1 Kön. 5, 20. Aber war denn die Königin von Saba, wenn sie 1 Kön. 10, 9. ungefähr dasselbe sagte, eine in monotheistische Mysterien eingeweihte? Einen Gott des Himmels und der Erde, wie ja auch Zeus gedacht wurde, als bei einem andern Volke einzig verehrt, kennen und ihn achten, heifst noch nicht selbst ein Monotheist seyn, noch weniger zeigt es ein Interesse, durch Lehrmysterien den Monotheismus anderswohin zugleich mit der dadurch nichts gewinnenden Handelschaft zu verbreiten. Und davon, ob es in uralter Zeit, geheime Einweihungen für reinere

eligionslehren gab, und ob Priester als Opferer, (diese zunft-
ässigen Verbreiter des Aberglaubens) reinere Ideen insgeheim
rtpflanzten, ob also den Mythen und Legenden reinere Reli-
onsideen vorangiengen und als früherer Offenbahrungsglauben
s ihnen wieder, wie aus einer heiligen Hülle, andächtig her-
s zu ersinnen seyen, davon ist in diesen Mysterien-Untersuchun-
n hauptsächlich die Frage.

Wer dergleichen weise *Lehr*mysterien von den Phönikern
leiten und deswegen aus ihrer Sprache erklären will, dem
gt ob, als unentbehrliche Voraussetzung nachzuweisen, dafs
selbst dergleichen hatten.

Und hier weifst eine Zweite Berichtigung in der Antikri-
k den Rec. auf eine nicht genug benutzte Stelle von Diodo-
s Sic. B. V. Fol. 344. Wess. Zwar sagt die Stelle das nicht,
as Hr. S. dadurch für erweislich hält. Aber auf andere Wei-
ist es dem Rec. erwünscht, noch einmal (denn in der Sick-
rschen Erkl. des Hymnus S. 113 mufste er sie ja wohl ge-
ben haben) zum Nachdenken über sie veranlafst zu seyn.
ach ihr behaupteten (nicht Diodor selbst, sondern) kretische
ythologen, welche er excerpierte (nach §. 80. ein Epimenides
heologus u. a.) die Mysterien seyen von Kreta aus zu allen
nderen Völkern gebracht worden. Diese Behauptung bauten
auf etwas historisch vorliegendes als ihren Hauptgrund, dar-
f nämlich, dafs diejenigen Weyhungen, τελεται, welche an-
rswo μυστικως und εν αποῤῥητω insgeheim' gegeben wurden, in
reta zu Knossos von alters her Φανερως, *öffentlich*, gegeben zu
erden pflegten. Die Behauptung, dafs überallhin die Weihun-
n aus Kreta gekommen seyen, ist ein Theil der vollständige-
n Kretischen National-Einbildung, welche *alle Götter*, von Kro-
s und Zeus an, der Insel Kreta, als dort gebohren und ein-
imisch waltend, vindicieren wollte und von dort in viele Thei-
der bewohnten Welt mit ihren Gaben ausgegangen seyn liefs;
ie Diodor diese stolze Kretische Mythologie von §. 64. Fol.
41. an, aus den Kretensern excerpirt hat. Isoliertere Völker
sonders halten ihr bisgen Land gerne für den *Umbilicus terrae*,
n welchem alles auf alle ausgegangen seyn sollte; so, wie
e Menschen überhaupt in allen Schöpfungs- und Religions-
schichten dieses ihr Bisgen Tellus für den Hauptpunkt des
Veltalls halten, wo der Allwaltende sich ganz besonders beschäfti-
, incarniere etc. Dafs nun die Kretischen Insulaner, als
lythologen, sich eben so welthistorisch machen, und aller Völ-
er Götter und Weyhungen von ihrer Insel ausgehen lassen
ollten, ist ihre Sache. Sie thaten dadurch, was die Aegyp-

tische Priester auch gerne wollten, und was späterhin die Alexandrinischen Juden und Christen ebenfalls gerne glaublich gemacht hätten, dafs aller Welt Weisheit aus Sais, oder aus Mose und den Propheten, von Pythagoras, Plato u. a. wie entwendet sey. Auf den *Grund* der Behauptung müfste alles ankommen. Aber wenn es auch wahr gewesen wäre, dafs *gerade* eben das, was man zu Eleusis, auf Samothrake, und bei den Orphischen Kikoen in Thrakien »mystisch und unaussprechlich« den Eingeweyhten überlieferte, und dessen Identität eben deswegen die Kretischen Mythologen schwerlich so genau wissen konnten, zu Kreta *öffentlich* gewesen sey, so folgt doch gewifs nicht, dafs dieses Oeffentliche als solches nicht nur das Frühere, sondern auch der Ursprung der Ueberlieferung nach Eleusis, Samothrake u. s. w. gewesen sey. Es konnte das *Oeffentliche* der Weihungen zu Eleusis und zu Kreta *das Frühere* gewesen und dort indefs in das *μυςικως* verwandelt worden seyn, während es zu Kreta öffentlich blieb. Nicht ohne Nutzen aber ist doch Rec. diese Stelle noch einmal zu erwägen veranlafst worden. Was nämlich die Kretischen als Behauptung von ihrer auf alle Welt übergegangenen religiösen Weltmystification aufstellten, das bleibt ihre in sich höchst unwahrscheinliche und durch den angeführten Grund nicht erwiesene Behauptung. Wie hätten Kretische Handelsleute das als Geheimnifs nach Eleusis verpflanzen können, was bei ihnen öffentlich war? Der Grund selbst aber, den sie unterstellen, ist historisch. Geschichtlich wahr mufste es doch seyn, wenn sie sagten, dafs zu ihrer Zeit ähnliche *τελεται* (Weihungen und Vervollkommnungen der Geweihten) zu Kreta *öffentlich* geschahen, ungefähr so, wie zu Eleusis mystisch. Rec. nun fand im Hymnus an die Demeter noch — wie er in der Recension, abweichend, so viel er weifs, von andern Auslegern, darum aber nicht unpoëtisch, als Freund des Dichtens, aber nicht der Erdichtung, zu weiterer Prüfung darauf aufmerksam machte — nicht schon geheime Orgien (Festgebräuche, Feyerhandlungen) und Weyhungen und so noch weniger Mysterien für Geheimlehren. Er zeigte, dafs damals zu Eleusis noch *alles Volk* sich weyhen lassen, so an den Orgien der Demeter Antheil nehmen und dadurch ihre und der Persephone Gunst auf Erden und im Hades erhalten konnte. Erst nachher also, schlofs Rec., wurden geheime Weyhungen von den Priestern räthlicher gefunden und das öffentliche ins geheime pfäffisch umgewandelt. Ein Beispiel aber von *Weyhungen für* Gebräuche, Umgänge, Feierlichkeiten, welche doch *öffentlich* waren, war ihm nicht beigefallen. Dieses findet er jetzt dankbar, durch die (sonst so unfreundliche) Antikritick, als factische Angabe bei den Kretern. Wie gut, wenn

ǝelehrte von einander lernen möchten, ohne Selbstsucht und Streit, ur mit Eifer für das Erkennbarwahre.

Ein zweiter Hauptsatz der Recension war: In Aegypten var eine nichtsemitische Sprache. Josephs Brüder reden, G-ies. 42, 23. untereinander in ihrer hebr. Sprache von dem, vas sie gewifs keinen der Aegyptier hören lassen wollten. Sie wufsten nicht, dafs Joseph sie *hörte*, weil zwischen ihnen ein *Dollmetscher* war. — Um dieses Argument abzuwenden, behauptet Hr. S. ingeniös, das Wort *Melitz* im hebr bedeute wohl einen *Deuter*, *Ausleger*, aber nicht einen *Uebersetzer aus einer Sprache in die andere*. Die Stelle sage: Josephs Brüder, von ihrer Verschuldung gegen den verkauften Bruder sich in Josephs Gegenwart besprechend, wufsten nicht, dafs *Joseph* hörend sey, dafs *der Deuter* (nämlich der Traumdeuter, Joseph selbst) *zwischen ihnen* = in ihrer Mitte, war. Gesetzt nun, das Wort Hammelitz hätte diesen Sinn, was wäre für die Sicklerische Voraussetzung: die Aegyptier sprachen semitisch, verstunden also, was Hebräer redeten, gewonnen. Den Vezir, der in ihrer Mitte war, hielten Josephs Brüder für einen Aegyptier. Sie reden unter sich von Gewissenssachen und Verschuldungen, von denen sie gewifs nicht wollten, dafs der ohnehin gegen sie Hartgewesene sie hören möchte Da sie dennoch davon reden, so bemerkt der Text: Sie wufsten nicht, dafs Joseph *hörend* war. Dies ist genug, um jedem den Sinn zu geben: Sie setzten voraus, der Aegypter *höre* ihr Untereinandersprechen nicht. Er höre nicht, wenn sie hebräisch sich besprechen. Zu erinnern: sie wufsten nicht, dafs *gerade Joseph* da war, hatte der alte Schriftsteller gar keinen Grund Dafs sie dies nicht wufsten, war ja aus der ganzen Erzählung klar. Auch würde alsdann nicht gesagt seyn: dafs der Deuter *in ihrer Mitte*, *zwischen ihnen*, war. Es müfste gesagt seyn: Sie wufsten nicht, dafs Joseph hörend *vor ihnen*, *bei ihnen*, לִפְנֵיהֶם war. Denn wäre der Vezir Joseph, unbekannt, doch *zwischen* ihnen, den mit einander Hebräisch redenden, gestanden, so könnte nicht gesagt seyn: sie wufsten nicht, dafs er höre. Also auch ohne das Wort Melitz entscheidend zu erklären, ist doch der Sinn da: Hebräer besprechen sich hebräisch mit der Voraussetzung, der ägyptische Vezir hört uns nicht. Hr. S. wendet zwar ein: So hätte doch der Dollmetscher sie verstanden, und nachher habe ja Josephs Hausvogt, ihnen nachjagend, ohne Dollmetscher sich ihnen verständlich gemacht, auch habe sie der Vezir für Spionen erklärt, folglich vorausgesetzt, dafs hebräisch und ägyptisch einerlei Sprache sey. Aber alle dieser Schein

giebt kein Licht. Unter einander können sie freilich nicht von bedenklichen Dingen gesprochen haben, wenn ein Dollmetscher gerade da war. Aber dieser jetzt wohl auch nicht da war während Joseph nichts zu ihnen sprach. Er war nur *zwischen* Joseph und ihnen, als Herüber- und Hinüberträger (dies bedeutet etymologisch Melitz) wenn der Vezir sie hören und sprechen wollte. Schickte nachher Joseph ihnen seinen Hausverwalter nach, so mufs wohl dieser sich ihnen verständlich zu machen gewufst haben. Dafs Joseph einen solchen haben konnte, der auch semitisch verstund, vielleicht selbst der Melitz war, ist leicht zu vermuthen. Für solche aber, welche ausspionieren wollten, wo das Kornland anzugreifen seyn möchte, hätte der Vezir sie nehmen können, wenn sie nur Augen hatten oder selbst ein bisgen ägyptisch verstunden. — — Aber, sagt man vielleicht, wozu die lästige Weitläufigkeit und Wortklauberei? Antwort: Weil es um eine einflufsreiche Frage zu thun ist, *ob altägyptisch semitisch war* und ob man über alle die Aegyptiaca aus dem Semitischen tausend Etymologische Auslegungen, mit Recht oder Unrecht, in Umlauf bringen könne? ob in die Kunst, alles aus allem zu machen und chaotisch unter einander zu mischen, ein neues Hülfsmittel einzuflechten sey? Lieber also eine Sache durchgesprochen und zur Ueberzeugung gebracht. Denn die beliebte mystisch-kategorische Methode: Es *ist* so! Wir behaupten es! hat zwar die Empfehlung der Kürze, und macht Erstaunen über die, welche das ungewisseste u. heimlichste gewifs wissen; aber es dauert doch wahrlich nichts als das begründete und nach allen Seiten gerechtfertigte, wo, wenn gerade so viel gesagt wird, als zum überzeugenden Beweis dient, nicht zu viel gesagt ist. Deswegen bemerkt Rec. endlich auch noch wegen des Worts *Melitz*, dafs, nach Vergleichung der Dialekte und Stellen, in der I. Conjug. לוּץ bedeutet: etwas *von dieser, jener Seite, hinüber und herüber betrachten*. Daher auch: *etwas* spöttlend, *von der Seite anblicken, bespötteln*. Im Hiphil kommt von der Hauptbedeutung her der Sinn: *machen, dafs etwas auf dieser und auf jener Seite angesehen, verstanden werde*, also *Ausleger, Zwischenmann hiezu*, seyn. Melitz ist daher nicht blos Dollmetscher, sondern auch Ausleger, Deuter, Geschäftsträger, als Deuter des Sinns eines andern, aber jeder Dollmetscher ist auch ein *Melitz*. So erklären sich die Stellen 2 Chron. 32, 31. Hiob 33, 23. (Jes. 43, 27. scheint מֵלִיץ von מָלַץ abzustammen, Vgl. Paulus Clavis zu Jesaiah.) Genes. 42, 23 bleibt es also bei der Alexandrin. Uebersetzung: »Sie, Jo-

ephs Brüder, wufsten nicht, dafs Joseph es höre: *denn der Hermeneute, Dollmetscher war zwischen ihnen gewesen!«* um so mehr, a wahrscheinlich die Alexandriner noch um etwas näher als vir wufsten, dafs semitische Rede dem Aegyptier nicht verständlich war.

Ein dritter Hauptpunkt war, dafs die Recension zeigte: las Sicklerische Ebymologisieren zeichne sich besonders durch Vortzusammensetzungen und andere Freiheiten aus, welche lem Allgemeinen der semitischen Sprachart entgegen seyen. Dawider hilft es nun nichts, den Rec. zu fragen, ob Er eine yntaxe der ursemitischen Sprache gewähren könne? Es ist nicht on einzelnen Regeln die Frage. Wer nach lauter Anomalien tymologisieren will, die der ganzen Sprachart entgegen sind, z. B. das Nomen *regens* dem Genitivus, *qui regitur,* dort, wie m Teutschen anzuhängen, oder in einer Sprache, welche keie solche Composita hat, aus 4. 5 Worten Eines zusammen zu etzen, dabei Hauptbuchstaben, wenn sie hindern, wegzulassen ınd dgl.) dem liegt es ob, nachzuweisen, welche Priester-Ofenbahrungen und Mysterien Ihm diese Syntaxis der ursemitichen Sprache, als Wurzel des griechischen, durch Tradition iberliefert haben. — — So viel für jetzt um der Sache wilen. Davon, dafs mit all solchen etymologischen Offenbarungen ar nichts, was man nicht ohnehin wüfste, geoffenbahrt väre, hat die Antikritick nichts gesagt. Hätte sie doch den ielen auf Declamationen gegen den Recensenten verschwendeen Raum darauf verwendet, anzugeben, was denn entdeckt nd als religiöse oder Natur-Wahrheit zu lernen wäre, wenn e alle jene Etymologische Ausdeutungen als gut gegründet anenommen würden. Mühsam zu erforschende Offenbahrungen, vodurch nichts geoffenbahrt wird, können wir entbehren, um nsre kurze Zeit auf so vieles Wissenswürdige anzuwenden.

H. E. G. Paulus.

Intelligenz - Blatt

für die

Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1821.

Nr. X.

Chronik der Universität Heidelberg.

.m 22ten Nov. d. J. fand die gewöhnliche Feierlichkeit der
eifsaustheilung und neuen Preisaufgaben für die hiesigen Stu-
erenden statt. Sie wurde auf die gesetzliche Weise in der
:ademischen Aula Vorm. 11 — 12 Uhr begangen, und da der
itige Prorector, Geheime-Hofrath Thibaut noch durch die
olgen seiner Krankheit verhindert war, selbst zugegen zu seyn,
id die Rede nebst den Verkündigungen abzuhalten, so war
eses Geschäft dem dermaligen Exprorector, Geh. Kirchenrath
:hwarz übertragen. Er beschränkte, wegen anderweitiger Amts-
erhinderungen, seine Rede auf eine kurze Darstellung der wich-
tern Veränderungen, welche sich seit etwa 1½ Jahre auf der
iesigen Universität zugetragen.

Die theologische Preifsfrage war ohne Beantwortung geblie-
en, oder vielmehr nicht zur rechten Zeit, d. i. am lezten Ta-
e des Monats August, *völlig* gefertigt eingeliefert, also wieder
urück gegeben worden. Die aufgegebene Preifsfrage ist von
er theolog. Facultät für das folgende Jahr wiederholt worden.
ie heifst:

Postulat Ordo Theologorum, ut ea, quae in literis sacris Vet. et Nov. Testamenti de homine boni malique sibi conscio docentur, eruantur inde atque diligentius explicentur.

Die juristische Facultät hatte die Frage aufgegeben: *Quid jus Romanum de crimine vis praecipiat?* Von zweien eingegangenen Abhandlungen wurde die eine gekrönt. Das Urtheil war folgendes:

Duo viri juvenes de praemio certarunt, alter symbolo;

Jurisprudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia, justi injustique scientia,

ılter vero symbolo:

Hoc jure utimur, ut, quicquid omnino per vim fiat, aut in vis publicae, aut in vis privatae crimen incidat;

in titulo dissertationis usus.

Et prioris quidem libelli auctor, qui magis de discrimine inter crimen vis et alia crimina disseruisset, quam praecepta juris Romani de crimine vis diligentius explicuisset, ad praemium propositum vix ac ne vix quidem adspirare posse videbatur.

Posterioris autem libelli auctor, quamquam materiam diligenter collectam non ea, qua par erat, arte conformavit, ita ut juvenilis labor, antequam publice proponi possit, denuo sub examen vocandus sit, tamen et universum quaestionis ambitum recte emensus est, et singulas juris Romani leges ad hoc crimen pertinentes studiose interpretatus est, et historiam hujus loci bene attigit, denique et justo ordine argumentum tractavit.

Itaque Ordo Ictorum auctorem posterioris praemio ornandum esse censuit.

Der Name des Verf. wurde im erbrochenen Zettel gelesen *Carolus Anton. Loew, Bruchsaliensis, Juris stud.*

Die für das künftige Jahr von der Juristen-Facultät aufgegebene Preisfrage ist: *De adoptione minus plena.*

Die medicin. Facultät hatte zur Beantwortung aufgegeben:

Historica disquisitio, quomodo calculi urinarii in foeminis arte mechanica amoveantur, simulque hujus rei critica dilucidatio, et anatomica descriptio earum partium corporis foeminei, quae in medendo illo morbo praecipue tanguntur.

Es war nur eine Beantwortung eingegangen, welche mit folgendem Urtheil des Preises würdig erkannt wurde:

Voto unanimi respondit Commentatio una, et quidem unica sola, quae exhibita est, his verbis *Quintiliani* signata:

Late fusum est opus et multiplex — — — quae sunt tamen tradita, quid ex his optimum, et si quid mutari, adjici, detrahi melius videbitur, dicere experiar.

Est enim haec Commentatio insigni eruditione ac summa diligentia elaborata, nec non sermonis elegantia et argumentorum recta dispositione satis praestans, in tres partes divisa: in quarum prima sive historica auctor cunctas operandi methodos justo ordine exposuit, et praecipuorum instrumentorum usum delineationibus illustravit, in eo magnopere laudandus, quod a fonte omnia repetere studuit. Pars secunda sive anatomica partium, quae lithotomia tanguntur, descriptionem accuratam atque delineationem egregiam, hucusque desideratam, exhibet. Quod tertiam tandem sive criticam partem attinet, auctor diversis operandi methodis inter se bene comparatis ac dijudicatis, et experimentis in cadaveribus institutis omne fere tulit

unctum; quare ordo medicorum hanc commentationem summa laude dignam, praemioque ornandam censuit.

Der Name des Verfassers fand sich im versiegelten Zettel:

Georgius Behre, Med. stud. Holsatus.

Für das künftige Jahr verlangt die medicin. Facultät:

Naturam halitus cutis atque sudoris integra valetudine chemica analysi exponi, nec non utriusque humoris indolem, mutatam a morbo, cibo, potu, medicamine varii generis, experimentis comprobari.

Von der philosophischen Facultät waren die beyden Fragen aufgegeben worden:

1. *Qualis est libertas in jure naturali supposita, et quâ ratione refertur ad eos libertatis modos, qui scientiae morum et religionis philosophica fundamenta sunt*
2. *Repetantur argumenta, quibus evincatur, Homerum et Hesiodum sibi terram figura planitiei rotundae animo finxisse, undique circulo Oceani et margine coeli circumscriptam. Addatur, quaenam huius terrarum orbis partes fuerint et quos uterque poeta populos in extremis finibus, vel falsa opinione deceptus, vel certa notitiâ fretus, constituerit.*

Die erste war unbeantwortet geblieben, die zweite aber hatte eine Beantwortung gefunden, welche des Preifses würdig erkannt worden, mit folgendem Urtheil.

Auctor unius, quae Ordini oblata est, dissertationis, insignitae verbis Pindari: τέχναι ἑτέρων ἕτεραι κ. τ. λ., unanimi consensu judicum victoris palma dignus est judicatus. Juvenis enim ornatissimus, quamquam oratione usus est non satis castigata et polita, in argumento ipso copiosissime tractato luculentam ingenii Graecorum studio nutriti eruditionisque haud vulgaris specimen exhibuit. Quaestionis ideam et ambitum perspexit atque explevit, materiem assidua Homeri et Hesiodi lectione congestam apte justoque ordine disposuit, in sententiis et opinionibus aliorum verecunde examinandis, in propria statuenda sententia, denique in tota disputatione elaboranda judicii acumen cum animi candore conjunctum et accuratissimam diligentiam Ordini valde comprobavit. Quae cum ita essent, auctori praemium decernere Ordo non dubitavit.

In dem entsiegelten Zettel fand sich der Name: *Laurentius Nokk, Villinganus* (im Grofsherzogthum Baden.)

Die philos. Facultät in Verbindung mit der Staatswirthschaftlichen Section hat für das nächste Jahr folgende 2 Fragen aufgegeben:

1. *Colligantur ex Athenaei deipnosophistis quae ad historiam aevi Ptolomaeorum spectare videntur;* *haec congesta in suas*

quaeque classes dispertiantur ita, ut quae ad gubernationem reipublicae pertinent, et quae ad ingenii et literarum cultum, seorsim exponantur et dijudicentur; tum ex iis historia contexatur, et conferantur quae vulgo de hac aetate nota sunt.

2. *Postulatur Enumeratio rationum regularumque praecipuarum, quae in aestimandis sylvis cujuscunque generis et quolibet respectu adhibendae, et in praxi praesertim, quo disputatio uberior fiat, applicandae sunt, ita ut methodum meliorem ex datis cognoscere possimus.*

Se. Königliche Hoheit der Groſsherzog haben allergnädigst geruhet unterm 24sten October d. J. die ausserordentlichen Professoren Dr. *Walch* und Dr. *Willy* und den Privatdocenten u. Rath, Dr. *Zimmern* zu ordentlichen Professoren der Rechte zu ernennen. Die hiesigen Privatdocenten, Dr. jur. *Jordan* und Dr. med. et phil. *Hessel* haben ersterer eine Professur der Rechte, letzterer der Mineralogie in Marburg erhalten.

Am 18ten Nov. entriſs uns ein unvermutheter Todesfall einen unserer geschätztesten Professoren und Collegen. Der Geh. Justitzrath *Joh. Casp. Gensler* wurde von einem Schlagflusse getroffen, als er eben von seinem Lehrstuhle stieg, und starb nach wenigen Tagen. Am 20sten Nov. wurde derselbe beerdigt. Und hier sprach sich die allgemeine Theilnahme an diesem Verluste aus, so wie die ungetheilte Liebe und Verehrung, worin der Selige hier bei den Menschen aller Classen gestanden. Es fanden sich freiwillig zu seinem Leichenzuge die verschiedenen Corporationen der hiesigen Stadt ein, und man sah, wie in einem langen Zuge mit den Professoren und Studierenden, auch die städtischen Behörden in ihren verschiedenen Abtheilungen, und ohne Rücksicht der Religion, um ihn trauerten, und auch der Armen nicht wenige sich anschlossen. Am Grabe sprach, nachdem der Geistliche sein Amt verrichtet hatte, der Exprorektor Namens der Universität von der Trauer, welche sie um diesen unvergeſslichen Lehrer, Freund und Mitbürger trägt. Hierauf sangen die Studierenden einen eigens für diesen Zweck gedichteten Vers; und einer derselben, Hr. Wagner, der Rechte Befl. aus Holstein, schloſs mit einer kurzen, den Schmerz der Studierenden einfach und rührend ausdrückenden Rede.

Die Juristische Facultät ertheilte unterm 12ten Aug die juristische Doctorwürde dem Herrn *Müller* aus Frankfurt und dem

Herrn v. *Brassier* von Brixlegg bei Inspruck nach vorhergegangenem mit vorzüglichem Lobe bestandenen Examen.

Den 8ten October erhielten nach vorhergegangenem, mit vorzüglichem Lobe bestandenen Examen, den Grad eines Doctors der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe die Herrn *Ludwig Leo* von Rauenthal im Nassauischen, und Herr *Gotthard von Berg* aus Liefland:

Den 13ten October erhielt denselben Grad nach vorhergegangenem mit dem höchsten Lobe bestandenem Examen *Carl Zeller* von Heidelsheim im Badischen.

Die Philosophische Facultät ertheilte unterm 12ten August die philosophische Doctorwürde dem Herrn *Joh. Goluchowski* aus Warschau nach verhergegangenem, *summa cum laude* bestandenem Examen.

Se. Königl. Hoheit der Groſsherzog haben nach Inhalt hohen Ministerial-Rescripts d.d. Carlsruhe d. 15. Nov. d. J. allergnädigst geruhet, den seit mehr als zwei Jahren hier bestandenen Verein für Naturwissenschaften und Medicin zu einer öffentlichen Gesellschaft zu erheben, ihre ehrerbietigst eingereichten Statuten zu bestätigen, und die Protection derselben in allerhöchst Eigener Person zu übernehmen. Um der hierdurch ausgedrückten allerhöchsten Willens-Meinung, die genannten Wissenschaften zu befördern, nach besten Kräften nachzukommen, wird die genannte Gesellschaft sich mit andern Gelehrten dieser Fächer in Verbindung setzen, und ausser den fortdauernden wissenschaftlichen Zusammenkünften des engeren Ausschusses auch ordentliche Versammlungen der anwesenden Mitglieder und zweimal des Jahres, in demnächst festzusetzenden Terminen, öffentliche halten. Zum Director ist für das erste Jahr der Geheime Hofrath und Professor Dr. *Tiedemann*, und zum Secretair, an welchen unter andern die Mittheilungen auswärtiger Mitglieder zunächst gelangen, der Geheime-Rath und Professor Dr. v. *Leonhard* gewählt worden. Von den Arbeiten der Gesellschaft wird von Zeit zu Zeit dem gelehrten Publicum in den hiesigen Jahrbüchern der Literatur Nachricht ertheilt werden.

Fortsetzung des Sophronizon.

SOPHRONIZON

oder unpartheiisch freimüthige

Beiträge zur neueren Geschichte, Gesetzgebung und Statistik

der Staaten und Kirchen;

herausgegeben von

Geheimen Kirchenrath Dr. Paulus

erscheint vom nächsten Jahr an bei Unterzeichnetem von 3 zu 3 Monaten, regelmässig. Der Plan, politische und kirchliche Verbesserungsmittel, nebst denen dazu dienenden Notitzen des ruhmwürdigen Guten und der des Besserwerdens bedürfenden Uebel, wie es den nächsten Zeitbedürfnissen gemäfs ist, gründlich darzustellen, bleibt unverändert. Alle Kirchenmitglieder sind Staatsmitbürger, alle Staatsbürger nehmen an dem Wohl und Wehe einer Kirche nahen Antheil. Ueberhaupt bedarf es der geistliche Stand, über seine Pflichten und Rechte im Staate, und der weltliche Stand über die wahren Verhältnisse der verschiedenen Kirchen mehr als je nachzudenken. Der neue Verleger, welcher deswegen das bisherige allgemeine Interesse, welches an dieser Zeitschrift von beiderlei Classen genommen worden ist, voraussetzt, bittet, dafs die ferneren Bestellungen bei ihm bald möglichst gemacht werden möchten, weil das erste Heft des vierten Bandes, oder das dreizehnte der ganzen Folgereihe mit Ende des Januars verschickt und alsdann die Fortsetzung im Anfang jedes Quartals pünktlich besorgt werden wird. Der Preis des Hefts zu 8 Bogen ist 1 fl. 30 kr. rhein. 20 ggr. sächsisch, des Jahrgangs zu 4 Heften —:• 6 fl. Rhein 3 Thlr 8 ggr. sächs.

Heidelberg, den 10. Decemb. 1821.

August Oswald's
Universitats-Buchhandlung.

Bei J. W. Boicke in Berlin ist erschienen:

Allgemeiner Briefsteller für junge Kaufleute. Von dem Verf. des Berlinischen Briefstellers für das gemeine Leben. Vierte verbesserte und ganz umgearbeitete Auflage. Mit 1 Titelkupfer. Preis 1 Thlr.

Inhalt. Nöthige Briefstellergeschicklichkeit eines Kaufmanns. Eigenschaften des kaufmännischen Briefstyls. Vorkenntnisse zur kaufmännischen Korrespondenzführung. Klugheitsregeln, welche dabei zu beobachten sind. Hülfsmittel zu kaufmännischen Aufsätzen. Einladungsschreiben, Vertragsbriefe, Bestellungsbriefe, Berichtschreiben, Avisobriefe, Speditionsbriefe, Frachtbriefe u. Seebriefe. Briefe verschiedenen Inhalts. Von Wechseln. Theorie der Wechsel. Kraft der Wechsel. Rechtskräftige Beschaffenheit derselben. Von den Personen, welche sich auf Wechsel einlassen können. Rechtskräftige Form und Inhalt derselben. Nöthige äussere For-

malitäten. Formalitäten in Absicht der mit den Wechseln vorzunehmenden Handlungen. Von der Acceptation. Von der Präsentation. Vom Aviso. Vom Protestiren. Von der Verfallzeit. Von der Bezahlung der Wechsel. Von dem bei einem Wechsel wesentlich interessirten Personen, und ihren Pflichten, und zwar bei eigenen, gezogenen und negotiirten Wechseln. Verbindlichkeiten der Interressenten. Von den Mitteln, sich bei einem Wechsel sicher zu stellen. Sicherheitsregeln bei verlohrnen Wechseln. Vom Indossiren. Vom Regreſs. Von den Mitteln den Regreſs geltend zu machen. Von der Wechselklage. Beispiele von eigenen gezogenen und von Wechseln in fremden Sprachen. Von Assignationen, Obligationen, Verschreibungen und Schuldscheinen. Nacherinnerungen. Von Vergleichen, Verträgen, Contracten u. s. w. Species Facti und Parrere. Von Vollmachten oder Procura. Empfangsscheine und Quittungen, Zeugnisse und Abschiede. Beispiele von Ein- und Verkaufs- Rechnungen.

Ferner ist bei demselben erschienen:

Von Valentini, General, Abhandlung über den Krieg, in Beziehung auf grosse Operationen; mit Rücksicht auf die neuern Kriege. Erster Band. Mit 24 Planen. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Von Valentini, General, die Lehre vom Krieg. Zweiter Theil. Der Krieg im Grossen. Mit 24 Planen. gr. 8. Preis 5 Thlr. 12 ggr.

Inhalt: Einleitung I. 1. *Erklärungen und Beschreibungen vom Kriege.* 2. Operationslinie und Basis. 3. Von der Armee, und der Schlachtordnung. *II. Stellungen und Vertheidigungslinien.* 1. Erklärungen und Regeln. 2. Stellungs oder Lagerkunst. 3. Ursprung des Cordonsystems und Periode desselben. 4. Stellungen in den neuern Kriegen. 5. Lager und Quartiere. 6. Uebergang über Ströme und Flüsse. *III. Von Märschen und Operationen.* 1. Allgemeine Regeln. 2. Märsche vorwärts. 3. Rückzüge. 4. Pflichten der Avant- und Arrier-Garde bei dem Marsche und den Operationen einer Armee. 5. Seiten oder Flankenmärsche. 6. Fälle, wo man nur in einer Colonne marschiren kann. 7. Marschlager. 8. Marschquartiere. 9. Verpflegung auf dem Marsch. 10. Marsch des Convoys. 11. Märsche und Operationen nach Raum und Zeit. *IV. Von Schlachten und Operationen.* 1. Frühere Periode. Friedrich der Grosse. 2. Der Revolutionskrieg und Napoleon Bonaparte. 3. Blücher und Wellington. 4. Resultate. 5. Schlachten und Operationen nach ihrem Zweck. Beide Theile kosten 9 fl.

So eben ist erschienen und bei mir zu haben:

Chrestomathia Sanscrita, quam in usum Tironum versione, expositione, tabulis grammaticis etc. illustratam edidit Othm. Frank. Pars altera. 4maj. Monachii 1821.

Dieser 2te Theil, der gleich dem ersten lithographirt ist, liefert ferner Auszüge aus den ältesten Originalwerken der Hindus in devanagari Schrift, nebst beigefügter lateinischer Uebersetzung. Der Netto-Preis ist 9 fl.; der Ladenpreis richtet sich nach der geringeren oder weite-

ren Entfernung von München. Vom 1sten Theile dieses höchst wichtigen Werkes sind ebenfalls Exemplare bei mir zu haben.

München im October 1821.

E. A. Fleischmann.

Durch alle Buchhandlungen ist zubestellen:

Deutsch-Hebräisches Handwörterbuch, vorzüglich mit Berücksichtigung des neutestamentlichen Sprachgebrauchs, ausgearbeitet von Dr. *Joh. Fr. Schröder.*

In einigen Wochen wird der Druck dieses von dem Verf. schon in der Vorrede zu seinem in meinem Verlage erschienenen hebr. Uebungsbuche angekündigten Werkes beginnen. Ein von mir zuvor gratis ausgegebener Probebogen wird jeden Kenner der orientalischen Litteratur in den Stand setzen, über die hohe Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieses Buches zu urtheilen, welches auch für die Erklärung des N. T. dem Sprachforscher so manche Parallele darbieten dürfte, da es den ganzen Schatz der hebr Sprache, mit Ausnahme der nur in einzelnen, und noch dazu zweifelhaften, anomalischen Wortbildungen vorkommenden Ausdrücke, enthalten wird. — Diese vorläufige Nachricht glaubte ich den Kennern und Verehrern der orientalischen Litteratur schuldig zu seyn.

Im September ist bei mir erschienen und versandt worden:

Medicorum graecorum opera, quae exstant. Editionem curavit Dr. C. G. Kühn. Vol. II. contin. Claud. Galeni. Tom II. 8 maj *5 Thlr.*

Der Druck des dritten Bandes ist schon so weit vorgerückt, daſs er im Januar 1822 fertig seyn wird. Der Pränumerationspreis 1 Thlr. 8 gr. sächs. für das Alphabet bleibt bis Ostern offen.

Leipzig im October 1821.

Carl Cnobloch.

Anzeige für Prediger.

Von des kürzlich verstorbenen Ober-Consistorial-Rath Bails Archiv für die Pastoralwissenschaft, theoretischen und praktischen Inhalts ist nunmehro auch der dritte Band in der Darnmann'schen Buchhandlung zu Züllichau erschienen und fur 1 Thlr. 12 gr. in allen deutschen Buchhandlungen zu haben — sämmtliche 3 Bände kosten 4 Thlr.

Die Herrn Consistorialräthe C. F. Brescius und Dr. P. L. Muzel so wie der Herr Superintendent Dr. C. W. Spieker zu Frankfurt a/M. haben sich auf den Antrag der Verlagshandlung, zur Fortsetzung dieses nützlichen Werks vereinigt und soll der 4te Bd. oder 1er Bd. des neuen Archivs zur künftigen Jubilate-Messe erscheinen.

Das Register über den ganzen Jahrgang 1821 der Heidelberger Jahrbücher der Literatur wird nächstens nachgeliefert.

Inhalt des zwölften Heftes.

Seite

1. *Haller, C. L. v.*, Schreiben an seine Familie, mit Beleuchtungen von *H. E. G. Paulus.*
2. Sendschreiben d. Hrn. *v. Haller* geprüft *v. Krug.*
3. Der Uebertritt d. Hrn. v. Haller z. kath. Kirche, von *D. H. G. Tzschirner.* — 1145 — 11[illegible]
4. *Leonhard, K. C. v*, Handb. d. Oryktognosie — 1163 — 11[illegible]
5. *Kreysig, Dr. Fr. Ludw.*, die Krankheiten des Herzens. 3 Thle. v. *Hohnbaum.* — 1166 — 11[illegible]
6. *Eckerle, W. W.*, Naturlehre — 11[illegible]
7. *Hoffmann, E. F. A.*, die Serapionsbrüder. 4r Bd. — 1184 — 11[illegible]
8. *Schmitz, Dr. B.*, neue latein. Sprachlehre — 1188 — 11[illegible]
9. *Bugge, E. J.*, Vorschule z. lat. Sprachunterr. — 1191 — 11[illegible]
10. *Dittmar, S. G.*, das erhabenste d. Natur u. Kunst etc. — 11[illegible]
11. Tristan, herausgegeben von *E. v. Groote.* v. Mone — 1193 — 12[illegible] (wird auch besonders ausgegeben.)
12. *Kotzebue, O. v.*, Entdeckungsreise in die Südsee u. n. d. Beringsstrasse. 3 Bde. — 1215 — 12[illegible]
13. *Cornelia*, Taschenbuch für deutsche Frauen, für 1822. von *A. Schreiber.* — 1227 — 1[illegible]
14. *Minerva*, Taschenbuch f. 1822. 14r Jahrg — 1228 — 12[illegible]
15. Taschenbuch f. d. Jahr 1822., der Liebe u. Freundschaft gewidmet. — 1230 — 1[illegible]
16. Taschenbuch, rheinisches, f. d. J. 1822. — 1231 — [illegible]
17. Rheinblüthen, Taschenb. f. 1822. — 1232 — [illegible]
18. Taschenbuch, Offenbacher, f. d. J. 1822. — [illegible]
19. Almanach dramat. Spiele etc., angef. v. *A. v. Kotzebue*, fortges. v. Mehreren. 20r Jahrg. — 1233 — [illegible]
20. Taschenbuch z. ges. Vergnügen a. d. J. 1822. — 1235 — [illegible]
21. Frauentaschenbuch f. d. J. 1822. — 1236 — [illegible]
22. Taschenbuch f. Damen a. d. J. 1822. — 1237 — [illegible]
23. Urania, Taschenbuch f. 1822. — 1239 — [illegible]
24. Nordischer Musenalmanach f. 1822, herausgegeben von *Winfried.* — [illegible]
25. Penelope. Taschenbuch f. d. J. 1822; herausgegeb. v. *Th. Hell.* 11r Jahrg. — 1241 — [illegible]
26. Allgemeiner deutscher Theater-Almanach f. d. J. 1822, herausgegeben von *A. Klingemann.* — 1242 — [illegible]
27. *Fridericus Osann, Philemonis Grammatici quae supersunt.* — 1243 — [illegible]
28. *Haas, A. A.*, Chemisch-agronomische Untersuchungen über den Werth verschied. Futtergräser. — 1246 — [illegible]
29. *Feiler, Joh. Dr.*, Handbuch der Diätetik. — [illegible]

als Beilage:

Paulina. Von *Dr. Sickler.*

Intelligenz-Blatt Nro. X.

Heidelberg, gedruckt bei J. M. Gutmann, Universitäts-Buchdrucker







